





Ausführliche

# deutsche Grammatik

als

## Kommentar der Schulgrammatik.

Von

**Dr. Karl Ferdinand Becker.**

**Erster Band.**

---

Zweite neubearbeitete Ausgabe.

---

Frankfurt am Main.

Verlag von G. F. Kettembeil.

**1842.**

Druck von Aug. Osterrieth
in Frankfurt a. M.

# Vorrede
## zur zweiten Auflage.

---

Seitdem die erste Auflage der „ausführlichen deutschen Grammatik" erschienen ist, hat der Verfasser die „Schulgrammatik der deutschen Sprache" und den „Organism der Sprache" neu bearbeitet. Die durch diese neuen Bearbeitungen veranlaßten Untersuchungen haben zu Resultaten geführt, welche die ganze Entwickelung der Sprache in ein helleres Licht setzen: diese Resultate mußten nun auch der ausführlichen deutschen Grammatik zu Gute kommen, und haben einige Abänderungen derselben sowol in dem Inhalte als in der Anordnung herbeigeführt. Die Lehre von den Beziehungen überhaupt, insbesondere von den Modus, und die Lehre von der Zusammensetzung, von dem Adjektiv und dem Adverb, von dem attributiven und dem objektiven Satzverhältnisse, besonders aber die Lehre von dem zusammengesetzten Satze hat durch die neue Bearbeitung größere Bestimmtheit und Klarheit gewonnen; auch in den übrigen Theilen der Grammatik wird man die Feile nicht verkennen. Da die ausführliche Grammatik als Kommentar zur Schulgrammatik dienen soll; so mußte auch die Vertheilung und Anordnung des Stoffes der Paragraphenfolge der Schulgrammatik angepaßt werden.

Offenbach am Main, im Oktober 1842.

Der Verfasser.

# Vorrede
## zur ersten Auflage.

Nachdem die im Jahre 1829 von dem Verfasser herausgegebene deutsche Grammatik durch die später erschienene Schulgrammatik für den Schulgebrauch entbehrlich geworden, hat er geglaubt dem Wunsche Vieler zu begegnen, indem er statt einer neuen Auflage der Ersteren eine ausführliche deutsche Grammatik als Kommentar der Schulgrammatik ausarbeitete. Er übergibt hiermit denen, die an seinen Studien einen näheren Antheil nehmen, die Erste Abtheilung dieser Grammatik, welche die Einleitung und den etymologischen Theil enthält, und er wird die Syntax und Orthographie in der Zweiten Abtheilung bald nachfolgen lassen. Die Schulgrammatik kann vermöge ihrer praktischen Bestimmung nur die Resultate der wissenschaftlichen Forschungen geben, und muß sich darauf beschränken, die tiefer liegenden Gründe der grammatischen Verhältnisse, so wie die historische Entwickelung der grammatischen Formen nur anzudeuten. Der Lehrer wird sich aber bei dem Gebrauche derselben nicht mit selbstkräftiger Freiheit bewegen können, so lange er sich nicht mit der wissenschaftlichen Begründung derselben vertraut gemacht hat. Darum soll diese ausführliche Grammatik vorzüglich dem Lehrer, für den sie zunächst bestimmt ist, die organischen Verhältnisse der Sprache, welche der Schulgrammatik zum Grunde liegen, ausführlicher entwickeln, und ihm zugleich die historischen Thatsachen an die Hand geben, welche ihn in Stand setzen, die grammatischen Formen nach ihrer historischen Entwickelung aufzufassen, und die ihnen in der Schulgrammatik gegebene Bedeutung mit Sicherheit

zu beurtheilen. Der Verfasser hat es um so mehr für zweckmäßig und zugleich für eine Pflicht gehalten, seiner Schulgrammatik einen solchen Kommentar beizugeben, da er in seiner Grammatik einen eigenen von dem seiner Vorgänger verschiedenen Weg eingeschlagen hat, und es nun auch billig ist, daß er denen, die seinen Ansichten ihre Aufmerksamkeit zugewendet haben, und sich mit denselben näher bekannt zu machen wünschen, nach Kräften Genüge leiste. Dieser Kommentar mußte seiner Bestimmung gemäß diejenigen Nachweisungen in sich aufnehmen, welche sich zunächst auf die deutsche Grammatik beziehen; aber Alles ausschließen, was nur für die Sprachforschung überhaupt oder nur für die Etymologie wichtig ist, ohne die Bedeutung der grammatischen Formen aufzuhellen. Der Verfasser hat daher besonders seine Aufmerksamkeit auf die grammatischen Formen der altdeutschen Sprache — die Flexionsformen, den Gebrauch der Formwörter und die syntaktischen Formen — gerichtet; und weil die wahre Gestalt und Bedeutung einer grammatischen Form oft nur durch die Zusammenstellung mit den entsprechenden Formen anderer Sprachen erkannt wird, so hat er, wo es nützlich schien, auch diese zur Vergleichung angeführt. Bei den in den verschiedenen Sprachen genommenen Beispielen sind die besonderen Sprachen durch die Anfangsbuchstaben bezeichnet, nämlich:

| | | | |
|---|---|---|---|
| A. | für angelsächsisch | l. | für lateinisch |
| Ad. | — altdeutsch | Mittelhd. | — mittelhochdeutsch |
| d. | — deutsch | N. | — altnordisch |
| E. | — englisch | Nd. | — niederdeutsch |
| fr. | — französisch | Nl. | — niederländisch |
| G. | — gothisch | Od. | — oberdeutsch |
| It. | — italiänisch | | |

Übrigens ist in dieser Grammatik die ganze Anlage und die Anordnung des Stoffes ganz so, wie in der Schulgrammatik; und dieselbe Paragraphenfolge erleichtert das Nachschlagen und Vergleichen. Was in der Schulgrammatik keiner weiteren Erörterung oder Nachweisung bedarf, ist übergangen oder doch nur leicht berührt. Der Verfasser hat dadurch, daß er den früher bearbeiteten Stoff noch

einmal einer vielseitigen Betrachtung und einer genauen Prüfung unterworfen, für seine Ansicht im Allgemeinen und Besondern vielfältige Bestätigung gewonnen; auch wird es dem aufmerksamen Leser nicht entgehen, daß manche grammatische Verhältnisse schärfer geschieden und bestimmter gefaßt sind, als in der Schulgrammatik, und daß einige unhaltbare Deutungen grammatischer Formen berichtigt sind.

Man kann diejenige Ansicht, von welcher die vorliegende Grammatik ausgeht, zur Unterscheidung von der Ansicht der älteren Grammatik eine neuere nennen, obgleich es sich bei näherer Betrachtung finden dürfte, daß sie den ältesten Grammatikern nicht ganz fremd war. Diese neuere Ansicht wird von denjenigen leicht verstanden, welche von einer unmittelbaren Anschauung der Sprache selbst und der in ihr ausgedrückten Verhältnisse des Gedankens und der Begriffe ausgehen; sie ist aber denjenigen weniger zugänglich, die in den Bestimmungen und in der ganzen Vorstellungsweise der älteren Grammatik mehr oder weniger befangen sind. Überhaupt will sich die neuere Grammatik bei aller Achtung für das aus einer früheren Zeit Überlieferte doch mit der älteren Grammatik nicht vertragen; und einige nach herkömmlicher Weise gemachte Versuche, das Neue mit dem Alten zu verschmelzen, haben keine erfreuliche Resultate gegeben. Es ist für die Auffassung und für das Verständniß dieser Grammatik von Wichtigkeit, daß man den inneren Grund dieser Unverträglichkeit klar erkenne. Dieser liegt nämlich darin, daß die neuere Grammatik nicht bloß irgend einen besonderen Theil der älteren Grammatik, wie etwa die Lehre von der Deklination der Substantiven, von den besondern Zeit- und Modusformen oder von der Unterscheidung der Nebensätze, in einer neuen — entweder an sich richtigeren oder nur für den Unterricht zweckmäßigeren — Fassung darstellen will, sondern daß ihre ganze Richtung und demzufolge die ganze Grundansicht derselben von der der älteren Grammatik verschieden und ihr gewissermaßen entgegengesetzt ist.

Die Grammatik hat überhaupt mit der äußerlichen Betrachtung der Sprache als eines gegebenen Stoffes angefangen und zuerst das Wort nach seinen mannigfaltigen F o r m e n und F o r m ä n d e r u n g e n

aufgefaßt und unterschieden. Sie hat zwar von Anfang an in der Sprache einen Ausdruck des Gedankens und in den besondern Sprachformen Ausdrücke besonderer Verhältnisse des Gedankens und der Begriffe erkannt; und wir finden schon bei den ältesten Grammatikern sehr treffende Andeutungen über diese inneren Verhältnisse: aber überall ist die Grammatik von der Betrachtung des Wortes und der Formen ausgegangen; und die Betrachtung der Bedeutung, nämlich der durch die grammatischen Formen ausgedrückten Verhältnisse des Gedankens und der Begriffe, war der der Form untergeordnet. So ist die Unterscheidung der Begriffe in Begriffe des Seins und Begriffe der Thätigkeit angedeutet in der Unterscheidung des nomen und verbum, durch die nach dem Ausspruche der ältesten Grammatiker Alles ausgedrückt wird, was der Mensch denkt; auch ist in der Unterscheidung der Partikeln gewissermaßen die Unterscheidung der Formwörter angedeutet: aber der Unterschied zwischen Nomen, Verb und Partikel ist überall nach der äußern Form und nicht nach der Bedeutung aufgefaßt; Nomen ist, was deklinirt, Verb, was konjugirt, und Partikel, was nicht flektirt wird. Daher werden im Widerspruche mit der Bedeutung die Adjektiven und Pronomen zum Nomen gezählt. Auch die Unterscheidung der Syntax in die syntaxis congruentiae und syntaxis rectionis geht, obgleich durch Erstere das prädikative und attributive, und durch Letztere das objektive Satzverhältniß angedeutet wird, doch eigentlich von der Unterscheidung der Form aus; und der attributive Genitiv ist daher auch unter die syntaxis rectionis gestellt. Eben so sind die Unterscheidungen des verbum activum, passivum, neutrum, neutropassivum und deponens, wie die Unterscheidungen der Modus- und Zeitformen, in der ältern Grammatik offenbar nicht von der Bedeutung, sondern von der Flexionsform hergenommen. Die Richtung auf die Form tritt endlich besonders in der Terminologie hervor, die meistens, wie z. B. in den Benennungen: Adjektiv, Adverb, Präposition, Apposition, Konjunktiv, nur die äußern Verhältnisse der Form bezeichnet. So ist überall in der ältern Grammatik die Bedeutung der Form untergeordnet; und nicht die Bedeutung, sondern die

Form ist die eigentliche Grundlage des ganzen Systems. Wo die Form nicht unterschieden ist, unterscheidet sie daher auch nicht die Bedeutung; sie unterscheidet z. B. nicht zwischen adverbialen Begriffswörtern und Formwörtern: und wo die Form unterschieden ist, wie z. B. bei den Kasus- und Modusformen, da fehlt ihr eine klare und bestimmte Unterscheidung der Bedeutung. Sie hat daher auch immer vorzugsweise die etymologische Seite — die Unterschiede und den Wandel der Formen — bearbeitet; und die Syntax, die uns die Bedeutung der Sprachformen aufschließen und eigentlich Anfang und Ende der ganzen Grammatik sein soll, ist überall sehr dürftig ausgegangen. Weil sie ferner den Sprachstoff äußerlich und als vereinzelte Dinge auffaßt; so läßt sie die Sprachgebilde nicht durch eine organische Entwickelung des Mannigfaltigen aus einer Einheit, sondern gleichsam durch mechanische Zusammensetzung zu Stande kommen: so setzt sie z. B. Laute oder gar Buchstaben zu Silben, Silben zu Wörtern und Wörter zu Sätzen, und eben so von dem reflektirenden Verstande unterschiedene Besonderheiten unserer Vorstellungen — sogenannte Merkmale — zu Begriffen und Begriffe zu Gedanken zusammen. Weil endlich die Sprachformen nur vermittelst ihrer Bedeutung einen gemeinsamen Vereinigungspunkt in dem Satze finden, so suchen wir in der ältern Grammatik vergebens eine innere Verbindung aller Theile zu einem organischen System, in welchem alles Besondere in seinen innern Beziehungen zu einander und zu dem Ganzen aufgefaßt, und durch diese Beziehungen wahrhaft verstanden würde; und es mangelt ihr die wissenschaftliche Form. Es ist schwer zu erklären, warum die Grammatik so viele Jahrhunderte gewissermaßen bei der äußerlichen Betrachtung der Formen stehen geblieben, und sich nicht zu einer mehr geistigen den Stoff durchgreifend belebenden Auffassung erhoben hat, indeß andere Doktrinen, die ebenfalls zuerst von der äußerlichen Betrachtung ihres Gegenstandes ausgegangen, bald die inneren und lebendigen Beziehungen der Dinge erfaßt und begriffen haben. Vielleicht läßt sich dieses Stehenbleiben bei der Betrachtung der Formen zum Theile daraus erklären, daß die Grammatik sich lange Zeit fast ausschließlich mit fremden Sprachen

beschäftigt hat, welche der einmal auf die Formen gerichteten Betrachtung reichliche Nahrung gaben, und das Verständniß der Formen nicht so nahe legten, als die Muttersprache. Aber früher oder später mußte die Grammatik von der Betrachtung des Wortes zu der Betrachtung des Gedankens übergehen, der in dem Worte und in den Formen des Wortes in die Erscheinung tritt. Dieser Übergang ist bei uns durch die Richtung der deutschen Wissenschaft überhaupt, und selbst dadurch vorbereitet und herbeigeführt worden, daß die Betrachtung der Formen in der neuern Zeit in dem weitesten Umfange und in den mannigfaltigsten Richtungen verfolgt worden.

Obgleich nun die neuere Grammatik durch eine natürliche Entwickelung aus der älteren hervorgegangen ist; so ist doch ihre ganze Richtung von der der älteren Grammatik verschieden. Weil sie die Sprache überhaupt als den organischen Ausdruck des Gedankens, und alle besondern Sprachformen als Ausdrücke besonderer Verhältnisse des Gedankens und der Begriffe auffaßt; so richtet sie ihre Betrachtung zuerst auf die Verhältnisse des Gedankens und der Begriffe, und demnächst auf die ihnen entsprechenden Ausdrücke in den Sprachformen. Ihre eigentliche Aufgabe ist, die Sprache zu verstehen d. h. jede besondere Sprachform in ihrer wahren Bedeutung aufzufassen; und weil die Muttersprache auf diese Weise unmittelbar, die fremden Sprachen aber nur vermittelst der Muttersprache können wahrhaft verstanden werden, so sucht sie diese Aufgabe zunächst an der Muttersprache zu lösen. Ihr ist nicht, wie der ältern Grammatik, die Form, sondern die Bedeutung die eigentliche Grundlage des ganzen Systems. Das Wort ist ihr der in dem Laute leiblich gewordene Gedanke; und auf gleiche Weise, wie alle Verhältnisse der Begriffe aus dem Gedanken, entwickeln sich ihr zugleich die mannigfaltigen Gebilde der Sprache aus dem Worte. Indem sie auch in dem Vorgange des Denkens eine organische Gesetzlichkeit anerkennt, sieht sie bestimmt geschiedene Verhältnisse des Gedankens und der Begriffe als nothwendig gegebene Verhältnisse, und die ihnen entsprechenden Sprachformen gewissermaßen als nothwendige Formen an: durch eine richtige und genaue Unterscheidung der Ersteren

wird ihr erst eine richtige Unterscheidung und ein wahrhaftes Verständniß der Letzteren möglich. Sie scheidet daher in dem Gedanken zuerst die Begriffe von den Beziehungen der Begriffe; alsdann unterscheidet sie einerseits die Begriffe in Begriffe der Thätigkeit und Begriffe des Seins, und diese, wie jene, wieder in ihre besondern Arten; und andererseits eben so die Beziehungen in Beziehungen der Begriffe untereinander und Beziehungen auf den Sprechenden, und jene, wie diese, in ihre besondern Arten. Indem sie nun so die Bedeutung zur Grundlage des grammatischen Systems macht, indem sie für die unterschiedenen Arten der Begriffe und für die unterschiedenen Arten der Beziehungsverhältnisse die ihnen entsprechenden Formen auffindet, und diese nicht allein nach ihrer äußern Gestalt, sondern vorzüglich nach ihrer Bedeutung auffasset und unterscheidet; wird ihr die ganze Sprache gleichsam durchsichtig. Dadurch, daß die Grammatik von der Betrachtung des in dem Satze ausgedrückten Gedankens ausgeht, und alle besondern Sprachformen aus dem Satze entwickelt, werden zugleich alle Theile derselben mit einander in eine innere Verbindung und in eine lebendige Beziehung gesetzt; und der grammatische Stoff gestaltet sich zu einem natürlichen System, in welchem alles Besondere bestimmt geschieden und zugleich innerlich verbunden ist.

Wenn diese Ansicht wirklich der Natur ihres Gegenstandes entspricht, und wenn sie mehr als die der ältern Grammatik geeignet ist, zu einem wahrhaften Verständnisse der Sprache zu führen; so muß sie nicht nur der Grammatik unserer Muttersprache, sondern auch den Grammatiken der fremden — alten und neuen — Sprachen zur Grundlage dienen, und die neuere Grammatik muß gewissermaßen die Grammatik aller Sprachen werden. Denn die Verhältnisse des Gedankens und der Begriffe sind als organisch nothwendige Verhältnisse allen Sprachen gemein: die Grammatik jeder besondern Sprache hat daher nur diese der fremden mit der Muttersprache gemeinsamen Verhältnisse zu entwickeln, und die ihnen entsprechenden Formen, wie sie entweder mit denen der Muttersprache übereinstimmen oder von ihnen abweichen, nachzuweisen. Der Verfasser hat die Verhältnisse

der in den alten und neuen Sprachen vorhandenen Formen zu den deutschen Formen, in so fern die Bestimmung des vorliegenden Buches es gestattete, angedeutet. So lange die Grammatik die Formen zu ihrer eigentlichen Grundlage machte, konnte eine und dieselbe Grammatik nicht auf diese Weise die Grammatik unterschiedener Sprachen werden, weil die grammatischen Formen nebst dem Wortvorrathe das Unterschiedene der besondern Sprachen ausmachen: aber eine Grammatik, welche die Verhältnisse des Gedankens und der Begriffe zu ihrer Grundlage macht, kann und muß, weil diese Verhältnisse in allen Sprachen dieselben sind, die Grammatik für alle Sprachen sein. Der Verfasser hat sich vielfältig durch Erfahrung von den großen Vortheilen überzeugt, welche die Anwendung der neueren Ansicht bei dem Unterrichte in den alten und neuen Sprachen gewähret; und es ist eine sehr erfreuliche Erscheinung, daß auch Andere schon diese Ansicht bei der lateinischen und griechischen Grammatik in Anwendung gebracht, und daß insbesondere eine in dieser Ansicht durchgeführte und sehr gelungene Bearbeitung der griechischen Grammatik *) die verdiente Anerkennung gefunden hat. Man sieht leicht, daß es für den Sprachunterricht überhaupt nicht nur in Beziehung auf den Aufwand von Zeit und Mühe, sondern auch und vorzüglich in Beziehung auf die durch den Sprachunterricht bezweckte intellektuelle Entwickelung ein nicht zu berechnender Gewinn sein wird, wenn eine Grammatik, die dem Stoffe nach zwar verschieden, aber in der Form und in der ganzen Weise der Auffassung mit der der Muttersprache Eine und dieselbe ist, als die Grammatik aller andern Sprachen gebraucht wird, und der Schüler nicht mehr, wie bisher, gezwungen wird, nacheinander oder zu gleicher Zeit mehrere Grammatiken einzulernen, die in Fassung und Darstellung gänzlich von einander verschieden und zum Theile einander entgegengesetzt sind, und daher den Geist verwirren müssen.

Der Verfasser hat in der Vorrede zu der deutschen Grammatik (v. Jahr 1829) und in einer kleinen Schrift Über die

---

*) R. Kühner ausführliche Gramm. d. griech. Sprache. Hannover 1834.

Methode des Unterrichtes in der deutschen Sprache (v. J. 1833) angedeutet, wie die Methode des Unterrichtes bei dem Gebrauche der neuern Grammatik der Richtung derselben entsprechen müsse. So sehr der Verfasser die Verdienste anerkennt, welche sich die Pädagogen der neuern Zeit um den Unterricht in den Volksschulen durch die Ausbildung der Methode erworben haben; so scheint es ihm doch, daß hierin das rechte Maß überschritten wird, wenn man überhaupt seine Aufmerksamkeit mehr auf die Methode, als auf eine wahrhafte Erkenntniß des Lehrstoffes richtet, und wenn man durch eine möglichst weit getriebene Zerlegung und Versinnlichung des Lehrstoffes den Schüler aller selbstkräftigen Geistesanstrengung überheben will. Ist es doch mit der geistigen Nahrung ganz so, wie mit der leiblichen: diese muß, wenn sie gedeihen soll, eine gesunde Nahrung sein und von dem, der sie nimmt, verdauet werden. Man mag schwer verdauliche Nahrungsmittel durch künstliche Zubereitung leichter verdaulich machen; aber man darf sie nicht zersetzen. Ein besonderer Nachtheil der zersetzenden Methode liegt darin, daß bei der Zerlegung des Lehrstoffes in seine letzten Elemente die Beziehung des Theiles zu dem Ganzen und des Besondern zu dem Allgemeinen, ohne welche eine wahrhafte Erkenntniß des Besondern nicht möglich ist, für die Auffassung verloren geht: und diese Zersetzung ist besonders bei dem grammatischen Unterrichte auf alle Weise zu vermeiden. Die Theilnahme an der grammatischen Ansicht des Verfassers hat sich auf eine für ihn sehr erfreuliche Weise besonders auch darin kund gethan, daß man sich von mehreren Seiten bemühet hat, der Grammatik für den Gebrauch in Volks- und Bürgerschulen eine mehr populäre Fassung zu geben. Man hat dabei jedoch den Einen Punkt, auf den hier Alles ankömmt, und auf den der Verfasser bei der Abfassung seines Leitfadens vorzüglich sein Augenmerk gerichtet hat, meistens zu wenig beachtet. Da die Methode nämlich sich dem Lehrstoffe anschließen oder vielmehr aus dem Lehrstoffe selbst hervorgehen muß; und da, wie oben bemerkt worden, die Verhältnisse des Gedankens und der Begriffe die Grundlage der ganzen Grammatik ausmachen: so hängt Alles davon ab, daß diese Verhältnisse dem

Schüler zur unmittelbaren Anschauung gebracht werden. Der Schüler versteht eine grammatische Form z. B. einen Kasus erst dann, wenn er das ihr entsprechende Begriffsverhältniß — die besondere Art, wie der Prädikatsbegriff durch den Begriff des Objektes ergänzt wird — in seinem eigenen Denken angeschauet und unterschieden hat. Diese innere Anschauung erklärt, wie eine äußere, eigentlich sich selbst. Popularisirende Erklärungen können diese unmittelbare Anschauung nicht ersetzen, aber wol das Verständniß erschweren. Die Grammatik wird daher in den Volksschulen nicht nur für den Sprachunterricht, sondern auch für die intellektuelle Bildung erst dann fruchtbar werden, wenn die Lehrer mit dem Sinne derselben vollkommen vertraut sind, und die Verhältnisse der Sprache nicht mehr als künstlich zusammengesetzte, sondern als mit dem Vorgange des Denkens gegebene und in ihm anzuschauende Verhältnisse auffassen.

Man hat es immer, und vorzüglich in der neueren Zeit gewissermaßen als eine Ehrensache der deutschen Grammatik angesehen, daß sie eine deutsche Terminologie haben müsse; und die Grammatiken der neuen Zeit haben sich in Versuchen deutscher Terminologien erschöpft: aber der Gebrauch derselben blieb meistens auf den Kreis derjenigen Grammatiken beschränkt, aus welchen sie hervorgegangen waren. Dies hätte längst auf die Vermuthung führen können, daß der allgemeinen Einführung einer deutschen Terminologie überhaupt innere Gründe entgegenstehen müssen; und es ist wol an der Zeit, sich über diesen Gegenstand eine bestimmte und klare Ansicht zu bilden. Die deutsche Sprache ist gewiß eben so sehr, und vermöge der größeren Freiheit in der Zusammensetzung der Wörter noch mehr zur Bildung einer grammatischen Terminologie geeignet, als die lateinische: aber es ist eine ganz andere Frage, ob man durch eine neugeschaffene deutsche Terminologie die ältere, die seit Jahrhunderten nicht nur in der deutschen, sondern auch in den andern — alten und neuen — Sprachen allgemein gebraucht worden, aus dem wohlerworbenen Besitzstande verdrängen könne und solle. Wenn man es könnte, so würden die dadurch etwa erzielten Vortheile schon durch

den Nachtheil aufgewogen, daß der in der deutschen Grammatik unterrichtete Schüler, wenn er eine fremde Sprache lernen soll, eine neue Terminologie einlernen müßte. Aber man hat die Vortheile einer deutschen Terminologie wol zu hoch angeschlagen; und einer allgemeinen Aufnahme derselben stehen bei uns unüberwindliche Hindernisse im Wege. Die durch die Terminologie zu bezeichnenden Begriffe, wie z. B. der des Adjektivs, des Adverbs, des Genitivs oder Dativs, sind nämlich ihrer Natur nach größtentheils so zusammengesetzt, daß die wesentliche Bedeutung nicht durch *Ein Wort ausgedrückt*, sondern nur nach irgend einer Beziehung eigentlich *bezeichnet* werden kann. Auch haben die alten Grammatiker wol nicht daran gedacht, durch die Benennungen: *Genitiv*, *Dativ*, *Akkusativ*, *Optativ*, *Adverb*, *Präposition* u. s. f. die wesentliche Bedeutung der grammatischen Formen *auszudrücken*, sondern sie wollten nur die grammatische Form durch einen konventionellen Namen bezeichnen und unterscheiden; und diesen nahmen sie von irgend einer Besonderheit her, die ihnen entweder in der Bedeutung, wie bei den Kasus, oder in den äußern Verhältnissen der Form, wie bei dem Adverb und der Präposition, hervorstechend schien. Es waren oft ganz zufällige Verhältnisse, von denen die Benennungen hergenommen wurden; und sie haben daher eine durchaus *konventionelle* Geltung. Die Neuern gehen nun zwar darauf aus, durch die Benennungen die wesentliche Bedeutung der Formen auszudrücken; aber dies wird ihnen eben so wenig gelingen, als den Alten: denn wenn man auch voraussetzen will, was man wol nicht voraussetzen kann, daß die wesentliche Bedeutung aller grammatischen Formen wahrhaft erkannt sei; so werden doch die Benennungen den Begriff derselben, weil dieser meistens ein zusammengesetzter ist, immer nur bezeichnen und nicht eigentlich ausdrücken; und sie werden ebenfalls nur eine konventionelle Geltung haben. Und wenn es auch gelingen sollte, im Einzelnen Benennungen zu finden, welche den Begriff wirklich *ausdrücken*, so wäre dadurch sehr wenig gewonnen, so lange nicht eine Terminologie gebildet würde, welche auf eine durchgreifende Weise *alle* grammatischen Formen nach ihrer wesentlichen Bedeutung

bezeichnet. Man irret daher sehr, wenn man glaubt, dem Schüler mit der Benennung zugleich den eigentlichen Begriff der Formen geben zu können. Deutsche Benennungen, wie z. B. Beiwort, Vorwort, müssen sogar gerade dadurch, daß sie nicht die wesentliche Bedeutung der Form, sondern nur irgend eine Besonderheit derselben ausdrücken, das wahrhafte Verständniß mehr oder weniger trüben; indeß die lateinischen Benennungen z. B. Adjektiv, Präposition für die Auffassung des deutschen Schülers, der ihre Bedeutung nicht versteht, auf keine Weise störend sind, weil sie von ihm als konventionelle Benennungen ihm bekannter Begriffe aufgefaßt werden. Auch wird jeder Grammatiker, der es unternimmt, eine deutsche Terminologie zu schaffen, die Benennungen von solchen Beziehungen der Formen hernehmen, die er nach seiner individuellen Ansicht als die wesentlichsten auffaßt. So lange wir uns aber nicht, was der Himmel verhüten wird, in Sachen der Grammatik den Aussprüchen einer obersten Autorität unterwerfen müssen, läßt sich nicht erwarten, daß eine aus einer individuellen und darum wandelbaren Ansicht hervorgegangene Terminologie, auch wenn sie mit vorzüglichem Glücke gebildet wäre, allgemeine Aufnahme finde. Für die Beibehaltung der lateinischen Terminologie spricht insbesondere die größere Leichtigkeit, mit welcher sich die Grammatik in ihr bewegt. Es lassen sich nämlich von den substantivischen Benennungen z. B. Substantiv, Pronom, leicht adjektivische und adverbiale Formen, wie substantivisch, pronominal, bilden, deren Nachbildung bei deutschen Benennungen das Sprachgefühl verletzt. Auch manche Zusammensetzungen, wie Verbalsubstantiv, Adjektivpronom, Adverbialpronom, die bei fremden Wörtern weniger anstößig sind, würden bei deutschen Wörtern unerträglich sein.

Die Gründe, welche für die Beibehaltung der lateinischen Terminologie überhaupt sprechen, gelten im Allgemeinen auch für die Grammatik der Volksschulen. Weil man jedoch hier nicht auf die Grammatik der fremden Sprachen Rücksicht zu nehmen hat, und weil es hier besonders wünschenswerth ist, daß die Benennungen leicht behaltlich seien und zugleich so viel, als möglich, die Bedeutung

der Formen bezeichnen; so hat man in den für die Volksschulen bestimmten Lehrbüchern überall deutsche Benennungen aufgenommen. Aber fast jedes Lehrbuch hat seine eigene Terminologie; und so herrscht in den Lehrbüchern für die Volksschulen eine höchst störende Verwirrung, die in demselben Maße zunimmt, wie Unberufene sich mit der Abfassung popularisirender Lehrbücher befassen. Soll es einmal dahin kommen, daß eine deutsche Terminologie für die Volksschulen eine allgemeine Anerkennung und Aufnahme finde, so kann es nur dadurch geschehen, daß man sich zuvörderst über die Requisite einer deutschen Terminologie verständiget, und nach diesen bestimmte und durchgreifende Gesetze für die Bildung der grammatischen Benennungen aufstellt. Das erste Requisit einer deutschen Terminologie ist, daß die Benennungen, so viel es nach der Natur der Sache möglich ist, die Bedeutung der Formen nach ihren wesentlichen Verhältnissen andeuten. Verwerflich sind in dieser Hinsicht die meisten Benennungen, die nur aus der lateinischen Terminologie übersetzt sind, weil diese meistens, wie: Beiwort (Adjectivum), Nebenwort (Adverbium), Vorwort (Praepositio), Zeugeendung (Genitivus), Gebeendung (Dativus), von zufälligen Verhältnissen der Formen hergenommen sind. Eben so sind diejenigen Benennungen verwerflich, die von einer irrigen Auffassung der grammatischen Verhältnisse ausgehen, wie: kaum vergangene, völlig vergangene und längst vergangene Zeit (Tempus imperfectum, perfectum und plusquamperfectum), Hauptwort (Substantivum) u. m. A. Nicht angemessen sind in dieser Hinsicht: zielendes und zielloses Zeitwort statt: transitives und intransitives Verb, weil auch viele Intransitiven ein ergänzendes Objekt (Ziel) fordern. Dasselbe gilt vom Ergänzfall statt: Genitiv, weil auch die andern Kasus ergänzen. Ein zweites Requisit ist, daß die Benennungen den Begriff auf eine bestimmte Weise bezeichnen, und nicht neben der grammatischen Bedeutung zugleich eine andere Bedeutung haben, die sich bei dem grammatischen Gebrauche störend einmischen kann. Zu unbestimmt sind z. B. Verhältnißwort (Präposition), Umstandswort (Adverb), Zielfall (Akkusativ), Zweckfall (Dativ); und bei Benennungen, wie: Name

(Substantiv), Wort (Verb), Fall (Kasus), wird ihre nicht grammatische Bedeutung leicht störend. Zusammensetzungen, wie: Dingname, Zeitwort, Fallform, sind in dieser Hinsicht einfachen Wörtern vorzuziehen. Man soll jedoch Afterformen und überhaupt solche Formen vermeiden, welche dem Sprachgefühle widerstreben z. B. Fragefürwort, Bezugfürwort, Besitzfürwort, statt deren man besser: Fragewort, Bezugwort und Besitzwort gebraucht. Auch sind Zusammensetzungen, wie z. B. Personenwort, Unterscheidungswort, Bezugwort, weil sie die Einheit des Begriffes bezeichnen, den unbequemen aus zwei Wörtern bestehenden Benennungen, wie z. B. persönliches Fürwort, hinweisendes Fürwort, bezügliches Fürwort, vorzuziehen. Endlich sollen die Benennungen leicht verständlich und leicht behaltlich sein. Verwerflich sind auch in dieser Hinsicht alle Afterformen; verwerflich sind ferner die numerischen Bezeichnungen, wie: erster, zweiter, dritter Fall (Nominativ, Genitiv, Dativ), weil — nicht zu gedenken, daß die Kasus in der herkömmlichen Folge nicht naturgemäß geordnet sind — die Zahl keinen Begriff gibt, und daher auch nicht leicht in dem Gedächtnisse haftet. Es ist insbesondere darauf zu achten, daß das gleiche Verhältniß derjenigen grammatischen Begriffe, welche in der Grammatik nebeneinander gestellt sind, auch durch eine gewisse Gleichförmigkeit der Benennungen angedeutet werde. Dieses kann leicht geschehen, wenn man Zusammensetzungen gebraucht und z. B. die Wortarten durch Zusammensetzungen mit Wort (Dingwort, Zeitwort, Fürwort, Richtungswort u. s. f.), und die Arten der Substantiven durch Zusammensetzungen mit Name (Personenname, Sachname, Stoffname u. s. f.) bezeichnet. Dadurch wird dem Schüler die Auffassung der Begriffe selbst und ihres Verhältnisses zu einander erleichtert, und die Benennungen prägen sich leichter seinem Gedächtnisse ein.

Der Verfasser muß sich hier darauf beschränken, die Verhältnisse, in denen seine Grammatik zu der ältern und zu den Grammatiken der fremden Sprachen steht, so wie ihre Beziehungen zur Methode und zu der grammatischen Terminologie in einigen flüchtigen Bemerkungen anzudeuten, welche der Leser bei einigem Nachdenken leicht

weiter entwickeln wird. Übrigens muß er um so mehr für die vorliegende Arbeit dieselbe *nachsichtsvolle* Aufnahme, die seinen früheren Arbeiten zu Theile geworden, in Anspruch nehmen, da er immer mehr fühlt, daß in Beziehung auf den ganzen Umfang der zu lösenden Aufgabe das, was bereits gethan ist, sehr wenig ist gegen das, was noch zu thun übrig ist.

*Offenbach* am Main, im Dezember 1835.

*Der Verfasser.*

# Einleitung.

## §. 1.

Man nennt das Leben, in so fern es in den besondern Dingen in die Erscheinung tritt, ein organisches Leben, und diejenige mit dem organischen Leben gegebene Einrichtung eines Dinges, vermöge deren das Leben des Dinges selbst der Grund und zugleich der Zweck seiner Verrichtungen ist, den Organism des Dinges. Man nennt demnach diejenigen Verrichtungen und diejenigen Verhältnisse, welche in dem Leben eines Dinges selbst ihren Grund haben, organische Verrichtungen und organische Verhältnisse. Man bezeichnet ferner die organischen Verrichtungen und die organischen Verhältnisse der Dinge, weil sie in dem Leben der Dinge selbst ihren Grund haben, und mit dem Leben gegeben sind, als nothwendige Verrichtungen und nothwendige Verhältnisse, und unterscheidet sie auf diese Weise von Verrichtungen und Verhältnissen der Dinge, welche in Willkür und Zufall nur einen äußeren Grund haben. Die organischen Verhältnisse der Dinge und ihre Verrichtungen sind unterschieden nach den unterschiedenen Stufen des Lebens und nach der besondern Gestaltung, in welcher das Leben in den besondern Dingen z. B. in der Pflanze, in dem Thiere und in dem Menschen in die Erscheinung tritt; und wir nennen diejenigen Gesetze, nach welchen an einem besondern Dinge mit der besondern Gestaltung seines organischen Lebens bestimmte Erscheinungen und Verrichtungen nothwendig gegeben sind, die organischen Gesetze desselben.

Da nun die menschliche Sprache, wie der Vorgang des Denkens, welcher in der Sprache in die Erscheinung tritt, in dem organischen Leben des Menschen ihren Grund hat, und mit ihm gegeben ist; so ist die Sprache als eine organische Verrichtung des Menschen, und die Verhältnisse der Sprache sind als nothwendige — mit dem Leben des Menschen gegebene — Verhältnisse anzusehen.

Der Umfang der organischen Verrichtungen und die besondere Gestaltung der organischen Verhältnisse ist bei dem Menschen dadurch gegeben, daß er auf der höchsten Stufe alles organischen Lebens sich als eine Einheit eines leiblichen und eines geistigen Lebens darstellt. Wir müssen zwar das geistige Leben als ein solches im Vergleiche mit allem leiblichen Leben als höchst frei denken: in so fern aber das geistige Leben in dem Menschen mit dem leiblichen Leben zu einer organischen Einheit verbunden und durch dieses bedingt ist, in so fern es nur die Eine Seite des menschlichen Organism ausmacht, gehört es ebenfalls in den Kreis des organischen Lebens; und die Verrichtung des Denkens muß als eine organische d. h. als ein Vorgang aufgefaßt werden, der nach bestimmten innern Gesetzen zu Stande kömmt. Dadurch, daß in dem Menschen das geistige Leben mit dem leiblichen Leben zu einer organischen Einheit verbunden ist, ist eine beständige Wechselwirkung zwischen dem Geistigen und Leiblichen nothwendig gegeben. Das Äußere (Leibliche) wird ein Inneres (Geistiges), indem die Sinnenwelt sich zu Begriffen und Gedanken vergeistiget; und das Innere wird wieder ein Äußeres, indem Begriff und Gedanke wieder leiblich werden in dem Worte. Nach der einen Seite wird die Sinnenwelt als roher Stoff von den äußeren Sinnen aufgenommen; und der Geist bemächtigt sich nothwendig des von den Letzteren ihm dargebotenen leiblichen Stoffes und verwandelt ihn durch eine geistige Assimilation in Begriffe und Gedanken, wie das Thier auf einer niedrigern Stufe die Nahrungsmittel durch eine leibliche Assimilation in Fleisch und Blut verwandelt. Nach der andern Seite ist mit der Einrichtung der Sprachorgane die Fähigkeit zu der Hervorbringung der mannigfaltigsten Laute gegeben; und indem die Verrichtung des Denkens selbst unmittelbar die Thätigkeit der Sprachorgane hervorruft, verkörpern sich wieder Gedanken und Begriffe in Lauten — der denkende Geist wird leiblich in der Sprache. — So geht die Sprache *nothwendig* aus der Natur des Menschen als eines denkenden Wesens hervor: der Mensch *spricht*, weil er *denkt*. Mit der Sprache ist zugleich eine Mittheilung der Gedanken gegeben, durch welche der Gedanke des Einzelnen ein Gemeingut der ganzen Gattung werden kann: und so wird die Sprache, welche aus der organischen Natur des Menschen hervorgegangen, wieder ein wesentliches Mittel zu seinem organischen Leben. Denn das organische Leben des Menschen kann sich, in so fern es auch das geistige Leben in sich faßt, nicht als Leben eines Individuums, sondern nur als Leben der Gattung entwickeln: ohne geistige Mittheilung keine geistige Entwickelung *).

*) Über den Ursprung der Sprache handelt ausführlicher: *das Wort in seiner organischen Verwandlung* §. 87 u. flg.

Nach den Gesetzen des organischen menschlichen Lebens verkörpert sich der Gedanke, wie er in dem Geiste sich gestaltet, nothwendig in Wort und Rede; und das Wort wird mit dem Begriffe gleichsam geboren. Indem aber Wort und Rede, wenn einmal in ihnen ein Gedanke in die Erscheinung getreten ist, nun für immer zu bleibenden Ausdrücken desselben Gedankens und derselben Begriffe werden, bildet sich die gesprochene Sprache d. h. die Gesammtheit der überhaupt oder bei einem besondern Volke vorhandenen Wörter und ihrer Formen, in denen die Gesammtheit der überhaupt oder bei einem besondern Volke vorhandenen Begriffe und Begriffsverhältnisse ausgeprägt und niedergelegt ist; und so wird dem Menschen in der gesprochenen Sprache ein Organ, durch welches die Gedanken und Begriffe des Einen leicht auch Andern verständlich und gewissermaßen ein Gemeingut Aller werden. Da das Wort, welches in der Verrichtung des Sprechens nur als eine flüchtige Erscheinung hervortrat, in der gesprochenen Sprache als bleibender Ausdruck des Gedankens festgehalten wird, und da die gesprochene Sprache nur das Produkt der Verrichtung, gleichsam die stätig gewordene Verrichtung selbst ist; so müssen wir auch die gesprochene Sprache in so fern für organisch halten, als die organischen Gesetze und die organischen Verhältnisse der Verrichtung auch die Gesetze und die Verhältnisse der gesprochenen Sprache sind.

Wie der Mensch eine Einheit von Geist und Leib, so ist das Wort und die Sprache die Einheit eines geistigen Elementes — des Begriffes und Gedankens — und eines leiblichen Elementes — des Lautes. — Wir nennen jenes das logische und dieses das phonetische Element der Sprache. Wie die organischen Verhältnisse der phonetischen Seite, welche sich als die Verhältnisse des Wohllautes bezeichnen lassen, mit den organischen Gegensätzen der den Laut bildenden Organe und ihrer Bewegungen gegeben sind, so sind die organischen Verhältnisse der logischen Seite, nämlich die Gestaltung der Begriffe und ihrer Wechselbeziehungen, mit den Formen der geistigen Anschauung gegeben, welche in der eigenthümlichen Natur unseres Denkvermögens ihren Grund haben.

Dadurch, daß wir in der Sprache ein organisches Erzeugniß der menschlichen Natur und in ihren Verhältnissen organische und darum innerlich nothwendige Verhältnisse erkennen, ist uns der Standpunkt gegeben, von welchem aus alle Verhältnisse der Sprache müssen aufgefaßt und begriffen werden; und alle besonderen Formen der Sprache, welche sich bei der historischen Betrachtung derselben darbieten, können nur dann wahrhaft verstanden werden, wenn sie von diesem Standpunkte aus aufgefaßt und gedeutet werden.

Es ist in dieser Hinsicht insbesondere wichtig, daß wir erkennen, daß die Sprache nicht, wie ein Kunstwerk, durch menschlichen Verstand erfunden, und demnächst durch menschliches Nachdenken weiter ausgebildet ist, sondern sich auf organische Weise und mit innerer Nothwendigkeit in dem Menschen entwickelt hat. Man kann demnach nicht annehmen, daß die Sprache uranfänglich aus einem Stoffe, den man als schon früher vorhanden ansehen könnte, zusammengesetzt sei; sondern das gesprochene Wort war uranfänglich Sprache und nichts Anderes als Sprache d. h. der leiblich gewordene Gedanke. Wir sehen zwar, daß in der schon gebildeten Sprache auch Wörter mit Wörtern zusammengesetzt werden; aber diese Zusammensetzung ist ebenfalls nicht das Werk einer die Zweckmäßigkeit berechnenden Reflexion, sondern geschieht auf organische Weise und nach gewissen organischen Gesetzen. Das Wesen aller organischen Entwickelung besteht aber darin, daß sich das Einfache zu einem Mannigfaltigen entfaltet. Da der Mensch ursprünglich ein denkendes Wesen ist; so muß man zwar annehmen, daß auch die Sprache schon bei ihrem ersten Entstehen Sprache d. h. Ausdruck von Gedanken war, und nicht nur Begriffe, sondern auch die Beziehungen der Begriffe ausdrückte. Aber die Sprache hat sich erst allmählich mit dem menschlichen Geiste zu derjenigen Mannigfaltigkeit der Formen entwickelt, welche wir in den ausgebildeten Sprachen wahrnehmen; und wir müssen bei der Betrachtung der Sprache davon ausgehen, daß nicht nur auf der phonetischen Seite die mannigfaltigen Lautverhältnisse und Wortformen, sondern auch auf der logischen Seite die mannigfaltigen Formen der Begriffe und Beziehungsverhältnisse sich auf organische Weise aus wenigen Grundformen entwickelt haben, und daß das Besondere überall nur als eine individualisirte Gestaltung einer Grundform aufzufassen ist, die ursprünglich noch nicht individualisirt war, und darum sich zu mannigfaltigen besondern Formen individualisiren konnte. Dieser Entwickelungsgang tritt uns besonders in dem Wortvorrathe der besondern Sprachen entgegen. Wir sehen hier, wie der unendliche Reichthum von Wörtern sich aus sehr wenigen Wurzelwörtern entwickelt hat, deren jedes sich zu einer Mannigfaltigkeit in Bedeutung und Form unterschiedener Wörter individualisirt hat. Aber es tritt bei einer nähern Betrachtung nicht minder klar hervor, daß sich auch die mannigfaltigen Beziehungsverhältnisse der Begriffe aus wenigen Grundverhältnissen, und die mannigfaltigen grammatischen Formen, in welchen diese Beziehungsverhältnisse ausgedrückt werden, aus wenigen Grundformen entwickelt haben.

Was insbesondere die Entwickelung der Sprache nach der logischen Seite betrifft, so muß man wol annehmen, daß sie gleichen

Schrittes mit der Entwickelung der menschlichen Intelligenz fortgeschritten ist, deren organischer Ausdruck die Sprache ist. Da die Intelligenz sich aber in dem Menschen nur mit der Sprache entwickeln konnte, und eine höhere Stufe geistiger Entwickelung das Vorhandensein der Sprache schon voraussetzt; so konnte die Sprache in dem Anfange ihrer Entwickelung die Verhältnisse der Begriffe und ihrer Wechselbeziehungen nur so in sich aufnehmen und darstellen, wie sie sich auf der niedrigsten Stufe der geistigen Entwickelung gestalteten. Da nun dem Menschen auf dieser Stufe alle Anregung und aller Stoff zum Denken von der Sinnenwelt herkömmt; so konnte die Sprache uranfänglich nur die Begriffe der sinnlich angeschauten Dinge und ihre sinnlich angeschauten Verhältnisse in sich aufnehmen: die von der sinnlichen Anschauung ausgehende Gestaltung der Begriffe und ihrer Verhältnisse wurde so die bleibende Grundlage aller späteren Entwickelung der Sprache nach der logischen Seite; und Begriffe und Verhältnisse der Begriffe, welche wir auf einer höhern Stufe intellektueller Entwickelung nicht mehr als sinnliche und räumliche Begriffe und Verhältnisse auffassen, werden noch jetzt in der Sprache als sinnliche und räumliche Begriffe und Verhältnisse dargestellt. Daher haben die Begriffe und ihre Verhältnisse in der Sprache eine eigenthümliche Fassung, welche uns, die wir auf einer höhern Stufe intellektueller Entwickelung stehen, oft fremd scheint, und von uns nicht immer sogleich verstanden wird. Man muß daher die logischen Verhältnisse der Sprache, wenn man sie wahrhaft verstehen will, nicht von demjenigen Standpunkte der weiter fortgeschrittenen geistigen Entwickelung, auf welchem wir jetzt stehen, sondern von dem Standpunkte der in der sinnlichen Anschauung noch befangenen Intelligenz auffassen und deuten. Die Sprache stellt die Dinge und ihre Verhältnisse nicht dar, wie sie nach unserer jetzigen Vorstellungsweise von dem reflektirenden Verstande aufgefaßt werden, und wie wir glauben, daß sie an sich sind, sondern wie sie zuerst von der sinnlichen Anschauung aufgefaßt und auf den noch sinnlichen Menschen bezogen wurden. Da diejenige Vorstellungsweise, welche der Kindheit des Menschengeschlechtes angehört, noch jetzt in der Sprache als die Grundlage ihrer logischen Entwickelung hervortritt; so ist die Sprache die älteste und zugleich die zuverlässigste Urkunde von der Geschichte des menschlichen Geistes. Wir dürfen darum auch nicht unsere jetzige Vorstellungsweise unbedingt auf die Sprache übertragen, oder sie unbedingt als Gesetzgeberin für die Sprache ansehen wollen; die natürliche und darum oft wahrhaftere Vorstellungsweise, welche sich in der Sprache erhalten hat, kann vielmehr häufig dazu dienen, unsere nur zu oft durch die Reflexion getrübte Vorstellungsweise zu läutern und zu berichtigen.

Da die gesprochene Sprache ein organisches Erzeugniß der menschlichen Natur ist, und das ganze Menschengeschlecht nur Eine natürliche Gattung ausmacht; so sind die Grundverhältnisse aller Sprachen auf der logischen sowol als auf der phonetischen Seite dieselben. Diese allen Sprachen gemeinsamen Grundverhältnisse aus der Idee der Sprache als eines organischen Erzeugnisses der menschlichen Natur zu entwickeln und durch eine vergleichende Zusammenstellung der verschiedenen Sprachen nachzuweisen, ist die Aufgabe der allgemeinen Grammatik. Die Aufgabe der besondern Grammatik ist, die Verhältnisse der besondern Sprache als besondere Gestaltungen jener allgemeinen Grundverhältnisse, und die Wort- und Redeformen der besondern Sprache als besondere Ausdrücke derselben nachzuweisen und auf diese Weise die Bedeutung der in der besondern Sprache vorhandenen Wort- und Redeformen wahrhaft verstehen und ihrer Bedeutung gemäß gebrauchen zu lehren *).

## §. 2.

Der Mensch spricht, weil er denkt. Der Mensch denkt aber, indem er entweder urtheilet oder wünschet, daß ein Ding, das ist (eine Person oder Sache) Etwas thue, oder nicht thue. Man nennt den Akt des menschlichen Geistes, durch welchen der Begriff der Thätigkeit mit dem Begriffe des Dinges zu einem Gedanken verbunden wird d. h. durch welchen die Thätigkeit von dem Dinge ausgesagt (prädizirt) wird, die Aussage, die ausgesagte Thätigkeit das Prädikat, und das Ding, von dem die Thätigkeit ausgesagt wird, das Subjekt. Wir unterscheiden in jedem Gedanken z. B. „Gott schuf den Menschen nach seinem Ebenbilde" die Begriffe von Personen und Sachen (Gott, Mensch, Ebenbild) und von ihren Thätigkeiten (schaffen), welche den Stoff des Gedankens ausmachen; und die Beziehungen des Gedankens und der Begriffe d. h. diejenigen Verhältnisse, in denen der Gedanke zu dem Sprechenden und zu andern Gedanken, und die Begriffe in dem Gedanken zu dem Sprechenden und zu einander stehen. Wir unterscheiden demnach auch in der Sprache die Ausdrücke der Begriffe, welche wir Begriffswörter nennen, und die Ausdrücke der Beziehungen, nämlich die Flexion der Begriffswörter z. B. in: schuf, Mensch-en, Ebenbild-e, und diejenigen Wörter, welche, wie den, nach, sein, nicht Begriffe, sondern Beziehungen der Begriffe ausdrücken, und welche wir, weil sie die Form des Gedankens und seiner Glieder bezeichnen im Gegensatze gegen die Begriffswörter, welche den Stoff des Gedankens ausdrücken, Formwörter nennen.

*) S. Organism der Sprache. Zweite Ausgabe. §. 1 — 12.

Die Sprache drückt überall nur Gedanken aus. Die Begriffe an sich z. B. Gott, schaffen, Mensch, machen aber noch nicht den Gedanken aus: sie werden erst dadurch zu einem Gedanken, daß sie in gewissen Beziehungen gedacht werden z. B.: „Gott schuf den Menschen". Da nun die Grammatik zunächst soll die Sprache verstehen lehren, so betrachtet sie die Begriffe und die Begriffswörter nur, in so fern aus der Wortform die Begriffsform und die etymologische Bedeutung des Wortes begriffen wird: sie beschäftigt sich aber vorzüglich mit den Beziehungen der Gedanken und Begriffe und den Ausdrücken der Beziehungen; und es ist in dieser Hinsicht von der größten Wichtigkeit, daß überall nicht nur die Flexion des Wortes von dem Worte selbst, sondern auch die Formwörter von den Begriffswörtern bestimmt geschieden, und ihre Bedeutung insbesondere genau unterschieden werde.

## §. 3.

Begriffe sind verwandt, wenn sie einen gemeinsamen Inhalt d. h. einen gemeinsamen Wurzelbegriff haben. So sind z. B. die Begriffe Trank, Trunk, Trinker, tränken mit einander verwandt, weil der Begriff trinken der gemeinsame Inhalt dieser Begriffe ist. Begriffe, die nach ihrem Inhalte einander verwandt sind, werden unterschieden nach der besondern Weise und Fassung, in welcher der Wurzelbegriff gedacht wird. So kann z. B. derselbe Wurzelbegriff trinken, welcher den Inhalt von Trank, Trunk u. s. f. ausmacht, auf unterschiedene Weisen gefaßt werden z. B. als eine Thätigkeit oder als ein Sein (ein Ding das ist) z. B. ich trinke und Trank, als Person oder als Sache z. B. Trinker und Getränk, als Konkretum oder als Abstraktum z. B. Trank und Trunk, aktiv oder passiv z. B. trunken und trinkbar, endlich kausativ z. B. tränken. Man nennt die besondere Gestalt, nach welcher derselbe Wurzelbegriff als eine Thätigkeit oder als ein Sein, als Person oder Sache, als Konkretum oder Abstraktum u. s. f. gedacht wird, die Form des Begriffes, und unterscheidet so in dem Begriffe die Art und die Form. Die unterschiedenen Begriffsformen werden in der Sprache bezeichnet durch unterschiedene Wortformen z. B. Trank, Trinker, Getränk u. s. f.: und wie die Beziehungen der Begriffe in den Gedanken als wandelbare Formen derselben durch die Flexion, so werden die Formen der Begriffe an sich als bleibende Formen in der Ableitung durch die Wortformen bezeichnet, welche dem Sprachvorrathe einverleibt werden. In der Ableitung entwickeln sich nämlich aus Einem und demselben Begriffe, den wir den Wurzelbegriff nennen z. B. trinken, nach bestimmten logischen Gesetzen mannigfaltig unterschiedene Begriffsformen, welche wir abgeleitete

Begriffe nennen, und welche nach bestimmten phonetischen Gesetzen durch entsprechende von dem Wurzelworte gebildete Wortformen z. B. Trank, Trinker u. s. f. bezeichnet werden (S. §. 27).

## §. 4.

Alle in der Sprache ausgedrückten Begriffe sind entweder Begriffe einer Thätigkeit, wie z. B. fließen, biegen, decken, bewegen, malen, graben, binden, schlafen, wachen, ruhen, glühen, die entweder ohne Zeitdauer, oder mit einer mehr oder weniger langen Dauer als Zustände, oder als an den Dingen haftende Thätigkeiten, als Eigenschaften gedacht werden; oder Begriffe eines Seins d. h. eines Dinges das ist z. B. Fluß, Floß, Bug, Bogen, Bügel, Dach, Deckel, Wagen, Weg, Mehl, Mühle, Grab, Graben, Band, Bund. Die durch die Verben ausgedrückten Begriffe der Thätigkeit auf der einen Seite und die durch die Substantiven ausgedrückten Begriffe des Seins auf der andern Seite bilden einen Gegensatz, der sich, wie wir weiter unten sehen werden, nicht nur in der Entwickelung der Begriffsformen durch die Ableitung, sondern auch in den syntaktischen Verhältnissen der Rede in mannigfaltigen Gestalten wiederholt, und daher für das Verständniß der Sprache von der größten Wichtigkeit ist.

Da die Begriffe fließen und Fluß, biegen und Bogen, decken und Dach u. s. f. nur unterschiedene Formen eines und desselben Begriffes sind, so fragt sich, ob die Thätigkeitsbegriffe fließen, biegen u. s. f. oder die Begriffe des Seins Fluß, Bogen u. s. f. als die Wurzelbegriffe anzusehen sind (§. 3). Der Gegensatz von Thätigkeit und Sein, welcher sich in der Welt der Begriffe darstellt, entspricht dem Gegensatze von Bewegung und Materie in der uns umgebenden Welt, von welcher dem menschlichen Geiste vermittelst der Sinne zuerst Anregung und Stoff zum Denken gekommen ist. Nach unserer jetzigen Vorstellungsweise sind wir geneigt, in den Dingen das Sein als das Frühere und Selbstständige (Substanz), und die Thätigkeit als das Spätere und Zufällige (Akzidenz) aufzufassen; und diese Ansicht ist auch in der Grammatik früher die herrschende gewesen. Aber der erste Akt des Denkens, wie er sich in der Sprache in dem Urtheile darstellt, ist ein Akt des Erkennens, durch den ein Sein, das Besondere, in eine Thätigkeit, das Allgemeine, aufgenommen, und der Gegensatz von Thätigkeit und Sein zu einer Einheit verbunden wird. Das Besondere, das Sein, kann daher nicht erkannt, und also — da durch den Namen die Erkenntniß des Dinges ausgesprochen wird — nicht genannt werden, ehe es unter eine Thätigkeit gestellt (begriffen) zum Begriffe geworden ist: jeder Begriff des

Seins ist Produkt eines Urtheiles. Auch sind in der Sprache Thatsachen vorhanden, welche sehr bestimmt darauf hinweisen, daß in derjenigen Vorstellungsweise, von welcher die Entwickelung der Sprache ausgegangen, die Dinge gerade in dem entgegengesetzten Sinne aufgefaßt wurden. In der Sprache sind nämlich die Begriffe der Thätigkeit die Wurzelbegriffe, und die Begriffe des Seins sind von den Thätigkeitsbegriffen abgeleitet: die Wurzelwörter z. B. trinken, biegen, binden, decken sind Verben; und von diesen Verben werden durch Ableitung die Substantiven z. B. Trank, Bug, Band, Dach gebildet. Wollte man dagegen einwenden, daß auch die Verben: trinken, biegen u. s. f. wol könnten von den Substantiven: Trank, Bug u. s. w. abgeleitet sein; so wird dieser Einwurf durch die höchst merkwürdige Thatsache beantwortet, daß diejenigen Verben, welche als Wurzelverben anzusehen sind, sich nicht nur in der germanischen, sondern auch in andern verwandten Sprachen durch eine eigenthümliche Flexion von denjenigen Verben unterscheiden, die von Substantiven oder andern Wörtern abgeleitet sind; und so kann im Allgemeinen darüber, ob das Substantiv von dem Verb, oder dieses von jenem abgeleitet ist, kein Zweifel sein.

Man hat jedoch dieser Ansicht mit vielem Scharfsinne eine andere Ansicht entgegengestellt, nach welcher sowol das Substantiv z. B. „Trank", als das Verb: „trinken" Wurzelwörter d. h. koordinirte Formen der höher liegenden eigentlichen Wurzel sein sollen, die man sich als ein Lautgebilde denkt, in welchem Verb und Substantiv noch nicht geschieden sind. Diese ideelle Wurzel soll nun zu einem Wurzelworte werden, indem sie nach der einen Seite Form und Bedeutung eines Verbs, und nach der andern Seite Form und Bedeutung eines Substantivs annimmt; und das Substantiv wäre demnach ebenso, wie das Verb, als ein Wurzelwort anzusehen. Wir müssen nun zwar von dem Standpunkte der Spekulation aus anerkennen, daß es für die Thätigkeit und das Sein eine höhere Einheit geben muß, welche beide in sich begreift und als die Indifferenz von Beiden gedacht werden kann. Aber es ist eine ganz andere Frage, ob diese Einheit der Thätigkeit und des Seins sich in der Sprache in solchen ideellen Wurzeln darstellt. Die lebendige Rede ist die Geburtsstätte des Wortes, wie der Gedanke die Geburtsstätte des Begriffes; jedes Begriffswort mußte daher, als es zuerst gesprochen wurde, Glied eines Gedankens oder Satzes sein, also nothwendig entweder eine Thätigkeit z. B. das Prädikat, oder ein Sein z. B. das Subjekt ausdrücken, und das Wort konnte ursprünglich nur Verb oder Substantiv und nicht eine Indifferenz von Beiden sein. Und wenn uns die Betrachtung der Lautverhältnisse auch darüber im Zweifel läßt, ob das Verb

oder das Substantiv als das Frühere, oder ob beide als einander koordinirt anzusehen seien; so lassen die Begriffsverhältnisse, wie sie sich in der Sprache darstellen, hierüber keinen Zweifel übrig. Wir sehen nämlich überall, wo Verb und Substantiv so nebeneinander stehen, daß man zweifeln könnte, welches von beiden das Frühere und demnach die Wurzel des andern sei, daß der Begriff des Substantivs von dem Begriffe des Verbs abgeleitet ist, und daß der Begriff des Seins den Begriff der Thätigkeit schon voraussetzt. Betrachtet man z. B. die Substantiven: Band, Bund, Bug, Bogen, Weg, Wagen, Grab, Grube, Trank, Schloß, Dach, Floh, Fliege, Schlange, Winde, Schnecke, E. snake (Schlange), neben den Verben: binden, biegen, (be)wegen, graben, trinken, schließen, decken, fliegen, schlingen, winden, A. snican (kriechen): so kann man den Begriff des Substantivs nicht als dem Begriffe des Verbs vorangehend, auch nicht beide als neben einander stehende Formen Eines und desselben höher liegenden Begriffes auffassen; sondern der Begriff des Substantivs setzt nothwendig den Begriff des Verbs schon voraus, indem das Sein immer entweder als Subjekt oder als Objekt einer Thätigkeit gedacht und dargestellt wird, und der Begriff des Seins immer das Produkt eines Urtheiles ist. Dieses Verhältniß der Begriffe läßt sich überall bestimmt nachweisen, wo die Wurzeln noch vorhanden sind, und ihre ursprüngliche Bedeutung nicht unkenntlich geworden. Man könnte z. B. versucht werden, scheren in der jetzt üblichen Bedeutung von Schere abzuleiten: nimmt man aber scheren in der ursprünglichen Bedeutung von schneiden, scheiden, theilen, die in dem angelsächsischen scearan und in bescheren hervortritt; so sieht man sogleich, daß Schere, wie Schar, Scharte und E. short (kurz) nach Begriff und Laut von scheren abgeleitet ist. Man muß es daher als ein allgemeines Gesetz ansehen, daß die Wurzeln der Sprache Verben, und alle Begriffswörter entweder selbst Verben, oder von Verben abgeleitet sind, daß daher alle Begriffe in der Sprache Thätigkeitsbegriffe oder von Thätigkeitsbegriffen abgeleitete Begriffe des Seins sind (S. §. 27).

Wie aber in der uns umgebenden Natur, welche dem Menschen zuerst Stoff und Anregung zum Denken gegeben hat, überall Thätigkeit und Sein zu einer Einheit verbunden sind; so ist auch in der Sprache, als dem Ausdrucke der Gedanken, überall der Begriff der Thätigkeit mit dem Begriffe des Seins zu einer Einheit verbunden: alle Thätigkeit wird als Thätigkeit eines Seins, und alles Sein als Subjekt oder Objekt einer Thätigkeit gedacht und dargestellt. Der ganze Vorgang des Denkens erscheint auf diese Weise in der Sprache als ein solcher, durch welchen die Einheit von Thätigkeit und Sein,

welche sich auf reale Weise in der angeschauten Natur darstellt, auf geistige Weise reproduzirt wird. Die Thätigkeit, als das der realen Welt mit dem Geiste Gemeinsame, wird zunächst von dem Geiste erkannt. Die an sich allgemeine Thätigkeit erscheint aber in der realen Welt immer an die Besonderheit des Seins gebunden und in sie versenkt, und die sinnliche Anschauung, von der die Begriffsentwickelung ausgeht, gibt die realen Dinge als Individuen. Das Individuelle als solches aber kann von dem Geiste nicht unmittelbar aufgenommen werden, sondern dieser strebt seiner Natur gemäß als Vorstellungs- und Denkvermögen darnach, alles Individuelle in ein Allgemeines zurückzuführen. Wären die realen Dinge nun bloß Individuelles, so würde die Assimilation derselben zu Begriffen geradezu unmöglich sein. Aber in allen realen Dingen ist noch das Allgemeine, die Thätigkeit; und das besondere Sein ist die mit sich selbst in einen Gegensatz getretene, durch sich selbst gehemmte Thätigkeit. Der menschliche Geist ergreift zuerst in dem Realen das Allgemeine, die Thätigkeit, und stellt die Besonderheit des Seins unter eine Thätigkeit als unter ein Allgemeines; daher müssen denn auch alle in dem Wortvorrathe der Sprache ausgedrückten Begriffe Artbegriffe sein. Da aber die Thätigkeit in der realen Welt nie als ein Allgemeines, sondern als besondere durch ein Sein individualisirte Thätigkeit erscheint, und das Sein nie als ein Allgemeines, sondern als besonderes durch eine Thätigkeit individualisirtes Sein, Thätigkeit und Sein also immer als auf das innigste mit einander verbunden erscheinen; so ist auch der Sprache der ganz allgemein und unbestimmt gedachte Begriff der Thätigkeit sowol als des Seins eigentlich fremd: in der Sprache tritt jeder Thätigkeitsbegriff als ein in ein bestimmtes Sein, und jeder Begriff des Seins als ein in eine bestimmte Thätigkeit aufgenommener Begriff hervor. Der Begriff der Bewegung als der sinnlich erscheinenden Thätigkeit, den man den Urbegriff nennen kann, stellt sich daher sogleich in seinen Differenzen — Arten — dar, zu denen die verschiedenen Subjekte den Eintheilungsgrund geben. Die Differenzen des Urbegriffes, die wir Kardinalbegriffe nennen, entwickeln sich aber, wie Alles in der Natur, nach Gegensätzen; und so ist der Begriff der Bewegung immer durch die besondere Art des thätigen Seins als Bewegung lebender Wesen — gehen, fliegen, schreiten — und als Bewegung nicht lebender Wesen individualisirt. Die Bewegung der nicht lebenden Wesen scheidet sich aber sogleich wieder in ihre Differenzen als Bewegung des Lichtes — leuchten, glänzen — und des Schalles — lauten, als Bewegung des Wassers — fließen — und der Luft — wehen. Ebenso sind die Thätigkeitsbegriffe: „tönen, klingen, schreien, bellen“ wieder durch besondere Arten des thätigen Seins individualisirte Arten von dem

Begriffe der Schallbewegung (lauten)*). Andererseits tritt der Begriff des Seins in den substantivischen Stämmen als der unbestimmte Begriff eines Seins hervor, welcher durch eine besondere von dem Sein prädizirte Thätigkeit individualisirt ist z. B. Fluß, Dach, Mehl als fließendes, deckendes, gemalenes Sein. Dasselbe Verhältniß findet sich auch bei den Sproßformen. Diese drücken ebenfalls entweder den durch einen besondern Thätigkeitsbegriff individualisirten Begriff eines Seins aus z. B. Schneider, Säugling, oder den durch den Begriff eines besonderen Seins individualisirten Begriff einer Thätigkeit z. B. pflüg-en, fisch-en, ast-ig, dieb-isch (S. §. 45 u. s. f.); und in ihnen treten die zwei Elemente des Begriffes in Stamm und Endung aus einander. Wir ersehen hieraus, daß in der Sprache alle Begriffe entweder als eine durch ein Sein individualisirte Thätigkeit, oder als ein durch eine Thätigkeit individualisirtes Sein gedacht und dargestellt werden; und das Wort Begriff erhält vielleicht die natürlichste Deutung, wenn man es als den Ausdruck des unter einer Thätigkeit begriffenen Seins und der unter einem Sein begriffenen Thätigkeit nimmt. Die Einheit von Thätigkeit und Sein tritt aber auch darin hervor, daß in der lebendigen Sprache jeder Thätigkeitsbegriff auf ein Sein, und jeder Begriff eines Seins auf eine Thätigkeit bezogen wird (S. §. 11), und daß auch auf diese Weise sich in der Einheit des Begriffes und seiner Beziehung die Einheit von Thätigkeit und Sein darstellt.

Wir ersehen aus dieser Betrachtung zugleich, daß man in jedem Begriffe an sich zwei Elemente unterscheiden kann, nämlich den allgemein und unbestimmt gedachten Begriff einer Thätigkeit oder eines Seins und die individualisirende Besonderheit, und daß man außerdem an jedem Begriffe, in so fern er ein bezogener ist, den Begriff selbst und die Beziehung als unterschiedene Elemente auffassen muß. Die organische Gestaltung der Begriffe besteht vorzüglich darin, daß in ihnen diese zwei Elemente zu einer organischen Einheit verbunden sind, und daß Eins dem Andern — das Allgemeine und Unbestimmte der individualisirenden Besonderheit, und die Beziehung dem Begriffe — untergeordnet ist. Die Thätigkeit wird in der Sprache immer als Thätigkeit eines Seins — als von einem Sein prädizirte Thätigkeit — dargestellt. Das Verb als der ursprüngliche Ausdruck der Thätigkeit bezeichnet den Begriff als einen solchen, welchen der Sprechende in der Rede selbst von einem Sein prädizirt; es drückt mit dem prädizirten Begriffe zugleich die Aussage — das prädizirende Urtheil

*) S. das Wort in seiner organischen Verwandlung §. 36. 37. u. flg. und Organism der Sprache. Zweite Ausgabe §. 26.

selbst — aus: und da das prädizirende Urtheil sich in der Sprache immer in den Verhältnissen des Modus und der Zeit- und Personalbeziehung darstellt; so bezeichnet das Verb immer durch die Flexion diese Verhältnisse z. B. „Das Pferd scheu-et" „Das Kind wach-te". Das Adjektiv drückt ebenfalls den prädizirten Begriff der Thätigkeit aus; es unterscheidet sich aber von dem Verb dadurch, daß es nicht zugleich die Aussage — das prädizirende Urtheil — ausdrückt. Es setzt nämlich entweder als attributives Adjektiv das prädizirende Urtheil schon voraus z. B. „das scheue Pferd", oder es drückt als prädikatives Adjektiv die Aussage und die Verhältnisse des Modus und der Zeit- und Personalbeziehung, in denen sich die Aussage darstellt, nicht selbst aus, indem diese durch die Flexion des Formwortes sein ausgedrückt werden z. B. „Das Pferd ist scheu" „Das Kind war wach". Der Unterschied zwischen Verb und Adjektiv ist nicht eigentlich ein Unterschied der Begriffsform, sondern ein Unterschied der Beziehungsform (§. 3). Dasselbe Wort ist bei unverändertem Begriffe Verb oder Adjektiv, je nachdem man ihm die Flexion des Verbs gibt oder nimmt; und das mit dem Formworte sein verbundene Adjektiv ist dem Verb gleichbedeutend z. B. „Er wachte" und „Er war wach". — Die Sprache bezeichnet zwar die an den Dingen haftenden Eigenschaften, wie Gestalt, Größe, Farbe, Geschmack u. s. f. vorzüglich durch Adjektiven, und man hat diese daher als Eigenschaftswörter von den Verben unterschieden. Allein diese Eigenschaften werden in der Sprache nur als haftend gewordene Thätigkeiten dargestellt; denn wir finden neben den Adjektiven überall gleichbedeutende Verben, von denen sie gebildet sind, z. B. dick und deihen, dünn und dehnen, groß und A. grôwan (wachsen), seicht und Ahd. sigan (sinken), stät und stehen, glatt und gleiten, bleich und bleichen, schön und scheinen, dunkel (N. thykr) und decken, bitter und beißen. Auch werden haftende Thätigkeiten häufig durch Verben (§. 4) und nicht haftende Thätigkeiten durch Adjektiven ausgedrückt: Ersteres z. B. in: schlafen, wachen, ruhen, wohnen; Letzteres z. B. in: laut, Mhd. gelf (schreiend), schnell, rasch. Es kann hier nicht davon die Frage sein, ob Begriffe, wie z. B. dick, dünn, seicht, stät, glatt, bleich, dunkel u. s. f. an sich als Thätigkeitsbegriffe anzusehen sind, sondern wie sie in der Sprache ursprünglich gedacht und dargestellt werden. Hierüber kann aber kein Zweifel sein, da wir in allen bekannten Sprachen neben den Adjektiven noch die Verben finden, welche uns die eigentliche Bedeutung der Adjektiven kund thun*). Und wenn auch, wie wir späterhin finden werden, durch das Adjektiv die Thätigkeit mehr in ihrem Gegen-

---

*) S. das Wort in seiner organischen Verwandlung §. 59 u. flg.

satze zu einer andern Thätigkeit hervorgehoben wird, was nicht wol durch das Verb geschehen kann; so sind doch beide Begriffsformen, so fern sie beide eine Thätigkeit bezeichnen, dieselben, und wir stellen daher das Adjektiv nach dem Begriffe neben das Verb und nicht nach der Flexionsform neben das Substantiv.

## §. 5.

Man nennt dasjenige Sein, von welchem die durch ein Verb ausgedrückte Thätigkeit prädizirt wird (§. 4), das Subjekt des Verbs, und jedes Sein, welches auf irgend eine andere Weise auf die Thätigkeit bezogen wird, das Objekt des Verbs z. B. „Er ißt Brod" „Er bedarf des Geldes" „Der Sperling sitzt auf dem Dache". Verben, die den vollen Begriff einer Thätigkeit ohne eine durch ein Objekt zu ergänzende Richtung ausdrücken z. B. „laufen, leuchten, schlafen" werden subjektive Verben genannt. Verben dagegen, welche die Richtung nach oder von einem Objekte dergestalt in sich aufgenommen haben, daß sie ohne den Begriff eines Objektes nicht können gedacht werden, z. B. essen (Brod), bedürfen (Geldes), werden objektive Verben, und das Objekt wird ein ergänzendes Objekt genannt. Die Unterscheidung der subjektiven und objektiven Verben ist besonders für die Syntax höchst wichtig, und verdient daher eine nähere Erörterung.

Da die Wurzeln der Sprache Verben, also Ausdrücke von Thätigkeiten sind, Bewegung aber die sinnliche Erscheinung der Thätigkeit ist; so machen diejenigen Verben, welche die unterschiedenen Arten der Bewegung und insbesondere die Bewegung von Licht, Schall, Luft und Wasser ausdrücken, eine entschiedene Mehrzahl unter den Wurzelverben aus, und alle Wurzelbegriffe lassen sich wol zuletzt aus den Begriffen besonderer Arten von Bewegung herleiten. Die Verben dieser Art, wie z. B. gehen, laufen, springen, leuchten, glänzen, lauten, wehen, fließen, sind subjektive Verben. Sie werden aber objektive Verben, indem ihr Begriff eine Richtung nach oder auch von einem Objekte in sich aufnimmt. Sehr viele Verben haben bei unveränderter Form des Wortes in ihren Begriff eine solche Richtung aufgenommen. Im Indischen haben auf diese Weise manche Wurzelverben der Bedeutung gehen eben so, wie das lateinische eo in: eo Romam, die Bedeutung adire, andere, wie das lateinische venio in: invenio aliquid und das deutsche kommen in: (Etwas) bekommen, die Bedeutung erlangen, andere hingegen die Bedeutung (von Etwas) weggehen angenommen, und sind aus subjektiven Verben zu objektiven Verben geworden. Eben so hat das lateinische cedo, welches ursprünglich, wie noch in: incedo, excedo, gehen be-

deutet, in: cedo tibi die objektive Bedeutung weichen angenommen. Der Übergang der subjektiven in die objektive Bedeutung tritt noch besonders in denjenigen ursprünglich subjektiven Wurzelverben hervor, welche, wie z. B. riechen, schmecken, biegen, brechen, fahren, eine transitive oder eine kausative Bedeutung angenommen haben (S. §. 37). Häufiger aber ist dieser Übergang der Bedeutung durch eine Veränderung in der Form des Verbs, und insbesondere durch die Zusammensetzung der Verben mit Vorsilben und Präpositionen bezeichnet, deren eigentliche Bedeutung gerade darin besteht, daß das Verb in seinen Begriff eine Richtung aufnimmt, und, wenn es für sich ein subjektives Verb ist, zu einem objektiven Verb wird (S. §. 73). So haben wir z. B. von den subjektiven Verben gehen, kommen und stehen die objektiven Verben: begehen (Etwas), ergehen (Einem), entgehen (Einem), angehen (Einen), nachgehen, vorgehen (Einem), übergehen, hintergehen, umgehen (Einen), abgehen (Einem), bekommen (Etwas und Einem), E. become (Einem ziemen), entkommen, zukommen, vorkommen, beikommen, nachkommen, bestehen, verstehen, widerstehen, anstehen, abstehen, zustehen, vorstehen, nachstehen, beistehen u. s. f.*). Zugleich verändern die subjektiven Verben, wenn sie zu objektiven werden, in der Regel ihre ursprüngliche Bedeutung, und drücken Thätigkeiten aus, welche mehr oder weniger als nicht sinnliche Thätigkeiten gedacht werden. Die in sie aufgenommene Richtung ist daher auch nicht mehr als eine rein räumliche Richtung zu denken, sondern bezeichnet meistens nicht sinnliche Thätigkeitsverhältnisse, die aber als räumliche Richtungsverhältnisse dargestellt werden.

Da die Adjektiven in der Begriffsform von den Verben nicht unterschieden sind; so können sie ebenfalls eine durch ein Objekt zu ergänzende Richtung in ihren Begriff aufnehmen; und müssen unterschieden werden in subjektive Adjektiven z. B. groß, klein, dick, dünn, und objektive Adjektiven z. B. ähnlich (Einem), bereit (zu Etwas), zufrieden (mit Etwas), überdrüssig (einer Sache).

Als eine besondere Art der objektiven Verben muß man das transitive Verb unterscheiden, welches die Richtung nach einem Objekte in sich aufgenommen hat, das als Sache und zwar als die Einwirkung der Thätigkeit leidend gedacht wird (S. §. 84). Die meisten transitiven Verben sind abgeleitete Verben. Unter diese gehören insbesondere die kausativen Verben, deren Begriff als eine transitive Thätigkeit gedacht wird, durch welche das Objekt in die durch das entsprechende Wurzelverb ausgedrückte Thätigkeit versetzt

*) S. das Wort in seiner organischen Verwandlung §. 46 u. flg.

wird z. B. tränken (machen, daß das Objekt trinke), läuten (machen, daß das Objekt laute).

## §. 6.

Die Sprache unterscheidet in dem Begriffe des Seins zuerst die Person als ein selbstthätiges Sein und die Sache als ein Sein, das nicht selbstthätig ist, sondern vielmehr sich gegen das Selbstthätige leidend verhält. Wir unterscheiden demnach die Substantiven in Personennamen und Sachnamen. Der Gegensatz von Person und Sache ist auf mannigfaltige Weise in der Sprache ausgeprägt; er tritt insbesondere sehr bestimmt hervor in der Wortbildung (S. §. 46. 47. 59), in dem Geschlechte und in der Flexion der Substantiven (S. §. 120. 139), in den Pronomen (S. §. 167. 173) und besonders in dem Gebrauche der Kasus und Präpositionen (S. §. 239. 249). Da die Thiere nicht in demselben Sinne, wie der Mensch, freie Selbstthätigkeit besitzen, so sind sie zwar von dem Begriffe der Person ausgeschlossen; aber die Thiernamen verhalten sich in der Sprache in mehreren Hinsichten wie die Personennamen.

Die Sprache unterscheidet ferner die Substantiven, je nachdem sie Namen von Individuen d. h. von Dingen, die in Raum und Zeit geschieden sind, oder Namen gleichartiger Stoffe sind, in Gemeinnamen und Stoffnamen. In dem Substantiv, als dem Ausdrucke des durch eine Thätigkeit individualisirten Seins, liegt an sich nicht der Begriff eines einzelnen Individuums, sondern der Begriff einer ganzen Art; die Art aber umfaßt eine Vielheit von Individuen, die in einem Zahlverhältnisse gedacht werden. Das Substantiv, als der gemeinsame Name aller Individuen derselben Art, heißt Gemeinname. Die Gemeinnamen, zu denen alle Personen- und Thiernamen gehören, werden meistens als Subjekte der individualisirenden Thätigkeit gedacht. — Oft aber wird die Art nicht als eine Vielheit in Raum und Zeit geschiedener Individuen aufgefaßt, sondern nur als ein gleichartiger Stoff, an dem man eine Menge, aber nicht eine Zahl unterscheiden kann. Das Substantiv, als der Name des nicht in Individuen unterscheidbaren Stoffes heißt Stoffname. Die Stoffnamen werden meistens als Objekte der individualisirenden Thätigkeit gedacht.

Gemeinnamen, aber nur diese, werden zu Eigennamen, wenn ihre Bedeutung durch den Gebrauch auf Individuen beschränkt ist. Weil alles Sein in der Sprache durch den Begriff einer Thätigkeit ausgedrückt, und überhaupt nur als Subjekt oder Objekt einer Thätigkeit bezeichnet wird z. B. Mühle überhaupt als ein Sein, das malet, und Mehl als ein Sein, das gemalen ist; so sind alle Substantiven uranfänglich Gemeinnamen oder Stoffnamen: die Eigennamen, wie

z. B. Müller, Schmidt waren ursprünglich Gemeinnamen. Weil Personen mehr als Individuen gesondert und unterschieden werden, als Sachen; so gehören die Eigennamen meistens zu den Personennamen, und die Stoffnamen sämmtlich zu den Sachnamen. Unter den Sachnamen kommen nur die Namen der Städte, Dörfer u. s. f. und der Flüsse, Seen und Berge als Eigennamen vor.

Die eben unterschiedenen Begriffe des Seins sind Begriffe eines Seins, das wirklich ist; und sie heißen konkrete Begriffe, und die Namen derselben Konkreta, weil in ihnen der Begriff der Thätigkeit von einem wirklichen Sein prädizirt (mit ihm verwachsen) ist (§. 4). Von dem Konkretum muß man das Abstraktum, nämlich dasjenige Substantiv unterscheiden, welches den Begriff einer Thätigkeit nicht mehr als den von einem Sein prädizirten, sondern als einen von dem Sein abgezogenen und selbst in der Form eines Seins gedachten darstellt z. B. Schlaf, Flug, Fall, Höhe, Tiefe. Die Abstrakten gehören zu den Sachnamen; und wir unterscheiden nach den Arten der durch sie bezeichneten Thätigkeiten (§. 4) drei Arten von Abstrakten, nämlich Namen von Handlungen d. h. von Thätigkeiten, welche ohne Zeitdauer gedacht werden z. B. Schlag, Sprung, Fall, Schnitt, Schuß; Namen von Zuständen d. h. von Thätigkeiten, die mit mehr oder weniger Zeitdauer gedacht werden z. B. Schlaf, Ruhe, Furcht, Angst, Zorn; und Namen von Eigenschaften d. h. von Thätigkeiten, die als an den Dingen haftend gedacht werden z. B. Glanz, Schwere, Härte, Länge. Handlungen, als in der Zeit geschiedene Thätigkeiten derselben Art, können — gleichsam als Individuen — in einem Zahlverhältnisse gedacht werden, und die Namen derselben verhalten sich in dieser Hinsicht, wie die Gemeinnamen; Zustände und Eigenschaften aber werden nicht als in der Zeit geschiedene Thätigkeiten derselben Art und nicht in einem Zahlverhältnisse gedacht, und die Namen derselben verhalten sich wie die Stoffnamen. — Da die Sammelnamen (Kollektiven) eine Vielheit von Dingen unter einen gemeinsamen Thätigkeitsbegriff stellen, und diesen Thätigkeitsbegriff als ein Sein darstellen; so gehören sie zu den Abstrakten, und werden auch durch dieselben Wortformen bezeichnet (S. §. 50—56) z. B. Bürgerschaft, Menschheit, Reiterei.

Da das konkrete Sein z. B. Fluß, Dach, Mehl, Schreiber, Säugling, in der Sprache immer als ein Sein dargestellt wird, welches durch eine von ihm prädizirte Thätigkeit individualisirt ist (§. 4); so setzt jeder Begriff eines konkreten Seins eigentlich ein Urtheil voraus z. B. daß ein Ding fließe, decke, gemalen werde u. s. f. Da das Abstraktum z. B. Lauf, Sprache, Schönheit eigentlich der Begriff einer Thätigkeit ist, welche ursprünglich als eine von dem

Sein prädizirte gedacht worden (§. 4); so setzt es ebenfalls ein Urtheil voraus, daß ein Ding laufe, schön sei u. s. f., und jeder Begriff des Seins ist schon Produkt eines Urtheiles. Wenn nun der Begriff des Seins wieder auf das ihm zum Grunde liegende Urtheil zurückgeführt, und in der Form dieses Urtheiles ausgedrückt wird; so nimmt das Substantiv z. B. Dach, Lauf, Schönheit, die Form eines Satzes an z. B. „was deckt“ „daß ein Ding laufe“ „daß ein Ding schön ist“. Daher werden denn in der Rede leicht Substantiven in Sätze, und umgekehrt Sätze in Substantiven verwandelt; und dieser für die Lehre von dem zusammengesetzten Satze so wichtige Vorgang findet so in der organischen Bildung der Begriffe (§. 4) seine Erklärung.

## §. 7.

Da alle in der Sprache ausgedrückten Begriffe entweder Begriffe einer Thätigkeit oder Begriffe eines Seins sind; so haben wir eigentlich nur zwei Arten von Begriffswörtern, nämlich Verben und Substantiven. Da das Adjektiv sich in seiner Bedeutung von dem Verb nur dadurch unterscheidet, daß es nicht, wie das Verb, mit dem Begriffe der Thätigkeit zugleich das prädizirende Urtheil ausdrückt, so kann man es als ein unvollkommenes Verb ansehen (§. 4). Verb und Substantiv bilden zwar, wie Thätigkeit und Sein, einen natürlichen Gegensatz: dadurch aber, daß in der Sprache alle Thätigkeit als Thätigkeit eines Seins, und alles Sein als Subjekt oder Objekt einer Thätigkeit (Fluß = fließendes Ding, Mehl = gemalenes Ding) dargestellt wird (§. 4), und so in jedem Begriffe eine Einheit von Thätigkeit und Sein liegt, wird in der Sprache diejenige Verwandlung der Begriffe und der ihnen entsprechenden Wortformen möglich, die sich in der organischen Entwickelung der Begriffe und des Wortvorrathes darstellt. So wird z. B. aus dem Verb trinken das Substantiv Trank, und aus dem Substantiv Trank wieder das Verb tränken; aus binden Bund, und aus dem Substantiv Bund wieder das Adjektiv bündig *).

Derjenige Vorgang, durch welchen zuerst die Thätigkeitsbegriffe zu Begriffen des Seins — Verben zu Substantiven — werden, stellt sich besonders dar in den Stämmen (S. §. 38). Es ist oben (§. 4) gesagt worden, daß die Substantiven überhaupt das Subjekt oder Objekt einer Thätigkeit bezeichnen; aber es scheint, daß die substantivischen Stämme ursprünglich nichts Anderes ausdrückten, als das thätige oder leidende Subjekt der durch das Wurzelwort ausgedrückten Thätigkeit z. B. Fluß und Fliege das Subjekt von fließen und fliegen,

*) S. das Wort in seiner organischen Verwandlung §. 59.

Bund, Mehl und Gabe das Subjekt von gebunden, gemalen und gegeben werden. Die Stämme Fluß und Fliege verhalten sich in ihrer Bedeutung wie Fließendes, Fliegendes und: Mehl, Gift wie Gemalenes, Gegebenes, also wie Adjektiven, die substantivisch ein Sein ausdrücken. Der Übergang des Thätigkeitsbegriffes in den Begriff des Seins wird auf eine besondere Weise vermittelt durch das Adjektiv, indem dieses entweder in adjektivischer Form substantivisch gebraucht wird, oder mit der substantivischen Bedeutung auch substantivische Form annimmt.

Die substantivisch gebrauchten Adjektiven z. B. ein Weiser, ein Gelehrter, die Armen, das Schöne, drücken immer einen unbestimmten Begriff aus, nämlich im männlichen und weiblichen Geschlechte den unbestimmten Begriff einer Person (Mann, Frau), und im sächlichen Geschlechte den Begriff einer unbestimmt und ohne Unterscheidung eines Individuums gedachten Sache; sie haben in letzterem Falle daher die Bedeutung der Stoffnamen, drücken jedoch auch zuweilen einen abstrakten Begriff aus (§. 6).

Die Adjektivsubstantiven d. h. die Adjektiven, welche die Bedeutung und auch die Flexion des Substantivs angenommen haben, sind meistens Personennamen oder Thiernamen, und nach ihrer Bedeutung männlich oder weiblich z. B. Greis, Bürge, Frau, Löwe. Da nämlich die Person immer als ein thätiges Sein gedacht wird, und da der nach dem natürlichen Geschlechte unterschiedene Begriff der Person an sich ein bestimmterer Begriff ist, als der Begriff der Sache; so ist der Personenbegriff seiner Natur nach mehr geeignet, durch ein substantivisch gewordenes Adjektiv ausgedrückt zu werden, als der Sachbegriff. Es gibt daher sehr wenig Adjektivsubstantiven, die Sachbegriffe bezeichnen; diese sind sächlichen Geschlechtes und meistens Abstrakten z. B. das Recht, das Übel, das Blau, das Grün. Die Adjektivsubstantiven, und besonders die Personen- und Thiernamen dieser Form scheinen allen Sprachen gemein zu sein; in der lateinischen Sprache gehören hierher filius und filia, equus und equa, dux, rex, (prae)ses, (au)ceps, (ju)dex, (tibi)cen u. m. A., und im Griechischen *φίλος, δοῦλος* und *δούλη, θεός* und *θεά, ὁ* und *ἡ παῖς, (θεο)κόλος, (Ἡρα)κλῆς* u. m. A. (S. §. 41). Die Adjektivsubstantiven müssen in der deutschen Sprache besonders deßhalb unterschieden werden, weil die Personen- und Thiernamen dieser Art meistens in der neuen Form dekliniren (S. §. 144).

Der substantivische Gebrauch der Adjektiven hat besonders in denjenigen Sprachen einen großen Umfang, welche, wie die griechische und deutsche, eine noch ungeschwächte Flexion der Adjektiven mit dem die substantivische Bedeutung bezeichnenden Artikel verbinden. Die

Griechen bezeichnen auf diese Weise nicht nur Personen, sondern unterscheiden auch durch den Singular und Plural des sächlichen Geschlechts das Abstraktum und den Stoffbegriff z. B. τὸ καλόν die Schönheit, τὸ θεῖον die Gottheit, und τὰ καλά Schönes. Die lateinische Sprache, die keinen Artikel hat, gebraucht auf diese Weise seltener den Singular des männlichen Geschlechts z. B. sapiens, amicus, juvenis, als den Plural z. B. divites, pauperes, docti, indocti, boni, mali; sie gebraucht auf diese Weise nie das weibliche Adjektiv. Sie bezeichnet den Stoffbegriff nicht, wie die deutsche Sprache, durch den Singular, sondern durch den Plural des sächlichen Geschlechts, und zwar nur im Nominativ und Akkusativ. Analoge Pluralformen für den Stoffbegriff werden weiter unten (§. 134) angeführt werden. Das substantivisch gebrauchte Adjektiv vertritt in der lateinischen Sprache insbesondere sehr häufig die Stelle unserer Zusammensetzungen z. B. patria, ovile (S. §. 65). Auch in der französischen Sprache ist der Gebrauch dieser Formen wegen der mangelhaften Flexion mehr beschränkt, als in der deutschen, und Ausdrücke, wie: un homme sage, une personne habile, une femme savante, sind dieser Sprache viel geläufiger, als die substantivisch gebrauchten Adjektiven. Der englischen Sprache ist diese Form fast gänzlich fremd. Sie setzt, um den Personenbegriff zu bezeichnen, zu dem Adjektiv fast immer ein Substantiv (an old man, a weak person), oder doch das Substantivpronom one hinzu z. B. a blind one, the little ones. Nur selten drückt sie den Personenbegriff im Plural durch das nicht flektirte Adjektiv mit dem bestimmten Artikel aus z. B. the poor, the rich. Soll der Stoffbegriff ausgedrückt werden, so wird immer things hinzugefügt z. B. great things (Großes).

## §. 8.

Die Verrichtung des Denkens besteht eigentlich darin, daß der Geist die Thätigkeit und das Sein, welche in der realen Wirklichkeit der Dinge auf die mannigfaltigste Weise zu einer Einheit verbunden sind, in den Begriffen erst scheidet, und dann wieder, zwar mit Freiheit, aber doch auch nach einer durch die Natur des menschlichen Geistes gegebenen Gesetzlichkeit auf mannigfaltige Weise zu einer Einheit verbindet, und so gleichsam durch eine geistige Assimilation die reale Welt der angeschauten Dinge in eine geistige Welt der Begriffe und Gedanken verwandelt. Begriffe von Thätigkeiten, wie z. B. sitzen, groß, und Begriffe des Seins, wie z. B. Vogel, Dach, Haus, sind zwar Stoff und Inhalt der Gedanken; aber sie machen erst dann einen Gedanken aus, wenn sie in gewissen Verhältnissen zu einer Einheit des Urtheiles verbunden sind z. B. „Der große Vogel saß auf dem Dache des Hauses“.

Wir haben den Vorgang des Denkens — die Aufnahme der uns umgebenden Welt in den Geist — als einen organischen d. h. als einen solchen aufgefaßt, in dem eine innere Gesetzlichkeit waltet. Diese innere Gesetzlichkeit besteht darin, daß die realen Dinge, indem sie zu Begriffen und Gedanken werden, nothwendig in besondern Verhältnissen organischer Gegensätze aufgefaßt werden, die man als die Formen des Denkens und der Anschauung bezeichnet. Wir müssen zwar annehmen, daß ursprünglich und nothwendig zwischen der Intelligenz und der realen Welt eine solche organische Beziehung Statt finde, vermöge deren den besondern Formen der erscheinenden Dinge auch die Formen der Anschauung und des Denkens von Seiten der Intelligenz vollkommen entsprechen; und auf dieses organische Verhältniß zwischen der anschauenden Intelligenz und der angeschauten Welt gründet sich zuletzt die Gewißheit und die Wahrheit unserer Weltanschauung: aber diese Denk- und Anschauungsformen sind nicht mit der sinnlichen Anschauung gegeben, sondern haben ihren Grund in der eigenthümlichen Natur unseres Denkvermögens. Die sinnliche Anschauung gibt nur die Dinge selbst, welche den Stoff und Inhalt der Gedanken ausmachen; die Beziehungen und Verhältnisse der Begriffe und Gedanken aber sind das Werk des denkenden Geistes.

Wir verstehen unter Denkformen diejenigen Formen, in denen der Geist die Begriffe zu Gedanken verbindet; und unter Anschauungsformen diejenigen Formen, in denen der Geist die Dinge anschauet. Als Denkformen unterscheiden wir den Gegensatz und die Kausalität, als Anschauungsformen Raum und Zeit.

Der Gegensatz ist nicht nur die Bedingung alles Denkens, indem an dem Gegensatze mit der Außenwelt erst das Bewußtsein des Denkenden erwacht; sondern er macht sich auch in jedem Akte des Denkens, in jedem Satze und in jedem Worte geltend, indem der Gegensatz von Thätigkeit und Sein in dem Satze und in dem Worte zu einer Einheit verbunden wird. Der Gegensatz ist ferner das treibende Moment in der Entwickelung der Kardinalbegriffe aus dem Urbegriffe, und aller Unterarten aus dem Artbegriffe (§. 4), und, wie wir sehen werden, auch in der Entwickelung der Beziehungsverhältnisse. Diese Gegensätze der Begriffe und ihrer Beziehungen, welche sich überall auch in der realen Welt wiederholen, sind polarische Gegensätze d. h. positive Gegensätze, die, einander negirend, an die Stelle des Negirten etwas Neues setzen, und in eine höhere Einheit können aufgenommen werden z. B. weiß und schwarz, blau und roth, gut und schlecht, grade und krumm, dieser und jener, her und hin, von und zu, für und gegen; und wir unterscheiden von den polarischen Gegensätzen den aufhebenden Gegensatz d. h. den Gegensatz der

Nichtwirklichkeit gegen die Wirklichkeit der von dem Sprechenden in dem Gedanken prädizirten Einheit einer Thätigkeit und eines Seins. Der aufhebende Gegensatz (die Negation) hat kein Gegenbild in der realen Welt, in der ja Alles Wirklichkeit ist, sondern ist ein reines Verhältniß von Gedanken (ein logisches Verhältniß). In jedem polarischen Gegensatze liegt, so lange die besondere Art des Gegensatzes nicht erkannt ist, auch ein aufhebender Gegensatz z. B. „die Fledermaus ist nicht ein Vogel", und jeder polarische Gegensatz (der Begriffe) kann demnach als ein aufhebender Gegensatz (der Gedanken) dargestellt werden; dies geschieht besonders, wenn der polarische Gegensatz soll hervorgehoben werden z. B. „Die Fledermaus ist nicht ein Vogel, sondern ein Säugethier".

Die Denkform der Kausalität ist die Denkform für die realen Verhältnisse der in ihren organischen Gegensätzen einander hervorrufenden oder beschränkenden Thätigkeiten der Natur, und stellt den Gegensatz dar, in welchem eine Thätigkeit als eine produzirende — als Grund — mit einer andern Thätigkeit als einer durch sie produzirten — als Wirkung — steht z. B. „Das Gemeine muß man nicht rügen; denn das bleibt sich ewig gleich" „Allein kann der Mensch nicht wol bestehen; daher schlägt er sich gern zu einer Partei" „Der Himmel sprach; drum schwieg ich". Die kausalen Verhältnisse sind, da in der Denkform der Kausalität eine in dem Gedanken prädizirte Einheit von Thätigkeit und Sein (eine Wirklichkeit) durch eine andere Wirklichkeit bedingt wird, eigentlich Verhältnisse von Gedanken (logische Verhältnisse).

Die Formen, unter denen wir die Dinge anschauen, sind die Anschauungsformen des Raumes und der Zeit. Die Thätigkeit, das dem Geiste mit den realen Dingen Gemeinsame, wird sinnlich angeschauet in der Bewegung. Aus und mit diesem Begriffe der Bewegung entwickeln sich in dem Geiste die Anschauungsformen: der Raum ist das äußere, die Zeit das innere Moment der Bewegung; der Raum ist daher die Anschauungsform für die äußerlich gewordene Thätigkeit — für das Sein —, die Zeit die Anschauungsform für die Thätigkeit selbst.

Die Verhältnisse der Gedanken und Begriffe zu den Denk- und Anschauungsformen nennen wir die Beziehungen der Gedanken und Begriffe zu dem Sprechenden, und unterscheiden von diesen die ebenfalls durch die Denk- und Anschauungsformen vermittelten, aber zugleich durch die besondere Art der Gedanken und Begriffe bedingten Beziehungen der Gedanken und Begriffe auf einander.

Die Scheidung der Denkformen von den Anschauungsformen hat noch eine besondere Bedeutung. Die Sprache ist Ausdruck von Gedanken:

hier sind aber zwei Momente zu unterscheiden, nämlich die Assimilirung der Außenwelt zu Begriffen und Gedanken, und die Mittheilung der so gewonnenen Begriffe und Gedanken. Diese Vorgänge unterscheiden wir, obwol sie in der Wirklichkeit nie getrennt vorkommen, als Erkennen und Darstellen. Alles Reale ist ein Individuelles, Besonderes; jeder Begriff dagegen ein Allgemeines, ein Artbegriff. Durch die Zurückführung des Besondern, Individuellen auf seinen Artbegriff erkennen wir das Besondere; und dieser Akt des Erkennens kömmt vorzugsweise durch die Denkformen zu Stande. Die Gedankenmittheilung aber fordert, daß das durch die Denkformen in allgemeine Begriffe Verarbeitete, um dem Realen zu entsprechen, nicht als Allgemeines, sondern als Individuelles dargestellt werde; und dies geschieht besonders dadurch, daß das Allgemeine auf die Besonderheiten von Raum und Zeit zurückgeführt wird.

Für die Denkformen gibt es, weil die Sprache von der sinnlichen Anschauung ausgeht, keine besondere Formen des Ausdruckes; sie werden daher als Anschauungsformen dargestellt, wie die nicht sinnlichen Thätigkeiten durch ihre sinnliche Erscheinung oder durch sinnliche Gegenbilder*).

## §. 9.

Unter den Beziehungen der Gedanken auf den Sprechenden begreift man die Verhältnisse der Gedanken zu den Verrichtungen des Denkens, und man nennt die Weise des Denkens den Modus der Aussage. Die Außenwelt drängt sich zunächst dem Menschen auf, um angeschauet und begriffen zu werden; dann aber sucht der Mensch auch wieder mit der gewonnenen Anschauung und Erkenntniß auf die Außenwelt zu wirken. Nach diesen zwei Seiten oder Richtungen der Geistesthätigkeit unterscheiden wir im menschlichen Geiste zwei Vermögen: Erkenntnißvermögen und Begehrungsvermögen; und je nachdem der Gedanke ein Akt des Einen oder des Andern dieser Vermögen ist, nennen wir ihn einen Gedanken des Erkennens oder einen Gedanken des Begehrens. Der Gedanke des Erkennens ist aber wieder zwiefacher Art: entweder ist er ein wirkliches Urtheil, oder eine Frage d. h. ein unvollständiges Urtheil, das von der angesprochenen Person zu einem vollständigen Urtheile soll ergänzt werden. Die Frage ist also, in so fern in ihr ein, wenn gleich unvollständiges, Urtheil liegt, ein Akt des Erkenntnißvermögens; in so fern sie aber zugleich die Anforderung zur Ergänzung des Urtheiles enthält, ist sie ein Akt des Begehrungsvermögens: sie muß daher als ein besonderes Mo-

---

*) Vgl. Organism der Sprache. Zweite Ausgabe §. 5. 25. 45. 47.

dusverhältniß — eine besondere Weise des Denkens — angesehen werden. In der Frage steht entweder das Prädikat in dem Verhältnisse logischer Möglichkeit (S. §. 10) z. B. „Ist die Fledermaus ein Vogel?“ (Die Fledermaus ist vielleicht ein Vogel); oder das Prädikat steht zwar im Verhältnisse logischer Wirklichkeit, aber das Subjekt oder ein Objekt ist ein unbestimmter Begriff z.B. „Wer hat Karthago erobert?“ „Wann wurde Rom erbaut?“. In der Frage wird also der in Frage gestellte Begriff in einem nicht entschiedenen Gegensatze gedacht, und von dem Angesprochenen die Entscheidung gefordert, durch welche die Möglichkeit des Prädikates zur Wirklichkeit, oder der unbestimmte Begriff zu einem bestimmten wird.

Wir haben schon oben (§. 8) gesehen und werden weiter unten (§. 10. 12) darauf zurückkommen, daß der Gegensatz in der Sprache, wie in der realen Natur der Dinge, besonders dazu dient, Gedanken und Begriffe und die Verhältnisse der Gedanken und Begriffe hervorzuheben. Da in jeder Frage ein Gegensatz enthalten ist, so wird, um ein wirkliches Urtheil hervorzuheben, sehr oft der Gegensatz des Urtheiles in der Form einer Frage dargestellt z. B. „Muß man die armen Flitter ihr mißgönnen?“ (Man muß ihr die armen Flitter nicht mißgönnen) „Sind sie nicht unser, diese Saaten?“ (Sie sind unser) „Ist das ein Schicksal für die Weicherzogene?“. Aber die Sprache hat neben dieser mehr zufälligen Form der Frage auch eine eigene Modusform zur Hervorhebung eines Urtheiles durch den Gegensatz gebildet, nämlich den Konditionalis. In jedem Urtheile wird das Prädikat entweder bejahet oder verneint z. B. „Hermann hat die Römer geschlagen“ „Die Römer haben Deutschland nicht unterjocht“. Bejahung und Verneinung desselben Prädikates heben einander auf und können daher nicht zugleich in demselben Urtheile Statt finden. Wenn wir nun die obigen Urtheile in ihren Gegensatz aufnehmen: „Wenn nicht Hermann die Römer geschlagen hätte, so hätten sie Deutschland unterjocht“; so ist allerdings Bejahung und Verneinung desselben Prädikates in Einen und denselben Gedanken aufgenommen: aber in dem eigentlichen Urtheile (Die Römer haben Deutschland nicht unterjocht) entspricht das Wirklichkeitsverhältniß des Prädikates einer wirklichen Anschauung; in dem andern (so hätten die Römer Deutschland unterjocht) ist das Wirklichkeitsverhältniß des Prädikates nur angenommen. Daß ein Gedanke auf diese Weise in seinen angenommenen Gegensatz aufgenommen und durch den Gegensatz dargestellt wird, ist eine besondere Weise, ein besonderer Modus des Denkens.

Jeder Gedanke des Erkennens — Urtheil oder Frage — ist entweder der anschauende Gedanke des Sprechenden, oder er ist ein nur

in den anschauenden Gedanken aufgenommener und von dem Sprechenden angeschauter Gedanke. Wie in dem anschauenden Gedanken die Begriffe als Glieder des Gedankens von dem Sprechenden angeschauet werden, so werden auch oft Gedanken als Glieder eines anschauenden Gedankens vom Sprechenden angeschauet. Der Satz, der den anschauenden Gedanken ausdrückt, wird Hauptsatz, und der Satz, der den als Glied des Hauptsatzes angeschauten Gedanken ausdrückt, wird Nebensatz genannt. Der angeschaute Gedanke verhält sich zu dem im Hauptsatze ausgedrückten anschauenden Gedanken oft nur wie ein Begriff und kann mit einem solchen geradezu vertauscht werden z. B. „Ich bestehe darauf, daß sich der Lord entferne" (auf der Entfernung des Lords) „Daß Ihr sie haßt (Euer Haß), das macht sie mir nicht schlechter". Oft aber ist der angeschaute Gedanke zwar ein wirkliches Urtheil oder eine wirkliche Frage, aber nicht ein Urtheil oder eine Frage des Sprechenden, sondern wird von dem Sprechenden nur angeführt z. B. „Der aber sagt, er sei es müd' und wolle Nichts weiter mehr mit Dir zu schaffen haben" „Er fragte ihn noch einmal, ob keine Begnadigung für ihn zu hoffen sei". Weil nun alle Wirklichkeit von der Anschauung des Sprechenden abhängt (§. 8), so bezeichnet man das Verhältniß des anschauenden Gedankens als die logische Wirklichkeit, und das Verhältniß des angeschauten Gedankens, der nicht der Gedanke des Sprechenden ist, aber ein solcher sein oder werden kann, als die logische Möglichkeit des Gedankens.

In jedem Gedanken des Begehrens liegt auch ein Gedanke des Erkennens, weil nur das Erkannte begehrt wird; daher stellt sich jeder Gedanke des Begehrens in einem Satze dar. Faßt man das in dem Gedanken des Begehrens z. B. „Rette den Bedrängten" liegende Urtheil auf, so steht das Prädikat desselben im Verhältnisse realer Möglichkeit (Du kannst den Bedrängten retten); dies Urtheil wird aber zu einem Gedanken des Begehrens, indem der Sprechende will, daß das real mögliche Prädikat ein real wirkliches werde. Je nachdem nun das Wollen stärker oder schwächer über das Erkennen vorwaltet, wird der Satz ein Heischesatz oder ein Wünschesatz genannt.

Die Modusverhältnisse der Aussage werden in der Sprache durch besondere Flexionsformen des Verbs, die man Modusformen des Verbs nennt, und durch die Wortfolge ausgedrückt. Für den Modus der indifferenten (gegensatzlosen) logischen Wirklichkeit, den Indikativ, gibt es, wie für alle indifferente Verhältnisse, eigentlich keine besondere Flexion; denn die Flexion des Indikativs bezeichnet nur Zeit- und Personalbeziehung. Der in der Frage liegende Gegensatz wird durch den Redeton (S. §. 20) hervorgehoben, der auf den in Frage gestell-

ten Begriff gelegt wird, die Anforderung zur Ergänzung des Urtheiles aber noch außerdem durch eine der Frage eigenthümliche Modifikation des Tones (S. §. 20) ausgedrückt *).

## §. 10.

Alles Angeschaute ist ein Besonderes; der Wortvorrath der Sprache aber bezeichnet nur allgemeine Begriffe, und es gibt für die einzelne Erscheinung kein Begriffswort. Hier scheint ein unauflöslicher Widerspruch zwischen unserer Gedankenwelt und der realen Welt der Dinge Statt zu finden. Aber die reale Welt stellt nicht bloß Individuelles als Individuelles dar, sondern immer ein von einem Allgemeinen getragenes Individuelles: der einzelne Mensch, der einzelne Baum existirt nicht für sich allein, als Einzelner, sondern indem er von dem allgemeinen Gesetze seiner Gattung beherrscht wird. Die Tiefe der Sprache zeigt sich hier recht augenfällig; und die Ansicht derer, die da meinen, die Begriffswörter hätten ursprünglich nur die einzelne Erscheinung bezeichnet, wären aber später durch vergleichende Übertragung auf andere Erscheinungen zu Ausdrücken von Artbegriffen geworden, zeigt nur, daß sie die eigene Ansicht von den Dingen der Sprache aufgebürdet haben. Die Sprache entspricht vielmehr vollkommen der realen Welt, und wie diese nichts Einzelnes ohne Allgemeines zeigt, so auch die Sprache. Das Allgemeine stellt sich in der realen Welt dadurch als ein Besonderes, Individuelles dar, daß es in Raum und Zeit erscheint; das allgemeine Gesetz ist nur dadurch Gesetz, daß es den Stoff beherrscht, körperlich wird. Mensch, Baum ohne Raum, denken, blühen ohne Zeit gedacht, geben nur den allgemeinen Begriff, dem allerdings keine Anschauung entspricht. Das Allgemeine aber wird zu konkreten Individuen und Erscheinungen, so wie es nach Raum und Zeit bestimmt wird. Die Sprache individualisirt also die allgemeinen Begriffe, indem sie sie auf die Anschauungsformen von Raum und Zeit bezieht. — Die Zeit ist die Anschauungsform für das innere Moment der Thätigkeit (Bewegung), und der Raum die Anschauungsform für das äußere Moment derselben; da das Sein die gleichsam äußerlich gewordene Thätigkeit ist (§. 4), so fallen die Begriffe des Seins unter die Anschauungsform des Raumes. Die Individualisirung der Begriffe durch Beziehung derselben auf die Anschauungsformen von Zeit und Raum nennen wir die Beziehungen der Begriffe auf den Sprechenden.

Wie die beiden Anschauungsformen selbst in einem Gegensatze zu einander stehen, und der Raum die Anschauungsform für das

---

*) Vgl. Organism der Sprache. Zweite Ausgabe. §. 49.

äußere, die Zeit die Anschauungsform für das innere Moment der Bewegung ist; so entwickeln sich auch die besondern Verhältnisse der Thätigkeiten und Dinge zu den Anschauungsformen immer in Gegensätzen: und es ist zu bemerken, daß die Sprache für das indifferente Verhältniß keinen Ausdruck hat. So entwickelt sich das Zeitverhältniß als Gegensatz von Gegenwart zu Vergangenheit und Zukunft; das Raumverhältniß als Gegensatz der Richtungen und des Wo, das Wo selbst wieder als Gegensatz der Dimensionsverhältnisse, z. B. oben und unten. Die innere Seite der Thätigkeit, deren Anschauungsform die Zeit ist, wird nicht sinnlich angeschauet, wol aber die äußere Seite derselben, deren Anschauungsform der Raum ist. Weil nun Alles in der Sprache als sinnlich angeschaut dargestellt wird, so werden die Zeitverhältnisse als Raumverhältnisse dargestellt. Die Sprache stellt daher zuweilen Zeitverhältnisse unter die der Anschauung näher liegenden Raumverhältnisse; und bei manchen Verhältnissen, wie z. B. beim Zahlverhältnisse, ist es nicht leicht zu entscheiden, ob sie als Zeit- oder Raumverhältnisse von der Sprache gedacht werden.

Wie im Gedanken Thätigkeit und Sein zu einer Einheit der Anschauung verbunden sind; so müssen auch die beiden Anschauungsformen, unter denen das Sein und die Thätigkeit aufgefaßt werden, zu einer Einheit verbunden sein: und wir nennen diese Einheit, in der der Gegensatz von Zeit und Raum verschwindet, das Verhältniß der Wirklichkeit, dem der Gegensatz der Nichtwirklichkeit gegenübertritt; in den Gegensatz der Wirklichkeit und Nichtwirklichkeit aber wird der Gegensatz der Möglichkeit und Nothwendigkeit aufgenommen. Die Verhältnisse der Möglichkeit und Nothwendigkeit sind aber nicht mit der Anschauung gegeben, sondern werden aus dem Verhältnisse der Kausalität gefolgert. Wir schließen z. B. daraus, daß der Vogel Flügel hat, daß er fliegen kann, und daraus, daß dem Baume die Wurzeln abgehauen sind, daß er verdorren muß. Da aber die Kausalität überall von der Sprache als Zeitverhältniß, die Denkform als Anschauungsform (§. 8), aufgefaßt wird; so stellen wir die Verhältnisse der Möglichkeit und Nothwendigkeit ebenfalls als Beziehungen der Thätigkeit auf die Anschauungsform der Zeit dar, und drücken sie, wie die übrigen Verhältnisse der Begriffe zu den Anschauungsformen, durch Formwörter (Hülfsverben des Modus) aus.

Unter den Beziehungen des Seins zu dem Sprechenden begreifen wir die Personalbeziehung, die demonstrative Beziehung, die Unterscheidung von Person und Sache, das Geschlechtsverhältniß und das Größenverhältniß.

Indem der Mensch denkt, scheidet er die angeschaute Welt von dem anschauenden Individuum; und indem er spricht, scheidet er in

der angeschauten Welt das angesprochene Individuum von dem besprochenen Sein, das sowol für den Anschauenden als für den Angesprochenen Gegenstand der Anschauung ist. So scheidet sich dem Sprechenden alles Sein in das sprechende (Ich), angesprochene (Du) und besprochene Sein (Er, Sie, Es). Dieses Personalverhältniß wird zunächst durch die Personalpronomen bezeichnet. Die Unterscheidung desselben tritt in der Sprache zugleich als eine wesentliche Bedingung jedes Gedankens hervor, indem die prädikative Beziehung — die Einheit des Prädikates mit dem Subjekte — gerade dadurch ausgedrückt wird, daß das Personalverhältniß des Subjektes an dem Prädikate durch die Flexion (Personalformen des Verbs) bezeichnet wird.

Alle Substantiven der Sprache bezeichnen ursprünglich Artbegriffe; in der Anschauung aber stellen sich nicht Arten der Dinge, sondern Individuen dar. Wenn daher das besprochene Sein als Individuum zu bezeichnen ist, muß die räumliche Beziehung, in der es zu dem Anschauenden steht, ausgedrückt werden; diese Beziehung des besprochenen Seins zu der sprechenden Person nennt man die demonstrative Beziehung, und sie wird durch die Demonstrativpronomen bezeichnet. Die Demonstrativpronomen bestimmen das Sein nach seinen räumlichen Verhältnissen z. B. nach Nähe und Ferne zu dem Sprechenden, wie „dieser" und „jener", hic und ille. — Wenn in einer Frage das Subjekt oder ein Objekt ein unbestimmter Begriff ist (§. 9), und von dem Angesprochenen die Ergänzung des unvollständigen Urtheiles durch Hinzufügung der demonstrativen Beziehung verlangt wird; so wird die in Frage gestellte demonstrative Beziehung durch die Interrogativpronomen bezeichnet, die den Demonstrativpronomen als Korrelate entsprechen.

Der Mensch unterscheidet in den angeschauten Dingen Personen, die selbstthätig sind, wie er selbst, und Sachen, die nicht selbstthätig sind, sondern sich gegen das selbstthätige Sein leidend verhalten. Er unterscheidet ferner bei den Personen das natürliche Geschlecht als männliches und als weibliches Geschlecht. Da ihm auch die Thiere als selbstthätige Wesen erscheinen; so unterscheidet er auch bei denjenigen Thieren, welche ihm auf irgend eine Weise näher gestellt sind, das natürliche Geschlecht. Sachen sind nicht männlich und nicht weiblich (generis neutrius). — Die Unterscheidung von Person und Sache wird in der Sprache auf vielfältige Weise in Wort- und Redeformen, besonders aber durch die Pronomen bezeichnet, die Unterscheidung des Geschlechtes durch unterschiedene Benennungen der Personen, durch die Geschlechtsflexion des Adjektivs und des Artikels und besonders durch die Personalpronomen dritter Person.

Mit der Unterscheidung der Individuen einer Art ist das Größenverhältniß gegeben. Denn indem der Mensch die angeschaute Welt von dem Anschauenden scheidet, und in der Anschaunng mehrere Individuen derselben Art zugleich auffaßt, wird ihm die Vorstellung des Größenverhältnisses. Das Größenverhältniß ist eigentlich nur die wiederholte demonstrative Beziehung; Wiederholung aber ist ein Zeitverhältniß. Man nennt das Größenverhältniß der Dinge

a. Zahl, wenn sie als Dinge angeschaut werden, welche als Individuen derselben Art von einander geschieden sind z. B. „drei Bäume". Gemeinnamen können also eigentlich nur in einem Zahlverhältnisse gedacht werden.

b. Menge, wenn sie nicht als Dinge, welche als Individuen von einander geschieden sind, sondern als ein gleichartiger Stoff angeschaut werden z. B. „viel Wasser".

Die Verhältnisse der Zahl und der Menge werden in der Sprache durch besondere Formwörter bezeichnet, die man Zahlwörter nennt (S. §. 178). Das Zahlverhältniß wird jedoch als Einzahl (singularis), Zweizahl (dualis) und Mehrzahl (pluralis) auch durch die Flexion ausgedrückt; es steht insbesondere in einer innigen Beziehung zu dem Personalverhältnisse, und wird immer mit diesem durch die Flexion des Verbs ausgedrückt. Eine besondere Flexion für die Zweizahl findet sich in so vielen Sprachen z. B. der indischen, altslavischen u. m. a., daß man wol annehmen muß, daß sie ursprünglich allen Sprachen gemein war. Sie hat sich in den altgermanischen Sprachen nur in der Flexion der Personalpronomen erhalten. Alle Sprachen unterscheiden jedoch noch jetzt mehr oder weniger die Zweizahl durch besondere Formen von Pronomen und Zahlwörtern, wie z. B. l. uter, neuter, E. either, neither.

Unter den Beziehungen der Thätigkeit auf den Sprechenden begreifen wir die Verhältnisse des Modus, der Zeit, des Raumes und das Größenverhältniß der Thätigkeit.

Unter dem Modusverhältnisse der ausgesagten Thätigkeit verstehen wir die Verhältnisse des Prädikates zur Wirklichkeit d. h. in wie fern das Prädikat eine Thätigkeit des Subjektes ist oder nicht. Wirklichkeit ist Einheit von Raum und Zeit in der Anschauung; das Verhältniß verneinter Wirklichkeit läßt sich nicht anschauen: die angeschaute Thätigkeit ist immer etwas Wirkliches. Aber in jeder Thätigkeit als einer bestimmten liegt zugleich eine Beschränkung, und dieser Beschränkung und Bestimmung entspricht in der Sprache die Negation. Wie nun die Beschränkung einer Thätigkeit nicht angeschaut werden kann, so entspricht der Negation auch keine Anschauung; sie hat ihre eigentliche Bedeutung als Mittel zur Darstellung. Es läßt sich nämlich jede Thätigkeit durch

ihren verneinten Gegensatz darstellen; und dies geschieht besonders, wenn der Begriff soll hervorgehoben werden (§. 9) z. B. „Das ist nicht unbillig“. — Daß die Negation besonders den Gegensatz des verneinten Begriffes hervorhebt, sehen wir schon daraus, daß die Sprache oft zu dem bejahend ausgedrückten Gedanken noch den verneinend ausgedrückten hinzufügt, ohne daß jener durch diesen erweitert würde z. B. „Dies Gleichniß machen Sie, nicht ich“ „Er empfing's (das Heer) nicht, er gab's dem Kaiser“.

Das Prädikat eines schlechtweg bejahenden oder verneinenden Urtheiles wird in dem Verhältnisse der *Möglichkeit* oder *Nothwendigkeit* gedacht, wenn es in die Denkform der Kausalität aufgenommen wird. Wir erkennen nämlich eine Thätigkeit als möglich oder nothwendig nicht aus der sinnlichen Anschauung, sondern wenn wir den Grund der Thätigkeit entweder theilweise oder ganz erkannt haben. Der Grund der Thätigkeiten ist aber theils ein innerer, theils ein äußerer. Haben wir nun den Grund vollständig nach seiner innern und äußeren Seite ergriffen, so erkennen wir die Thätigkeit als *nothwendig*; haben wir ihn aber unvollständig ergriffen, so erkennen wir die Thätigkeit als *möglich*. Das Modusverhältniß der Nothwendigkeit und Möglichkeit beruht also auf dem kausalen Verhältnisse. Die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer Thätigkeit nennen wir *physisch*, wenn sie in den natürlichen Verhältnissen oder in den erworbenen Fähigkeiten des Subjektes ihren Grund hat z. B. „Der Vogel kann fliegen“ „Der Knabe kann klettern“ „Der Mensch muß sterben“; *moralisch*, wenn sie in der moralischen Ordnung der Dinge oder in dem Willen freier Wesen ihren Grund hat z. B. „Er mag, darf es nicht thun“ „Er will, soll verreisen“. Von der physischen und moralischen Nothwendigkeit und Möglichkeit unterscheiden wir die *logische*, die eigentlich mit der physischen und moralischen zusammenfällt, und daher auch in der Sprache auf dieselbe Weise, wie diese, ausgedrückt wird. Weil aber die Gründe unseres Erkennens nicht immer die Gründe des Seins sind, sondern oft nur von *zufälligen* Erscheinungen und Wirkungen hergenommen sind; so unterscheiden wir die logische Möglichkeit und Nothwendigkeit d. h. die Möglichkeit und Nothwendigkeit des Prädikates, welche ihren Grund in unserm *Erkennen* hat, von der physischen und moralischen z. B. „Der Berg kann, muß früher ein Vulkan gewesen sein“ „Er will, soll ihn gesehen haben“.

Die Modusverhältnisse des *Prädikates*, die Verhältnisse der ausgesagten Thätigkeit zur Wirklichkeit, sind genau zu scheiden von den Modusverhältnissen der *Aussage*, den Verhältnissen des Gedankens zu den Verrichtungen des Denkens (§. 9). Alle Modusverhältnisse des Prädikates werden in anschauenden oder angeschauten Urtheilen oder Fragen dargestellt.

Unter dem Zeitverhältnisse verstehen wir das Verhältniß, in welchem die prädizirte Einheit von Thätigkeit und Sein zu der Gegenwart des Sprechenden steht; und wir unterscheiden hier:

a. die Gegenwart als das Verhältniß des mit der Gegenwart des Sprechenden Zusammenfallenden;

b. die Vergangenheit als das Verhältniß des der Gegenwart des Sprechenden Vorangegangenen;

c. die Zukunft als das Verhältniß des der Gegenwart des Sprechenden Nachfolgenden.

Da die Gegenwart des Sprechenden ein Zeitpunkt ohne Ausdehnung (Dauer) und nur Ein Zeitpunkt ist; so unterscheidet man ferner:

a. ob die prädizirte Thätigkeit ebenfalls nur einen Zeitpunkt ausfülle, oder aber eine Dauer habe z. B. „Der Apfel fällt von dem Baume“ „Cäsar ging über den Rubikon“ „Die Römer haben Karthago zerstört“ „Dein Bruder wird bald ankommen“ und: „Der Main fällt in den Rhein“ „Cäsar strebte nach der Alleinherrschaft“ „Die Römer fürchteten Karthago“ „Dein Bruder wird hier wohnen“. Als dauernde Thätigkeit denkt man sich insbesondere diejenigen Thätigkeiten, welche wir uns als an den Dingen haftende Eigenschaften und als bleibende Zustände der Dinge vorstellen z. B. „Die Pflanzen wenden sich nach dem Lichte“ „Der Magnet zieht das Eisen an“ „Die Alpen sind mit Schnee bedeckt“ „Er leidet an der Gicht“;

b. ob die prädizirte Thätigkeit als ein nur Ein Mal Geschehenes, oder aber als öftere Wiederholung einer Thätigkeit gedacht wird z. B. „Er schwimmt“ (jetzt) „Er geht (heute) ins Schauspiel“ „Er schreibt einen Brief“ „Er trinkt ein Glas Wein“ „Er lieset einen Brief“ „Er spricht mit seinem Bruder“ und: „Er schwimmt“ (hat schwimmen gelernt, pflegt zu schwimmen) „Er besucht (gewöhnlich) das Schauspiel“ „Er schreibt Romane“ „Er trinkt (gewöhnlich) Kaffe“ „Er lieset die Alten“ „Er spricht Französisch“. Als Wiederholung der Thätigkeit denkt man sich insbesondere Fertigkeiten und Gewohnheiten z. B. „Er trinkt Thee“ „Er raucht“ „Die Matrosen kauen Tabak“.

Die Zeitverhältnisse der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft werden durch besondere Flexionsformen des Verbs bezeichnet. Durch dieselben Flexionsformen werden aber auch — in der Einen Sprache mehr, in der andern weniger — die Verhältnisse der Dauer und der Wiederholung unterschieden (S. §. 96). Auch werden die Zeitverhältnisse als Verhältnisse zu der Gegenwart des Sprechenden durch adverbiale Formwörter bezeichnet (S. §. 187).

Das Modusverhältniß der ausgesagten Thätigkeit d. h. ihr Verhältniß zur Wirklichkeit des Sprechenden steht, da die Wirklichkeit Einheit von Zeit und Raum ist, eigentlich über dem Zeitverhältnisse. Die Sprache stellt aber, indem sie nur das Eine, innere Moment der Wirklichkeit, die Zeit auffaßt, die Modusverhältnisse des Prädikates unter die Anschauungsform der Zeit, und stellt sie als Zeitverhältnisse dar. Eben so stellt sie auch die Modusverhältnisse der Aussage (§. 9) unter das Zeitverhältniß. Wir haben schon (§. 9) bemerkt, daß die Sprache für die indifferenten Verhältnisse keinen Ausdruck hat; sie drückt daher weder das Modusverhältniß des anschauenden Gedankens, noch das Modusverhältniß der Wirklichkeit des Prädikates, noch das Zeitverhältniß der Gegenwart aus: denn die Flexion des Präsens des Indikativs ist nur Personalflexion. Dagegen werden die differenten Modusverhältnisse des Gedankens durch Flexion (Modusflexion), die differenten Zeitverhältnisse durch Flexion (Zeitflexion) und Formwörter (Hülfsverben der Zeit), und die Verhältnisse der verneinten Wirklichkeit, der Möglichkeit und Nothwendigkeit durch Formwörter (Adverbien und Hülfsverben des Modus) ausgedrückt.

Das Verhältniß des Modus ist an sich von dem Zeitverhältnisse so bestimmt unterschieden, daß man sie bei einer näheren Betrachtung nicht leicht mit einander verwechseln kann. Und doch wechseln in der Sprache die Formen des Modus so häufig mit den Formen des Zeitverhältnisses, und selbst die Grammatik hat so oft das Eine für das Andere genommen, daß man wol annehmen muß, daß diese Verhältnisse miteinander innig verwandt sind, und daß wahrscheinlich das Eine Verhältniß sich ursprünglich aus dem andern entwickelt hat. Diese Verhältnisse haben das miteinander gemein, daß sie *wesentliche* Verhältnisse des prädizirenden Urtheiles sind: kein prädizirendes Urtheil kann anders als in einem Modusverhältnisse der Aussage und des Prädikates und in einem Zeitverhältnisse ausgesagt werden; und die Ausdrücke des Modus= und Zeitverhältnisses verschmelzen in der Flexion zum Theil gänzlich mit dem Ausdrucke des prädizirenden Urtheiles (der Personalflexion). Nun ist aber kaum zu bezweifeln, daß uranfänglich in der sinnlichen Weltanschauung, von der die Entwickelung der Sprache ausgeht, das Verhältniß der *Wirklichkeit* (die *Gegenwart* in Raum und Zeit), auf welches alle andere Modusverhältnisse bezogen werden, und die Gegenwart in der *Zeit*, auf welche alle andere Zeitverhältnisse bezogen werden, nicht unterschieden, und das *Wirkliche* nur als das in der Zeit *Gegenwärtige* gedacht und dargestellt wurde. Da die Verhältnisse der *Möglichkeit* und *Nothwendigkeit* später unterschieden werden als *Vergangenheit* und *Zukunft*, und da das Verhältniß dessen, was erst

wirklich *werden* kann oder soll, die Unterscheidung von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft schon voraussetzt; so war es sehr natürlich, daß uranfänglich die Modusverhältnisse *überhaupt* als Zeitverhältnisse aufgefaßt und dargestellt wurden. So wurde die logische Möglichkeit der Aussage (der Konjunktiv) und die Möglichkeit und Nothwendigkeit des Prädikates, als weniger entschiedene Gegensätze gegen die Wirklichkeit, unter das Zeitverhältniß der *Zukunft*, den weniger entschiedenen Gegensatz gegen die Gegenwart, gestellt, und die verneinte Wirklichkeit, welche auch dem Konditionalis zum Grunde liegt, als entschiedener Gegensatz gegen die Wirklichkeit, unter das Zeitverhältniß der *Vergangenheit*, den entschiedenen Gegensatz gegen die Gegenwart. So sagt Davison zu Elisabeth (Maria St. Aufz. 4. Auftr. 11) „Jene *hat gelebt* (wird nicht länger leben), wenn ich dies Blatt aus meinen Händen gebe". Wir finden in den unterschiedenen Sprachen noch sehr viele Thatsachen, welche von dieser Auffassungs- und Darstellungsweise Zeugniß geben. In manchen Sprachen, welche keine besondere Flexionsformen für den Konjunktiv und Konditionalis haben, wie die semitischen und die slavischen Sprachen, wird statt des Konjunktivs das Futur, und statt des Konditionalis ein Präteritum gebraucht. In andern Sprachen, welche die Modusformen haben, wechseln die Modusformen häufig mit den entsprechenden Zeitformen. So wird sehr häufig in der griechischen und lateinischen Sprache das Futur statt des Imperativs, und das Präteritum statt des Konditionalis, und in der griechischen wie in der gothischen Sprache das Futur statt des Konjunktivs gebraucht. Eben so werden auch in der deutschen Sprache sehr häufig Modusverhältnisse durch Zeitformen ausgedrückt z. B. die Wirklichkeit des Prädikates durch das Präsens, die logische Möglichkeit des Prädikates durch das Futur und die verneinte Wirklichkeit (der Konditionalis) durch das Imperfekt (S. §. 220. 221). Eben so wird im Englischen die moralische Nothwendigkeit des Prädikates durch Hülfsverben (shall und will) ausgedrückt, welche zugleich als Hülfsverben der Zeit zur Bildung des Futurs gebraucht werden. Sieht man endlich die *Flexionsformen* der Modus an; so scheinen sie ursprünglich nicht selbstständige Formen, sondern nur Abänderungen von *Zeitformen* zu sein. So erkennt man leicht in dem lateinischen Konjunktiv legam legas u. s. f. eine Abänderung des Futurs legam leges u. s. f. und in dem deutschen Konditionalis *spräche* eine Abänderung des Präteritums *sprach*. Eben so ist die nahe Verwandtschaft des griechischen Konditionalis (Optativ) mit den historischen Zeitformen der Vergangenheit nicht zu verkennen; und wenn der griechische und der deutsche Konjunktiv τύπτω, τύπτῃς, *spreche*, *sprechest* sich mehr an das Präsens τύπτω, τύπτεις, *spreche*, *sprichst* anschließt, so erklärt sich dies

vielleicht dadurch, daß früher das Präsens auch als Futur gebraucht wurde (S. §. 90).

Die Sprache unterscheidet in den Raumverhältnissen der Thätigkeit zu dem Sprechenden eben so, wie in den objektiven Raumverhältnissen (S. §. 11):

a. den Ort (das Wo). Man unterscheidet in diesem Verhältnisse:

α. Nähe und Ferne in Beziehung auf den Sprechenden z. B. „Das Buch liegt hier" „Es liegt dort".

β. die Dimensionsverhältnisse d. h. diejenigen Verhältnisse, welche dem nur in Beziehung auf das Raumverhältniß des Sprechenden gedachten Gegensatze in den Dimensionen des Raumes (Höhe und Länge) entsprechen, und durch die Ortsadverbien: oben und unten, vorn und hinten bezeichnet werden z. B. „Das Buch liegt oben" „Es liegt unten". Da die durch innen und außen bezeichneten Verhältnisse ebenfalls in einem Gegensatze gedacht werden, der mit dem Raumverhältnisse des Sprechenden gegeben ist, so begreifen wir auch diese Verhältnisse unter den Dimensionsverhältnissen.

b. die Richtung, welche als Richtung nach dem Sprechenden durch das Richtungswort: her, und als Richtung von dem Sprechenden durch das Richtungswort: hin bezeichnet wird z. B. „Komm her" „Gehe hin". In die Richtung wird oft zugleich ein Dimensionsverhältniß aufgenommen, und sie wird alsdann durch Zusammensetzung der Richtungswörter mit Ortsadverbien bezeichnet z. B. herab, herauf, hernieder, herein, hinab, hinauf, hinunter, hinaus (S. §. 72).

Das Größenverhältniß einer Thätigkeit wird aufgefaßt:

a. als Intensität d. h. als die innere Größe und Stärke einer Thätigkeit; und dieses Verhältniß wird theils durch die Komparation des Adjektivs, theils durch adverbiale Formwörter z. B. sehr, kaum, bezeichnet.

b. als Frequenz d. h. als Wiederholung derselben Thätigkeit, und dieses Verhältniß wird durch adverbiale Formwörter z. B. einmal, wieder, oft, selten, bezeichnet.

Das Verhältniß der Intensität ist:

α. ein absolutes, wenn es schlechtweg ohne Vergleichung mit einer andern Thätigkeit aufgefaßt wird z. B. „Die Blume ist sehr schön" „Er ist höchst bescheiden".

β. ein vergleichendes, wenn die Thätigkeit in Ansehung ihrer Intensität mit einer andern Thätigkeit, oder auch mit derselben Thätigkeit an einem andern Subjekte verglichen wird z. B. „Er spricht mehr, als er denkt" „Die Blume ist mehr wohlriechend, als schön" und: „Er spricht mehr, als sein Bruder" „Er ist bescheidener, als sein Bruder" „Er ist der bescheidenste von Allen".

Das Größenverhältniß der Thätigkeit wird immer durch Vergleichung bestimmt; und auch wenn es ein absolutes ist, wird es durch Vergleichung der angeschauten Thätigkeit mit ihrem allgemeinen Begriffe gewonnen. Es ist aber an sich eine Anschauungsform des Sprechenden: denn wenn auch die Größe einer besondern Thätigkeit nur durch Vergleichung mit einer andern Thätigkeit gefunden wird, so ist doch die Vorstellung des Größenverhältnisses, das Maß, nach dem die Thätigkeiten verglichen werden, nicht der Begriff einer sinnlich angeschauten Thätigkeit, sondern eine dem Geiste ursprünglich angehörige Vorstellung. Wir rechnen das Größenverhältniß zu den Anschauungsformen, weil es sich unmittelbar aus der Anschauungsform des Raumes und der Zeit erzeugt; indem wir Etwas räumlich oder zeitlich anschauen, schauen wir es auch in einem besondern Größenverhältnisse an *).

## §. 11.

Die Beziehungen der Begriffe auf einander sind vermöge des Gegensatzes von Thätigkeit und Sein, welcher überall in den Begriffen hervortritt (§. 4), zwiefacher Art. Sie sind nämlich entweder Beziehungen einer Thätigkeit auf ein Sein z. B. „Der Vogel singt" „der große Vogel", oder Beziehungen eines Seins auf eine Thätigkeit z. B. „Er trinkt Wein". Es ist ein durchgreifendes Gesetz, daß nur relativ entgegengesetzte Begriffsformen auf einander bezogen werden: und wenn auch ein Sein auf ein Sein, oder eine Thätigkeit auf eine Thätigkeit bezogen wird; so nimmt doch der bezogene Begriff jedesmal, indem er in das Beziehungsverhältniß tritt, die entgegengesetzte Form an (S. §. 230. 253), oder der vermittelnde Begriff wird hinzugedacht.

Durch die Beziehung einer Thätigkeit auf ein Sein wird immer die Thätigkeit von dem Sein prädizirt d. h. Thätigkeit z. B. fliegen, groß und Sein z. B. Vogel werden so zu einer Einheit verbunden, daß die Thätigkeit als eine Thätigkeit des Seins und das Sein als das thätige Sein gedacht wird z. B. „Der Vogel fliegt" „der große Vogel". Diese Beziehung einer Thätigkeit auf ein Sein ist nun zwiefacher Art. Sie stellt sich entweder dar als einen prädizirenden Gedanken z. B. „Der Vogel singt" „Der Vogel ist groß", und wir nennen diese Beziehung die prädikative Beziehung; oder als ein prädizirtes Urtheil, welches der Sprechende nicht selbst prädizirt, sondern als schon prädizirt voraussetzt z. B. „der singende Vogel" „der große Vogel", und wir nennen diese Beziehung die

*) Vgl. Organism der Sprache. Zweite Ausgabe. §. 47. 49. 50.

attributive Beziehung. Das prädikative Beziehungsverhältniß ist das Verhältniß, in welchem der Gedanke als wirklicher Akt des Sprechenden hervortritt: und weil in diesem Akte die prädizirte Einheit von Thätigkeit und Sein in den oben (§. 8) bezeichneten Anschauungsformen aufgefaßt wird; so bezeichnet die Sprache in dem Ausdrucke des prädikativen Verhältnisses nicht nur die prädizirte Einheit von Thätigkeit und Sein, sondern auch den Akt des Prädizirens, die Aussage, indem sie zugleich die Verhältnisse der Zeit- und Modusbeziehung durch die Flexion ausdrückt. In dem attributiven Beziehungsverhältnisse hingegen tritt nicht das prädizirende Urtheil selbst, sondern ein Begriff, und zwar der Begriff eines Seins als Produkt eines prädizirenden Urtheiles hervor z. B. „der singende Vogel (Singvogel)" „der große Vogel (etwa ein Storch)"; und die Sprache bezeichnet in dem Ausdrucke desselben durch die Flexion nur die Einheit der Thätigkeit und des Seins.

Wir haben oben (§. 8) einen doppelten Vorgang im Denken unterschieden, die Aufnahme des Besondern in das Allgemeine in dem Erkennen, und die Zurückführung des Allgemeinen auf das Besondere in der Darstellung. Der erste Akt des Geistes ist ein Akt des Erkennens, und dieser stellt sich in dem Gedanken, dem prädikativen Satzverhältnisse, dar, indem der Prädikatsbegriff sich zum Subjektsbegriff wie Allgemeines zum Besondern verhält z. B. „Der Vogel singt". Oft führt jedoch das Prädikat den Subjektsbegriff auf etwas Besonderes, eine Unterart, zurück z. B. „Der Vogel ist groß (ein großer Vogel)". Das attributive Satzverhältniß dagegen führt den Seinsbegriff insgemein auf eine Unterart oder auf ein Individuum zurück z. B. „großer Vogel" „dieser Vogel". Weder die prädikative, noch die attributive Beziehung wird durch eigenthümliche Flexionsformen ausgedrückt, sondern die Einheit von Thätigkeit und Sein wird in dem prädikativen Satzverhältnisse durch die Kongruenz der Personalformen, und in dem attributiven Satzverhältnisse durch die Kongruenz der Geschlechts- und Kasusformen bezeichnet.

Wenn mit einer Thätigkeit, welche auf prädikative oder attributive Weise auf ein Sein bezogen ist, ein anderes Sein in ein Beziehungsverhältniß tritt z. B. „Das Kind trinkt Milch" „Der Vogel sitzt auf dem Baume"; so nennt man dieses Sein das Objekt der Thätigkeit, und die Beziehung eine objektive Beziehung. Das Sein bildet mit der Thätigkeit zusammen Einen Begriff der Thätigkeit. Das Sein könnte aber nicht objektiv auf die Thätigkeit bezogen und mit derselben zu einer Begriffseinheit verbunden werden, wenn die Thätigkeit nur in dem Zeitverhältnisse, und das Sein nur in dem Raumverhältnisse angeschaut würde. Sie müssen daher beide unter eine

gemeinsame Anschauungsform gestellt werden. Da die Entwickelung der Sprache und ihrer Verhältnisse von der sinnlichen Anschauung ausgeht, und die sinnliche Erscheinung der Thätigkeit Bewegung ist (§. 5); so wird alle Thätigkeit als Bewegung gedacht. Bewegung aber ist Thätigkeit im Raume, und so wird alle Thätigkeit zugleich unter die Anschauungsform des Raumes gestellt. Die Bewegung im Raume aber ist Richtung, und die Richtung kann nur in dem Gegensatze des Wohin und Woher aufgefaßt werden, so daß allen sinnlichen und nicht sinnlichen Verhältnissen der objektiven Beziehung, so mannigfaltig unterschieden sie sich auch in der Sprache darstellen, diese zwiefache Richtung einer räumlich gedachten Bewegung zum Grunde liegt. So liegt in den Thätigkeitsbegriffen: streben nach Etwas, fertig zu Etwas, rathen zu Etwas, ergreifen, schlagen, die Richtung nach dem Objekte, und in den Thätigkeitsbegriffen: sich schämen, sich freuen, sich betrüben, leer, satt, spotten, die Richtung von dem Objekte. Auch wird man, wenn man die Ausdrücke der objektiven Beziehung — Kasus und Präpositionen — näher betrachtet, leicht gewahr, daß jene zwiefache Richtung ihre Grundbedeutung ausmacht (S. §. 189. 239).

Durch das Objekt wird der Thätigkeitsbegriff, wie durch das Attribut der Seinsbegriff, entweder auf eine Unterart oder auf ein Individuum zurückgeführt; und wir unterscheiden demnach in der objektiven Beziehung die Beziehung der Art z. B. „Er trinkt Wein" „Viele Völker nähren sich nur von Fischen" „Er strebt nach Reichthum", und die Beziehung des Individuums z. B. „Ich habe ihn gestern in der Stadt gesehen" „In Nord-Amerika leben manche Völker nur von Fischen".

Wie die Begriffe sich aus dem Urbegriffe entwickeln, indem der höhere Begriff einen ihm untergeordneten Begriff in sich aufnimmt, der aber noch immer ein allgemeiner ist (§. 4); so werden die so gebildeten allgemeinen Thätigkeitsbegriffe für den Augenblick der Rede noch weiter auf besondere Unterarten zurückgeführt, indem sie den Artbegriff eines Seins als Objekt in sich aufnehmen. Die Bildung solcher Unterarten durch die Aufnahme eines Objektes setzt aber in dem Verb schon eine objektive Beziehung voraus, wie in den oben angeführten Verben trinken, streben, sich schämen, und sie findet daher eigentlich nur bei objektiven Thätigkeitsbegriffen Statt. Objektive Thätigkeitsbegriffe aber sind solche, die die Richtung nach oder von einem Objekte dergestalt in sich aufgenommen haben, daß sie nicht können ohne ein Objekt gedacht werden, und daher durch das Objekt ergänzt werden (§. 5). Die Beziehung des ergänzenden Objektes auf den Thätigkeitsbegriff ist eine nothwendige; sie geht aus

dem innern Wesen des Thätigkeitsbegriffes hervor, der ohne das Objekt ohne Inhalt ist.

Neben den ergänzenden Beziehungen der Art unterscheiden wir auch noch eine nicht ergänzende Beziehung der Art, nämlich die der Weise. Außerdem daß die Beziehung der Weise den Thätigkeitsbegriff nicht ergänzt, unterscheidet sie sich auch noch dadurch von den ergänzenden Artbeziehungen, daß die Weise immer eine Thätigkeit ist, welche als Unterart in den prädizirten Begriff aufgenommen wird, und daß sie die besondere Art der prädizirten Thätigkeit nicht nach ihren Beziehungen auf ein Sein unterscheidet, sondern nach einem Gegensatze, der in dem Artbegriffe der Thätigkeit selbst liegt z. B. „schön und schlecht schreiben" „schnell und langsam gehen" „laut und leise sprechen". Die Weise verhält sich zu dem Begriffe einer Thätigkeit, wie das Attribut zu dem Begriffe eines Seins: man könnte sie ein Attribut der Thätigkeit nennen. Daher geht das Objekt der Weise, wenn eine Thätigkeit die Begriffsform eines Seins annimmt, immer in ein Attribut über z. B. „Er spielt glücklich" und „ein glückliches Spiel" „ein glücklicher Spieler" und umgekehrt z. B. „ein treuer Beistand" und „Er steht mir treulich bei".

Die prädizirte Thätigkeit wird auf ein Individuum zurückgeführt, indem sie unter die Anschauungsform des Raumes und der Zeit gestellt wird. Wir haben schon oben (§. 10) gesehen, daß jedes Ding und jede Thätigkeit durch ihr räumliches und zeitliches Verhältniß als individuell bestimmt ist. Jedes Prädikat wird freilich schon durch das Subjekt individualisirt, ist aber im Gegensatze gegen das Subjekt noch ein Allgemeines, und bedarf daher der individualisirenden Bestimmung durch Objekte des Raumes oder der Zeit. Orts- und Zeitbestimmungen stehen aber mit dem Prädikate nicht in einem innern, nothwendigen Verhältnisse, sondern sind für die Thätigkeit selbst mehr äußerlich und gleichgültig; wir nennen daher die individualisirenden Zeit- und Raumbeziehungen, im Gegensatze gegen die ergänzenden Artbeziehungen, bestimmende Beziehungen, und unterscheiden:

a. die Raumbeziehung, nämlich das räumliche Verhältniß der Thätigkeit zu einem Sein. Man unterscheidet in diesem Verhältnisse zwei Momente, nämlich:

α. den Ort der Thätigkeit z. B. „Der Vogel sitzt auf dem Baume".

β. die Richtung der Thätigkeit, welche als Richtung Woher und als Richtung Wohin unterschieden wird z. B. „Er fällt von dem Baume" und „Er klettert auf den Baum".

Obwol im Allgemeinen nur die Artbeziehungen den Begriff einer Thätigkeit ergänzen; so gibt es doch einige Verben, wie sitzen und

liegen, welche eine räumliche Richtung so in sich aufgenommen haben, daß sie ohne ein Ortsobjekt nicht können gedacht werden; und wir nennen diese Beziehung die ergänzende Raumbeziehung, und das Objekt ein ergänzendes Objekt des Ortes. Dieser Beziehungsform ist es eigenthümlich, daß die in den Thätigkeitsbegriff aufgenommene Richtung etwas Allgemeines ist, das Objekt selbst aber, da ja der Ort immer ein Individuelles ist, stets ein individueller Begriff sein muß; während bei den übrigen objektiven Thätigkeitsbegriffen die Richtung an sich zu ihrer Ergänzung einen Artbegriff fordert.

b. die Zeitbeziehung, nämlich das Zeitverhältniß einer Thätigkeit zu einer andern Thätigkeit z. B. „Er ist abgereiset, als die Sonne aufging, oder ehe, oder nachdem die Sonne aufgegangen war". Jeder Thätigkeitsbegriff kann als Zeitbestimmung dienen, wird aber immer in der Begriffsform des Seins — als abstraktes Substantiv — auf das Prädikat bezogen z. B. „Er reiset ab gegen, vor, nach Sonnenuntergang" „Er hat mich im Herbste, in der Weinlese besucht" „Er hat unter der Predigt geschlafen". Man bedient sich aber zur Zeitbestimmung insbesondere der Benennungen derjenigen Begebenheiten, durch welche besondere Punkte und Abschnitte in dem natürlichen Kreislaufe des Tages und des Jahres bezeichnet werden z. B. Morgen, Mittag, Abend, Frühling, Winter, Ostern, Pfingsten und: Stunde, Woche, Monat; und wir unterscheiden diese Benennungen als die eigentlichen Zeitbenennungen. Man unterscheidet in dem Zeitverhältnisse:

α. die Zeit, wann Etwas geschieht z. B. „Er schläft bei Tage"; und

β. die Zeitdauer, wie lange Etwas geschieht z. B. „Er schläft den ganzen Tag". Indem die Sprache die Zeit auf räumliche Weise gleichsam als eine Linie vorstellt, unterscheidet sie die Zeit, wann Etwas geschieht, als Zeitpunkt — Punkt in der Linie — z. B. „am Abend" „um zwölf Uhr" „den ersten Mai", und als Zeitraum — größern oder kleinern Theil der Linie — z. B. „in der Woche" „im Monat Mai".

Von der Zeitbeziehung ist zu unterscheiden die mit dem Prädikate verbundene Thätigkeit. Oft wird nämlich mit dem Prädikate eine Thätigkeit verbunden, die ihm zwar gleichzeitig, aber nicht eine Zeitbestimmung des Prädikates ist z. B. „Er ging scheltend fort" „Er geht mit bloßem Kopfe" „Er schläft bei offenen Fenstern". Als eigentliche Zeitbestimmungen können nur die eigentlichen Zeitbenennungen und diejenigen Begebenheiten dienen, deren Zeitverhältniß als bekannt vorausgesetzt werden darf. Andere Begebenheiten, die mit dem Prädikate in irgend einem Verhältnisse stehen, können, da alle Thätigkeit in der Zeit angeschaut wird, als mit dem Prädikate in der

Zeit verbunden d. h. als gleichzeitig gedacht und dargestellt werden, sind aber deßhalb nicht Zeitbestimmungen des Prädikates z. B. „Er reis'te bei Sonnenschein ab" „Der König zog unter Kanonendonner in die Stadt ein". Die mit dem Prädikate verbundene Thätigkeit kann, weil sie eine dem Prädikate gleichzeitige Thätigkeit ist, als solche auch in einem eigenen Hauptsatze dargestellt werden, der durch eine beiordnende Konjunktion mit dem Satze, dessen Prädikate sie gleichzeitig ist, verbunden wird z. B. „Er reis'te ab, und die Sonne schien" „Er schalt, und ging fort" „Er schläft, und die Fenster stehen offen". Die verbundene Thätigkeit ist also eigentlich ein Gedankenverhältniß in der Form eines Begriffsverhältnisses.

Die eigentliche Ausdrucksform für die Beziehung der Art ist der Kasus des Substantivs, für die Beziehung des Individuums die Präposition. Kasus und Präposition haben mit einander gemein, daß sie beide die Richtung bezeichnen; aber der Kasus drückt eine an sich nicht räumliche Richtung einer an sich nicht räumlichen Thätigkeit zu einer Art des Seins aus (§. 5) z. B. „Er hat Fische gefangen" „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes"; die Präposition dagegen eine rein räumliche Richtung einer an sich räumlichen Thätigkeit nach oder von einem individuellen Sein z. B. „Er ist durch den Wald gegangen" „In England wurde ein König enthauptet". Wegen ihrer Verwandtschaft wechseln Kasus und Präposition mit einander; insbesondere treten an die Stelle der Kasus leicht diejenigen Präpositionen, welche, wie die Kasus selbst, auf die allgemeinste Weise nur die Richtung bezeichnen z. B. von, zu, seltener diejenigen Präpositionen, welche zugleich Dimensionsverhältnisse ausdrücken und durch diese die Beziehung des mit ihnen verbundenen Begriffes individualisiren. Das sinnlich nicht anschauliche Verhältniß der Zeit wird in der Sprache auf sinnliche Weise als ein räumliches Verhältniß dargestellt. Die Präpositionen, als die eigentlichen Ausdrücke für die Ortsbeziehung, dienen daher zugleich zur Bezeichnung der Zeitbeziehung. Auch die mit dem Prädikate verbundene Thätigkeit wird nach ihrer Form oft als Zeitverhältniß durch Präpositionen dargestellt; die Sprache hat jedoch, wie wir weiter unten (§. 252) sehen werden, für dieses Verhältniß auch eine besondere Form des Verbs gebildet, nämlich das Gerundium z. B. „Er ging lachend davon" „Er gehorchte schweigend".

Für die Artbeziehung der Weise gibt es in der Sprache noch eine besondere Form, das Adverb der Weise. Die Weise ist nämlich ein Thätigkeitsbegriff, der in den prädizirten Thätigkeitsbegriff aufgenommen ist, um diesen auf eine Unterart zurückzuführen. Weil jedoch nach einem allgemeinen Gesetze nur entgegengesetzte Begriffsformen auf einander bezogen werden; so nimmt der Begriff der

Thätigkeit in dem Beziehungsverhältnisse der Weise, eben so wie in dem Zeitverhältnisse, die Begriffsform des Seins an, die sich auch in der Wortform darstellt. Denn die ältesten und gemeinsten Formen der Adverbien der Weise sind Formen des flektirten Substantivs (der Kasus) z. B. καλόν, ταχέως, cito, forte, Ahd. harto (hart), scôno (schön), die man in der Grammatik nur darum nicht Kasus genannt hat, weil sie als bleibende Wortformen in den Sprachvorrath übergegangen sind. Die Eigenthümlichkeit der Adverbien besteht aber darin, daß sie nicht, wie das Verb, Adjektiv und Substantiv, eine besondere Begriffsform ausdrücken, sondern daß sie lediglich besondere Beziehungsverhältnisse der Begriffe zu dem Prädikate bezeichnen. Es gibt daher auch keine Wörter, die ursprünglich Adverbien sind: alle Adverbien sind erst aus Adjektiven oder aus Substantiven geworden z. B. cito, tuto, repente, forte. Eben so, wie die Endungen dieser Adverbien, welche noch als Kasusformen nachzuweisen sind, müssen auch die übrigen Endungen, durch welche Adverbien von Substantiven und Adjektiven gebildet werden z. B. l. e und ter, fr. ment, d. lich, haft, ihrer Bedeutung nach als Deklinationsendungen betrachtet werden, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht eben so, wie diese, eine den Begriff des Verbs ergänzende Artbeziehung ausdrücken. Die Adverbien der Weise sind meistens, weil die Weise eine Thätigkeit ist, von Adjektiven oder abstrakten Substantiven abgeleitet. Häufig wird aber die Weise der ausgesagten Thätigkeit durch ihre Ähnlichkeit bezeichnet. Personen und Sachen sind einander ähnlich, wenn die Weise ihrer Thätigkeiten dieselbe ist z. B. „Er handelt, wie sein Vater handelt (edel)". Die Adverbien, welche die Weise durch die Ähnlichkeit bezeichnen, werden auch von konkreten Substantiven gebildet z. B. „ein meisterhaftes Spiel" „ein thranichter Geschmack" „ein geckenhafter Mensch". Von den Adverbien der Weise, die immer von Begriffswörtern abgeleitet sind, muß man unterscheiden die Adverbien des Ortes, der Zeit und der Intensität, welche die Thätigkeit nach ihrer Beziehung zu dem Sprechenden individualisiren und meistens Formwörter sind (§. 10).

Wir haben jetzt noch ein besonderes nicht ergänzendes Verhältniß, nämlich das kausale, zu betrachten. Die Kausalität ist eine Denkform; und ein kausales Verhältniß kann eigentlich nur zwischen Gedanken, und nicht zwischen Begriffen Statt finden (§. 8), indem in der Denkform der Kausalität eine Wirklichkeit durch eine andere Wirklichkeit (Einheit von Thätigkeit und Sein) bedingt wird (§. 8) z. B. „Er hat Arznei genommen, und er ist gesund geworden". Wie aber häufig in der Sprache Gedanken mit Begriffen wechseln, da ja jeder Begriff aus einem Gedanken hervorgegangen ist; so wird denn auch

das kausale Verhältniß oft als ein Verhältniß von Begriffen dargestellt z. B. „Er ist von der Arznei gesund geworden". Die kausale Beziehung ist demnach das Verhältniß eines thätigen Seins oder einer als Sein gedachten Thätigkeit (abstraktes Substantiv), welche als Grund oder als Wirkung einer Thätigkeit gedacht wird. Der Grund und die Wirkung einer Thätigkeit bestimmen nun aber die Thätigkeit selbst weder zu einer Unterart noch zu einer individuellen; und die kausale Beziehung gehört also streng genommen weder zur Beziehung der Art, noch zu der des Individuums. In so fern aber mit jeder besondern Art eines Grundes eine besondere Art der Wirkung gegeben ist, die freilich nicht immer angeschaut wird; in so fern wird das kausale Verhältniß unter die Beziehung der Art gestellt und durch Kasus ausgedrückt. Andererseits haben wir schon oben (§. 10) gesehen, wie die auf dem kausalen Verhältnisse beruhenden Modusverhältnisse der Möglichkeit und Nothwendigkeit unter die Zeitanschauung gestellt und als Zeitverhältnisse dargestellt werden. Die Sprache stellt daher das sinnlich nicht anschauliche Verhältniß der Kausalität als ein sinnliches durch Zeitverhältnisse dar, wie denn ja Ursache und Wirkung im Bewußtsein gewöhnlich als in der Zeit geschieden und durch sie unterschieden gedacht werden. In so fern also die kausalen Verhältnisse als Zeitverhältnisse gedacht werden, werden sie auf dieselbe Weise, wie diese, nämlich durch Präpositionen ausgedrückt, der Grund als das der Wirkung Vorangehende durch Präpositionen der Richtung Woher, die Wirkung als das dem Grunde Nachfolgende durch Präpositionen der Richtung Wohin.

Wir unterscheiden den realen Grund d. h. die Ursache, die bewirkt, daß Etwas in der Wirklichkeit geschieht z. B. „Der Schnee schmilzt von der Sonnenhitze" „Man erkennt den Vogel an den Federn", und den moralischen Grund (Beweggrund) d. h. den Grund einer freien Thätigkeit z. B. „Er singt aus Eitelkeit" von dem logischen Grunde. Der logische Grund ist der Grund eines Urtheiles, ist also immer ein Verhältniß eines Gedankens zu einem andern Gedanken, und kann, da er nicht die Art des prädizirten Begriffes bestimmt, nie in der Form eines Begriffes, sondern nur in der Form eines Gedankens dargestellt werden z. B. „Es ist kalt, denn die Fenster schwitzen". Dagegen kann jeder reale und moralische Grund eines Prädikates, indem aus dem realen Kausalitätsverhältnisse das logische gefolgert wird, auch wieder zu einem logischen Grunde d. h. zu dem Grunde eines Urtheiles werden z. B. „Der Schnee schmilzt, denn die Sonne scheint".

Wir unterscheiden den realen, moralischen und logischen Grund ferner als wirklichen und möglichen Grund. Bei dem möglichen

Grunde wird die Wirklichkeit der im Prädikate ausgedrückten Wirkung durch die Wirklichkeit des möglichen Grundes bedingt; der mögliche Grund wird daher auch bedingender Grund oder Bedingung genannt z. B. „Bei anhaltenden Regengüssen verdirbt die Ernte" „Er wird bei einiger Sparsamkeit reich werden". — Wir finden endlich den wirklichen oder möglichen realen, moralischen oder logischen Grund einer Thätigkeit mit dem Gegensatze derselben verbunden, und nennen einen solchen Grund einen adversativen d. h. den Grund für die Nichtwirklichkeit der ausgesagten Thätigkeit z. B. „Er ist bei seiner Armut vergnügt" „Er geht des Regens ungeachtet spaziren". Natürlich kann der adversative Grund nicht der vollständige Grund der Thätigkeit sein, die mit dem Prädikate im Gegensatze steht; denn durch Hinzufügung des vollständigen Grundes wird jede Thätigkeit als nothwendig gedacht: der adversative Grund ist vielmehr nur Eine Bedingung aus dem ganzen Komplex der Bedingungen, welche den vollständigen Grund der Thätigkeit bilden, die mit dem Prädikate im Gegensatze steht. Die Bedeutung des adversativen Grundes erklärt sich aus der schon vielfach (§. 8. 9) berührten Bedeutung des Gegensatzes in der Sprache: der adversative Grund dient dazu, das Prädikat hervorzuheben, indem er, scheinbar wenigstens, mit demselben im Widerspruche stehend, dennoch die Wirklichkeit desselben unangefochten läßt z. B. „Er ist bei seiner Armut vergnügt" „Sie sind trotz der Verschiedenheit ihrer Denkweise Freunde".

Bei dem Verhältnisse des realen Grundes ist der Grund thätig, das Prädikat die Wirkung des Grundes, und das Subjekt erleidet die Wirkung z. B. „Er ist von der Speise krank geworden". Der reale Grund wird aber zum Mittel, wenn die Wirkung als eine vom Subjekte beabsichtigte gedacht wird z. B. „Er hat sich durch Fasten geheilet"; eine beabsichtigte Wirkung endlich heißt Zweck z. B. „Er hat zu seiner Genesung gefastet". Der Zweck ist das der Zeit nach umgekehrte Verhältniß des Grundes; Zweck nennen wir diejenige Wirkung, die zugleich als Ursache der bewirkenden Thätigkeit gedacht wird. Bei den freien Thätigkeiten freier Wesen fällt der (moralische) Grund mit dem Zwecke zusammen: der Zweck läßt sich als moralischen Grund darstellen und umgekehrt. Die Sprache aber unterscheidet den Ausdruck des moralischen Grundes von dem des Zweckes, indem sie den moralischen Grund in Beziehung auf die Thätigkeit als einen realen Grund darstellt, gegen den das Subjekt sich mehr leidend verhält; man vergleiche z. B. die Ausdrücke: „Er fastet zu seiner Genesung" (Zweck) und „Er fastet um seiner Genesung willen" (moralischer Grund). Grund einer freien Thätigkeit kann aber nur dasjenige sein, was das Subjekt als Grund anerkennt, und wodurch es sich bestimmen lassen

will, was also für das Subjekt selbst Zweck wird: es kann daher der moralische Grund immer zugleich als Zweck dargestellt werden. Beim moralischen Grunde, wie beim Zwecke, steht das Prädikat, als vom Subjekte Gewolltes, im Verhältnisse moralischer Nothwendigkeit; Grund sowol als Zweck realisiren sich im Prädikate: der Unterschied liegt nur in der Form der Auffassung und Darstellung *).

Die Beziehungen der Begriffe auf einander sind an sich wechselseitig. So wird z. B. in dem prädikativen Verhältnisse das Sein (der Vogel) eben sowol auf die Thätigkeit (fliegt), als Diese auf Jenes, und in dem objektiven Verhältnisse eben sowol die Thätigkeit (trinken) auf das Objekt (Wein), als Dieses auf Jene bezogen. Die Sprache bezeichnet aber durch die Flexion die prädikative Beziehung an dem Prädikate, die attributive Beziehung an dem Attribut, und die objektive an dem Objekte. Wir nennen deßhalb, und um der Gleichförmigkeit der Benennung willen immer das Prädikat, Attribut und Objekt den bezogenen Begriff und den andern Begriff den Beziehungsbegriff (der Begriff, auf den ein anderer Begriff bezogen wird).

## §. 12.

Die Sprache verbindet oft zwei Sätze zu einem zusammengesetzten Satze, der als der Ausdruck Eines Gedankens aufgefaßt wird. Damit zwei Sätze zu Einem Satze können verbunden werden, müssen sie zu einander in gewissen Verhältnissen stehen: diese Verhältnisse sind zwiefacher Art. Wenn zwei Sätze, deren jeder einen Gedanken des Sprechenden enthält, mit einander verbunden werden, so stehen sie mit einander in einem logischen Verhältnisse; und man nennt diese Form der Verbindung die beiordnende Form z. B. „Dem Herzen folg' ich; denn ich darf ihm trauen" „Nicht loben werd' ich's; doch ich kann's verzeihn". Wenn dagegen ein Satz mit einem Gliede des andern Satzes ein Satzverhältniß bildet, so stehen die Sätze mit einander in einem grammatischen Verhältnisse; und man nennt diese Form der Verbindung die unterordnende Form z. B. „Wer Pech angreift, besudelt sich" „Die Ehre, die ihm gebührt, geb' ich ihm gern; das Recht, das er sich nimmt, verweigre ich ihm" „Was wahr ist, muß ich sagen".

Die logischen Verhältnisse der Sätze sind bedingt durch die Denkformen (§. 8), und die in dem Verhältnisse der Beiordnung verbundenen Sätze müssen mit einander entweder in einem Gegensatze oder in einem Verhältnisse der Kausalität stehen. Wir haben oben (§. 8) den aufhebenden (verneinenden) Gegensatz, als den Gegensatz von

*) Vgl. Organism der Sprache. Zweite Ausgabe. §. 45. 47. 49. 50.

Gedanken, von dem polarischen Gegensatze, als dem Gegensatze von Begriffen, geschieden, und gesehen (§. 10), daß die eigentliche Bedeutung des aufhebenden Gegensatzes darin besteht, daß er Begriffe und Gedanken hervorhebt. In jedem polarischen Gegensatze liegt auch ein aufhebender, und jeder polarische Gegensatz kann, wenn der Begriff soll hervorgehoben werden, durch einen aufhebenden Gegensatz (der Gedanken) dargestellt werden. Dies schlechtweg aufhebende Verhältniß der Gedanken wird durch die Verneinung bezeichnet. Oft jedoch wird die Verneinung nur hinzugedacht, indem die beiden Gedanken in einem Gegensatze stehen, der an sich nur ein polarischer Gegensatz der Begriffe ist z. B. „Die fremden Eroberer kommen und gehen; wir gehorchen, aber wir bleiben stehen". Hier stehen nicht eigentlich die beiden Gedanken mit einander in einem Gegensatze, sondern der aufhebende Gegensatz liegt nur in dem Einen Gedanken „Die fremden Eroberer bleiben nicht, sondern kommen und gehen". Wir nennen dieses Verhältniß, weil der Eine Gedanke den andern Gedanken nicht aufhebt, sondern nur den Inhalt des andern Gedankens beschränkt, das beschränkende Verhältniß. Von dem aufhebenden und beschränkenden Verhältnisse unterscheiden wir endlich das adversative Verhältniß, in dem der Gegensatz der Gedanken ein durch die Denkform der Kausalität vermittelter Gegensatz ist d. h. der Eine Gedanke steht nicht mit dem andern Gedanken selbst, sondern nur mit einer aus ihm gezogenen Folgerung in einem aufhebenden Gegensatze. Wir haben schon oben (§. 11) gesehen, daß der Grund in diesem Verhältnisse nicht der vollständige, sondern nur der partielle Grund der verneinten Folgerung sein kann; die verneinte Folgerung ist daher nur eine mögliche, nicht nothwendige Folgerung des Grundes z. B. „Furchtbar ist Deine Rede; doch Dein Blick ist sanft" (Die furchtbare Rede kann mit einem furchtbaren Blicke verbunden sein, muß es aber nicht).

In der Denkform der Kausalität werden zwei Gedanken mit einander verbunden, welche sich zu einander verhalten, wie Grund und Wirkung. Wir haben schon oben (§. 11) gesehen, daß das kausale Verhältniß eigentlich immer ein Verhältniß von Gedanken ist und daß das Verhältniß des logischen Grundes nur durch einen beigeordneten Hauptsatz kann ausgedrückt werden.

Das kopulative Verhältniß der Sätze ist als kopulatives Verhältniß nicht eigentlich ein logisches Verhältniß, und wir werden sehen (S. §. 259), wie es sich auf Eins der logischen Verhältnisse zurückführen läßt.

Der in unterordnender Form zusammengesetzte Satz entwickelt sich aus dem einfachen Satze, indem ein Begriff desselben wieder zu der

Form eines Satzes, aus dem er ursprünglich hervorgegangen, zurückgeführt wird z. B. „Geschehe denn, was muß (das Nothwendige)" „Unwürdig ist's der Majestät, das Haupt zu sehen, das dem Tod geweiht ist (das dem Tode geweihte Haupt)" „Sie fordern wüthend, daß die Jungfrau sterbe (den Tod der Jungfrau)": wir nennen den zu einem Satze entwickelten Begriff den Nebensatz, und den Satz, in den er als Begriff aufgenommen ist, den Hauptsatz (§. 9). Der Nebensatz steht mit dem Hauptsatze nicht in einem logischen, sondern in einem grammatischen Verhältnisse; er ist nämlich entweder das Subjekt, oder ein Attribut eines Substantivs, oder ein Objekt des Prädikates im Hauptsatze, und führt, wie das durch ein Begriffswort ausgedrückte Attribut oder Objekt, den Begriff des Hauptsatzes, mit dem er ein Satzverhältniß bildet, auf eine Unterart oder auf ein Individuum zurück. Der Nebensatz drückt jedoch nicht immer einen Begriff aus, sondern oft auch einen Gedanken z. B. „Denkt nicht, daß sein Verlust mich schmerze" „Die That bewährt es, daß sie Wahrheit spricht" „Wir aber glauben's nicht, daß Du ein Feind und Landsverräther bist" „Fragt man, woher der Sonne Himmelsfeuer flamme?". Der durch den Nebensatz ausgedrückte Gedanke wird aber nie als ein anschauender Gedanke des Sprechenden dargestellt, sondern steht, als angeschauter Gedanke, eben so, wie der durch den Nebensatz ausgedrückte Begriff, mit dem Hauptsatze in dem grammatischen Verhältnisse eines Subjektes, Attributes oder Objektes.

Die logischen Verhältnisse der Sätze sowol, als die grammatischen werden durch Konjunktionen ausgedrückt, welche sich in beiordnende und unterordnende Konjunktionen scheiden. Die unterordnenden Konjunktionen sind Demonstrativ= oder Interrogativpronomen (§. 10), die, wenn sie die Beziehung eines Nebensatzes zu seinem Hauptsatze bezeichnen, Relativpronomen genannt werden*).

## §. 13.

Die Beziehungen werden in der Sprache entweder durch die Flexion des bezogenen Wortes oder durch Formwörter (§. 2) ausgedrückt; und wir nennen die durch Flexion und Formwörter gebildeten Ausdrücke der Beziehungsverhältnisse die grammatischen Formen.

Die Flexion ist der ursprüngliche Ausdruck der Beziehungen. Die Sprache hat, weil sie sich auf organische Weise entwickelt hat, mit dem Ausdrucke von Gedanken und nicht mit Ausdrücken für Begriffe angefangen, die nicht zu Gedanken verbunden waren. Wir müssen daher annehmen, daß das gesprochene Wort uranfänglich, wie

*) Vgl. Organism der Sprache. Zweite Ausgabe. §. 100—103.

noch jetzt das erste Wort eines Kindes, der Ausdruck eines Gedankens, und jeder in der Sprache ausgedrückte Begriff ein bezogener war, und daß mit dem Begriffe uranfänglich auch das Beziehungsverhältniß gedacht worden, durch welches er Glied eines Gedankens war. Die Sprache mußte daher uranfänglich mit den Begriffen auch ihre Beziehungen ausdrücken. Der Einheit des Begriffes selbst als des bleibenden Stoffes mit seiner Beziehung als der wandelbaren Form desselben in dem Gedanken entspricht nun, als ein treuer Ausdruck in der Sprache, das flektirte Wort, welches sich ebenfalls darstellt als die Einheit eines starren Elementes, welches der eigentliche Träger des unwandelbaren Begriffes ist, und eines liquiden Elementes, welches der Ausdruck der wandelbaren Beziehung ist. Dieser zu einer Einheit verbundene Gegensatz eines starren und eines liquiden Elementes tritt in jedem Begriffsworte hervor, entweder als ein innerer in dem Gegensatze des Konsonanten und des durch den Ablaut wandelbaren Vokals, oder als ein äußerer in dem Gegensatze des unwandelbaren Stammes und der wandelbaren Endung, oder auch auf beide Weisen zugleich. Man könnte die Flexion durch den Ablaut eine innere, und die durch Endungen eine äußere Flexion des Wortes nennen. Beide haben mit einander gemein, daß sie die wandelbare Beziehung des Begriffes durch das liquide Element des Wortes bezeichnen. Betrachtet man nämlich das phonetische Verhältniß der Flexionsendungen überhaupt, so findet man, daß sie im Allgemeinen mehr liquider Natur d. h. aus Lauten gebildet sind, die an sich weniger individualisirt und darum wandelbarer sind, als die andern Laute, nämlich aus Vokalen, liquiden Konsonanten, dem Spiranten s und den Zungenlauten (S. §. 29).

Wie sich in der Sprache aus wenigen unbestimmt gedachten Wurzelbegriffen allmählich eine große Mannigfaltigkeit näher bestimmter und unterschiedener Begriffe entwickelt hat (§. 3); so haben sich auch aus wenigen allgemein und unbestimmt gedachten Beziehungsverhältnissen allmählich mannigfaltig unterschiedene und näher bestimmte Verhältnisse entwickelt z. B. aus den Zeitverhältnissen die Modusverhältnisse (§. 10), aus dem Zeitverhältnisse der Vergangenheit die unterschiedenen Formen desselben (je recevais, je reçus, j'ai reçu, j'eus reçu, j'avais reçu), und aus den unbestimmt gedachten Verhältnissen der räumlichen Richtungen Woher und Wohin die mannigfaltig unterschiedenen Richtungsverhältnisse, welche durch Kasus und Präpositionen ausgedrückt werden. Nun haben sich zwar auch die Flexionsendungen eben so, wie die Begriffswörter z. B. in fliegen und fliehen, Mond und Monat, durch natürliche Lautübergänge vervielfältiget; und verwandte Beziehungsverhältnisse werden nur durch

unterschiedene Formen derselben Endung bezeichnet, wie z. B. in dem lateinischen Dativ und Ablativ (morti und morte), die sich als Abänderungen einer und derselben Flexionsform darstellen. Als aber bei fortschreitender geistiger Entwickelung die Beziehungsverhältnisse immer mannigfaltiger unterschieden wurden, standen die auf diese Weise vervielfältigten Flexionsendungen mit den zu unterscheidenden Beziehungsverhältnissen nicht mehr in gleichem Verhältnisse: und da die Flexionsendungen, deren Bedeutung ihrer Natur nach sehr unbestimmt ist, unzulänglich waren, um Verhältnisse zu unterscheiden, die nun immer bestimmter gefaßt wurden; so gebrauchte die Sprache nun auch statt der Endungen Begriffswörter, um Beziehungsverhältnisse zu bezeichnen; und wir nennen solche Begriffswörter, welche die Bedeutung von Endungen angenommen haben, Formwörter. Der Gebrauch der Formwörter vervielfältiget sich besonders, wenn in einer Sprache, wie in der englischen und in den romanischen Sprachen, durch Vermischung mit einer andern Sprache die Endungen abgeschliffen werden. Der Gebrauch der Formwörter überhaupt ist aber eine nothwendige Folge der fortschreitenden geistigen Entwickelung, die für mannigfaltigere und bestimmter gefaßte Beziehungsverhältnisse mannifaltigere und bestimmtere Ausdrücke fordert; und er geht eben so, wie die Zusammensetzung der Begriffswörter, aus einem inneren Bedürfnisse der Sprache hervor. Der Gebrauch der Formwörter hat jedoch vielfältig eine Abschleifung der Endungen zur Folge, wie z. B. in den germanischen Sprachen der Gebrauch der Präpositionen und des Artikels eine Abschleifung der Kasusendungen.

Wenn Begriffswörter zu Formwörtern werden, drücken sie nicht mehr ihren ursprünglichen Begriff, sondern nur ein Beziehungsverhältniß an dem Begriffe des Wortes aus, mit dem sie verbunden werden. So drückt das deutsche Hülfsverb haben nicht mehr den Begriff besitzen, sondern eben so, wie das lateinische stare stehen in dem italiänischen sono stato (fr. j'ai été), das Zeitverhältniß der Vergangenheit; und δέω (in δεῖ πράττειν) nicht mehr den ursprünglichen Begriff (ermangeln), sondern ein Modusverhältniß (müssen) aus. Die Bedeutung des Formwortes steht zwar immer mit dem Begriffe, den es als Begriffswort ausdrückte, in irgend einem Zusammenhange: aber da die Beziehungsverhältnisse sich nach gewissen Gesetzen unseres Vorstellungsvermögens unterscheiden, und da besonders bei den Ausdrücken verwandter Beziehungsverhältnisse häufig ein Wechsel der Bedeutung Statt findet, wie z. B. bei der Konjunktion weil (von weilen), die früher ein Zeitverhältniß bezeichnete und jetzt ein kausales Verhältniß ausdrückt; so ist man meistens nicht im Stande, nach dem Begriffe, den das Formwort früher ausdrückte, die

eigentliche Bedeutung des Formwortes als eines solchen genau zu bestimmen *).

Es ist schon mehrmals angedeutet worden, und wir werden noch oft Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen, daß sich in der Sprache auf organische Weise nicht nur eine unendliche Mannigfaltigkeit von Begriffen aus wenigen Wurzelbegriffen und eine unendliche Mannigfaltigkeit von Wörtern aus wenigen Wurzelwörtern, sondern auch sehr mannigfaltige Beziehungsverhältnisse aus wenigen Grundverhältnissen, so wie die mannigfaltigen grammatischen Formen aus wenigen Grundformen entwickelt haben (§. 1. 3. 5. 10). Nun sind aber unterschiedene Formen von Begriffen und Wörtern, wie auch unterschiedene Formen von Beziehungsverhältnissen und ihren Ausdrücken dadurch, daß sie sich aus einer gemeinsamen Grundform entwickelt haben, unter einander verwandt; und die Grammatik muß es als ein allgemeines Gesetz anerkennen, daß in der Sprache verwandte Formen leicht untereinander wechseln, indem die Eine Form an die Stelle der andern tritt. Die Sprache entwickelt sich nämlich in dem Volke: die Begriffe und ihre Beziehungsverhältnisse nach einer inneren Anschauung, die Lautverhältnisse des Wortes nach der sinnlichen Auffassung. Die Unterschiede in den Formen der Begriffe und Laute werden nicht von einem reflektirenden Verstande aufgefaßt und festgehalten, sie werden nicht mit Bewußtsein gedacht und in bestimmt geschiedenen Umrissen erkannt, sondern unmittelbar angeschaut. In dieser Anschauung sind insbesondere die mannigfaltigen Beziehungsverhältnisse der Begriffe schon darum nicht scharf geschieden, weil sie sämmtlich als Verhältnisse von Raum und Zeit angeschaut werden; und nahe verwandte Verhältnisse werden leicht, obgleich sie in der Reflexion bestimmt geschieden sind, Eins für das andere genommen, und gehen so leicht in einander über. Wie verwandte Begriffe und verwandte Lautverhältnisse durch natürliche Übergänge unter einander wechseln, ist an einem andern Orte**) ausführlich entwickelt worden. Die Grammatik hat, weil sie soll die Sprache verstehen lehren, vorzüglich auf den Wechsel verwandter Beziehungsverhältnisse und der ihnen entsprechenden grammatischen Formen, nämlich der Flexionsformen und der Formwörter zu achten z. B. auf den Wechsel zwischen Zeit- und Modusverhältnissen in dem Gebrauche der Zeit- und Modusformen, auf den Wechsel zwischen Zeit-, Raum- und kausalen Verhältnissen in dem Gebrauche der Präpositionen, Konjunktionen und adverbialen Formwörter, und auf den Wechsel zwischen realen, moralischen

---

*) S. das Wort in seiner organischen Verwandlung §. 84—86.

**) Das Wort in seiner organischen Verwandlung.

und logischen Verhältnissen in dem Gebrauche der Hülfsverben des Modus, der Präpositionen, Konjunktionen und der adverbialen Formwörter.

Für das Verständniß der Sprache scheint insbesondere die Frage wichtig zu sein, ob und in wie fern man bei einem Unterschiede der grammatischen Form annehmen müsse, daß das Beziehungsverhältniß auch auf unterschiedene Weise gedacht worden, ob z. B. der Lateiner, wenn er sagte „sol movetur", sich das Verhältniß des Begriffes anders dachte, als der Deutsche, wenn er sagt „Die Sonne bewegt sich". Wir müssen nun wol annehmen, daß ursprünglich die Beziehungsverhältnisse auch so gedacht wurden, wie sie in der Form des Ausdrucks dargestellt wurden z. B. bei den Lateinern „Die Sonne wird bewegt" und bei den Deutschen „Sie bewegt sich": wenn aber irgend eine Form des Ausdruckes zu einer grammatischen Form geworden ist d. h. wenn sie in einer besondern Sprache allgemein als der Ausdruck einer grammatischen Beziehung besonderer Art aufgenommen worden, und der Sprachgebrauch ihr gleichsam das Gepräge dieser bestimmten Bedeutung einmal aufgedrückt hat; so drückt sie schlechtweg die grammatische Beziehung als eine solche aus, und diese wird darum nicht anders gedacht als in einer andern Sprache, wo sie durch eine andere grammatische Form ausgedrückt wird. So ist z. B. die passive Form der Lateiner (movetur) eben so, wie die reflexive Form der Deutschen (bewegt sich) und das griechische Medium, in welchem man immer vorzüglich die reflexive Bedeutung aufgefaßt hat, die grammatische Form, durch die man bei Verben, welche für sich eine transitive Bedeutung haben, wie moveo und bewegen, den Begriff als einen intransitiven bezeichnet; und bei diesen Formen wird der Begriff nicht anders gedacht, als bei dem englischen to move, das auch für sich intransitiv gebraucht wird.

Wenn man die zu einer gewissen Stufe entwickelten Sprachen z. B. die europäischen Sprachen unter einander vergleicht; so sieht man leicht, daß, abgesehen von sehr geringen Unterschieden, welche in dem Unterschiede der intellektuellen Volksbildung ihren Grund haben, in allen diesen Sprachen dieselben grammatischen Beziehungen vorhanden sind und auf dieselbe Weise gedacht werden: und es kann nicht anders sein; da die Beziehungsverhältnisse der Begriffe in dem Gedanken sich eben so, wie die Begriffe selbst, auf eine organische Weise entwickeln, und daher auch, wie die Begriffe, ein Gemeingut aller intellektuell entwickelten Völker sein müssen. Die unterschiedenen Sprachen haben aber für dieselbe grammatische Beziehung unterschiedene grammatische Formen; so werden grammatische Beziehungen, welche in Einer Sprache durch die Flexion ausgedrückt werden, in der

andern durch Formwörter bezeichnet z. B. das in den alten Sprachen durch Flexion bezeichnete Zeitverhältniß der Zukunft im Deutschen durch das Hülfsverb werden und im Englischen durch will und shall, die ursprünglich Modusverhältnisse ausdrücken, und das den Komparativ ergänzende Objekt, welches im Griechischen durch den Genitiv und im Lateinischen durch den Ablativ bezeichnet wird, im Deutschen durch die Konjunktion als. Auch werden oft Besonderheiten der grammatischen Beziehung, welche die Eine Sprache durch besondere grammatische Formen unterscheidet, in einer andern nicht durch die Form unterschieden: so unterscheidet die indische Sprache durch sechs und die finnische sogar durch zwölf Kasus die besonderen Arten der ergänzenden Beziehung, welche die griechische Sprache unter drei Kasus zusammenfaßt; und die deutsche Sprache hat für die in der französischen Sprache durch die zwei Formen parlais und parlai unterschiedenen Zeitverhältnisse nur Eine Form (redete). Man darf jedoch nicht glauben, daß grammatische Beziehungen, die in unterschiedenen grammatischen Formen z. B. Kasus und Präpositionen ausgedrückt sind, darum auch auf andere Weise gedacht werden, oder daß Beziehungen z. B. Zeitverhältnisse, die nicht durch bestimmte grammatische Formen unterschieden werden, darum auch nicht unterschieden gedacht werden. Wie die Begriffswörter als bleibende Ausdrücke von Begriffen bestimmter Art und Form, so werden auch die grammatischen Formen als bleibende Ausdrücke bestimmter mit der logischen Entwickelung der Sprache nothwendig gegebener Beziehungsverhältnise in den Sprachvorrath aufgenommen. Wie in dem Worte sein Wurzelbegriff, so tritt auch in der grammatischen Form die ursprüngliche Bedeutung oft ganz in den Hintergrund. Wir finden dieses besonders bei den Formwörtern und wollen hier als ein schlagendes Beispiel das griechische und russische Reflexivpronom ἕ und ſsa und die von ihnen gebildeten Possessivpronomen σφέτερος und ſswoi anführen, die nicht nur die reflexive Beziehung der dritten Person (sich und sein), sondern auch die reflexive Beziehung der ersten und zweiten Person (mich, dich und mein, dein), also die reflexive Beziehung auf die allgemeinste Weise ausdrücken, so daß σφέτερος und ſswoi so viel als eigen bedeuten. Eben so hat das lateinische sto (stehen) in den romanischen Sprachen die Bedeutung unseres sein, und das russische stanu (stellen) als Hülfsverb des Futurs die Bedeutung unseres werden angenommen (S. §. 89. 90).

Die Bezeichnung derselben grammatischen Beziehungsverhältnisse durch unterschiedene grammatische Formen macht vorzüglich das Idiom (S. §. 25) der unterschiedenen Sprachen aus. Es ist daher insbesondere für das Verständniß der fremden Sprachen von

der höchsten Wichtigkeit, daß man die ihnen eigenthümlichen grammatischen Formen als solche erkenne und auf die entsprechenden grammatischen Formen der Muttersprache zurückführe. Dies wird aber nur dadurch möglich, daß man in der Muttersprache die grammatischen Beziehungen und die ihnen entsprechenden grammatischen Formen bestimmt und richtig unterscheidet.

## §. 14.

Die Formwörter sind im Allgemeinen aus Begriffswörtern hervorgegangen (§. 13); und ihre Abkunft von Begriffswörtern läßt sich größtentheils noch jetzt nachweisen *). Nur bei den Pronomen findet sich keine Spur, welche nur auf die entfernteste Weise auf eine Abkunft von Begriffswörtern hindeutete. Auch weichen sie nicht nur in ihrer Bedeutung, sondern auch in ihrem Lautverhältnisse und in ihrer Flexion von den Begriffswörtern so sehr ab, daß man sie als Gebilde eigner Art ansehen muß, welche von den Begriffswörtern ursprünglich unterschieden sind. Die Personalpronomen, von denen hier zunächst die Rede ist, bezeichnen ein Sein nach seiner Beziehung zu dem Sprechenden; und sie vertreten daher gewissermaßen Substantiven: aber sie drücken nicht das Sein als einen Begriff d. h. als ein unter einer Thätigkeit begriffenes Sein (§. 4) aus. Auch in ihrem Lautverhältnisse unterscheiden sich die Pronomen auf eine auffallende Weise von den Begriffswörtern. Ihr Lautverhältniß ist nämlich überall so wenig individualisirt, und die Laute liquider Art sind in ihnen so vorwaltend, daß sie sich auch in dieser Hinsicht wie die Flexionsendungen verhalten, mit denen sie in ihrer Bedeutung so viel gemein haben (§. 13) **). Wir unterscheiden daher die Pronomen als ursprüngliche Formwörter von den abgeleiteten Formwörtern.

Wie das Pronom ursprünglich ein Substantiv ohne Begriff ist, so scheint auch das Verb sein ursprünglich ein Verb ohne Begriff zu sein, und man hat es daher das verbum abstractum genannt. Die Gründe, welche uns berechtigen, auch das Verb sein als ein ursprüngliches Formwort anzusehen, sind an einem andern Orte auseinandergesetzt worden ***). Dieses Formwort drückt das prädizirende Urtheil in den von ihm unzertrennlichen Beziehungen des Personal-, Zeit- und Modusverhältnisses aus, ohne einen prädizirten Begriff auszudrücken. Es findet daher überall eine Stelle, wenn der in dem

*) S. das Wort in seiner organischen Verwandlung §. 84—86.
**) S. Organism der Sprache. Zweite Ausgabe. §. 51.
***) S. Organism der Sprache. Zweite Ausgabe. §. 58. 59.

Satze prädizirte Begriff nicht durch ein Verb ausgedrückt wird, welches selbst durch seine Flexion das prädizirende Urtheil bezeichnet (§. 10), und vertritt alsdann die Flexion des Verbs. Weil das Verb sein das Zeit- und Modusverhältniß (Gegenwart und Wirklichkeit) ausdrückt, so bezeichnet man durch dieses Verb auch den Begriff der Existenz z. B. „Es ist ein Gott"; und Viele haben den Begriff der Existenz als die eigentliche und ursprüngliche Bedeutung des Wortes angesehen. Aber der Begriff der Existenz d. h. einer Wirklichkeit, die ohne einen Begriff einer bestimmten Thätigkeit gedacht wird, gehört nur der reflektirenden Abstraktion an, und ist der Sprache ursprünglich ganz fremd. Alle Thätigkeitsbegriffe sind in der Sprache ursprünglich Begriffe bestimmter und sinnlich anschaulicher Thätigkeiten, wie: laufen, leuchten, lauten u. s. f. (§. 4). Auch wird der Begriff der Existenz noch jetzt außer der Schulsprache selten durch sein bezeichnet. Man bezeichnet ihn in der Volkssprache immer durch den konkreten Begriff irgend einer bestimmten Thätigkeit z. B. „es gibt" „es findet sich" (inveniri), existere, oder durch die Beziehung zu einem Raumverhältnisse z. B. Statt finden, fr. il y a, E. there is.

Unter den abgeleiteten Formwörtern begreifen wir:

1. die Hülfsverben des Zeitverhältnisses: haben und werden und die Hülfsverben des Modus: können, mögen, dürfen, wollen, sollen und müssen, zu denen auch lassen gehört. Sprachen, wie die griechische und lateinische, welche alle Zeitverhältnisse durch die Flexion bezeichnen, haben keine Hülfsverben des Zeitverhältnisses. Wir finden dagegen in allen bekannten Sprachen die Hülfsverben des Modus für die Verhältnisse der physischen oder moralischen Möglichkeit und Nothwendigkeit einer Thätigkeit (§. 10).

2. die Zahlwörter, welche nicht, wie die Substantiven, den Begriff eines Seins oder, wie die Adjektiven, den Begriff einer Thätigkeit, sondern lediglich das Verhältniß der Zahl, wie z. B. drei, fünf, manche, oder das Verhältniß der Menge (§. 10) ausdrücken, wie z. B. l. parum, multum (aquae), E. much (money), Etwas, viel (Wasser).

3. die Präpositionen, welche die Raumverhältnisse einer Thätigkeit zu einem Sein bezeichnen z. B. „Er steht an oder auf dem Hügel" „Er geht in oder vor die Stadt".

4. die Konjunktionen, nämlich:

a. die beiordnenden Konjunktionen, welche die Beziehungsverhältnisse ausdrücken, in welchen einander beigeordnete Sätze zu einander stehen (§. 12) z. B. „Ich komme, und er geht" „Du lachst, aber er weint".

b. die unterordnenden Konjunktionen, welche die Beziehungsverhältnisse ausdrücken, in denen zu Nebensätzen erweiterte Begriffe zu einem anderen Begriffe des Hauptsatzes stehen (§. 12) z. B. „Er weiß, daß ich krank bin" „Wenn er krank ist, so kann er nicht arbeiten".

5. die adverbialen Formwörter. Wir unterscheiden durch diese Benennung alle Adverbien, welche nicht Begriffe, sondern nur Beziehungen der Begriffe zu dem Sprechenden (§. 10) bezeichnen, wie z. B. jetzt, schon, dort, vielleicht, gern, von den adverbialen Begriffswörtern (S. §. 185), wie z. B. morgens, wahrlich, klüglich.

## §. 15.

Die Interjektionen drücken nicht Begriffe und auch nicht Beziehungsverhältnisse der Begriffe aus; sie können daher weder zu den Begriffswörtern, noch zu den Formwörtern gezählt werden. Sie sind nur Ausdrücke eines augenblicklich durch den Gedanken erregten Gefühles von Freude, Schmerz, Verwunderung u. s. f., und werden als solche der Rede eingeschaltet, ohne in den Ausdruck des Gedankens als ein mit ihm verbundenes Glied aufgenommen zu werden.

## §. 16.

Der Ausdruck eines Gedankens wird ein Satz genannt. Jeder Satz z. B. „Der Vogel fliegt" besteht aus dem Prädikate und dem Subjekte. Unter dem Prädikate verstehen wir den Begriff der von einem Sein prädizirten Thätigkeit und zugleich den Ausdruck dieses Begriffes in dem Satze, und unter dem Subjekte den Begriff des Seins, von welchem die Thätigkeit prädizirt wird und zugleich den Ausdruck dieses Begriffes in dem Satze. Wir nennen ferner das Verhältniß des Prädikates zu dem Subjekte das prädikative Verhältniß, und Prädikat und Subjekt die Glieder oder auch die Faktoren des prädikativen Verhältnisses. Jeder Satz drückt nur Einen Gedanken aus; das Prädikat, das sich gemeiniglich zum Subjekte verhält, wie Allgemeines zum Besondern, macht gewissermaßen den eigentlichen Inhalt des Gedankens aus, und muß, weil die Formwörter individuelle Beziehungen zu dem Sprechenden ausdrücken, immer durch ein Begriffswort ausgedrückt werden, während das Subjekt sehr oft durch ein Formwort bezeichnet wird z. B. „Er", oder auch nur durch eine Flexionsendung z. B. vol-at. Wir nennen in dieser Hinsicht den Begriff des Prädikates den Hauptbegriff, und den Ausdruck desselben das Hauptwort des prädikativen Verhältnisses und des ganzen Satzes; hingegen den Begriff des Subjektes den Beziehungsbegriff d. h. den Begriff, auf den das

Prädikat bezogen wird, und den Ausdruck desselben das Beziehungswort des prädikativen Verhältnisses.

Das Subjekt eines Satzes erweitert sich, indem es mit einem Thätigkeitsbegriffe in eine attributive Beziehung tritt (§. 11), zu einem attributiven Verhältnisse z. B. „der bunte Vogel"; und wir nennen alsdann den auf das Sein bezogenen Thätigkeitsbegriff (bunt) und den Ausdruck desselben das Attribut. Eben so erweitert sich das Prädikat, indem es mit dem Begriffe eines Seins in eine objektive Beziehung tritt (§. 11), zu einem objektiven Verhältnisse z. B. „fliegt auf den Baum", und wir nennen dann den bezogenen Begriff des Seins (Baum) das Objekt. Jedes dieser Verhältnisse besteht wieder, wie das prädikative Verhältniß, aus zwei Faktoren: das attributive aus dem Attribute und dem Substantiv der Beziehung, und das objektive aus dem Objekte und seinem Beziehungsworte (dem Prädikate). Jedes dieser Verhältnisse drückt ferner nur Einen Begriff aus: das attributive den Begriff eines Seins, und das objektive den Begriff einer Thätigkeit. Zwei Begriffe können aber auf organische Weise nur dadurch zu Einem Begriffe werden, daß der Eine Begriff den andern dergestalt in sich aufnimmt, daß sie sich nun als zwei zu einer organischen Einheit verbundene Elemente verhalten. Nun haben wir aber (§. 4) schon gesehen, daß in der Sprache die Begriffe überhaupt aus zwei Elementen bestehen, nämlich aus einem Allgemeinen, und einer das Allgemeine individualisirenden Besonderheit. Dasselbe Verhältniß wiederholt sich nun in den Satzverhältnissen, indem auch hier ein allgemeiner Begriff durch einen besondern Begriff individualisirt wird, und so zwei Begriffe auf organische Weise zu Einem Begriffe werden. Die Individualisirung kann aber sowol beim attributiven als beim objektiven Satzverhältnisse zwiefacher Art sein. In dem attributiven Satzverhältnisse wird nämlich der allgemeine Begriff eines Seins (Vogel) durch den besondern Begriff einer von ihm prädizirten Thätigkeit entweder auf den Begriff einer besondern Art z. B. „bunter Vogel" (etwa Specht), oder auf den Begriff eines individuellen Seins z. B. „Vogel meines Bruders" zurückgeführt (§. 11); und der allgemeine Begriff einer Thätigkeit (bauet) wird in dem objektiven Verhältnisse ebenfalls, indem er eine Richtung auf ein besonderes Objekt und zugleich den Begriff des Objektes in sich aufnimmt, entweder auf den Begriff einer besondern Unterart der Thätigkeit z. B. „bauet ein Nest (nistet)", oder auf den Begriff einer individuellen Thätigkeit z. B. „bauet auf dem Baume" zurückgeführt (§. 11). Der Beziehungsbegriff in dem attributiven und objektiven Satzverhältnisse ist, wenn er durch das Attribut oder Objekt zu einer Unterart individualisirt ist,

dem bezogenen Begriffe untergeordnet; wenn er aber durch das Attribut oder Objekt auf ein Individuum zurückgeführt ist, so ist er dem bezogenen Begriffe übergeordnet: in dem ersteren Falle ist also das Attribut oder Objekt, in dem andern das Beziehungswort der Hauptbegriff, und der Ausdruck desselben das Hauptwort des Verhältnisses.

Jedes substantivische Objekt kann sich wieder, wie das Subjekt, zu einem attributiven, und jedes attributive Adjektiv, wie das Prädikat, zu einem objektiven Verhältnisse erweitern. Der Satz kann auf diese Weise sich zu einem großen Umfange erweitern und eine große Mannigfaltigkeit von Begriffen in sich aufnehmen; er drückt aber immer nur Einen Gedanken aus, indem er nur einen mehr oder weniger individualisirten Thätigkeitsbegriff von einem mehr oder weniger individualisirten Begriffe des Seins prädizirt. Alle Wechselbeziehungen der Begriffe sind unter den hier bezeichneten drei Verhältnissen begriffen; und jedes Begriffswort im Satze wird dadurch ein Glied des Satzes, und erhält dadurch eigentlich seine Bedeutung in dem Satze, daß es als Faktor — Hauptwort oder untergeordnetes Glied — Einem der drei Verhältnisse angehört, welche wir, obgleich das prädikative Verhältniß den ganzen Satz begreift, und das attributive und objektive nur ein Glied des Satzes darstellt, als die Formen für die Wechselbeziehungen der Begriffe in dem Satze Satzverhältnisse nennen. Die Syntax als die Lehre von der Gliederung des Satzes zerfällt daher auf eine ganz natürliche Weise in drei Theile, nämlich:

a. die Syntax des prädikativen Satzverhältnisses,
b. die Syntax des attributiven Satzverhältnisses,
c. die Syntax des objektiven Satzverhältnisses.

## §. 17.

Wir haben nicht nur in den Begriffen an und für sich genommen (§. 4), sondern auch in den Satzverhältnissen und in dem ganzen Satze (§. 16) zwei Elemente unterschieden, welche als Allgemeines und individualisirende Besonderheit oder als Begriff und Beziehung einander untergeordnet und zu einer organischen Einheit verbunden sind; und man kann diese in allen Formen der Begriffe und des Gedankens wiederkehrende Verbindung von zwei einander untergeordneten Elementen zu einer Einheit als die eigentliche organische Gestaltung der Begriffe und des Gedankens in der Sprache ansehen. Diese organische Gestaltung der Begriffe und des Gedankens tritt nun auf eine wunderbare Weise in die Erscheinung in der Betonung, welche die Alten daher die Seele des Wortes

(anima vocis) genannt haben *). In der Sprache treten die zu einer Einheit des Begriffes verbundenen Elemente meistens wieder aus einander in Stamm und Endung (Ableitungs- und Flexionsendung), Begriffswort und Formwort, Hauptwort und untergeordnetes Wort; und die zu einer Einheit des Gedankens verbundenen Elemente in Prädikat und Subjekt. Das besondere Verhältniß der Elemente, die zu einer Einheit verbunden sind, wird zwar in dem einzelnen Worte durch die Ableitungsendungen, welche die nach der Form unterschiedenen *Arten* der Begriffe durch die *etymologischen Formen* der Wörter bezeichnen, und in den Satzverhältnissen durch die Flexion und Formwörter ausgedrückt, welche die *grammatische Form* des Satzes wie der Satzverhältnisse ausmachen (§. 13): aber die *Einheit* der Elemente selbst und ihre *Unterordnung* tritt uns auf eine lebendige Weise und unmittelbar entgegen in der Betonung, indem die Einheit des Gedankens und des Begriffes durch *Einen* Hauptton, und die Unterordnung ihrer Elemente durch einen *Hauptton* und *untergeordneten* Ton bezeichnet wird; und wir nennen diese durch eine organische Unterordnung bewirkte Verbindung des Differenten zu einer Einheit die *logische Form* des Gedankens und aller Begriffsverhältnisse. Ohne die Betonung würden wir nur mühsam die Einheit des Gedankens in dem Satze, und die Einheit des Begriffes in dem Worte und in dem Satzverhältnisse erkennen; und wir würden kaum das Prädikat von dem Subjekte, den Hauptbegriff von dem untergeordneten Begriffe, das Begriffswort von dem Formworte und den Stamm von der Endung unterscheiden können. Die logische Form entspricht nun zwar meistens der etymologischen Form des Wortes und der grammatischen Form der Satzverhältnisse: aber da diese sich doch nur auf eine bestimmte Anzahl von Begriffs- und Beziehungsformen beschränken, die dem reichen Leben des Gedankens oft nicht genügen; so hat sich die Sprache, wie wir weiter unten sehen werden, für manche Modifikationen des Gedankens besondere Ausdrücke der logischen Form gebildet, die von der etymologischen und grammatischen Form unabhängig sind. — Die Begriffe und Satzverhältnisse werden zu einer Einheit verbunden, indem die differenten Elemente der Begriffe und Satzverhältnisse einander untergeordnet werden; ein Begriff aber ist dem andern *untergeordnet*, wenn er sich zu ihm wie Besonderes zu Allgemeinem verhält. Die Unterordnung Eines Begriffes unter den andern ist also wesentlich Aufnahme des Besondern in ein Allgemeines; und wir haben dies als *Erkennen* bezeichnet (§. 8). Der Ton ist also die unmittelbare Erscheinung

*) Diomedis de oratione et part. orat. L. II.

des Erkennens. Wie in dem elektrischen Funken die innere Thätigkeit der in einem Gegensatze sich berührenden Stoffe, so tritt in dem Tone derjenige Akt des Geistes, in welchem er die Dinge erkennt, unmittelbar in die Erscheinung. Daher hat in den Satzverhältnissen immer nur der Ausdruck eines Artbegriffes, und nie der Ausdruck des Individuellen den grammatischen Hauptton. Diese Bedeutung des Tones gibt sich auch noch in den Sproßformen zu erkennen, indem er den Stamm als den Ausdruck des Artbegriffes, und die Endung nur als den Ausdruck der besondern Begriffsform bezeichnet*). In so fern in der Betonung auf die eben bezeichnete Weise die organische Gestaltung des Gedankens und des Begriffes ausgedrückt und von dem Hörer verstanden wird, hat sie eine durchaus logische Bedeutung; und wir nennen die Betonung, in so fern sie Ausdruck des Begriffsverhältnisses ist, die logische Betonung. Indem aber Gedanken und Begriffe in der Betonung als organische Gebilde in die Erscheinung treten, und das Geistige sich darstellt in Einheit und Ebenmaß einer sinnlichen Form; werden die Tonverhältnisse zugleich von unserm Gefühle als Schönheit aufgefaßt. Wir unterscheiden daher diese ästhetische Wirkung der Betonung auf unser Gefühl von der logischen Wirkung, und nennen die Betonung, in so fern sie sich in Einheit und Ebenmaß des Tonverhältnisses darstellt, die rhythmische Betonung. Die rhythmische Schönheit des Tonverhältnisses fordert Einheit und Ebenmaß, nämlich daß es nur Einen Hauptton habe, und daß mit diesem Hauptone nur Ein, oder, weil zwei untergeordnete Töne gewissermaßen Einem Haupttone gleich sind, nur zwei untergeordnete Töne verbunden seien, wie z. B. in: Vater, väterlich.

Da die logische und die rhythmische Seite der Betonung nur zwei Seiten Eines und desselben organischen Vorganges sind, und sich zu einander verhalten, wie Inneres zu Äußerem; so muß man wol annehmen, daß die logische und die rhythmische Betonung ursprünglich in der Sprache nicht geschieden sind. Da unser rhythmisches Gefühl Einheit und Ebenmaß des Tonverhältnisses fordert; und da auch die organische Gestaltung des Gedankens und des Begriffes in der Einheit unterschiedener, aber in einem gewissen Ebenmaße verbundener Elemente besteht; und das Verständniß des Gedankens und des Begriffes durch diese Gestaltung bedingt ist: so muß die logische Seite der Betonung der rhythmischen entsprechen. Die Grundlage zu dem Ebenmaße findet sich schon darin, daß der Gedanke und alle Verhältnisse der Begriffe ursprünglich sich als eine Einheit von nicht

*) S. Organism der Sprache. Zweite Ausgabe. §. 11. 121.

mehr als **zwei** Elementen darstellen (§. 4. 16): und wenn auch oft Verhältnisse wegen Vervielfältigung der in sie aufgenommenen Begriffe und Beziehungen beim ersten Blicke aus mehr als zwei Elementen zu bestehen scheinen; so wird man doch bei näherer Betrachtung immer finden, daß Begriffe und Beziehungen einander so untergeordnet sind, daß jedes Verhältniß, so mannigfaltig es auch zusammengesetzt ist, doch eigentlich nur aus zwei Elementen besteht (S. §. 235. 255). — Man muß daher wol annehmen, daß ursprünglich in der Sprache das rhythmische Tonverhältniß Ausdruck des logischen Begriffsverhältnisses war, und jedes Begriffsverhältniß sich auch in einem rhythmischen Tonverhältnisse darstellte — daß die rhythmische Betonung zugleich logisch und die logische Betonung auch rhythmisch war.

Offenbar besteht die organische Vollkommenheit der Sprache auf dieser Seite gerade darin, daß sich die Tonverhältnisse, wie die Begriffsverhältnisse, vollkommen und zwar gleichmäßig, und so entwickeln, daß die Einen sich nicht auf Kosten der andern oder selbstständig und unabhängig von den andern ausbilden, und nicht das Eine als geschieden von dem Andern hervortrete. Wir können wol annehmen, daß diese vollkommene Gleichheit und Einheit der rhythmischen und logischen Betonung in der Sprache wirklich Statt fand, so lange sich diese noch in einfacheren Wortformen — Wurzeln, Stämmen und Sproßformen mit Einer Endung — bewegte. Je mehr aber auf der Einen Seite die Begriffsverhältnisse und auf der andern Seite die Wortformen eine zusammengesetzte Gestalt annahmen, desto schwerer wurde es, die Einheit zwischen rhythmischer und logischer Betonung zu erhalten: und so geschah es denn, daß unterschiedene Sprachen ihre Tonverhältnisse nach entgegengesetzten Richtungen ausbildeten, indem die Eine das Rhythmische dem Logischen, die andere das Logische dem Rhythmischen mehr oder weniger unterordnete. Zwar hat sich in allen Sprachen die logische Betonung in so fern erhalten, daß die Betonung überall in den Satzverhältnissen die Einheit des Begriffes und die Unterordnung der Faktoren, ferner die Unterordnung der Formwörter unter die Begriffswörter, endlich die Einheit des Begriffes in jedem einzelnem Begriffsworte bezeichnet. Aber nicht in allen Sprachen hat sich die logische Betonung auch in den **Wörtern** noch dergestalt erhalten, daß auch die logische Unterordnung ihrer Elemente (Stamm und Endung) auf eine durchgreifende Weise durch den Ton bezeichnet wird; und die Betonung hat sich in dieser Hinsicht besonders in der griechischen und in der deutschen Sprache nach entgegengesetzten Richtungen gestaltet. Die griechische Sprache hat nämlich, mehr dem Gefühle für die rhythmische Form der Tonverhältnisse als der Auffassung der logischen Begriffsverhältnisse folgend, eine

Betonung der Wörter angenommen, welche mehr rhythmisch als logisch ist, indem in dieser Sprache vielfältig eine Endung den Hauptton und der Stamm den untergeordneten Ton hat z. B. in τετυμμένος, τυπτόμενος, θηρός. Dagegen ist in der deutschen Betonung der Wörter das Begriffsverhältniß durchaus vorherrschend und bestimmend: die deutsche Sprache gestattet kein Tonverhältniß, welches nur das rhythmische Gefühl befriediget, und nicht zugleich dem Begriffsverhältnisse entspricht; und der Begriff hat dem Tone eine solche Herrschaft in der Sprache gegeben, daß auch die Quantität dem Tone gänzlich untergeordnet ist. Die deutsche Sprache fordert nun zwar auch eine rhythmische Betonung, und sie fordert diese um so dringender, da sie in jedem Tonverhältnisse, welches das rhythmische Gefühl verletzt, zugleich ein fehlerhaftes Begriffsverhältniß erkennt: sie hat aber in der Bildung ihrer Wortformen vielfältig mit Schwierigkeiten zu kämpfen, wenn sie die logischen Begriffsverhältnisse immer in rhythmischen Tonverhältnissen darstellen will. Insbesondere treten diese Schwierigkeiten in den Zusammensetzungen hervor (S. §. 71). Diese entschiedene Vorherrschaft des logischen Tones, wie sie sich jetzt als eine Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache darstellt, scheint sich jedoch erst im Laufe der Zeit entwickelt zu haben. Zwar hatte auch im Altdeutschen immer der Stamm den Hauptton und die Endung den untergeordneten Ton; aber Endungen, die jetzt kurz sind, waren noch lang, und andere Endungen, die jetzt ganz abgeschliffen sind, waren noch vorhanden: die Sprache hatte überhaupt noch mehr phonetische Fülle, und wir müssen daher wol annehmen, daß die rhythmische Seite mit der logischen mehr in einem gewissen Gleichgewichte stand, als in der neudeutschen Sprache. Man vergleiche in dieser Hinsicht z. B. Betalâri, Amisala, Arabeiti mit: Bettler, Amsel, Arbeit.

Daß in der griechischen Sprache die rhythmische Betonung vorherrschend geworden ist, hat seinen Grund offenbar darin, daß sich in dieser Sprache überhaupt das phonetische Element in einer größeren Mannigfaltigkeit und Fülle der Wortformen entwickelt hat. Wir erinnern hier nur an den Reichthum der Konjugationsformen, an die große Mannigfaltigkeit der Ableitungsendungen und an die Leichtigkeit der Zusammensetzung. Bei Wörtern, wie z. B. τυφθησόμεθα, δικαιοσύνη, ἀνθρωπονομικός, ἀποκαλυπτικός, kann die Betonung nicht dem Begriffsverhältnisse sich anschließen und zugleich rhythmisch sein. Mit dem größeren Reichthume der phonetischen Entwickelung in einer Sprache wird aber zugleich das Gefühl für die rhythmische Schönheit der Tonverhältnisse mehr ausgebildet. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn die Griechen da, wo die Betonung der Wörter nicht

zugleich logisch und rhythmisch sein konnte, sich für die rhythmische Betonung entschieden und dann in der Betonung überhaupt von dem Begriffe mehr oder weniger unabhängigen bloß rhythmischen Gesetzen folgten, von welcher Art z. B. das Gesetz ist, daß in mehr als dreisilbigen Wörtern, wie τυπτόμενος, τυφθησόμενος, der Hauptton nicht weiter rückwärts liegen darf, als auf der drittletzten Silbe. Finden wir doch eine solche Betonung in einzelnen Fällen sogar in der deutschen Sprache z. B. in: Dreifaltigkeit, Glückseligkeit, lebendiger u. m. A. Aber es ist nicht allein die größere Silbenzahl in den Wörtern, die in der griechischen und andern Sprachen der logischen Betonung widerstrebt: je mehr sich eine Sprache nach der phonetischen Seite entwickelt, um desto mehr entwickeln sich in ihr die Vokale überhaupt und insbesondere die Quantitätsverhältnisse. Wie der Konsonant der durch die Form am meisten individualisirte Laut und darum vorzugsweise der Träger des Begriffes, so ist der Vokal der am meisten stoffartige und leibliche Laut (S. §. 29). Je mehr in einer Sprache die Entwickelung des logischen Elementes vorwaltet, wie in der deutschen, um desto mehr ist der Konsonant über den Vokal vorherrschend: je mehr hingegen das phonetische Element vorwaltet, wie in der griechischen und lateinischen Sprache, desto freier entwickelt sich der Vokal. Konsonant und Ton gehören mehr der logischen, Vokal und Quantität mehr der phonetischen Seite an. Konsonant und Ton steigern einander gegenseitig: die Verstärkung des Anlautes und Auslautes (S. §. 35) findet meistens nur bei betonten Wurzeln und Stämmen Statt; und was man in der griechischen und lateinischen Sprache Position nennt, ist nichts Anderes, als eine durch Konsonanten bewirkte Hebung des Tons, welche die Geltung einer Länge hat, denn der Vokal bleibt ja kurz. Konsonant und Ton drängen überall den Vokal zurück; und hieraus erklärt sich, warum besonders in der deutschen Sprache so viele lange Vokale kurz geworden, und so viele kurze Vokale ganz geschwunden sind, wie in den oben angeführten Beispielen. Obgleich wir häufig Ton und Länge in Einer Silbe zusammenfinden; so bilden sie doch ursprünglich einen organischen Gegensatz, vermöge dessen sie einander beschränken. Dieser Gegensatz läßt sich einigermaßen noch an den Wurzeln nachweisen. Die meisten Wurzeln haben nämlich bei dem Haupttone kurzen Vokal; dagegen finden sich im Griechischen, Lateinischen und Altdeutschen noch sehr viele Endungen, von denen wir annehmen müssen, daß sie alle ursprünglich tonlos waren, mit langem Vokal. Da Wurzeln und Stämme an sich mehr konsonantisch, und Endungen mehr vokalisch sind; so ist es natürlich, daß ursprünglich der Ton mehr den Stämmen und die Länge mehr den Endungen angehört. Auch gehört

hierher, daß nicht nur im Deutschen, sondern auch im Lateinischen die Wurzelverben mit kurzem Vokale in dem Präteritum einen langen Vokal annehmen z. B. Ad. haltan hîalt, hlahhan (lachen) hluoh, kipan (geben) Pl. kâpumês, hilan (hehlen) Pl. hâlumês, pittan (bitten) Pl. pâtumês, lĕgo lēgi, fŭgio fūgi, vĭdeo vīdi. Die Verlängerung des Vokals tritt hier nämlich als eine innere Flexion — Ausdruck der Beziehung — hervor: und obgleich Ton und Länge in diesen Formen, so wie in den auf dieselbe Weise gebildeten Stämmen, zusammenfallen; so sprechen sie darum nicht minder für den Gegensatz zwischen dem Tone, welcher dem Stamme, und der Länge, welche der Flexion angehört.

Dieser Gegensatz, vermöge dessen Ton und Quantität einander bestimmen und beschränken, und die rhythmische Betonung durch die Quantität modifizirt wird, muß nun um desto mehr hervortreten, je mehr in einer Sprache, wie in der griechischen, die phonetische Seite sich vorwaltend entwickelt hat. Wie im Griechischen der Ton durch die Quantität bestimmt wird, ersieht man unter Anderm daraus, daß der Ton, wenn die letzte Silbe des Wortes lang ist, insgemein nicht, wie sonst, auf die drittletzte, sondern auf die vorletzte Silbe fällt, wie z. B. in Σωκράτης; weil es schwer wäre, die Länge der Endsilbe vollkommen hören zu lassen, wenn der Ton auf der drittletzten läge. Ton und Länge beschränken einander; denn jede Länge drückt, indem sie den Ton der langen Silbe hebt, zugleich den Ton der Nachbarsilben nieder, und jeder Hauptton mindert die Länge der Nachbarsilbe. Es ist daher schwer, Ton und Länge, wenn sie in demselben Worte nebeneinander vorkommen, so auszusprechen, daß Beiden vollkommen Genüge gethan werde; und es geschieht leicht, daß entweder bei der Hervorhebung des Tones die Länge oder bei der Hervorhebung der Länge der Ton schwindet. Offenbar wurde der Ton im Griechischen nicht in derselben Stärke, wie im Deutschen, gehört; denn er würde alsdann in dem Verse die Quantität verwischt haben: man bedurfte daher auch in der Schriftsprache besonderer Tonzeichen, deren wir im Neudeutschen bei stärkerer Betonung nicht bedürfen. Indem Ton und Länge sich auf diese Weise Eins auf Kosten des Andern heben, geschieht es leicht, daß der Hauptton die Geltung einer Länge und die Länge die Geltung des Haupttones erlangt. Ersteres ist ganz allgemein in der deutschen Sprache geschehen; und wir können vielleicht annehmen, daß im Griechischen nach entgegengesetzter Richtung im Einzelnen vielfältig die Länge die Geltung des Haupttones erlangt hat, und auf diese Weise insbesondere manche Endungen mit langem Vokal den Hauptton erhalten haben z. B. ὀργή, τετυφώς. Aber wie in dem mehr logischen Charakter der deutschen

Sprache zuletzt der Grund liegt, warum überhaupt die Geltung der Endungen immer herabsinkt; so scheint durch den mehr phonetischen Charakter der griechischen Sprache die Geltung der Endungen überhaupt gesteigert und schon dadurch die Betonung mancher Endungen herbeigeführt zu sein.

Obgleich nun die griechische Betonung, wenn wir sie mit der deutschen vergleichen, sich nach einer entgegengesetzten Richtung entwickelt und mehr als rhythmische Betonung ausgebildet hat; so dürfen wir darum nicht glauben, daß ihr die logische Bedeutung ursprünglich fremd sei. Die logische Betonung, welche sich in vielen Tonverhältnissen dieser Sprache erhalten hat, beurkundet noch die ursprüngliche Bedeutung des Tones. Die Wurzeln und Stämme, an denen man am besten die ursprüngliche Gestalt der Betonung erkennt, haben in der Flexion wenigstens die logische Betonung z. B. δίκης, λόγου, τύπτεις. Insbesondere offenbaret sich die logische Bedeutung des Tones noch in den Formwörtern. Viele Formwörter, aber auch nur Formwörter sind tonlos (atona). Manche derselben, wie οὐ, εἰ, ὡς erhalten aber, wenn sie elliptisch allein stehen und gewissermaßen die Geltung eines Begriffswortes annehmen, den Ton. Eben so soll der Artikel, wenn er demonstrativ gebraucht wird und so einen größeren logischen Werth erhält, nach vielen Grammatikern den Ton annehmen (vergl. §. 167). Dagegen verlieren die Encliticae, wenn sie den Begriffswörtern suffigirt und gleichsam zu Endungen herabgesetzt werden, den Ton, und dieser wird auf die Endsilbe des Begriffswortes versetzt. Sie behalten jedoch auch in diesem Falle den Ton (werden orthotonirt), wenn sie, wie z. B. τίς, ποῦ, πῶς in einer Frage, durch einen besond'ern Nachdruck hervorgehoben werden. Wenn die Präpositionen παρά, περί u. m. a. statt einer Zusammensetzung (z. B. πάρα statt πάρειμι) stehen und so den Werth eines Begriffswortes erhalten, versetzen sie den Ton auf die erste Silbe. Ferner gehören hierher die Unterscheidungen zwischen dem Formworte ἐστί und ἔστι, welches den Begriff der Existenz ausdrückt z. B. ἔστι θεός, zwischen οὐκοῦν also nicht (also) und οὔκουν nicht also (keineswegs), zwischen λιθόβολος mit Steinen geworfen und λιθοβόλος mit Steinen werfend. Es werden sich gewiß noch weit mehr Spuren von der logischen Bedeutung der Betonung finden, wenn die griechischen Grammatiker ihre Aufmerksamkeit nicht mehr ausschließlich auf die äußere Form, sondern zugleich auf die Bedeutung der Betonung richten.

Die Betonung und ihr inniges Verhältniß zu dem Gedanken und Begriffe ist an sich etwas höchst Wunderbares, und spricht wol mehr als alles Andere dafür, daß die Sprache nicht das Werk eines

reflektirenden Verstandes ist, sondern sich auf organische Weise, und mit einer inneren Nothwendigkeit aus der Natur des Menschen entwickelt hat. Insbesondere scheint aber die innige Beziehung, in welcher hier das dem Menschen natürliche Gefühl für ein rhythmisches Ebenmaß der Töne zu der Gestaltung der Begriffe in unserem Vorstellungsvermögen erscheint, über den Ursprung der Flexions- und Ableitungsendungen einiges Licht zu geben. Der Mensch hat nämlich an dem rhythmischen Ebenmaße in den Tönen, wie in der Bewegung, wo es ihm auch begegnen mag, von Natur ein Wohlgefallen; und er fühlt sich innerlich gedrungen, es auf mannigfaltige Weise spielend und ohne bewußten Zweck nachzubilden. Tanz, Gesang und poetischer Rhythmus sind aus diesem natürlichen Triebe hervorgegangen; und es kann nicht anders sein, als daß er auch in die Entwickelung der Sprache bildend eingreife. Wir sehen täglich, daß Kinder Wörtern, die sie gehört haben, spielend Endungen geben. Auch gibt die Volkssprache in den Mundarten, wo sie sich noch ganz frei bewegt, überall gern den Wörtern, und besonders den einsilbigen Stämmen solche Endungen, die offenbar nur eine rhythmische Bedeutung haben. So hört man in der Volkssprache von Süddeutschland: Dolchen, Stammen, Buschen, Hanen, Schwanen, Brugken, Kämpel, Wärtel, Türkel, Kuchel, Franzel, Mannel, Hundel, Ganserer, Tauberer, Schächerer, Mörderer, blindig, trübig, haftig, elendig u. s. f. *); und diese Endungen sind vielfältig auch als nicht bedeutsame Endungen (S. §. 38) in die hochdeutsche Sprache übergegangen. Sie sind im Gegensatze gegen die Stämme immer tonlos und insgemein aus liquiden Lauten (S. §. 29) gebildet. Auch in den andern Sprachen z. B. in der griechischen und lateinischen kommen diese an sich nicht bedeutsamen Endungen häufig vor. (S. §. 27).

Wir haben oben (§. 13) schon angedeutet, daß der Begriff als eine organische Einheit von zwei Elementen einen dieser seiner logischen Gestaltung vollkommen entsprechenden Ausdruck fordert, und daß man daher annehmen muß, daß das Wort ursprünglich als eine Einheit von Stamm und Endung hervortreten mußte. Diese durch die logische Gestaltung des Begriffes gegebene Nothwendigkeit ursprünglicher Flexions- und Ableitungsendungen erscheint nun hier als eine solche, welche zugleich durch das dem Menschen natürliche Gefühl für rhythmische Tonverhältnisse gegeben ist. In welcher genauen Verbindung Flexion und Betonung stehen, werden wir weiter unten sehen. Es verdient in dieser Hinsicht besonders bemerkt zu werden, daß das

*) S. Schmeller die Mundarten Bayerns. 569. Anm. 839. 861. u. s. f.

Verb, auf dem insgemein als dem Hauptworte des ganzen Satzes der Hauptton liegt, auch die vollkommenste Flexion hat, und daß es auch noch in denjenigen Sprachen flektirt wird, die sonst die Flexion verloren haben; wie denn überhaupt an dem Hauptworte eines Satzverhältnisses, und nicht an dem Beziehungsworte die Beziehung durch die Flexion ausgedrückt wird. Man verkennt die organische Einheit des logischen und phonetischen Elementes und überhaupt die organische Natur der Sprache, wenn man die Endungen überhaupt nicht als ursprüngliche Gebilde, sondern als agglutinirte Begriffswörter ansieht.

## §. 18.

Die Betonung bezeichnet nicht nur die Einheit und Unterordnung von Inhalt und Form des Begriffes in der Ableitung z. B. in Ritt-er, güt-ig, und die Einheit und Unterordnung des Begriffes und seiner Beziehung in der Flexion und in der Verbindung der Formwörter mit Begriffswörtern z. B. in „red-et“ „hat geredet“ „mit Wein“; sie bezeichnet auch die Einheit des Begriffes und die Unterordnung seiner Faktoren in den Satzverhältnissen z. B. „ein treuer Freund“ „trinke Wein“ und die Einheit des Gedankens und die Unterordnung der Begriffe in dem ganzen Satze z. B. „Alle Menschen sind sterblich“. Die Grammatik hat daher nicht nur die Betonung der Silben in den Wörtern und die unterschiedene Betonung der Begriffswörter und Formwörter, sondern auch, und vorzüglich, die Tonverhältnisse der Faktoren in den Satzverhältnissen zu betrachten. Weil die deutsche Betonung durchaus logisch ist, erleichtert sie auf eine eigenthümliche Weise das Verständniß der Rede; auch nimmt oft derselbe Ausdruck mit der veränderten Betonung eine ganz andre Bedeutung an z. B. in „Trink W a s s e r“ und „T r i n k wasser“, „das G e b e t“ und „g e bet“, „u m gehen“ und „um g e h e n“. Aber die Betonung ist vermöge ihres logischen Charakters unter übrigens gleichen Verhältnissen auch um desto bestimmter und lebendiger, je vollkommener das Gesprochene von dem Sprechenden selbst verstanden wird. Die logische Betonung ist als solche schon bestimmter und lebendiger, als eine bloß rhythmische. Aber die größere Bestimmtheit und Lebendigkeit der deutschen Betonung hat noch einen besonderen Grund darin, daß wir in der deutschen Sprache meistens noch leicht die Bedeutung der Wörter auf ihre Wurzeln zurückführen, und daher leichter Stamm und Endung, Begriffswort und Formwort u. s. f. unterscheiden; daß wir daher unsere Muttersprache vollkommner verstehen, als diejenigen Völker, welche eine Mengsprache reden, deren Wörter großentheils, weil sie sich nicht auf bekannte Wurzeln

zurückführen lassen, für den Sprechenden nur gleichsam Zeichen der Begriffe sind. Die deutsche Sprache unterscheidet sich daher insbesondere von den neueren Sprachen durch eine genau der Bedeutung entsprechende und lebendige Betonung. Die deutsche Grammatik hat auch insbesondere deßhalb die Betonung zu beachten, weil wir sehr oft in zweifelhaften Fällen vermittelst derselben sogleich Stamm und Endung, Begriffswort und Formwort, Hauptbegriff und untergeordneten Begriff unterscheiden, und weil fast sämmtliche Verhältnisse der Begriffe und Gedanken durch die Betonung können zur größten Anschaulichkeit gebracht werden.

Der Unterschied zwischen der deutschen und den neueren Sprachen in Hinsicht auf die Betonung zeigt sich besonders darin, daß die Ausländer, wenn sie deutsch sprechen, und auch sonst richtig betonen, doch meistens die Unterschiede der Tonverhältnisse zu schwach bezeichnen. Dagegen macht man den Deutschen, wenn sie französisch, englisch u. s. f. sprechen, gewöhnlich den Vorwurf, daß sie zu stark betonen.

## §. 19.

Da die Betonung in jedem Begriffe und in jedem Begriffsverhältnisse nur zwei einander untergeordnete Elemente unterscheidet (§. 4. 16); so unterscheiden wir auch zunächst nur einen Hauptton und einen untergeordneten Ton, und bezeichnen diese Unterscheidung, weil sie der wesentlichen Bedeutung der Betonung entspricht, als die wesentliche. Wir unterscheiden jedoch, insbesondere bei Endungen und Formwörtern, zwei Stufen der untergeordneten Betonung, nach welchen die Silben als halbtonige, oder als tonlose Silben bezeichnet werden. Im Allgemeinen sind die abgeleiteten Formwörter und Endungen, weil sie ursprünglich Begriffswörter waren, und die einem Begriffe entsprechende Betonung nicht gänzlich verloren haben, halbtonig; ursprüngliche Formwörter hingegen, unter denen wir hier die Pronomen und das Verb sein begreifen, und ursprüngliche Endungen sind tonlos. Die Betonung der Endungen und Formwörter hängt jedoch zugleich einerseits von ihrer Bedeutung und andererseits von ihrem Lautverhältnisse ab. Daher sind manche abgeleitete Endungen und Formwörter tonlos, und manche ursprüngliche Endungen und Formwörter halbtonig. Je allgemeiner und unbestimmter die Bedeutung ist, desto mehr wird der Ton herabgestimmt: daher sind z. B. die Vorsilben be, er, ver, ent, und die Präposition zu in dem Supin (zu sprechen), obgleich sie abgeleitete Formwörter sind, tonlos, und die Demonstrativ-, Interrogativ- und Possessivpronomen, obgleich sie ursprüngliche Formwörter sind, halbtonig. Andererseits können

Silben, deren Lautverhältniß durch einen langen Vokal oder durch starre Konsonanten im An- und Auslaute individualisirt ist, nicht tonlos sein: daher sind z. B. die ursprünglichen Endungen sal, lein, ling, heit halbtonig.

Wenn Formwörter durch Flexion u. s. f. zweisilbig werden z. B. konn-te, üb-er; so drücken sie ein Beziehungsverhältniß aus, das aus zwei einander untergeordneten Beziehungsverhältnissen zusammengesetzt ist. So bezeichnet z. B. konn-te das Modus- und das Zeitverhältniß, die eben so, wie in einem flektirten Begriffsworte Begriff und Beziehung, einander untergeordnet sind. Diese Einheit von zwei einander untergeordneten Beziehungen wird ebenfalls durch die Betonung ausgedrückt; indem der Stamm halbtonig und die Endung tonlos ist.

Wenn Begriffswörter zu Formwörtern oder Endungen werden und dadurch den Ton eines Begriffswortes verlieren; so hat dieses häufig die Folge, daß sich nun auch das Lautverhältniß des Wortes mehr oder weniger verflachet: insbesondere verflachen sich die Vokale z. B. in Jungfer, Nachbar, Drittel (aus Jungfrau, Nahebauer, Drittheil); lange Vokale werden kurz z. B. einmal, wol, gern (aus: ein Mal, wohl, begehren); und der auslautende Konsonant verliert, wenn er durch einen kurzen Vokal geschärft war, seine Schärfe z. B. man (aus Mann). Diese Verflachung abgeleiteter Formwörter und Endungen findet um desto mehr Statt, je mehr in einer Sprache überhaupt die logische Betonung vorherrschend und bestimmend hervortritt. Sie findet daher z. B. in der griechischen und lateinischen Sprache nicht in demselben Maße Statt als in der deutschen, und in dem Altdeutschen weniger als in dem Neudeutschen (§. 17).

## §. 20.

Man nennt die Betonung, in so fern sie nach den eben entwickelten Gesetzen die grammatischen Verhältnisse von Hauptbegriff und untergeordnetem Begriff, Begriffswort und Formwort, Stamm und Endung ausdrückt, die grammatische Betonung, und den nach denselben Gesetzen auf einem Worte oder auf einer Silbe liegenden Hauptton den grammatischen Ton. Oft wird aber in der Rede auf ein Wort oder auf eine Silbe ein von ihrem grammatischen Verhältnisse unabhängiger Hauptton gelegt, weil der Sprechende einen Begriff oder auch die Form oder Beziehung des Begriffes besonders hervorheben will; und der Hauptton wird alsdann der Redeton genannt. Der grammatische Ton ist mit den polarischen Gegensätzen der Begriffe und ihrer Beziehungen gegeben; der Redeton hingegen bezeichnet immer einen aufhebenden Gegensatz, und dient daher zur Hervorhebung eines Gedankens im Gegensatze gegen

einen andern Gedanken (§. 8). Da aber der Ton seiner Natur nach nur auf ein Wort kann gelegt werden; so wird der aufhebende Gegensatz von Gedanken als polarischer Gegensatz von Begriffen dargestellt*) z. B. „Nur vom Edlen (nicht vom Gemeinen) kann das Edle stammen." Daher kann auch in Einem Satze ein zwiefacher Redeton Statt finden z. B. „Das Gute liebt sich das Gerade" „Böse Früchte trägt die böse Saat". — Der Redeton fällt oft mit dem grammatischen Ton zusammen z. B. „Wein trinkt er" (nicht Wasser); er wird aber oft auf Wörter und Silben gelegt, die den grammatischen Ton nicht haben können z. B. Formwörter, Endungen und Vorsilben z. B. „Er nimmt Geld" (Er gibt nicht) „Es liegt auf dem Tische" (nicht darunter) „Er verkauft" (Er kauft nicht).

Neben dem grammatischen Tone und Redetone muß man noch eine besondere Modifikation des Tones unterscheiden, welche besonders in der Frage, in der Anrede, in Imperativsätzen und in Ausdrücken des Begehrens und Empfindens hervortritt, und welche man den pathetischen Ton nennen könnte. In einem Fragesatze hat der fragliche Begriff oder die fragliche Beziehung immer den Redeton. So kann z. B. in der Frage: „Willst Du in die Stadt gehen?" jedes Wort durch den Redeton hervorgehoben werden. Man hört aber in jeder Frage neben diesem Redetone zugleich eine besondere Tonweise, welche besonders in einer aufsteigenden Modulation des letzten Wortes hervortritt, und das Verlangen nach einer Antwort auszudrücken scheint, z. B. „Nun, Herzogin, Sie haben Wien berührt? sich vorgestellt der Königin von Ungarn?" Eben so hat der Imperativsatz eine besondere Tonweise, die, je nachdem man gebietet oder nur bittet, unterschieden ist; und Freude und Schmerz, Zorn, Liebe und Haß thun sich jedes durch eine besondere Tonweise kund, welche von den Begriffsverhältnissen ganz unabhängig ist. Ausdrücke, welche sonst ganz gleich sind, erhalten durch diese Tonweisen ganz unterschiedene Bedeutungen z. B. „Bald gehen Sie zu Ihrem Vater" „Gehen Sie zu Ihrem Vater?" und (bittend) „Gehen Sie zu Ihrem Vater!" — „Sie gehen zu Ihrem Vater" „Sie gehen zu Ihrem Vater?" und (gebietend) „Sie gehen zu Ihrem Vater!"

Die Betonung bezeichnet in den Satzverhältnissen die Einheit des Begriffes (oder Gedankens) und die Unterordnung der Glieder eben so durch die Verhältnisse des Tones, wie die Wortfolge durch die Folge der Wörter. Wortfolge und Betonung entsprechen sich gegenseitig; man kann daher in zweifelhaften Fällen die Wortfolge durch die Betonung, und diese durch jene berichtigen. Der Redeton hat

*) S. Organism der Sprache. Zweite Ausgabe. §. 121.

gleiche Bedeutung mit der Inversion der Wortfolge, und ist meistens mit der Inversion verbunden. Der Gebrauch des Redetons hat jedoch einen größern Umfang, indem er auch auf solche Formwörter gelegt wird, welche nicht können durch die Inversion hervorgehoben werden.

## §. 21.

Wir nennen das besondere Tonverhältniß eines Wortes, eines Satzverhältnisses oder auch eines ganzen Satzes den Rhythmus desselben, und dasjenige rhythmische Verhältniß der Wörter und Satzverhältnisse, welches das natürliche Gefühl für die Schönheit der Tonverhältnisse befriediget, den Wohlklang. Es ist oben (§. 17) schon angedeutet worden, daß ein natürliches Gefühl für ein schönes Ebenmaß der Tonverhältnisse, welches wir das rhythmische Gefühl genannt haben, mit der Gestaltung des Begriffes und Gedankens in unserm Vorstellungsvermögen in einer solchen organischen Beziehung steht, daß die organische Gestaltung der Begriffsverhältnisse sich in Wort und Rede auch in einem gewissen Ebenmaße des Tonverhältnisses darstellt, welches dem rhythmischen Gefühle entspricht. Nun können zwar Begriffe und Gedanken — weil in der Verrichtung des Denkens die größte Freiheit waltet — in Wort und Rede leicht eine Gestaltung annehmen, welche das von dem rhythmischen Gefühle geforderte Ebenmaß überschreitet: aber da wir die innige Beziehung, in welcher dieses Gefühl mit der Gestaltung des Begriffes und Gedankens in Wort und Rede steht, nicht als etwas Zufälliges, sondern als eine mit der Natur des Menschen nothwendig gegebene und darum organische Beziehung ansehen müssen; so müssen wir auch wol annehmen, daß uns in dem rhythmischen Gefühle ein natürlicher Maßstab und eine Regel für das Ebenmaß der in Wort und Rede dargestellten Begriffsverhältnisse und, in so fern die Vollkommenheit der organischen Dinge in dem Ebenmaße ihrer Glieder besteht, für die organische Vollkommenheit des Wortes und aller Verhältnisse der Rede gegeben ist. Diese organische Beziehung zwischen Rhythmus und Begriff hat sich in der deutschen Sprache, weil in ihr der Rhythmus durchaus logisch ist, ungetrübt erhalten; und der Rhythmus ist in der deutschen Sprache auf eine eigenthümliche Weise gesetzgebend für alle Bildungsvorgänge, sowol für die Flexion, Ableitung und Zusammensetzung, als für die Bildung von Satzverhältnissen und ganzen Sätzen. Wortformen, wie z. B. audiebamini, παιδευθησόμενος, μεγαλοπραγμοσύνη, dergleichen in der lateinischen und griechischen Sprache nicht ungewöhnlich sind, können in der deutschen Sprache, weil sie dem deutschen Rhythmus widerstreben, nicht gebildet werden. In der deutschen Sprache ist die Gliederung einzelner Wörter und

ganzer Satzverhältnisse und Sätze nur dann organisch vollkommen, wenn sie als organische Einheiten eines ebenmäßigen Tonverhältnisses das rhythmische Gefühl befriedigen; Formen von Wörtern, Satzverhältnissen und ganzen Sätzen, deren Tonverhältniß das rhythmische Gefühl verletzt, sind von der organisch gesunden Form abweichende mangelhafte Formen; und wir bezeichnen sie daher als A f t e r f o r m e n. Wenn man bei der innigen Beziehung des rhythmischen Gefühles zu der Fassung der Begriffe und Gedanken auf die innere Zweckmäßigkeit dieser organischen Einrichtung siehet, so findet man darin zugleich ein sicheres Mittel, durch welches die Verständlichkeit der Rede gewahrt wird. Denn Wort und Rede werden um desto leichter verstanden, je leichter in dem Tonverhältnisse die Einheit und das Ebenmaß ihrer Elemente erkannt wird. Afterformen verletzen nicht nur das rhythmische Gefühl; sie sind auch, weil es schwer ist eine größere Mannigfaltigkeit der Elemente unter eine Einheit zu bringen, an und für sich schwer zu verstehen.

Das rhythmische Gefühl unterscheidet in der deutschen Sprache aufs bestimmteste Afterformen, welche, wie z. B. heuch-ler-isch-est-er, das Ebenmaß der Betonung in hohem Grade überschreiten: die Gränze zwischen regelrechten Formen und Afterformen ist jedoch, weil die Scheidung von einem Gefühle abhängt, nicht scharf bestimmt. Die Verbindung Eines Haupttones mit Einem oder zwei untergeordneten Tönen, wie z. B. heilig, heiliger, welche in der Sprache sehr bestimmt als das Gesetz für den Rhythmus der einzelnen Wörter hervortritt (§. 17), scheint gewissermaßen der Grundtypus aller rhythmischen Verhältnisse der Rede zu sein. Auch Verbindungen eines Begriffswortes mit mehr als zwei Formwörtern, wie z. B. „Sprich nicht mehr von ihm" sagen dem rhythmischen Gefühle nicht mehr zu. Dasselbe gilt von den Satzverhältnissen z. B. dem objektiven Satzverhältnisse, wenn mehr als zwei Objekte auf das Prädikat bezogen sind. Anhäufungen von Silben und Wörtern, die den untergeordneten Ton haben, sind jedoch minder anstößig, wenn halbtonige Silben mit tonlosen Silben wechseln z. B. vaterländisch, Lüneburger. Das Gesetz des Rhythmus gestattet in dieser Hinsicht eine größere Freiheit bei der Verbindung der Begriffswörter mit flektirten Formwörtern und noch mehr bei den Satzverhältnissen, deren Glieder flektirte Begriffswörter sind.

Daß das rhythmische Ebenmaß der Formen in der Sprache und besonders in der deutschen Sprache eine wesentliche Bedingung aller organischen Bildung ist, sieht man insbesondere daraus, daß die Sprache auf mannigfaltige Weise strebt, Afterformen, welche durch Flexion, Ableitung oder Zusammensetzung in einzelnen Wortformen

oder durch zusammengesetzte Beziehungsverhältnisse in den Gliedern des Satzes hervortreten, auf eine regelrechte rhythmische Form zurückzuführen. Die deutsche Sprache bewirkt dieses insbesondere dadurch, daß sie in einer Endung, oder auch in einem einsilbigen Formworte den Vokal ausläßt, und so zwei Silben in Eine, oder auch zwei Wörter in Eins zusammenzieht z. B. lob'te, größter, statt: lob-e-te, größ-est-er, und „am Gebirge" „ist's genug" statt „an dem Gebirge" „ist es genug". Weil die griechische Sprache eine von der deutschen verschiedene Betonung hat (§. 17), kommen Zusammenziehungen dieser Art im Griechischen höchst selten vor z. B. πατρός, ἔπλε (von πέλω), ἠγρόμην (von ἐγείρω). Der lateinischen Sprache scheinen sie aus demselben Grunde ganz fremd zu sein.

Insbesondere gehört hierher die Ellipse, deren Begriff näher bestimmt wird, wenn man darunter die Zurückführung eines ganzen Satzverhältnisses auf Einen Faktor, nämlich auf den Ausdruck des Hauptbegriffes, mit Auslassung des untergeordneten Begriffes, begreift z. B. „Um Vergebung" „Gute Nacht" „Willkommen" „Aber mit welchen Hülfstruppen sie erobern?". — In so fern die trennbaren Präpositionen und Adverbien können als auf das Verb bezogene objektive Faktoren angesehen werden, gehören Ausdrücke, wie z. B. „Ich muß fort" „Die Sache ist aus", ebenfalls zu den Ellipsen. Dasselbe gilt von dem in einer objektiven Form mit einem Substantiv verbundenen Attribut z. B. „der Vetter in Berlin" „der Fisch im Wasser" „die Waaren aus England", wenn die Form des Attributs nicht, wie z. B. in „Furcht vor dem Tode", mit dem Beziehungsworte (Furcht) gegeben ist (S. §. 231). Wenn jedoch in einem nachfolgenden Satze zur Vermeidung der Wiederholung die in einem vorangehenden Satze schon vorhandenen Wörter ausgelassen werden z. B. „Er ist gesund, ich aber nicht" „Auch er spricht englisch, aber nicht so, wie Du"; so begreifen wir diese Auslassung nicht unter der Ellipse.

Da durch die Ellipse nicht so sehr das rhythmische Ebenmaß zwischen Hauptton und untergeordnetem Ton hergestellt, als die Einheit des Begriffes in dem Satzverhältnisse und die Einheit des Gedankens in dem Satze hervorgehoben wird; so machen auch die griechische und lateinische Sprache häufig und mit größerer Freiheit, als die deutsche, von der Ellipse Gebrauch. Sie bedienen sich derselben besonders mit großer Freiheit in dem attributiven Satzverhältnisse, wo die Flexionsendung des Adjektivs, und bei einem Genitiv im Griechischen der Artikel des ausgelassenen Beziehungswortes (Ὀλυμπιὰς ἡ Ἀλεξάνδρου) und im Lateinischen eine Apposition (Seleucus Antiochi) oder eine Präposition das Verständniß erleichtert z. B.

ἄκρατος (οἶνος), ἡ ἀρθρῖτις (νόσος), ἡ ῥητορική (τέχνη), ἡ εὐθεῖα (ὁδός), frigida (aqua), merum (vinum), altum (mare), decima (pars), tusculanum (praedium) und ἐκ Πατροκλοῦς (οἴκου), τὸ τῆς Ἀθηνᾶς (ἱερόν), ἡ τῶν Ἀθηναίων (πόλις), habitat ad Jovis (aedem). Das Beziehungswort des objektiven Satzverhältnisses ist ausgelassen in: quid multa (dicam)? nihil ad nos (pertinet); per ego vos Deos patrios (oro) u. m. A.

Wir unterscheiden von der Ellipse denjenigen Vorgang, durch welchen zwar ebenfalls ein ganzes Satzverhältniß mit Auslassung des Beziehungswortes auf Ein Wort zurückgeführt wird, bei welchem aber der Beziehungsbegriff immer durch die Flexion des bezogenen Wortes bezeichnet wird. Dieser Vorgang, in welchem sich ebenfalls das Bestreben der Sprache offenbaret, zusammengesetzte Begriffsverhältnisse in einer rhythmischen Einheit der Form darzustellen, tritt auf eine durchgreifende Weise in der Wortbildung hervor, indeß die eigentliche Ellipse nur gleichsam ausnahmweise in besondern Fällen vorkömmt. Er stellt sich dar in zwiefacher Form, nämlich in der Zurückführung eines attributiven Satzverhältnisses auf ein substantivisch gebrauchtes Adjektiv z. B. „die Armen" „ein Gelehrter" „das Gute" (§. 7), und in der Zurückführung eines objektiven Satzverhältnisses z. B. „Fische fangen" „Gras fressen" auf ein Verb z. B. fischen, grasen (S. §. 45). Die Form des Beziehungsbegriffes wird bei Ersterem durch die Deklination und bei Letzterem durch die Konjugation bezeichnet, und dadurch der Begriff selbst auf eine allgemeine Weise angedeutet.

Das Streben nach einer rhythmischen Einheit der Form für zusammengesetzte Begriffsverhältnisse offenbaret sich endlich in der Zusammensetzung. In diesem Vorgange wird ebenfalls ein ganzes Satzverhältniß in Ein Wort verwandelt, indem zwar nicht ein Faktor ausgelassen wird, aber doch beide Faktoren dergestalt zu Einem Worte verbunden werden, daß sie sich in Hinsicht auf die rhythmische Form nun verhalten, wie Stamm und Endung einer Sproßform (S. §. 65).

Der Rhythmus hat als Ausdruck der organischen Form von Begriff und Gedanken in der deutschen Sprache eine größere Bedeutsamkeit und Wichtigkeit, als in den andern bekannten Sprachen; und diese Eigenthümlichkeit unserer Sprache verdient in der deutschen Grammatik eine größere Beachtung, als ihr früher ist zu Theile geworden. Indeß der Rhythmus in den andern Sprachen nur als etwas Äußeres, von dem Begriffe Unabhängiges und nur in seiner Beziehung auf die Befriedigung des rhythmischen Gefühles aufgefaßt wird; ist er in der deutschen Sprache ein natürlicher Maßstab für die

organische Gestalt des Begriffes und seiner Verhältnisse, und beherrscht alle Bildungsvorgänge in Wort und Rede. Die deutsche Grammatik muß daher die Gesetze des Rhythmus nicht nur bei der Wortbildung und bei der Wortfolge, sondern auch bei der Bildung der Satzverhältnisse und bei der Bildung der zusammengesetzten Sätze in Anwendung bringen. Da die rhythmische Form überall nur die äußere Erscheinung von der inneren Gestaltung der Begriffe ist; so müssen wir in den Afterformen nicht bloß die äußeren Mängel des Tonverhältnisses, sondern zugleich die Mängel des Begriffsverhältnisses erblicken, welche in dem mangelhaften Tonverhältnisse in die Erscheinung treten. In der deutschen Sprache sind diejenigen Formen, welche rhythmisch mangelhaft sind, insgemein auch grammatisch fehlerhaft. Dieses ist besonders wichtig für die Lehre vom S t i l e. Die rhythmische Vollkommenheit des Ausdruckes macht nämlich eine wesentliche Seite des guten Stils aus. Man hat in der deutschen Sprache eben so, wie in den andern Sprachen, diese Seite des Stils insgemein unabhängig von der Grammatik aufgefaßt und behandelt. Es ergibt sich aber aus unserer Betrachtung, daß diese Seite, wenn von dem deutschen Stile die Rede ist, der Grammatik angehört: denn nur die grammatisch regelrechte Form wird sich insgemein auch als rhythmisch s c h ö n e Form darstellen.

Die eben bezeichnete Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache gewährt uns den großen Vortheil, daß wir im Stande sind, in der Sprache nach einem G e f ü h l e regelrechte Formen des Ausdruckes von mangelhaften Formen zu unterscheiden. Das rhythmische Gefühl muß aber, wie jedes Gefühl für Ebenmaß und Schönheit, durch Übung entwickelt und gebildet werden. Es ist in dieser Hinsicht auffallend, daß sich in der Sprache des Volkes weit mehr rhythmisches Gefühl findet, als in der Sprache der Gebildeten und besonders in der Schriftsprache. Die Sprache des öffentlichen Lebens und auch die Sprache der gelehrten Schulen beurkundet nur zu sehr einen großen Mangel oder doch eine auffallende Nichtachtung des rhythmischen Gefühles. Nun ist es zwar schwerer, die mehr zusammengesetzten Begriffsverhältnisse des gebildeten Lebens und der Wissenschaft in einer rhythmischen Form darzustellen, als die einfachern Begriffe des Volkslebens. Aber es scheint, daß die Trübung und Abnahme des rhythmischen Gefühles in der Sprache der Gebildeten vorzüglich durch zwei Ursachen ist herbeigeführt worden, nämlich durch den großen Verkehr mit den alten und neuen Sprachen, deren rhythmische Gesetze von denen der deutschen Sprache sehr verschieden sind, und dadurch, daß die Gebildeten und besonders die Gelehrten ihre Muttersprache mehr schreiben und lesen, als sprechen und hören.

## §. 22.

Die deutsche Sprache gehört zu derjenigen großen Sprachenfamilie, welche, so weit man bis jetzt ihre Abkunft erforscht hat, von den Ufern des Ganges ausgegangen ist, und sich in verschiedenen Ästen zuerst über mehrere Theile des westlichen Asiens, und dann fast über ganz Europa verbreitet hat. Zu dieser Sprachenfamilie, welche man die indisch-germanische nennt, gehören der slavische, der griechisch-lateinische und der germanische Sprachstamm. Da die englische, französische, italiänische, spanische und portugiesische Sprache aus der Vermischung der germanischen und lateinischen Sprache hervorgegangen sind; gehören sie ebenfalls dieser Familie an. Der germanische Sprachstamm begreift außer der deutschen Sprache die gothische, von welcher nur noch wenige Denkmäler *) vorhanden sind, die altnordische, welche die Mutter der schwedischen, dänischen und isländischen Sprache ist, und endlich die angelsächsische, welche durch Vermischung mit der dänischen und französischen Sprache in die englische übergegangen ist.

Die deutsche Sprache hat zwar im Laufe der Zeit theils durch die fortschreitende Kultur, theils durch Berührungen mit andern germanischen Sprachen, theils durch die wechselseitige Einwirkung der verschiedenen deutschen Mundarten auf einander mancherlei Veränderungen ihrer Formen erlitten. Allein sie hat sich frei erhalten von solchen Vermischungen mit fremden Sprachen, welche die Formen starr, und die Sprache selbst für das Volk, welches sie spricht, mehr oder weniger unverständlich machen. Da die Wurzelwörter größtentheils noch in der Sprache selbst vorhanden sind, und auch die grammatischen Formen sich aus der Sprache selbst entwickelt haben; so werden sowol die Wörter, als die grammatischen Formen in der deutschen Sprache auf eine vollkommnere Weise verstanden, als in Mengsprachen. Auf diese größere Verständlichkeit und auf die sehr mannigfaltigen Flexions- und Ableitungsformen, welche sich in derselben erhalten haben, gründet sich zugleich die besondere Fülle, Bedeutsamkeit und Bildsamkeit des Ausdruckes, durch welche sie sich vor den meisten neueren Sprachen auszeichnet.

Wie die unterschiedenen Stämme der indisch-germanischen Sprachen ihren Wortvorrath aus denselben gemeinsamen Wurzeln entwickelt haben, und wie der Unterschied des Wortvorrathes im Allgemeinen nur als ein Unterschied in den Lautverhältnissen derselben Wörter anzusehen ist: so haben sich auch die unterschiedenen grammatischen Formen dieser Sprachen aus denselben gemeinsamen Grundformen

*) Bruchstücke von Ulfila's Übersetzung des neuen Testaments aus dem vierten Jahrhunderte.

entwickelt, und sind nur darin unterschieden, daß dieselbe Form in der Einen Sprache vollkommner oder mannigfaltiger, oder auch nach einer andern Richtung und in einer andern Gestalt entwickelt ist, als in der andern. So hat sich z. B. die Flexion des Verbs in der griechischen, die Flexion des Substantivs in der slavischen, und die Betonung in der deutschen Sprache vollkommener entwickelt. So wie nun die eigentliche Form und Bedeutung eines Wortes in einer Sprache sehr oft nur durch die Vergleichung mit dem in einer verwandten Sprache entsprechenden Worte erkannt wird; so wird noch sehr oft die Gestalt und Bedeutung der grammatischen Formen erst dann wahrhaft erkannt, wenn wir sie mit den entsprechenden Formen der verwandten Sprachen zusammenstellen.

Die Einheit einer Sprache besteht in der Einheit des Wortvorrathes und der grammatischen Formen. Die unterschiedenen Mundarten der Deutschen gehören, weil sie denselben Wortvorrath und dieselben grammatischen Formen haben, zu Einer Sprache: sie unterscheiden sich vorzüglich durch unterschiedene Lautverhältnisse der Wörter, weniger durch unterschiedene Formen der Ableitung und Flexion, und noch weniger durch unterschiedenen Gebrauch der grammatischen Formen. Die Unterschiede in den Lautverhältnissen der Wörter gründen sich auf natürliche Übergänge unter verwandten Sprachlauten. Die Formen der Ableitung und der Flexion verändern sich im Laufe der Zeit: so haben sehr viele Verben und Substantiven, welche früher die Flexion alter Form hatten, später die Flexion neuer Form angenommen. Mundartische Verschiedenheit entsteht nun, wenn Eine Mundart eine neue Flexionsform annimmt, während die andere die ältere Form beibehält z. B. in: fragte und frug, webte und wob, Hahnen und Hähne, Dornen und Dörner. Eben so wechseln leicht grammatische Formen z. B. das Geschlecht der Substantiven, der Gebrauch von Zeitformen, Präpositionen u. s. f. Diese durch natürliche Übergänge unter verwandten Elementen herbeigeführten Unterschiede der Formen bezeichnen an und für sich nicht Unterschiede der Bedeutung; und wir nennen insbesondere die Wortformen und die Ableitungs- und Flexionsformen, welche auf diese Weise mundartisch unterschieden sind, mundartische Abänderungen, um sie von denjenigen Formen zu unterscheiden, welche als bestimmte Ableitungs- und Flexionsformen an sich bestimmte Begriffsformen und Beziehungsformen bezeichnen (S. §. 27).

Die mannigfaltigen deutschen Mundarten lassen sich unter zwei Hauptmundarten, der oberdeutschen und niederdeutschen, zusammenfassen, welche auf eine sehr bestimmte Weise von einander unterschieden sind, und gewissermaßen einen Gegensatz bilden. Die

oberdeutsche Mundart liebt mehr lange Vokale und Doppellaute; die niederdeutsche hingegen mehr kurze und einfache Vokale: daher z. B. Od.: gût (guet), Tâg, wâr, âß, kâm, sâgt, fiel, weiß, reich, auf, braun; und Nd.: gŭtt, Dăg, wăs, ăt, kăm, sĕgt, fĕll, wĭtt, rike, up, brun. Die oberdeutsche Mundart unterscheidet sich ferner von der niederdeutschen durch eine entschiedene Vorliebe für die harten, und besonders für die aspirirten Konsonanten (f, pf, ch, th) und für das sch, ß und z; daher z. B. Od.: saufen, Buch, Woche, klopfen (chlopfen), Thür, schlafen, schwarz, Katze (Chatz), naß, Fuß; und Nd.: supen, Bok, Weke, kloppen, Dür, slapen, swart, Katte, natt, Fot. Das ursprünglich aus einer Verstärkung des Anlautes hervorgegangene Augment, wie in: gebrauchen, gesungen, Gesang, ist vorzüglich dem Oberdeutschen eigen und fehlt dem Niederdeutschen fast gänzlich (S. §. 35). Auch hat das Oberdeutsche manche Konsonantenhärten, deren sich das Niederdeutsche entledigt hat, wie: Nachbar, Ochse, wachsen, Nd.: Naber, Osse, wassen. Die oberdeutsche Mundart hat sehr häufig zum Nachtheile des Rhythmus die tonlose Endung e abgeworfen, welche sich im Niederdeutschen erhalten hat z. B. in Katz, Bub, Stub, Leut, alle Tag, im Wald u. s. f., und sie zieht gern die tonlosen Endungen mit dem Stamme in Eine Silbe zusammen, wie in: kömmt, klopft, streckt, Nd.: kümm-et, klopp-et, streck-et. Dagegen hat die oberdeutsche Mundart eine besondere Vorliebe für die vollen halbtonigen Endungen (sam, bar, haft, heit, keit, ung, niß, sal), welche für sich, und besonders in der Flexion, dem Worte einen weniger guten Rhythmus geben, als die tonlosen Endungen (§. 19). Diese Vorliebe für die halbtonigen Endungen veranlaßt zugleich Anhäufungen von Endungen (Afterformen), welche in der niederdeutschen Volkssprache bei weitem seltener vorkommen. Die Wortformen der niederdeutschen Mundart sind überhaupt mehr rhythmisch, als die der oberdeutschen *).

## §. 23.

Die oberdeutsche und die niederdeutsche Mundart sind jede wieder in so mannigfaltige besondere, mehr oder weniger unter einander verschiedene Mundarten zerfallen, daß z. B. die Mundart des Deutschen an den Schweizeralpen dem Deutschen an der Ostsee, und die Mundart des Letztern dem Erstern kaum mehr verständlich ist. Bei dieser großen Mannigfaltigkeit von besondern Mundarten besonderer

*) Eine vergleichende Zusammenstellung der deutschen Mundarten. S. Schulgrammat. §. 22.

deutscher Volksstämme hat sich nun im Laufe der Zeit die hochdeutsche Sprache als die Sprache des mehr gebildeten Theiles des ganzen deutschen Volkes von den besondern Mundarten besonderer Volksstämme abgesondert, und wird jetzt vor allen Mundarten ausschließlich in der Schriftsprache gebraucht. Da die Oberdeutschen in der Bildung früher Fortschritte machten, als die Niederdeutschen; so ging die hochdeutsche Sprache zwar vorzüglich von dem Oberdeutschen aus: allein sie ist darum nicht als eine oberdeutsche Mundart anzusehen. Als die Sprache der Gebildetern unterschied sie sich immer von jeder besondern Mundart des Volkes: aber indem sie sich zur Sprache aller Gebildeten aller deutschen Stämme erhob, nahm sie mehr oder weniger von den Eigenthümlichkeiten aller Mundarten in sich auf*).

Da die hochdeutsche Sprache nicht eine besondere in sich selbst begründete Mundart ist; so ist sie von den Mundarten zwar verschieden, aber denselben nicht entfremdet, oder gar entgegengesetzt. Die Mundarten sind vielmehr die lebendigen Stämme, von welchen sie getragen und genährt wird. Die hochdeutsche Sprache kann daher keine Wortformen und keine Redeformen in sich aufnehmen, die nicht in irgend einer Mundart der deutschen Volkssprache ins Leben getreten sind. Die Übereinkunft der Gebildeten, welche die hochdeutsche Sprache von der gemeinen Volkssprache geschieden hat, kann nur bestimmen, welche Wort- und Redeformen aus dieser oder jener Mundart vorzugsweise in die hochdeutsche Sprache sollen aufgenommen werden; und auf diese Übereinkunft gründet sich der hochdeutsche Sprachgebrauch, nach welchem wir im Stande sind zu entscheiden, nicht sowol, ob eine Wort- oder Redeform deutsch, als ob sie hochdeutsch sei.

Da die Sprache die Gesetze ihrer Entwickelung in sich selbst hat; so muß man wol annehmen, daß der Sprachgebrauch d. h. das, was in einer Sprache Brauch ist, auch als eine Norm gelte, nach welcher wir entscheiden können, ob Wort- und Redeformen sprachrichtig oder sprachwidrig sind. Wir müssen jedoch hier unterscheiden zwischen dem deutschen Sprachgebrauche d. h. dem, was in der deutschen Volkssprache Brauch ist, und dem hochdeutschen Sprachgebrauche d. h. dem, was in der hochdeutschen Sprache Brauch ist. Da die Sprache eigentlich in dem Volke lebt und sich nach inneren organischen Gesetzen entwickelt, und da diese organische Entwickelung am wenigsten in dem Volke durch fremdartige Einwirkungen getrübt oder gestört wird: so ist der Sprachgebrauch des Volkes immer der treuste Ausdruck dessen, was organisch gesetzmäßig ist, und wir müssen

*) S. Grotefend in den Abhandl. des frankfurt. Gelehrtenvereines f. d. Spr. St. 1. S. 27—31.

Wort- und Redeformen gerade dann vorzugsweise als sprachrichtig anerkennen, wenn sie auf eine entschiedene Weise in dem Gebrauche der Volkssprache hervortreten. Jede mundartische Form ist als solche sprachrichtig und deutsch. Zwar sind die mundartischen Formen untereinander und von den hochdeutschen Formen verschieden: aber eine Form deßhalb, weil sie nicht hochdeutsch ist, für an sich sprachwidrig zu halten, wäre eben so ungereimt, als eine griechische oder lateinische Form sprachwidrig zu nennen, weil sie nicht deutsch ist. Anders verhält es sich mit dem hochdeutschen Sprachgebrauche. In so fern die hochdeutsche Sprache sich durch eine Übereinkunft der Gebildeten von der Volkssprache ausgesondert hat; ist der hochdeutsche Sprachgebrauch nicht sowol der Ausdruck der inneren Gesetzlichkeit, nach welcher die Sprache sich organisch entwickelt, als vielmehr das Ergebniß einer Übereinkunft, welche sich zur Sprache als eine äußere und mehr oder weniger willkürliche Gesetzgebung verhält. Auch wird das Sprachgefühl — dieser natürliche Wächter der organischen Bildung —, welches sich in den Eigenthümlichkeiten der Mundarten lebendiger und bestimmter entwickelt, in der hochdeutschen Sprache gerade dadurch, daß sie sich von den Eigenthümlichkeiten der Mundarten ausscheidet, und daß sie von den Meisten erst muß erlernt werden, getrübt und unbestimmt. Die Sprache der Gebildeten ist endlich manchen äußeren Einwirkungen unterworfen, durch welche ihr leicht Wort- und Redeformen beigemischt werden, welche der organischen Entwickelung der Sprache fremd sind. Hierher gehören insbesondere der größere Verkehr mit fremden — alten und neuen — Sprachen, durch welchen der deutschen Sprache nicht nur fremde Wörter, sondern auch fremde Redeformen zugeführt werden; ferner die wandelbaren Richtungen des Zeitgeistes in Hinsicht auf religiöses und bürgerliches Leben, auf Wissenschaft und Kunst u. s. f., welche sich mehr oder weniger auch in der Sprache ausprägen, endlich die Autorität der Schule und der Lieblingsschriftsteller des Zeitalters. Diese Einwirkungen berühren die Sprache des Volkes gar nicht, oder hinterlassen doch in ihr keine bleibenden Spuren.

## §. 24.

Fremde Wörter werden, weil ihre Bedeutung sich nicht auf bekannte Wurzelbegriffe zurückführen läßt, nicht auf dieselbe Weise verstanden, wie die Wörter unserer Muttersprache: sie sind für uns nur Zeichen der Begriffe; und die Aufnahme derselben ist im Allgemeinen als eine Verunreinigung der Sprache anzusehen. Die deutsche Sprache konnte sich jedoch eben so wenig, als andere Sprachen, von der Beimischung fremder Wörter frei erhalten; und es kann jetzt nur

davon die Rede sein, unter welchen Bedingungen der Gebrauch fremder Wörter zulässig sei.

Sehr viele fremde Wörter, wie die Benennungen fremder Natur- und Kunsterzeugnisse, und viele den Künsten und Wissenschaften, den kirchlichen und Staatseinrichtungen u. s. f. angehörige Benennungen sind zugleich mit fremden Begriffen in die deutsche Sprache aufgenommen worden. Es würde zwar nicht schwer sein, viele derselben durch deutsche Wörter zu ersetzen; aber sie haben selbst in der Volkssprache Aufnahme gefunden, und sind dadurch der deutschen Sprache eingebürgert. Auch haben sehr viele Wörter dieser Art, obgleich die meisten sich durch ihre nicht deutsche Form und Betonung als fremde Wörter zu erkennen geben, doch durch langen Gebrauch deutsche Form und deutsche Betonung angenommen, und sind dadurch der deutschen Sprache assimilirt worden z. B. Körper, Pulver, Fenster, Pöbel.

Sehr viele fremde Wörter sind zwar zuerst nur durch den Verkehr mit fremden Sprachen und ohne ein wirkliches Bedürfniß in die Sprache eingeführt worden; aber die Sprache, welche jeden Überfluß der Wortformen, woher er auch komme, benutzt, um Unterschiede der Bedeutung zu bezeichnen, hat diesen Wörtern neue Bedeutungen gegeben und dadurch ihren Wortvorrath vermehrt. Wörter dieser Art, wie z. B. Pöbel, Prinz, Offizier, Puder, Pulver, haben nicht mehr die ursprüngliche Bedeutung von fr. peuple, prince, officier, poudre, l. pulvis, und sind in der Bedeutung auch von den entsprechenden deutschen Wörtern: Volk, Fürst, Beamter, Staub, unterschieden. Sie sind durch diese Individualisirung ihrer Bedeutung der Sprache ebenfalls eingebürgert, und die Sprache ist durch sie bereichert.

Es gibt sehr viele fremde Wörter, wie z. B. Genie, frivol, Mystiker, legitim, liberal, welche nur in die Sprache der Gebildeten aufgenommen worden, der Volkssprache aber gänzlich fremd geblieben sind. Die Sprache der Gebildeten hat als solche andere Bedürfnisse als die Volkssprache, und bedient sich daher auch außerordentlicher Mittel, um diesen Bedürfnissen abzuhelfen. Die Sprache hat ursprünglich nur Ausdrücke für die Begriffe sinnlicher Dinge; sie drückt die Begriffe der nicht sinnlichen Dinge dadurch aus, daß sie das Nichtsinnliche durch seine sinnliche Erscheinung z. B. denken durch reden (dingen l. dico), oder durch ein sinnliches Gegenbild z. B. erkennen durch begreifen, oder ein Gedachtes durch das ihm entsprechende Wirkliche bezeichnet z. B. begehren durch erlangen *). Manche dem Kreise des gebildeten Lebens angehörige Begriffe liegen aber theils den sinnlichen Begriffen so fern, und sind theils durch die Aufnahme

*) S. das Wort in seiner organischen Verwandlung §. 77—81.

von besondern auf konventionelle Weise gedachten Beziehungen dergestalt individualisirt, daß es schwer wird, sie auf gewöhnliche Weise durch einen sinnlichen Begriff zu bezeichnen. Welchen Ausdruck man auch für solche Begriffe wählen mag; so liegt der Begriff meistens dem Wurzelbegriffe des Wortes so fern, daß die Beziehung des Ersteren zu dem Letzteren mehr oder weniger als eine willkürliche, und das Wort nur als ein Zeichen des Begriffes erscheint. Auch die in der Muttersprache gebildeten Wörter für Begriffe dieser Art sind insgemein nur Zeichen der Begriffe z. B. im Französischen: une queue (für den beim Billardspiele gebrauchten Stab), un baudet (eine besondere Art von Betten), un petit maître, un bon homme und im Englischen quaker (Zitterer), mountebank (Marktschreier), und sie haben zugleich den Nachtheil, daß sie gerade dadurch, daß sie zugleich in ganz anderer Bedeutung in der Sprache vorhanden sind, das Verständniß des zu bezeichnenden Begriffes stören, indem z. B. E. quaker an quake (zittern), fr. queue an Schwanz, und baudet an Esel erinnern. Dieser Nachtheil tritt um so mehr hervor, jemehr man in einer Sprache — wie in der deutschen — gewohnt ist, die Bedeutung des Wortes an seinen Wurzelbegriff zu knüpfen. Um diesem Nachtheil zu begegnen, hat man besonders in der deutschen Sprache, aber auch in andern Sprachen, solche konventionelle Begriffe vorzüglich durch fremde Wörter bezeichnet, denen man eine konventionelle, oft von ihrem Wurzelbegriffe unabhängige Bedeutung gegeben hat; und diese Wörter werden sich in der Sprache der Gebildeten ungeachtet aller Widersprüche von Seiten der Sprachreiniger erhalten. Die Versuche, Wörter dieser Art, wie z. B. Bankerott, Barbarei, Belletrist, Literatur, Kabale, Chikane, Dame, Fabrik, Inquisition, Deklamation, durch deutsche Wörter zu ersetzen, sind schon darum ohne Erfolg, weil die Bedeutung der zum Ersatze vorgeschlagenen deutschen Wörter für den zu bezeichnenden Begriff bald zu weit, bald zu enge ist; nicht zu gedenken, daß diese Wörter oft durch unnatürliche Zusammensetzungen gebildet sind und zu den Afterformen gehören (§. 21). Es ist daher zwar höchst tadelnswürdig und durchaus sprachwidrig, für Begriffe, welche nach ihrem ganzen Umfange durch schon vorhandene oder durch Ableitung leicht zu bildende deutsche Wörter können ausgedrückt werden, fremde Wörter zu gebrauchen: aber wenn für konventionell bestimmte Begriffe des gebildeten Lebens, für welche sich keine ihrem Umfange entsprechende deutsche Wörter darbieten, fremde Wörter aufgenommen sind; so dürfen wir diesen Wörtern ihr wohlerworbenes Recht in der hochdeutschen Sprache nicht streitig machen.

Alles, was eben im Allgemeinen von dem Gebrauche fremder Wörter für konventionell bestimmte Begriffe des gebildeten Lebens

gesagt worden, gilt insbesondere von den fremden Benennungen in der Sprache der Wissenschaften und Künste. Die Begriffe haben hier ebenfalls meistens einen von der Schule gegebenen und daher konventionell bestimmten Umfang der Bedeutung; und die Bezeichnung derselben durch deutsche Wörter würde ebenfalls die eben angedeuteten Nachtheile und Schwierigkeiten haben. Für den Gebrauch von Wörtern aus den alten Sprachen spricht außerdem, daß die Wissenschafen und Künste ein Gemeingut aller gebildeten Völker sind, und daß Wissenschaft und Kunst selbst dadurch gefördert werden, daß der wissenschaftliche Verkehr unter den verschiedenen Völkern durch eine für Alle verständliche Terminologie erleichtert wird. Es verdient endlich auch beachtet zu werden, daß die griechische und lateinische Terminologie, weil die Wörter sich leichter in jegliche Form umwandeln lassen, dem wissenschaftlichen Vortrage eine Leichtigkeit der Bewegung gestattet, welche bei einer deutschen Terminologie nicht erreichbar wäre. Wir bilden z. B. von Idee leicht: Ideal, ideell, Idealism, idealisiren; von Form: formell, Formalism; von abstrahiren: abstrakt und Abstraktion; von Quantität und Qualität: quantitativ und qualitativ; und unser Sprachgefühl wird gewiß durch die fremden Wörter weit weniger verletzt, als durch breite Umschreibungen und monströse Zusammensetzungen, welche die fremden Wörter ersetzen sollen.

## §. 25.

Wir nennen den jeder besondern Sprache eigenthümlichen Gebrauch der grammatischen Formen (§. 13) das Idiom der Sprache. Das Idiom tritt besonders hervor:

a. in dem Gebrauche der Flexionsformen. Hierher gehören das reflexive Verb in der deutschen und in den slavischen und romanischen Sprachen statt des griechischen Mediums und der lateinischen und englischen Passivform; die den besondern Sprachen eigenthümlichen Modusformen für Verhältnisse der Möglichkeit und Nothwendigkeit; die unterschiedenen Formen des Präteritums für unterschiedene Zeitverhältnisse und die in manchen Sprachen besonders unterschiedene Zeitdauer; der Umfang der durch Kasus überhaupt, und der durch jeden einzelnen Kasus bezeichneten Verhältnisse in jeder besondern Sprache; der Dualis u. m. A.

b. in dem Gebrauche der Formwörter. Hierher gehören besonders der Gebrauch der Reflexivpronomen, der Artikel, die der Zweizahl entsprechenden unbestimmten Pronomen (l. uter, neuter, E. either, neither); der jeder Sprache eigenthümliche Gebrauch der Hülfsverben, Präpositionen und adverbialen Formwörter.

c. in der jeder Sprache eigenthümlichen Wortfolge.

d. in der *rhythmischen Form* des Ausdruckes. Die Eine Sprache fordert mehr als die andere, daß die Einheit des Begriffes auch durch eine Einheit der rhythmischen Form dargestellt werde: daher in der Einen Sprache eine größere Vorliebe für Zusammensetzungen und Ellipsen, als in der andern.

Der Unterschied des Idioms muß besonders bei der Erlernung fremder Sprachen beachtet werden: aber es ist auch in Hinsicht auf die Reinheit unserer Muttersprache höchst wichtig, daß man die Besonderheit ihres Idioms kenne und beachte. Denn durch den vielfältigen Verkehr mit fremden Sprachen wird eben so leicht das deutsche Idiom durch fremde Redeformen, als der deutsche Wortvorrath durch fremde Wörter verunreinigt: und da in dem Idiom unserer Sprache sich die Eigenthümlichkeiten unserer Vorstellungsweise in ihrer höchsten Besonderheit darstellen; so greift jede Verunreinigung des Idioms in das innerste Leben der Sprache ein, und ist bei weitem nachtheiliger, als die Beimischung fremder Wörter. Fremde Idiome, wie z. B. „Einem den Hof machen“ „Einem einen Besuch machen, oder abstatten“ „eine Verbeugung machen“ „einen Spazirgang machen“ „Platz nehmen“ „die Güte haben“ „den Kaffe lieben“, haben eben so, wie fremde Wörter, in der Sprache der Gebildeten weit mehr Eingang gefunden, als in der Volkssprache. Manche Ausdrücke der Art haben jedoch in der hochdeutschen Sprache dadurch gleichsam Bürgerrecht erhalten, daß man sie eben so, wie manche fremde Wörter, benutzt hat, um auf unterscheidende Weise konventionelle Begriffe zu bezeichnen, und ihnen auf diese Weise eine neue Bedeutung gegeben hat (§. 24); und man verbindet in diesem Falle mit dem fremden Idiom gern auch fremde Wörter. So ist z. B. „einen Besuch oder eine Visite machen“ „Einem ein Kompliment machen“ „Einem den Hof oder die Kour machen“ auch in der Bedeutung unterschieden von: „besuchen“ „begrüßen“ „Einem Ehrfurcht bezeigen“.

## §. 26.

Der Mensch bedarf, um seine Muttersprache verstehen und vollkommen sprechen zu lernen, keiner andern Hülfe, als daß er von Kindheit an seine Muttersprache sprechen höre; und die Meisten im Volke lernen auf diese Weise die Muttersprache in der Mundart ihres Volksstammes. Weil aber die hochdeutsche Sprache von der Volkssprache unterschieden ist, und die Meisten von Kindheit an die hochdeutsche Sprache nicht ausschließlich oder doch nicht in ihrer ganzen Reinheit sprechen hören; so lernen sie das Hochdeutsche nicht so leicht und nicht so vollkommen vom bloßen Sprechenhören, als das Volk seine Mundart: und die Meisten bedürfen, um die hochdeutsche

Sprache vollkommen verstehen und sprechen zu lernen, einer besondern Anleitung durch die Grammatik. Durch sie soll das Verstehen zu einer bewußten Erkenntniß des Begriffes in dem Worte und der Beziehungen der Begriffe in den grammatischen Formen, und das Sprechen zu einem durch diese Erkenntniß geregelten Sprechen erhoben werden.

Die Grammatik soll zunächst die Bedeutung der Wort- und Redeformen verstehen lehren. Da aber die Bedeutung jeder Wort- und Redeform eigentlich nur alsdann vollkommen verstanden wird, wenn das Wort als ein Glied und die Redeform als ein Verhältniß der lebendigen Rede aufgefaßt wird; so muß die Grammatik die Bedeutung aller Formen aus dem Satze entwickeln: denn der Satz ist ursprünglich nicht aus schon vorhandenen Wörtern in gegebenen Formen zusammengesetzt worden, sondern Wort und Redeform haben sich mit der lebendigen Rede und aus ihr entwickelt, und haben nur in ihr eine Bedeutung. Die Grammatik soll daher von der Betrachtung des Satzes ausgehen und überhaupt nichts anderes sein, als eine Deutung des Satzes und seiner Glieder nach Inhalt und Form: sie kann nur dadurch zu einem wahrhaften Verständnisse der Sprache führen, daß sie alles Besondere in der Sprache in seinen Beziehungen zu dem Satze auffaßt und darstellt. Weil aber bei jedem besondern Gliede des Satzes die zu erörternden Formen von Wort, Begriff und Beziehung höchst mannigfaltig sind; so würde eine Grammatik, welche alle Mannigfaltigkeit des Besondern in die Satzlehre aufnehmen wollte, den Schüler leicht verwirren. Wir werden daher, nachdem wir in der Einleitung den Satz und seine Verhältnisse in ihren größern Umrissen und in ihrer Einheit dargestellt haben, um der Klarheit der Darstellung willen die Arten der Wörter und ihre Formen von den Formen des Satzes und der Satzverhältnisse scheiden. Wir werden nämlich in der Etymologie die Wörter als gleichsam abgelös'te Glieder des Satzes und die Formänderungen derselben, und in der Syntax die grammatischen Formen betrachten, durch welche die Wörter als Glieder der lebendigen Rede zu Satzverhältnissen und Sätzen verbunden werden. Wir scheiden ferner in der Etymologie die Betrachtung der Wortbildung von der Betrachtung der Wortarten und ihrer Flexion; und in der Syntax die Betrachtung der besondern Satzverhältnisse von der Betrachtung der Wortfolge, in der sich die logische Form des Satzes darstellt. Als ein ergänzender Theil der Grammatik ist die Orthographie anzusehen, welche die Regeln der Schriftsprache zum Gegenstande hat.

---

# Erster Theil.

# E t y m o l o g i e.

## Erster Abschnitt.

## W o r t b i l d u n g.

### §. 27.

Wie wir oben (§. 3. 4) im Allgemeinen gesehen haben, entwickeln sich die Arten der Begriffe nach polarischen Gegensätzen aus dem Urbegriffe der Bewegung, indem der Geist die in der realen Welt erscheinende Thätigkeit nach ihrer sinnlichen Erscheinung zu allgemeinen Thätigkeitsbegriffen entwickelt. Die Thätigkeit erscheint aber immer mit dem besondern Sein in mannigfaltigen Verhältnissen zu einer Einheit verbunden. Diese mit der sinnlichen Anschauung gegebene Einheit von Thätigkeit und Sein wird von dem Geiste wieder in ihren Gegensatz geschieden: auf diesen Gegensatz von Thätigkeit und Sein gründet sich der Unterschied in den Formen der Begriffe. Nach diesem Gegensatze werden nämlich die in den Wurzelverben nur nach ihren Arten geschiedenen Begriffe auch nach ihrer Form als Begriffe des Seins und der Thätigkeit, Person und Sache, Konkretum und Abstraktum u. s. f. (§. 3) unterschieden *). — Wir begreifen unter der Wortbildung in dem weiteren Sinne die organische Entwickelung des Wortvorrathes überhaupt, unter der Wortbildung in dem engeren Sinne aber die Ableitung, und wir verstehen unter dieser ausschließlich denjenigen Entwickelungsvorgang, durch welchen aus den Wurzeln Stämme und aus den Stämmen Sproßformen gebildet

*) S. Organism der Sprache. Zweite Ausgabe. §. 25.

werden, indem immer nach bestimmten Gesetzen die Form (das Lautverhältniß) des **Wortes** und zugleich die Form des **Begriffes** individualisirt wird (§. 3). Man findet zwar in der deutschen Sprache und in den mit ihr verwandten Sprachen auch Sproßformen, welche unmittelbar von der Wurzel gebildet sind (S. §. 42): aber die von Stämmen gebildeten Sproßformen machen die entschiedene Mehrheit aus, und man kann den Stufengang von den Wurzeln zu den Stämmen und von diesen zu den Sproßformen, wie z. B. in **bind-en, Bund, bündig**, als den Grundtypus der Ableitung ansehen. Wie die Verwandlung der Wortform in der Ableitung nach bestimmten Gesetzen auf der ersten Stufe durch den Ablaut und auf der zweiten Stufe durch Endungen bewirkt wird; so steht auch die Verwandlung der Begriffsform unter bestimmten Gesetzen, welche sich unter dem allgemeinen Gesetze zusammenfassen lassen, daß die Form des abgeleiteten Begriffes von der Form des Begriffes, von dem er abgeleitet ist, unterschieden und, weil alle Unterschiede der Begriffsformen sich zuletzt auf den Gegensatz von Thätigkeit und Sein zurückführen lassen, ihm mehr oder weniger entgegengesetzt sei (§. 3). Denn in der Ableitung wird ein Begriff durch einen andern Begriff individualisirt; diese Individualisirung aber ist bedingt durch den Gegensatz von Thätigkeit und Sein: ein Thätigkeitsbegriff kann nur durch den Begriff eines Seins, und dieser nur durch einen Thätigkeitsbegriff individualisirt werden. Nach diesem Gesetze kann nicht von jeder Form auf organische Weise jede andere Form gebildet werden; sondern von dem Verb kann nur ein Adjektiv oder Substantiv, von dem Adjektiv nur ein Verb oder Substantiv und von dem Substantiv nur ein Verb oder Adjektiv oder doch ein Substantiv unterschiedener Begriffsform, nämlich von dem Personennamen ein Sachname, und umgekehrt, von dem Konkretum ein Abstraktum u. s. f. gebildet werden z. B. zäh, Zug und Zucht von ziehen, zügig von Zug, züchtig und Züchtling von Zucht, Züchtigkeit von züchtig.

In den hier angedeuteten organischen Gesetzen der Ableitung offenbart sich auf eine besondere Weise die Einheit des logischen und des phonetischen Elementes in der Sprache (§. 1); indem überall eine bestimmte Individualisirung der Begriffsform mit einer bestimmten Individualisirung der Wortform zusammenfällt. Da nun Begriffsform und Wortform in der Ableitung einander genau entsprechen; so ist dadurch, daß die Entwickelung der Wortformen auf eine gewisse Anzahl von Formen beschränkt ist, auch der Entwickelung der Begriffsformen eine Gränze gesetzt. Da aber die Entwickelung des logischen Elementes immer fortschreitet, und die Sprache die Begriffsformen immer mehr in ihren Besonderheiten unterscheidet; so über-

schreitet sie häufig die durch die Einheit des logischen und phonetischen Elementes gezogenen Gränzen der Ableitung, und weicht von dem ursprünglichen Typus der Ableitung ab, indem sie Sproßformen von Wurzeln z. B. Schneider, oder auch von andern Sproßformen bildet z. B. Lehrerin, oder von Begriffsformen andere Begriffsformen derselben Art ableitet z. B. ältlich, röthlich, oder auch den Wortformen Begriffsformen unterlegt, welche ihnen ursprünglich fremd waren z. B. in weibisch. Wir bezeichnen die nach dem ursprünglichen Typus der Ableitung gebildeten Formen als Grundformen und die ursprüngliche Bedeutung derselben als Grundbedeutung; wir unterscheiden die von diesem Typus abweichenden Formen als Nebenformen: und wenn einer Form eine ihr ursprünglich fremde Bedeutung unterlegt worden, wie z. B. die diminutive Bedeutung in röthlich und die gehässige Bedeutung in weibisch; so bezeichnen wir diese als Nebenbedeutung. Die Grammatik muß, um die wahre Gestalt und Bedeutung der besondern Ableitungsformen richtig aufzufassen, überall die Nebenform von der Grundform und die Nebenbedeutung von der Grundbedeutung genau unterscheiden.

Wesentlich unterschieden von der Ableitung ist ein anderer Vorgang, den wir die Abänderung (variatio) des Wortes nennen. In diesem Vorgange wird zwar ebenfalls die Form des Wortes verwandelt, aber nicht nach so bestimmten Gesetzen — durch Ablautung und bestimmte Endungen — wie in der Ableitung, sondern theils durch Verstärkung des An- und Auslautes z. B. in A. meltan und schmelzen, dumm und stumm, und in τείνω und tendo, Schrein und Schrank, theils durch Übergänge der Laute in andere verwandte Laute z. B. in πούς, l. pes, E. foot, d. Fuß und Pfote, Ratte und Ratze, fett und feist. Auch ist diese Verwandlung der Wortform an und für sich nicht mit einer Veränderung des Begriffes verbunden: sie unterscheidet die Wortformen verwandter Sprachen und Mundarten, ohne den Begriff zu unterscheiden. Wenn jedoch in derselben Sprache Formen von Wörtern sich auf diese Weise vervielfältigen; so benutzt die Sprache insgemein den Überfluß der Wortformen, um Unterschiede der Bedeutung zu bezeichnen, wie z. B. in: fliehen und fliegen, stechen und stecken, darben und sterben, Knabe und Knappe, dumm und stumm, Fuß und Pfote, l. luo lavo, fluo pluo und fleo. Die Abänderungsformen unterscheiden jedoch alsdann nicht Formen der Begriffe, sondern nur Unterarten des Begriffes in Einer und derselben Begriffsform (§. 3) z. B. Dach, Decke und Deckel. Der Abänderungsvorgang hängt vorzüglich von den Lautverhältnissen des Wortes ab, die Lautverstärkung von der besondern Natur der Laute und der Wandel der Laute von ihren Verwandtschaften: und wie in

der Ableitung das logische Element, so ist in der Abänderung das phonetische Element vorwaltend *). Wir unterscheiden demnach von den Ableitungsformen, welche immer und ursprünglich eine bestimmte Form des Begriffes bezeichnen, die Abänderungsformen, welche an sich keinen Unterschied der Bedeutung bezeichnen und nur in der Sprache häufig benutzt werden, um Unterarten desselben Begriffes zu unterscheiden; und wir begreifen nach dieser Unterscheidung unter den Abänderungsformen insbesondere auch alle Formen des den Anlaut verstärkenden Augmentes (S. §. 35) und alle Endungen, welche sich nicht als ursprüngliche Ausdrücke bestimmter Begriffsformen darstellen (S. §. 39).

Die Flexion als der Ausdruck für die grammatischen Beziehungen der Begriffe ist zwar unterschieden von der Ableitung, durch welche besondere Formen der Begriffe, und von der Abänderung, durch welche entweder gar keine Unterschiede der Begriffe oder nur Unterschiede der Begriffsart in derselben Form bezeichnet werden. Flexion und Ableitung haben aber mit einander gemein, daß die durch Beide ausgedrückten Verhältnisse meistens Verhältnisse des in eine Thätigkeit aufgenommenen Seins oder der in ein Sein aufgenommenen Thätigkeit sind. Und auf der phonetischen Seite fällt die Flexion mit der Ableitung gänzlich zusammen, da beide Vorgänge durch Ablautung und Endungen zu Stande kommen. Nur selten und ausnahmweise benutzt die Sprache in der Flexion Abänderungsformen, wie das Augment und die Reduplikation (S. §. 35) **). Obgleich daher Flexion und Ableitung von Seiten ihrer Bedeutung verschiedene Vorgänge sind, indem durch Erstere wandelbare Beziehungen, durch Letztere aber stätige Begriffsformen ausgedrückt werden; so geschieht es doch wol vermöge ihrer nahen Verwandtschaft, daß Flexionsformen mit Ableitungsformen wechseln z. B. σκεῦος σιδήρου ein eisernes Gefäß, pueri militares die Knaben der Soldaten, palais royal Palast des Königes, ein goldener Becher und „ein Brünne von Golde" (Nibel. Lachmann 407, 4.); und Schüler, Ritter, Elfer, Heldin, Säugling, Setzling, E. steamer u. s. f. verhalten sich wie Attribute, deren Beziehungswort ausgelassen ist. Eben so verhalten sich Flexionsformen, wenn sie als bleibende Formen in den Sprachvorrath übergehen, gewissermaßen als Ableitungsformen. Insbesondere stehen die Formen

*) S. das Wort in seiner organischen Verwandlung §. 3 u. flg.

**) Wie die griechische und manche andere Sprachen Zeitformen durch Augment und Reduplikation, so bildet die gaelische Sprache Kasusformen dadurch, daß sie den anlautenden Konsonanten durch eine Aspiration verstärkt. S. A. Stewart's Elements of Gaelic Grammar p. 49.

der Adverbien, da sie einerseits nur Ausdrücke einer grammatischen Beziehung sind (§. 11) und auch großentheils durch Flexion gebildet sind, andererseits aber als bleibende Formen dem Sprachvorrathe einverleibt und zum Theile durch Ableitungsendungen gebildet sind, unentschieden zwischen der Flexion und Ableitung in der Mitte.

Wir begreifen unter der Wortbildung im weitern Sinne auch die Zusammensetzung. Dieser Vorgang nähert sich, wenn man die Form ansieht, und z. B. in: Handschuh das Hauptwort (Hand) mit dem Stamme und das Beziehungswort (Schuh) mit der Endung vergleicht, der Ableitung und zwar der Bildung der Sproßformen. Auch wechseln oft Zusammensetzungen mit Sproßformen z. B. in: Forstmann, Bettelmann und: Förster, Bettler; E. steamboat und steamer; und sie gehen auch wol in Ableitungsformen über, indem Wörter, die ursprünglich Beziehungswörter von Zusammensetzungen waren, zu Endungen werden, wie schaft, thum, haft (S. §. 43). Die Zusammensetzung unterscheidet sich aber dadurch wesentlich von der Ableitung, daß sie nicht unterschiedene Formen der Begriffe, sondern, wie die Abänderung, nur Unterschiede des Artbegriffes in derselben Begriffsform bezeichnet. In jeder Zusammensetzung z. B. Weinglas, Bierglas wird nämlich der durch das Beziehungswort (Glas) ausgedrückte Artbegriff durch den Begriff des Hauptwortes (Wein, Bier) auf eine Unterart zurückgeführt. Die Zusammensetzung hat daher vorzüglich in denjenigen Sprachen einen größern Umfang, welche, wie die deutsche, vermöge ihrer vorwaltenden logischen Richtung die Begriffe auch in den Besonderheiten der Arten schärfer unterscheiden.

Man nennt diejenigen Wörter, von welchen alle andern Wörter abgeleitet werden, Wurzeln oder Wurzelwörter und den Begriff derselben den Wurzelbegriff. Man nennt ferner diejenigen Laute eines Wurzelwortes, von denen man annehmen muß, daß sie die eigentlichen Träger des Wurzelbegriffes sind, die Wurzellaute. Die Wurzelwörter erlangen mit jeder Stufe der Ableitung einen höhern Grad der Individualisirung z. B. bind-en, Bund, bündig Bündigkeit. Die Wurzellaute werden häufig zugleich durch Abänderung verstärkt oder auch in verwandte Laute verwandelt z. B. Ahd. brehhan, Pracht, Prunk, prangen. Aber da dieser Wandel nur unter verwandten Formen Eines und desselben Grundlautes Statt findet; so bleiben die Wurzellaute, wenn man in ihnen nur den Grundlaut z. B. in b, p, f nur überhaupt den starren Lippenlaut und in g, ng, k, ch nur den starren Kehllaut auffaßt, in allen abgeleiteten Wörtern immer dieselben. Eben so wird die Form des Wurzelbegriffes auf jeder Stufe der Ableitung verändert und mehr individualisirt; auch entwickeln sich oft aus demselben Wurzelbegriffe zugleich

Begriffe, die als Artbegriffe unter einander verschieden sind z. B. aus fliegen die Begriffe Flug und Flucht, Floh und Fliege, aus decken Dach, Deckel und Decke, und aus scheren die Begriffe Schere, Scharte: aber da diese Begriffe sich zu dem unbestimmt und allgemein gedachten Wurzelbegriffe verhalten, wie Unterarten zu ihrer Art; so bleibt auch der Wurzelbegriff in allen abgeleiteten Wörtern derselbe, und auf diese Identität der Wurzellaute und der Wurzelbegriffe gründet sich die etymologische Verwandtschaft der Wörter.

---

## Erstes Kapitel.

### Von den Sprachlauten.

### §. 28.

Das Wort tritt in der lebendigen Sprache ursprünglich als ungetheilte Einheit hervor; es wird nicht eigentlich zusammengesetzt aus Lauten, wie etwa das geschriebene Wort aus Buchstaben. Erst in der Betrachtung zerlegen wir das Wort in seine Elemente, und nennen diese Sprachlaute. Weil jedoch das Wort ein organisches Gebilde ist; so darf man das Wort nicht als bloßes Aggregat seiner Elemente auffassen, sondern man muß in dem Worte eine organische Einheit differenter (in einem Gegensatze verbundener) Elemente erkennen, in welcher der Begriff als eine organische Einheit dieser Elemente — eines Allgemeinen und einer individualisirenden Besonderheit, der Form und des Inhaltes, des Begriffes und seiner Beziehung (§. 4) — in die Erscheinung tritt. Wir werden daher jedes Wort, so sehr auch sein Lautverhältniß zusammengesetzt sein mag, immer als die Einheit von nicht mehr als zwei Elementen ansehen, die als Konsonant und Vokal z. B. in: lau, Eid, oder als Anlaut und Auslaut z. B. in: Bein, voll, oder als Stamm und Endung z. B. in: güt-ig, Ritt-er, ritter-lich, organisch verbunden sind: und wie in dem Begriffe Allgemeines und Besonderes, Form und Inhalt, Begriff und Beziehung einander gewissermaßen entgegengesetzt, und Eins dem Andern untergeordnet sind, so stehen auch die zwei Elemente des Wortes mit einander in einem Gegensatze, und der Vokal ist dem Konsonanten, der Auslaut dem Anlaute, und die Endung dem Stamme untergeordnet. Wörter, in denen sich keiner dieser Gegensätze entwickelt hat, sind unvollkommen entwickelte Wörter, wie z. B. Ei, ὠ-όν neben ov-um, E. egg; und Ad. Ea (Gesetz)

neben Ewa und Ehe*). Wir werden demnach in dem Worte nicht nur den Diphthong z. B. in tr-eu, fr-ei, sondern auch den Anlaut und Auslaut, wenn sie aus mehreren Lauten zusammengesetzt sind, wie in: Spr-uch, Str-eit und in: ka-lt, Be-rg, als Ein Element des Wortes ansehen.

Wir nennen die Sprachlaute artikulirte (gegliederte) Laute d. h. Laute, welche durch die Sprachwerkzeuge zu Ausdrücken von Begriffen gestaltet sind. Wir müssen nämlich in der Bildung der Sprachlaute zwei Elemente unterscheiden: ein stoffartiges Element, aus welchem die Sprachlaute gebildet werden, und die Einwirkung der Sprachorgane, durch welche das stoffartige Element zu Lauten bestimmter Gestalt gebildet und dem Lautstoffe die Form eines artikulirten Lautes gegeben wird. Das stoffartige Element, worunter wir den Hauch und die Stimme begreifen, wird von den Respirationsorganen gegeben, welche nicht zu den eigentlichen Sprachorganen gehören, nämlich der Hauch durch einen verstärkten Luftstoß beim Ausathmen, und die Stimme durch eine schwingende Bewegung der Stimmritze bei dem Durchströmen der ausgeathmeten Luft. Der Mensch hat Hauch und Stimme mit den mit Lungen versehenen Thieren gemein, und drückt, wie diese, durch die Stimme allein Lust und Schmerz, aber nicht Gedanken und Begriffe aus. Die Stimme wird zwar, in so fern sie ein Erforderniß des lauten Sprechens ist, als ein Element aller Sprachlaute angesehen: wir werden jedoch sogleich sehen, daß sie nicht eigentlich ein wesentliches Element aller Sprachlaute ist. Durch die Einwirkung der Sprachorgane, welche auf eine eigenthümliche Weise dem Geiste dienstbar und zu diesem Zwecke mit einer eigenthümlichen Beweglichkeit begabt sind, werden Hauch und Stimme bei ihrem Durchgange durch die Mundhöhle zu Sprachlauten gestaltet. Wir verstehen unter den Sprachorganen im weiteren Sinne die Wandungen der Mundhöhle und die in ihr liegenden Organe, unter den Sprachorganen in engerer Bedeutung aber die Kehle oder den Gaumen, die Zunge und die Lippen; und wir nennen diese vorzugsweise die artikulirenden Organe.

## §. 29.

Die Sprachlaute werden gebildet entweder:

a. dadurch, daß die Stimme durch die in verschiedenen Richtungen mehr oder weniger erweiterte oder verengerte Mundhöhle ohne

---

*) S. das Wort in seiner organischen Verwandlung §. 14.

irgend eine Hemmung hindurchgeht; und die auf diese Weise gebildeten Sprachlaute werden Vokale (Stimmlaute) genannt; oder

b. dadurch, daß die artikulirenden Organe den Durchgang des Hauches oder der Stimme durch die Mundhöhle auf mannigfaltige Weise beschränken und hemmen; und die auf diese Weise gebildeten Sprachlaute hat man Konsonanten genannt. Man könnte sie mehr bezeichnend Hauptlaute nennen.

Die Vokale, welche die unterste Stufe der Lautbildung bezeichnen, sind nur durch unterschiedene Dimensionen der Mundhöhle gegebene Modifikationen der Stimme: in ihnen ist der Stoff der Lautbildung noch vorherrschend über die Form. Die Stimme macht noch dergestalt das Wesen des Vokals aus, daß er, wenn er ohne Stimme und ohne die Mitwirkung eines artikulirenden Organes (der Kehle) gesprochen wird, nicht mehr lautet, indeß die meisten Konsonanten auch dann noch gehört werden. Die bei gänzlich ruhender Stellung der Mundhöhle hindurchgehende Stimme gibt den Laut a, welcher der indifferenteste Laut von allen und an sich nichts mehr als Stimme ist. Die größte Verbreiterung der Mundhöhle gibt den Laut i, welcher, da die Verbreiterung der Mundhöhle mit einer Zurückziehung der Zunge nach dem hintern Theile des Gaumens verbunden ist, vorzüglich in der Kehle gebildet wird. Die größte Verlängerung der Mundhöhle gibt den Laut u, welcher, da die Verlängerung mit einer Zusammenziehung der Lippen verbunden ist, vorzüglich unter Mitwirkung der Lippen gebildet wird. Durch eine Mundstellung, welche zwischen denen von i und a die Mitte hält, wird nach der Einen Seite der Vokal e, und durch eine Mundstellung, welche zwischen denen von u und a in der Mitte steht, nach der andern Seite der Vokal o gebildet: und so haben wir die der Richtung von der Kehle nach den Lippen entsprechende Reihe der Vokale i, e, a, o, u.

Indem Hauch und Stimme in ihrem Durchgange durch die Mundhöhle in unterschiedenen Graden und auf unterschieden bestimmte Weisen beschränkt und gehemmt werden, bilden sich Laute von mehr individualisirter Gestalt: in den Konsonanten ist die Form vorherrschend über den Stoff. Alle Konsonanten werden nämlich dadurch gebildet, daß der Kanal der Mundhöhle von den artikulirenden Organen an bestimmten Stellen entweder ganz oder nur zum Theile verschlossen und wieder geöffnet, und so Hauch und Stimme gehemmt und wieder freigegeben wird. Man muß in dieser Hinsicht in dem Kanale der Mundhöhle drei Artikulationsstellen unterscheiden, nach denen drei Arten von Lauten unterschieden werden, nämlich:

a. die *Kehllaute*, welche dadurch gebildet werden, daß die Hinterzunge sich an den Hintergaumen drückt z. B. in k, g;

b. die *Zungenlaute*, welche dadurch gebildet werden, daß die Vorderzunge sich an den Vordergaumen drückt z. B. in t, d;

c. die *Lippenlaute*, welche dadurch gebildet werden, daß die Lippen sich schließen z. B. in p, b.

Wir nennen die derselben Artikulationsstelle angehörigen Konsonanten *gleichnamige* Konsonanten; unterscheiden aber bei den gleichnamigen Lauten jeder besondern Stelle, je nachdem der Kanal der Mundhöhle bei ihrer Bildung ganz oder nur zum Theile verschlossen wird, höhere und niedrigere Stufen der Individualisirung, und nennen die nicht gleichnamigen Laute, welche auf derselben Stufe stehen, *gleichstufige* Laute. Nach den verschiedenen Stufen unterscheiden wir:

a. die *starren* Konsonanten, nämlich die Kehllaute k, g, die Zungenlaute t, d, und die Lippenlaute p, b, bei deren Bildung der Kanal der Mundhöhle ganz verschlossen und die Stimme gleichsam abgeschnitten wird. Der starre Konsonant kann daher nicht andauernd fortlauten. Die Gestalt dieser Laute ist daher am vollkommensten individualisirt, und sie bezeichnen die oberste Stufe der Artikulation. Die Form ist in ihnen dergestalt vorherrschend über den Lautstoff, daß sie, wenn sie auch ohne Stimme gesprochen werden, schon vermöge des kräftigen Schlages, mit welchem die Organe den Kanal schließen und wieder öffnen, noch gehört werden, indem das An- und Abprallen der Organe unabhängig von der Stimme lautend wird. So lauten sie auch ohne Stimme (Vokal) in den Verbindungen mit einer Liquida z. B. in: blau, alt, Brei, Ort. Bei der Bildung der *aspirirten* Konsonanten ch, gr. ϑ (E. th) und f wird der Kanal der Mundhöhle nicht ganz verschlossen, und die Stimme oder vielmehr der verstärkte Hauch, als das eigentliche, stoffartige Element derselben, nicht ganz abgeschnitten; sie stehen daher nicht völlig auf gleicher Stufe mit den eben bezeichneten Lauten: da sie diesen aber in ihrer Bildung und in ihrem ganzen Verhalten näher stehen, als den Lauten der folgenden Stufe, so werden sie zu den starren Konsonanten gezählt. Da die starren Konsonanten nicht nur durch die Schließung, sondern auch durch die Wiederöffnung des Mundkanals gebildet werden; so sind auf jeder Artikulationsstelle eigentlich *zwei* Laute gegeben, nämlich durch die Schließung die *Auslaute*: ak, at, ap, und durch die Wiederöffnung die *Anlaute*: ka, ga, ta, da, pa, ba. Dasselbe gilt von den aspirirten Konsonanten, obgleich bei ihnen keine vollkommene Verschließung des Mundkanals Statt findet. Da die starren Konsonanten vorzüglich durch die *schlagenden* Bewegungen der artiku-

lirenden Organe gebildet werden; könnte man sie auch Schlaglaute nennen.

b. die Spiranten, nämlich der Kehllaut j, der Zungenlaut s, und der Lippenlaut w, bei deren Bildung der Kanal der Mundhöhle nur unvollkommen verschlossen, und die Stimme nicht ganz abgeschnitten wird, weßhalb die Spiranten auch länger fortlauten können. Auch in diesen Lauten ist die Form vorherrschend über den Stoff, aber in geringerem Maße, als in den starren Konsonanten. Dagegen tritt in ihnen ein verstärkter Hauch als ihr eigentliches stoffartiges Element hervor, von welchem sie auch den Namen Hauchlaute (Spiranten) haben. Indeß die starren Konsonanten durch den Schlag der untereinander an- und abprallenden Organe gebildet werden, treten die Spiranten mehr als von den Organen in ihrem Durchgange gehemmte und durch die Hemmung lautend gewordene Hauche hervor. Zu den durch die drei Artikulationsstellen gegebenen Spiranten j, s, w, unter denen s als in der indifferenten Mitte liegend der mindest individualisirte ist, kömmt noch der keiner besondern Artikulationsstelle angehörige und durch kein besonderes Organ individualisirte Spirant h, ein lautender Hauchstoß ohne bestimmte Gestalt, der sich zu den übrigen Spiranten verhält, wie das noch indifferente a zu den übrigen Vokalen. Da bei der Bildung der Spiranten nicht, wie bei der Bildung der starren Konsonanten, eine Verschließung und Wiederöffnung des Mundkanals Statt findet, so treten sie auch nicht, wie diese, in zwiefacher Gestalt als anlautende und auslautende Spiranten hervor; und sie unterscheiden sich dadurch auch von den aspirirten Konsonanten. Die Spiranten können als Spiranten nur anlautend sein, und wenn sie im Auslaute stehen, werden sie entweder, wenn ein Vokal nachfolgt, zur nachfolgenden Silbe übertretend, wieder anlautend z. B. in: maj-or, les-en, ew-ig, oder nehmen den Laut eines starren Konsonanten an z. B. in: lies (nicht unterschieden von ließ), fr. vif (von vivus), oder sie fallen wieder weg z. B. See neben G. saivs, Schnee neben l. nix niv-is, Mehl neben Mhd. Mel, Gen. Melw-es.

c. die liquiden Konsonanten (Schmelzlaute), deren Bildung zwar ebenfalls durch besondere von den artikulirenden Organen in dem Mundkanale bewirkte Hemmungen, aber auf ganz andere Weise zu Stande kömmt, als die Bildung der andern Konsonanten. Die liquiden Laute gehören nicht auf eine eben so bestimmte Weise, wie diese, jeder Einem der drei artikulirenden Organe und Einer der durch sie bezeichneten Artikulationsstellen an. Die Reihe derselben besteht nicht, wie bei den andern Konsonanten, aus drei der Zahl der Artikulationsstellen entsprechenden, sondern aus vier Lauten r, l, m, n, welche theils zwischen Kehle und Zunge, theils zwischen Zunge und

Lippe in der Mitte schweben. Die liquiden Laute sind daher in Hinsicht auf die Art, nach welcher gleichnamige Laute unterschieden werden, weniger individualisirt, als die andern Konsonanten. Auch wird die Bildung der Laute selbst nicht eigentlich, wie bei den starren Lauten, durch das An- und Abprallen der Organe bei der Verschließung und Wiederöffnung des Mundkanals bewirkt. Der Laut ist vielmehr nur durch die Bewegung der Organe bedingt. So werden z. B. m und n nicht eigentlich Ersteres durch den Lippenschlag und Letzteres durch den Zungenschlag selbst, welche den Kanal verschließen, sondern dadurch gebildet, daß die Stimme nun durch die Nase getrieben wird. Eben so werden die Laute l und r nicht eigentlich durch den Zungenschlag selbst, sondern durch die Hemmung der Stimme unter dem Gaumen gebildet, welche bei Ersterem durch die unvollkommene Schließung, bei Letzterem durch Verengerung des Mundkanals bewirkt wird, und bei dem l mouillé der französischen und mancher andern Sprachen wird die Stimme ebenfalls durch die Nase getrieben. Bei r greift jedoch die schwingende Bewegung der Zunge zugleich unmittelbar in die Bildung des Lautes ein. In den starren Konsonanten ist der durch das An- und Abprallen der Organe gebildete Schall und in den Spiranten der verstärkte Hauch, in den liquiden Konsonanten hingegen, wie in den Vokalen, die Stimme das eigentliche stoffartige Element des Lautes. Wenn die liquiden Laute ohne Stimme gesprochen werden, lauten sie nicht mehr, indeß die starren Konsonanten und Spiranten auch, ohne Stimme gesprochen, noch gehört werden. Dagegen können sie, mit der Stimme ausgesprochen, im Auslaute andauernd fortlauten, welches die andern Konsonanten nicht können. In den Liquiden ist das stoffartige Element — die Stimme — mehr hervortretend, und das formbildende Element — die Aktion der artikulirenden Organe — mehr zurückgetreten, als in allen andern Konsonanten: sie bezeichnen daher die niedrigste Stufe der Konsonanten; und man könnte sie, da die Stimme in ihnen ein wesentliches Element ist, Halbkonsonanten nennen. Es erklärt sich hieraus einigermaßen, warum im Lateinischen das auslautende m, wie ein Vokal, vor einem andern Vokale elidirt wird, und wie die indischen Grammatiker ein ṛ (ri und rī) und sogar ein lṛ (lri und lrī) zu den Vokalen zählen.

Wir haben die starren Konsonanten nach den drei Artikulationsstellen in Kehl-, Zungen- und Lippenlaute geschieden. Nun liegt aber zwischen Kehle und Zunge in der Mitte eine besondere Art von Lauten, welche wir Zischlaute nennen können. Diese Laute treten mehr oder weniger in allen Sprachen hervor; ihre Gestalt ist jedoch, weil sie nicht Einer der drei Artikulationsstellen angehören, sondern

in der unbestimmten Mitte zwischen zwei Stellen stehen, selbst unbestimmt und mannigfaltigen Abänderungen unterworfen. Zu diesen Zischlauten gehören im Indischen die Laute tsch, tschh, dsch, dschh, sch, ksch, im Russischen die Laute des shiwet (fr. j), scha (sch), tscherw (tsch), sslowo (ß), zu (z), und schtscha (schtsch), so wie das französische j, ge und ch, das italiänische ci und gi, das englische j, ch, und g in German, gin u. s. f. und das deutsche ß, z und sch. Auch gehören hierher das griechische ζ z. B. in στίζω (neben στίγμα) und φράζω (neben φράδω) und σσ z. B. in τάσσω (neben τάγω und τάττω), endlich das lateinische c in cecidi, facio, und t in ratio, vitium, bei welchen der Übergang des Kehllautes k und des Zungenlautes t in den Zischlaut z — wie und wann er mag Statt gefunden haben — nicht orthographisch unterschieden wird *). Wir sehen überall diese Zischlaute aus den Kehl- und Zungenlauten hervorgehen: aus den K e h l l a u t e n (auch aus dem Kehlspiranten j) z. B. in l. camera, fr. chambre und E. chamber; l. carus und fr. chère; It. toccare, fr. toucher und E. touch; l. fac, facio und fr. artifice; Käse und E. cheese; Kirche und E. church; l. gentilis, fr. gentil und E. gentle; reich, fr. riche und E. rich; Bruch, fr. brêche und E. breach; l. jocus, fr. jeu und It. giuoco; l. juvenis, fr. jeune und It. giovane; l. nux (nucis) crux, (crucis) und Nuß, Kreuz; Ahd. Chouch und Kauz; A. wrincle und Runzel; l. rapunculus und Rapunzel; und aus den Z u n g e n l a u t e n z. B. in l. gratus, gratia und fr. grâce; l. natus, fr. nation und E. nation; l. diurnus, It. giorno und fr. jour; G. flôdus und Fluß; G. fôtus und Fuß; l. dens, G. tunthus und Zahn; G. tuggô und Zunge. So mannigfaltig die Gestalt dieser Laute in den unterschiedenen Sprachen und Mundarten unterschieden ist, so lassen sie sich doch auf zwei Arten zurückführen, welche man als den e i n f a c h e n und den z u s a m m e n g e s e t z t e n Zischlaut unterscheiden kann. Zu dem einfachen gehören: ß, sch, fr. j, ge, ch, c (vor e und i) u. s. f. und zu den zusammengesetzten: z, It. gi, ci, E. j, ge, ch u. s. f. Das stoffartige Element aller Zischlaute ist der Hauch; dieser wird in den einfachen Zischlauten lautend durch die Hemmung, welche er in dem unter dem Gaumen verengerten Mundkanale erleidet. Daher ihre nahe Verwandtschaft mit der Aspirata ch und mit den Spiranten j und s. Die einfachen Zischlaute ß, sch, fr. j und fr. ch unterscheiden sich theils durch die Stärke des Hauches, theils durch die größere oder geringere Verengerung des Mundkanals, theils auch durch die mehr vorwärts oder rückwärts liegende Stelle der Verengerung. Die

*) S. das Wort in seiner organischen Verwandlung §. 13.

zusammengesetzten Zischlaute werden dadurch gebildet, daß der unvollkommenen Öffnung des Mundkanals der dem starren Zungenlaute (d, t) entsprechende Zungenschlag vorangeht. Dieser Zungenschlag ist stärker z. B. in z, It. ci und E. ch, oder schwächer z. B. in It. gi, E. j, ge; und vermittelt den Übergang der starren Zungenlaute in die Zischlaute. Übergänge zwischen den zusammengesetzten und einfachen Zischlauten finden sehr leicht Statt z. B. in sitzen und saß, l. facies und fr. face, E. rich und fr. riche, It. giorno und fr. jour, fr. gentil und E. gentle *).

Wie in andern natürlichen Dingen, so verbinden sich auf organische Weise auch in der Sprache nur entgegengesetzte oder doch verschiedenartige Elemente, und in dem Worte nur verschiedenartige Laute. Sowol gleichnamige als auch gleichstufige Laute können nicht leicht so mit einander in Einen Laut verschmelzen, daß sie in Einem Zeitmoment gesprochen werden. Verbindungen liquider Laute, wie rn, rm, rl, lm kommen nur im Auslaut vor. Sie sind schwer auszusprechen; und es scheint, daß man bei ihnen den Ausfall eines Vokales (wie z. B. in Ad. Aram) voraussetzen muß. Nur die Vokale verschmelzen, weil sie unter allen die am wenigsten individualisirten Laute sind, leicht in Einen Laut (Diphthong): jedoch gilt auch hier das Gesetz, daß nur der mehr individualisirte Laut mit dem weniger individualisirten in Einen Laut verschmilzt (S. §. 31). Je verschiedenartiger hingegen die Laute sind, desto leichter und desto vollkommener verbinden sie sich zu einer Einheit. So verbinden sich alle Vokale mit allen Konsonanten; und der Konsonant fordert, um vollkommen zu lauten, insgemein einen Vokal. Leicht, jedoch nicht ohne Einschränkung, verbinden sich auch die liquiden Laute mit den starren Konsonanten, nämlich im Anlaute die Muta mit einer nachfolgenden Liquida und im Auslaute die Liquida mit einer nachfolgenden Muta. Daß sich nicht umgekehrt in dem Anlaute die Liquida mit einer nachfolgenden Muta und im Auslaute die Muta mit einer nachfolgenden Liquida verbindet, hat seinen natürlichen Grund darin, daß der Anlaut mit einer Öffnung und der Auslaut mit einer Schließung des Mundkanals verbunden ist, und bei der Liquida das stoffartige Element, nämlich die Stimme (der Vokal), bei dem Anlaute nachlautet, und bei dem Auslaute vorlautet. Wir können daher wol lab und bal, aber nicht anlautend lba und auslautend abl sprechen. Die Leichtigkeit der Verbindung hängt jedoch nicht von der Ungleichartigkeit der Laute allein, sondern zugleich von der

*) Über die Lautbildung vergl. M. Drechsler Grundlegung zur wissenschaftlichen Konstruktion des gesammten Wort- und Formenschatzes S. 15 u. flg.

besondern Art der Laute und insbesondere von der mehr oder weniger individualisirten Gestalt derselben ab. So gehen die in jeder Reihe gleichstufiger Laute in der indifferenten Mitte liegenden Zungenlaute, weil sie weniger individualisirt sind, leichter Verbindungen mit andern Lauten ein, als die mehr individualisirten Kehl- und Lippenlaute. Daher verbindet sich der starre Zungenlaut mit Kehl- und Lippenlaut derselben Stufe in kt, cht, pt, ft. Die Verbindungen der Spiranten sind schon dadurch beschränkt, daß sie eigentlich nur im Anlaute stehen; der Kehlspirant j verbindet sich mit keinem Konsonanten, und der Lippenspirant w nur mit nachfolgendem l und r und selbst nachfolgend mit s: aber der Zungenspirant verbindet sich nicht nur mit allen Liquiden, sondern auch mit allen starren Konsonanten. Auch der noch nicht durch ein besonderes Organ individualisirte Spirant h verbindet sich im Anlaute leicht mit den Liquiden l, n und r z. B. G. hlaibs Laib, hlahjan lachen, hneivan neigen, hrains rein. Die Bildung der Diphthongen (S. §. 31) gehört ebenfalls unter dieses Gesetz.

Die Wurzeln und Stämme sind ursprünglich nach dem eben entwickelten Gesetze gebildet; und wir finden in ihren Lautverhältnissen überall die Verbindung verschiedenartiger Elemente, nämlich des Konsonanten mit dem Vokal, der Muta mit der Liquida, des Spiranten mit der Muta oder Liquida. In der Flexion, Ableitung und Zusammensetzung werden aber vielfältig Laute mit einander verbunden, welche nicht wol vermöge eines solchen Gegensatzes in Einen Laut verschmelzen. Die Einheit des Lautes wird alsdann insgemein dadurch wieder hergestellt, daß die zu verbindenden Laute einander, und zwar immer der vorangehende dem nachfolgenden, assimilirt werden. Diese Assimilation ist entweder vollkommen, indem der vorangehende Laut dem nachfolgenden nicht gleichnamigen oder nicht gleichstufigen Laut gänzlich gleich wird z. B. in of-fero, at-tingo, af-fero, συλ-λέγω, συῤ-ῥάπτω, cor-rigo; oder nur unvollkommen, indem der vorangehende Laut dem nachfolgenden gleichnamig oder nur in Hinsicht auf Härte und Weichheit gleichartig wird z. B. in ἐμ-βαίνω, ἐλέχ-θην, scrip-tus, ac-tum (S. §. 32).

## §. 30.

Wir nennen jedes aus Einem oder mehreren einfachen oder zusammengesetzten Sprachlauten bestehende Lautverhältniß, welches in der Rede als eine ungetheilte Einheit gesprochen und gehört wird, eine Silbe z. B. o, Ei, zu, treu, spricht. Eine Silbe wird in Einem Zeitmomente gesprochen. Vermöge der organischen Einrichtung unserer Sprachwerkzeuge können wir aber in Einem Zeitmomente nur Einen Vokal oder Diphthong zugleich mit Einem

konsonantischen Anlaute und mit Einem konsonantischen Auslaute aussprechen. Wir verstehen hier unter einem konsonantischen An- und Auslaut nicht nur die einfachen Konsonanten, sondern auch die organischen Verbindungen mehrerer Konsonanten zu Einem Laute, wie z. B. spr und cht in spricht. Zwei Vokale oder Diphthonge — also auch verdoppelte Vokale — und zwei Konsonanten, die nicht als Anlaut und Auslaut unterschieden sind — also auch verdoppelte Konsonanten — können nicht in Einer Silbe ausgesprochen werden. Jede Verdoppelung eines Lautes fordert eine Wiederholung derselben Aktion der Sprachorgane z. B. der Schließung oder der Wiederöffnung des Mundkanals; und diese kann nicht in Einem Zeitmomente vollbracht werden. Es bedarf daher auch kaum der Erinnerung, daß man bei der Verdoppelung eines Buchstabens z. B. in Loos, Meer, Bett, Schiff nicht an eine Verdoppelung des Lautes denken darf.

Wie das Wort (§. 28), so muß auch die Silbe nicht als ein Aggregat von Sprachlauten, sondern als eine Einheit organisch verbundener Elemente aufgefaßt werden. Diese Elemente sind, wenn sich die Silbe vollkommen entwickelt hat, der Anlaut und der Auslaut. Beide können vokalisch oder konsonantisch sein z. B. a-lt, tr-eu; wenn jedoch die Silbe mit einem Konsonanten beginnt und schließt, so verstehen wir unter Anlaut und Auslaut mit Ausschluß des Vokals nur die Konsonanten z. B. Br und d in Brod.

## §. 31.

Unter den Vokalen sind i, a, u, welche den durch Kehle, Zunge und Lippe bezeichneten Artikulationsstellen gewissermaßen entsprechen (§. 29), die Grundlaute. Der Vokal i geht leicht in den gleichnamigen Spiranten j, und u in den gleichnamigen Spiranten w über, besonders wenn ein anderer Vokal unmittelbar nachfolgt z. B. Jemand von Ad. ioman, Nd. jümmer von Ad. iomêr, Jambus von ἴαμβος, Ajax von Αἴας, Löwe neben Leu, l. lavo neben λούω. In der lateinischen Sprache hatte daher der Vokal mit dem Spiranten dasselbe Schriftzeichen. Der Vokal a liegt zwischen dem der Kehle entsprechenden i und dem der Lippe entsprechenden u in der indifferenten Mitte. Die Vokale e und o sind Nebenlaute. Der Laut e ist ursprünglich aus i oder a, und der Laut o ursprünglich aus u oder a hervorgegangen z. B. essen, brechen von G. itan, brikan, Erbe von G. arbi; und Wolf, Sohn, Sonne von G. vulfs, sunus, sunnô, Born von Brunnen, Odem von Athem, E. bone (Knochen), stone (Stein) von A. bân, stân. Die Grundlaute und Nebenlaute bilden die natürliche Reihe der Laute: i, e, a, o, u, welche wir reine Vokale nennen. Indem jeder der Laute a, o und u sich dem in der

Reihe rückwärts liegenden Laute i (e) nähert, trüben und verflachen sie sich in die Umlaute ä, ö, ü.

Man hat früher in der deutschen Sprache den aus dem Laute i hervorgegangenen Laut des geschlossenen e von dem Laute des aus a hervorgegangenen offenen e unterschieden z. B. in Fell von G. fill und Erbe von G. arbi. Dieser Unterschied ist jedoch jetzt in der deutschen Sprache theils verwischt, theils hängt der Laut, wo er noch kann unterschieden werden, mehr von Ton, Quantität und nachfolgenden Konsonanten, als von der Abkunft des Vokals ab. So wird z. B. Erbe von G. arbi und brechen von G. brikan nicht mehr unterschieden. Der in der französischen Sprache noch vorhandene Unterschied zwischen é fermé und è ouvert scheint denselben Ursprung zu haben, obgleich diese Laute jetzt nicht mehr ihrem Ursprunge entsprechen. In der italiänischen Sprache, welche nicht nur ein geschlossenes und offenes e, sondern ein eben so unterschiedenes o hat, haben e und o noch jetzt den geschlossenen Laut, wenn ersteres aus dem lateinischen i und letzteres aus dem lateinischen u hervorgegangen ist z. B. bévere, vergine von bibo, virgo und colpa, corte von culpa, curia.

Da die Wurzeln größtentheils kurzen Vokal haben; so muß man wol annehmen, daß die Vokallaute uranfänglich kurz sind, und daß die langen Vokale sich aus den kurzen Vokalen entwickelt haben. Wir haben oben (§. 29) den Gegensatz zwischen den Vokalen als den mehr stoffartigen und den Konsonanten als den mehr durch die Form individualisirten Lauten angedeutet. Die Konsonanten sind vorzüglich die Träger des Begriffes, indeß die Vokale mehr der leiblichen Seite der Sprache angehören: und die langen Vokale scheinen nur eine höhere Entwickelung des Vokals als des stoffartigen Elementes im Gegensatze gegen den Konsonanten als das mehr geistige Element darzustellen. Die Vokale überhaupt und besonders die langen Vokale treten freier und üppiger hervor in denjenigen Sprachen, in deren Entwickelung überhaupt das phonetische Element vorherrscht, wie z. B. in der griechischen und lateinischen: dagegen treten die langen Vokale zurück in denjenigen Sprachen, in deren Entwickelung das logische Element — und mit ihm der Konsonant und die logische Betonung — vorherrschend geworden, wie z. B. in der deutschen. Auch sind in der deutschen Sprache in dem Laufe der Zeit die langen Vokale immer mehr zurückgetreten, wie die Richtung ihrer Entwickelung sich mehr nach der logischen Seite entschieden hat. Auch in der Bildung der Wörter tritt der Gegensatz zwischen langen Vokalen und den Konsonanten sehr bestimmt hervor. In der deutschen Sprache haben alle Wurzeln und Stämme, welche noch keinen konsonantischen

Auslaut haben, lange Vokale; und wenn nach langem Vokale ein konsonantischer Auslaut steht, so ist es größtentheils eine Liquida oder ein Spirant, also ein solcher, der noch auf einer niedrigen Stufe der Artikulation steht (§. 29). Vor geschärftem oder verstärktem konsonantischen Auslaute hingegen steht immer ein kurzer Vokal z. B. Ritt, Ball, Band, bald. Wenn der Vokal in diesem Falle lang ist, wie in Art, Mond, Obst, Vogt, Bart, Magd, Herde, Erde u. s. f.; so muß man annehmen, daß ein früher vorhandener Vokal in Manoth, Obaz, Voget, Magad u. s. f. ausgefallen ist. Der Gegensatz zwischen Vokal und Konsonanten, nach dem dieser der Träger des Begriffes, jener aber das stoffartige Element des Wortes ist, zeigt sich besonders im Mittelhochdeutschen bei den nicht verstandenen fremden Wörtern z. B. Pâris, Mariâ, Danîel, in denen, weil sie nicht begriffen wurden, der Vokal, das stoffartige Element, gegen den Konsonanten, den Träger des Begriffes, hervorgehoben und gedehnt wurde *). Mit diesem organischen Gegensatze zwischen dem langen d. h. mehr entwickelten Vokale und dem mehr individualisirten Konsonanten steht der Gegensatz zwischen Ton und Quantität und zwischen akzentuirendem und quantitirendem Silbenmaße in der innigsten Verbindung (§. 17). Auch darf man die durch Doppelbuchstaben bezeichnete Schärfung, und die Verstärkung des auslautenden Konsonanten nicht eigentlich als Wirkung des kurzen Vokals ansehen: die Verhältnisse zwischen Konsonanten und Vokalen müssen vielmehr als organische Wechselwirkungen aufgefaßt werden, welche mit der Wechselwirkung zwischen dem logischen und phonetischen Elemente der Sprache in der innigsten Verbindung stehen.

Wenn die Mundstellung eines Vokals z. B. a in die Mundstellung eines andern Vokals z. B. u übergeht, und dieser Übergang in Einem Zeitmomente — in Einer Silbe — Statt hat (§. 30); so werden beide Vokallaute gehört, verschmelzen aber in Einen Laut z. B. au; und wir nennen den durch eine solche Verschmelzung von zwei Lauten entstandenen Laut einen Diphthong oder Doppellaut. Der Übergang aus Einer Mundstellung in die andere geschieht zwar in Einem Zeitmomente, fordert aber an sich mehr Zeit als die Aussprache eines einfachen Vokals; daher sind alle Diphthongen von Natur lang. In der Vokalenreihe: i, e, a, o, u können aber nur die nach der Mitte liegenden Laute e, a, o mit den nach Außen liegenden Lauten i und u auf diese Weise in Diphthongen verschmelzen, weil nur der Übergang aus einer indifferenten Mundstellung in eine differente kann in Einem Zeitmomente bewirkt werden: wir haben

*) S. J. Grimm d. Grammatik. Zweite Ausgabe. Th. I. S. 332.

daher nur die Diphthongen: ai, au, ei, eu, oi und ou. Jeder Übergang in der entgegengesetzten Richtung z. B. i-a, u-a oder zwischen differenten Mundstellungen z. B. i-u fordert zwei Zeitmomente — zwei Silben; oder der vorangehende Vokal verwandelt sich, wenn beide Laute in Einem Zeitmomente gesprochen werden, in einen Spiranten z. B. ja, wa, ju. Obgleich nun die Diphthongen in der Aussprache durch eine Verschmelzung von zwei Lauten gebildet werden; so kann man doch, da jede Silbe immer nur Einen Vokal hat, und überhaupt zwei Vokale in Einer Silbe nicht können ausgesprochen werden (§. 30), nicht annehmen, daß die Doppellaute wirklich aus der Verbindung von zwei früher in dem Worte vorhandenen Vokalen hervorgegangen sind: wir sehen sie vielmehr überall durch Verflachung aus einfachen Vokalen hervorgehen z. B. βαίνω, φαίνω, σαίρω aus βάω, φάω, σάρω; Haus, Raum, Braut aus: Hûs, Rûm, Brût; Zeit, scheinen, treiben, streiten aus: Zît, scînan, trîpan, strîtan; E. soil, oil, oint, broil aus l. solum, oleum, ungo und fr. brûler. Dem Diphthong eu und äu entspricht im Altdeutschen iu z. B. in Briute, Chriuter (von Brût, Chrût), Fiur, tiuri, Tiuval, Friund, welches nur orthographisch von dem Umlaute ü, der sich in der niederdeutschen Aussprache dieser Wörter erhalten hat, unterschieden zu sein scheint*). Nur im Einzelnen entstehen Doppellaute durch den Ausfall eines Konsonanten z. B. in Getreide (Getraide) aus Kitrahida, fr. reine, Seine aus regina, Sequana, oder durch Verflachung eines Spiranten z. B. in Mai aus Majus, l. fautor aus faveo.

## §. 32.

Nach den drei Artikulationsstellen unterscheiden wir die starren Konsonanten in starre Kehllaute, Zungenlaute und Lippenlaute. Unter diesen sind die Zungenlaute am wenigsten individualisirt, und verhalten sich, als in der indifferenten Mitte liegend, zu den Kehl- und Lippenlauten, wie Liquida zur Muta; sie nähern sich in Hinsicht auf Liquidität dem gleichnamigen Spiranten s (§. 29), der die Liquida unter den Spiranten ist. So erklärt es sich, wie der Zungenlaut als euphonischer Laut (S. §. 36), als Endungslaut (θεα-τής, ama-tis, lieb-et, Jag-d, Schrif-t S. §. 40), und als Verstärkung der auslautenden Muta (S. §. 35) hervortritt.

Jeder der drei Artikulationsstellen entsprechen drei starre Konsonanten, nämlich ein weicher (media), ein harter (tenuis) und ein aspirirter (aspirata), welche man als unterschiedene Formen Eines Grundlautes ansehen kann, wie z. B. g, k und ch als unter-

*) S. das Wort in seiner organischen Verwandlung §. 25

schiedene Formen des Kehllautes. Es ist oben (§. 29) schon gesagt worden, daß die Aspirata sich von der Media und Tenuis nur dadurch unterscheidet, daß bei der Bildung des Lautes der Mundkanal nicht vollkommen verschlossen wird. Media und Tenuis sind die wesentlichen Laute dieser Stufe; die Aspirata ist erst aus ihnen hervorgegangen. Man unterscheidet daher auch in manchen Sprachen eine aspirirte Media und eine aspirirte Tenuis z. B. im Indischen gh und kh u. s. f. und im Angelsächsischen dh und th. Auch findet sich nicht in allen Sprachen eine Aspirata für jede Artikulationsstelle: die lateinische, französische und italiänische hat nur f, die russische nur ch, die deutsche nur f und ch, und die englische nur f und th.

Der Unterschied zwischen Media und Tenuis scheint nicht eigentlich darin zu liegen, daß Erstere durch einen schwächeren, und Letztere durch einen stärkeren Schlag der Organe gebildet wird. So aufgefaßt würde er nur als ein zufälliger Unterschied erscheinen. Dieser Unterschied tritt, wie wir sogleich sehen werden, in der Sprache als ein organischer Gegensatz hervor; und dieser scheint darin zu bestehen, daß eigentlich die Media anlautend der Öffnung des geschlossenen Mundkanals, und die Tenuis auslautend der Schließung des Mundkanals entspricht. Die Öffnung des Mundkanals gibt an sich die Media g, d, b; und die Schließung gibt an sich die Tenuis k, t, p. Die Tenuis steht zwar auch in dem Anlaute; aber wenn man genau auf den Laut achtet, so wird man finden, daß er nicht ganz derselbe ist, den wir in einer auslautenden Tenuis hören, und daß er immer etwas weicher ist. Man vergleiche z. B. den Kehllaut in: Kuh, kalt und: Sack, Rock, Spuk, den Zungenlaut in: taub, Tag und: baut, bat, Bett und den Lippenlaut in: Pauke, Putz und: Kap, knapp. Im Auslaute wird aber eigentlich nie eine reine Media, sondern immer eine Tenuis (oder Aspirata) gehört z. B. Sieg, Tag, Neid, Stab, wie: siech, stach, weit, Kap. Ganz anders lautet die anlautende Media z. B. in: Geist, geht, dein, Bast. Die auslautende Media bleibt nur dann weich, wenn ein Vokal oder eine Liquida nachfolgt, und die Media zu der nachfolgenden Silbe hinübergezogen und so anlautend wird z. B. in Siege, Tage, neidisch, Stäbe, lieblich, publicus, quadrans; sie ist minder hart, wenn ein anderer weicher Laut nachfolgt z. B. in ὄγδοος, ἕβδομος.

Wenn man nun den in der griechischen Grammatik durch Media und Tenuis bezeichneten Unterschied der Laute auf die eben angedeutete Weise als einen organischen Gegensatz weicher und harter Laute auffaßt; so umfaßt er nicht nur die sogenannte Media und Tenuis, sondern auch die Aspiraten, die Zischlaute und die Spiranten. Die Aspiraten und die Zischlaute fallen nämlich, je nachdem

sie aus der Media oder aus der Tenuis hervorgegangen sind, auf die Seite der weichen oder der harten Laute. Die aus dem Spiranten j hervorgegangenen Zischlaute gehören ebenfalls zu den weichen Lauten. Weich sind im Indischen gh, dh, bh und der Zischlaut dsch, im Angelsächsischen dh und in den neuern Sprachen die Zischlaute E. g (gentle, gin) und j (jaw, Jew), fr. j (jour, jeune), ge (gens), It. gi (giorno, giovane): hart sind hingegen im Indischen kh, th, ph, im Angelsächsischen th, in den neuern Sprachen die Zischlaute E. ch (church), fr. ch (vache), It. ci (cielo) und im Deutschen ß und z. Wo nur Eine Aspirata desselben Organes vorhanden ist, fällt sie insgemein auf die Seite der harten Laute, wie z. B. die griechischen Aspiraten*), das russische ch und das deutsche ch und f. Die Spiranten gehören, weil sie der Öffnung des Mundkanals entsprechen, zu den weichen Lauten (§. 29). Der Gegensatz der weichen und harten Laute in dem hier bezeichneten Umfange ist nun derselbe, welcher in der indischen Grammatik als der Gegensatz der tönenden und dumpfen Laute und in der slavischen Grammatik unter andern Benennungen**) bezeichnet wird. Die indischen Grammatiker begreifen auch die Liquiden und die Vokale, weil sie, wie die weichen Laute, einen vorangehenden Konsonanten weich machen, unter den tönenden Lauten.

Dieser Gegensatz der weichen und harten Laute verdient besonders deßhalb eine vorzügliche Beachtung, weil in allen Sprachen die Gesetze der Assimilation (§. 29) sich auf diesen Gegensatz zurückführen lassen***). Die unterschiedenen Sprachen verhalten sich in dieser Hinsicht zwar nicht auf eine vollkommen gleiche Weise; im Allgemeinen treten aber in allen indisch-germanischen Sprachen zwei Gesetze sehr bestimmt hervor. Das erste ist, daß in dem Auslaute, wenn nicht ein andrer Laut sich mit ihm verbindet, nie ein weicher, sondern immer ein harter Laut steht†); und das andere, daß nie im Auslaute durch Flexion, Ableitung oder Zusammensetzung sich ein weicher mit einem harten, sondern nur ein weicher mit einem weichen, und ein harter mit einem harten verbindet, und daß daher immer der vorangehende Laut, wenn er verschiedenartig ist, sich dem nachfolgenden assimilirt, indem ein weicher vor einem harten in den gleichnamigen harten übergeht und umgekehrt z. B. λέγω ἐλέχθην, ὀκτώ

---

*) S. A. Fr. Pott Etymolog. Forschungen Th. I. S. 80.

**) In N. Gretsch Grammaire raisonnée de la langue russe werden sie Consonnes *faibles* et *fortes* genannt.

***) In Hinsicht auf die lateinische Sprache vergl. K. Th. Johannsen die Lehre von der lateinischen Wortbildung S. 7 u. flg.

†) S. J. Grimm d. Gr. 2. Ausg. Th. I. S. 55. 62. 377.

ὄγδοος, rego rectus, scribo scriptum. Diese Gesetze treten auch in der deutschen Sprache hervor, wie in der indischen, griechischen, lateinischen und slavischen Sprache, in denen die Grammatik sie im Besondern nachweiset. Man darf aber hier den Laut nicht immer nach den geschriebenen Buchstaben beurtheilen. In: Leib, gib, Rad, Bad, Sieg, Weg, gib-t, lob-t, flieg-t, Mäd-chen, Räd-chen, Stüb-chen hören wir nicht einen weichen, sondern einen harten Laut; und in: Wachs, Lachs, Luchs, Fuchs, Wechsel hört man eben so, wie in l. lex (leg-s), rex (reg-s) die von dem nachfolgenden s (ß) geforderte Tenuis. Die Eine Sprache fordert jedoch eine vollkommnere Assimilation der Laute, als die andere. In der griechischen geht die Media immer vor einer Tenuis in eine Tenuis und vor einer Aspirata in eine Aspirata über; in der deutschen geht sie vor der Tenuis auch in eine Aspirata über z. B. in: Gift, Schrift, Macht, Bucht, Schlacht. Dagegen hat im Altnordischen in solchen Fällen oft eine vollkommene Assimilation Statt z. B. in rettr recht, lettr leicht, slattr Schlacht, slettr schlicht u. m. A. Die Assimilation der Laute kann aber in der deutschen Sprache schon deßwegen, weil in ihr überhaupt das logische Element vorwaltet, nicht in demselben Umfange Statt finden, wie in den andern Sprachen, in denen mehr das phonetische Element und mit diesem der Wohllaut vorherrscht. Insbesondere wirkt überall die stärkere und bestimmtere Betonung, indem sie den Laut fixirt, der Assimilation entgegen. Lautassimilationen, wie z. B. in: ap-peto, ac-cido, oc-cido, sug-gero, al-lido, ar-rideo, können im Deutschen nicht vorkommen.

Der aspirirte Zungenlaut ist in der deutschen, wie in der lateinischen Sprache, nicht mehr vorhanden; er findet sich jedoch im Gothischen. In der altnordischen und angelsächsischen Sprache wird sogar, wie im Indischen, eine aspirirte Media (dh) und eine aspirirte Tenuis (th) unterschieden; und im Englischen hat sich diese Unterscheidung, obgleich sie nicht mehr orthographisch bezeichnet wird, in der Aussprache erhalten z. B. in thing, thick, death, mouth und thus, then, father.

Neben dem aspirirten Lippenlaute f findet sich in der oberdeutschen Sprache der aus der Tenuis und Aspirata zusammengesetzte Laut pf, welcher auch in der hochdeutschen Sprache aufgenommen worden. Im Althochdeutschen stand die weiche Aspirata v neben der harten Aspirata f*). Diese Laute werden in dem Neudeutschen nicht mehr durch die Aussprache unterschieden; jedoch steht v als ein ursprünglich weicher Laut auch jetzt nur im Anlaute.

*) S. J. Grimm d. Gr. 2. Ausg. Th. I. S. 134.

Die Zischlaute z und ß (§. 29) sind aus der oberdeutschen Mundart in die hochdeutsche Sprache übergegangen. Im Niederdeutschen, wie auch im Angelsächsischen und Nordischen, steht statt derselben immer die Tenuis t, aus welcher sie hervorgegangen sind. Der Laut z steht meistens im Anlaute z. B. Zahn, Zeit (Nd. Tan, Tit), jedoch auch im Auslaute nach einer Liquida, nach kurzem Vokale und nach Diphthongen z. B. Holz, Lenz, Satz, Schatz (Sazz, Schazz) Geiz; ß steht nur im Auslaute. Die Laute z und ß wechseln leicht miteinander z. B. sitzen saß, naß netzen, heiß heizen, Ad. Urdruz (Verdruß), dreißig statt dreizig. Von dem Zischlaute ß muß man den Spiranten s unterscheiden, der im Auslaute mit s bezeichnet wird. In den Pronomen es (Ad. iz), das (Ad. thaz), was (Ad. huaz) und in der Adjektivendung sächlichen Geschlechts z. B. blind-es (Ad. plintaz) schreibt man jedoch s statt ß. Bei dem Zischlaute sch muß man einen zwiefachen Ursprung unterscheiden. Einerseits geht er, besonders wenn er im Anlaute vor einer Liquida oder vor w steht, offenbar aus dem Spiranten s hervor z. B. in: schmelzen, schneiden, schlagen, schwimmen, welche im Altdeutschen, im Angelsächsischen und im Nordischen noch s haben; andererseits ist er aus starren Konsonanten, besonders aus dem Kehllaute und aus andern Zischlauten hervorgegangen z. B. in: Frosch, waschen, Kirsche, Hirsch, neben: A. frogga, A. waxan, l. cerasus und Ad. Hiruz und Hirz.

Kürze des Vokals ist immer, wenn der nachfolgende Konsonant mit dem Vokal in Einer Silbe gesprochen wird, mit einer Schärfung verbunden, welche insgemein orthographisch durch Verdoppelung des Buchstabens bezeichnet wird z. B. ritt, stritt, soff (von reiten, streiten, saufen). Wenn der Konsonant ein weicher ist, so wird er nach kurzem Vokale hart z. B. sott, litt, flück, Gewicht, Gift, Trift (von sieden, leiden, fliegen, wiegen, geben, treiben). Auch gehört hierher, daß die starren Konsonanten nach kurzem Vokale häufig zu einem nasalen Laute werden, indem der Kehllaut (auch h) in ng, der Zungenlaut in nd und der Lippenlaut in mp übergeht z. B. τεύχω und τυγχάνω, θίγω und l. tango, fregi und frango, und N. thacka und danken, Ad. sigan und sinken, däucht und dünken, tauchen und tunken, Ad. fâhan hâhan und fangen hangen; λήθω und λανθάνω, πάθω und πένθω, fudi tutudi und fundo tundo, N. vetr und Winter; στείβω und στέμβω, λάβω und λαμβάνω, cubo rupi und cumbo rumpo, N. keppa und kämpfen.

## §. 33.

Die Spiranten h, j, s, w, deren Verhältniß zu den übrigen Sprachlauten oben (§. 29) näher bezeichnet ist, wechseln leicht

einerseits mit den ihnen entsprechenden Vokalen (j mit i und w mit u), andererseits mit den gleichnamigen starren Konsonanten z. B. λευκόϊον und Levkoje, Majus und Mai, It. maggio, Leu und Löwe, faveo und fautor; und jäh und gäh, fliehen und fliegen, E. live life und leben. Auch wechseln sie leicht unter einander z. B. ὑπέρ und l. super, ἑπτά und l. septem, ἑσπέρα und l. vespera, l. sinister und Ad. winister.

In der deutschen Sprache ist insbesondere der Spirant s, der meistens in dem Anlaute steht z. B. sehen, Sohn, Sonne, von dem Zischlaute ß zu unterscheiden, der immer im Auslaute steht z. B. Schoß, Nuß, weiß. Wenn der Spirant s im Auslaute steht, wechselt er leicht mit der Liquida r z. B. kiesen und küren, frieren verlieren und Ad. friesan verliesan, l. honos, arbos und honor, arbor.

## §. 34.

Die Schmelzlaute, welche an sich die wenigst individualisirten Laute von allen Konsonanten sind (§. 29), bilden einen Gegensatz auf der Einen Seite gegen die Vokale, auf der andern gegen die starren Konsonanten. Zur Muta verhalten sie sich, wie Liquides zu Starrem: sie drücken daher im Gegensatze gegen die Muta, die der eigentliche Träger des unwandelbaren Begriffes ist, besonders die Form und Beziehung des Begriffes aus, und werden nebst dem Vokale vorzüglich als Endungslaute gebraucht. Zum Vokale verhalten sie sich, wie Starres zu Liquidem: sie können daher selbst Träger der Begriffe und Wurzellaute sein.

Individualisirter als die Vokale, und weniger individualisirt als die starren Konsonanten, sind sie dem mundartischen Wandel weniger unterworfen, als die Vokale, aber mehr, als die starren Konsonanten. Sie gehen jedoch fast nie in eine Muta oder in einen Spiranten über, aber wechseln sehr häufig unter einander; insbesondere gehen die neben einander liegenden Laute r und l, n und m leicht in einander über z. B. λείριον und l. lilium, peregrinus und It. pellegrino, N. sol und Sonne, l. Bononia und Bologna, G. himins und Himmel, Faden Busen und E. fathom bosom, martern mhd. marteln, Hader mhd. Hadel, Knoblauch ahd. Chlopolouh (von chliopan spalten), Tölpel mhd. Dörper, Säbel und fr. sabre, l. titulus, capitulum, apostolus und fr. titre, chapitre, apôtre. Der liquide Laut r fällt im Mittelhochdeutschen, wenn er im Auslaute steht, häufig aus z. B. dâ, wâ, hie, sâ, mê statt ahd. dâr, huâr, sâr, mêr.

Der Laut der Liquida wird, wenn ein kurzer Vokal vorangeht, eben so wie der einer Muta geschärft (§. 32), und diese Schärfung des Lautes, wenn er nicht zugleich verstärkt wird (S. §. 35), eben

so durch Verdoppelung des Buchstabens bezeichnet z. B. starr, Fall, Bann, Kamm.

## §. 35.

Das Wort ist eine organische Einheit von zwei Elementen, die mit einander in einem Gegensatze stehen (§. 28). Dieser Gegensatz ist in den Lauten der Gegensatz der starren und liquiden Laute, der Konsonanten und Vokale. In jedem Worte muß daher mit dem Vokale ein anlautender oder auslautender Konsonant verbunden sein. Wörter, welche diesen Gegensatz nicht enthalten (§. 28), wie Ei, Ea u. s. f. sind unvollendete Gebilde, und geben sich dadurch als solche zu erkennen, daß die Sprache ihnen durch Hinzufügung eines Konsonanten, meistens eines Spiranten, eine organische Gestalt zu geben sucht. Aber selbst die Anzahl solcher Wörter, in denen das starre Element durch den Spiranten ausgedrückt wird, ist gering, da der Spirant, als ein in die Muta übergehender Vokal, mit dem Vokale nur einen unvollkommenen Gegensatz bildet; die Anzahl der Wörter, in denen der Vokal eine Muta oder einen Schmelzlaut hat, ist bei weitem überwiegend z. B. Bau, Tau, Gau, lau, ab, Eid, Eiche, all, Ohr.

Die vollendetste Entwickelung aber erlangt das Wort, wenn es außer dem Gegensatze von Konsonanten und Vokal auch noch den Gegensatz eines konsonantischen Anlautes und eines konsonantischen Auslautes in sich aufnimmt: das mit einem Konsonanten anlautende Wort gewinnt durch den auslautenden Konsonanten, der es scharf abschließt, erst die rechte Gestalt eines selbstständigen Individuums. Wir finden daher auch, daß die meisten Wörter sich zu diesem Gegensatze von konsonantischem An- und Auslaute entwickelt haben, und daß diejenigen, welche nur den allgemeinsten Gegensatz von Konsonanten und Vokal in sich aufgenommen haben, sich auch zu diesem Gegensatze zu entwickeln streben z. B. λείβω neben λούω, βαίνω neben βάω, φαίνω neben φάω, scheuchen neben scheu, video neben εἴδω, Ad. pûw-an, Ruow-a, Chlaw-a, Kouw-i, rûch neben bau-en, Ruh-e, Klau-e, Gau, rauh. Anlaut und Auslaut stehen nun schon an sich in einem natürlichen Gegensatze, weil bei Jenem der Mundhöhlenkanal muß geöffnet, bei Diesem aber geschlossen werden. Aber die Sprache stellt diesen Gegensatz auch noch durch differente Lautarten dar, indem die Konsonanten des An- und Auslautes nicht gleichnamige oder nicht gleichstufige Konsonanten sind. In den meisten Wörtern stellt sich im Anlaute und Auslaute der Gegensatz einer Muta oder eines Spiranten mit einem Schmelzlaute dar z. B. Baum, Bär, Ton, toll, gar, Gier; hohl, Heer, Saum, Seil, Wall, wahr

und: matt, Noth, Raub, Reif, Rock, reich, Laub, Lied, Laus, Maus, Riß; oder An- und Auslaut sind zwar gleichstufige, aber nicht gleichnamige Laute z. B. Dieb, Tag, Bach, Buch, gut, Zug, taub, Fuß, Mohn, Mal, Mohr, leer, rein. Seltner schon sind diejenigen Wörter, in denen sich der Gegensatz in gleichnamigen starren Konsonanten darstellt; aber dann sind diese wenigstens als Media, Tenuis und Aspirata unterschieden z. B. fab-a, buf-o, pub-es, Tod, Geck, Koch. Wörter dagegen, die, wie bib-o, beb-en, pip-er, Geig-e, κακ-ός, Muhm-e, rar-us, Ruhr, mit demselben Konsonanten an- und auslauten, sind als Ausnahmen zu betrachten.

Mit dem Gegensatze von An- und Auslaut ist die organische Entwickelung des Wortes vollendet. Weil aber die Konsonanten, und besonders der Konsonant des Anlautes Träger des Begriffes ist; so gibt die Sprache dem Worte oft eine noch mehr individualisirte Gestalt, indem sie die Konsonanten, und besonders den Konsonanten des Anlautes durch einen andern Konsonanten verstärkt.

Die liquiden Laute, welche an sich die wenigst individualisirten Laute von allen Konsonanten sind (§. 29), erlangen eine mehr individualisirte und mehr gediegene Gestalt, indem sie sich im Anlaute mit einem vorangehenden Spiranten oder mit einer Muta, und im Auslaute mit einer nachfolgenden Muta verbinden, und mit ihnen gewissermaßen in Einen Laut verschmelzen. Wir nennen diese Individualisirung einer Liquida durch die Verbindung mit einem Spiranten oder mit einer Muta die Verstärkung der Liquida.

Die Sprache scheint die Verstärkung der anlautenden Liquida ursprünglich nur durch Spiranten zu bewirken. Das anlautende r hat im Griechischen immer, und r, l und n in der altgermanischen Sprache sehr häufig den Spiranten h z. B. G. hrains rein, hrôpjan rufen, A. hrecg Rücken, hraefn Rabe, G. hlahjan lachen, hlaupan laufen, A. hladan laden, hlionan lohnen, G. hneivan neigen, A. hnecca Nacken, hnut Nuß. Durch w ist die Liquida verstärkt in A. wrecan rächen, wrincle Runzel u. m. A. Sehr häufig wird endlich die Liquida durch s (sch) verstärkt z. B. N. sleikia lecken, N. sleif Löffel, E. sneeze niesen, schmelzen A. meltan, Schnee nix, Schnur nurus, σμικρός σμίλαξ und μικρός μίλαξ. Diese Spiranten sind häufig in starre Konsonanten übergegangen z. B. in G. hleibjan, hrukjan und kleiben, krähen, N. hnie und Knie, N hnefa, hnappr, kneifen, knapp, N. hrîngr Ring und Nl. kring, A. hreowlic grausam, A. slîdan gleiten, A. hneaw genau, hrywan gereuen, G. hlifan stehlen und κλέπτω; und es scheint, daß überhaupt die starren Konsonanten, welche eine anlautende Liquida verstärken, wie in: kratzen neben l.

rado und rodo, λεύσσω und γλαύσσω, νοέω und γνόω, l. natus und gnatus, ursprünglich aus einem Spiranten hervorgegangen sind.

Die liquiden Laute sind von Natur vorzüglich geneigt, im Anlaute sich zu verstärken. Indessen findet noch häufig eine Verstärkung der anlautenden Muta Statt, indem sich diese mit dem vorangehenden Zungenspiranten (s) verbindet z. B. κόπτω und σκάπτω l. scabo, tego und στέγω, N. veifa und schweifen, E. wing und Schwinge, darben und E. starve d. sterben, cortex und It. scorza u. m. A.

Das Bestreben, den Anlaut des Wortes als den eigentlichen Träger des Begriffes zu verstärken und das Lautverhältniß desselben zu individualisiren, tritt auf mannigfaltige Weise in den unterschiedenen Sprachen hervor; es äußert sich insbesondere noch darin, daß häufig der anlautende Konsonant einen vorangehenden Vokal annimmt, oder daß ein verstärkender Konsonant sich zu einer Silbe erweitert: und wir nennen diese Verstärkung des Anlautes ein Augment. Als bloßer (tonloser) Vokal kommt das Augment sehr häufig vor im Griechischen z. B. ἀμέλγω, ἀμέρδω, ἀσπαίρω, ἐρείπω, ἐθέλω, ὀκέλλω, ὀρύσσω u. m. A., im Angelsächsischen z. B. abelgan zürnen, aberan tragen, abidan bleiben, abraecan brechen u. m. A., im Nordischen agiarn gern, alikr ähnlich, akenna empfinden u. s. f. Dagegen hat sich in der französischen und in andern romanischen Sprachen der verstärkende Spirant s zu einer Silbe erweitert, welche sich demnächst häufig wieder zu einem Vokale verflachet hat z. B. esprit, estomac, esclave, espérer und étain (stannum), étang (stagnum), étoffe Stoff, étuve Stube, épervier Sperber, écume Schaum u. m. A. — Auf diese Weise tritt nun auch in der deutschen und in der angelsächsischen Sprache die Silbe ge als ein Augment hervor. Es scheint ursprünglich aus dem Spiranten h hervorgegangen zu sein: Formen, wie greinen, grausam neben A. hrenian, hreowlic, genau, gerade, gereuen neben A. hneaw, hrade, hrywan, A. gelaestan beladen neben hlaestan, Ad. gilosan lauschen neben hlosan u. m. A. sprechen sehr bestimmt für einen solchen Ursprung. Zwar kann der Spirant h nur vor einer Liquida stehen; aber wenn sich der Spirant einmal zum Augment entwickelt, und das Sprachgefühl sich überhaupt an das Augment gewöhnt hatte, konnte es leicht mundartisch auch bei Wörtern aufgenommen werden, deren Anlaut nicht durch den Spiranten h verstärkt werden konnte. Der mundartische Gebrauch des Augments tritt besonders in der thüringischen Volkssprache hervor, welche fast jedem Verb das Augment gibt, indeß dieses der niederdeutschen Mundart, wie den nordischen Sprachen, fast ganz fremd ist. Da das bloß vokalische Augment der angelsächsischen und nordischen Sprache häufig neben dem Augmente ge vorkömmt z. B. A. abelgan, aberan, abidan,

abraecan, abregian (schrecken) neben gebelgan, geberan, gebidan, gebraecan, gebregan, E. enough und aware neben genug und gewahr, N. alikr neben gleich; so scheint Jenes durch Verflachung eben so aus Diesem, wie das französische é (épais) aus dem frühern es (sp. espesso) hervorgegangen zu sein.

Unter der Verstärkung des Anlautes muß man endlich auch die Reduplikation begreifen, welche nicht nur in der griechischen und lateinischen, sondern auch in der indischen Sprache vorkömmt und, da sie sich auch im Gothischen findet, auch der germanischen Sprache nicht ganz fremd ist. Sie wechselt daher auch z. B. im Griechischen häufig mit dem Augmente.

Die Verstärkung des Anlautes gehöret offenbar demjenigen Bildungsvorgange an, der oben (§. 27) als Abänderung von dem Ableitungsvorgange unterschieden worden; und sie hat wol keine andere Bedeutung, als daß durch sie der Anlaut, der vorzugsweise der Träger des Begriffes ist, mehr individualisirt wird. Wollte man die Verstärkung des Anlautes unter der Ableitung begreifen; so müßte man sie als Zusammensetzung und die verstärkenden Laute als Überreste von Wörtern bestimmter Form und bestimmter Bedeutung ansehen, die sich wie Vorsilben verhielten. Aber abgesehen davon, daß man nirgend Spuren von Wörtern findet, von denen man die verstärkenden Laute herleiten könnte, so spricht das phonetische und logische Verhältniß derselben aufs bestimmteste gegen eine solche Annahme. Der ganze Vorgang der Lautverstärkung hängt von phonetischen Bedingungen ab: die verstärkenden Laute können nur Mutä oder Spiranten sein; und die besondere Form des verstärkenden Lautes hängt zunächst von der besondern Art des anlautenden Konsonanten und dann auch von der Vorliebe besonderer Mundarten ab. Will man die verstärkenden Laute als Überreste von Wörtern ansehen, so kann man sie nur mit den Vorsilben zusammenstellen. Vorsilben werden aber eigentlich nur mit Verben zusammengesetzt, indeß die Verstärkung des Anlautes bei Wörtern aller Art vorkömmt. Auch läßt sich bei den Vorsilben, so sehr sich auch ihre ursprüngliche Bedeutung mag verallgemeinert haben, immer noch ein bestimmtes Beziehungsverhältniß der Thätigkeit, nämlich eine bestimmte Richtung als bestimmte Grundbedeutung derselben nachweisen (S. §. 75). Von einer bestimmten Grundbedeutung der verstärkenden Laute findet sich aber nirgend eine Spur, und bei der großen Mannigfaltigkeit derselben kann man nicht wol daran denken, für jeden besondern Laut eine bestimmte Bedeutung der eben bezeichneten Art anzunehmen.

Wir sehen das Augment und die Reduplikation häufig in der Bildung von Konjugationsformen hervortreten; wir dürfen aber hieraus noch nicht schließen, daß sie ursprünglich der Flexion angehören. Das Augment kommt weit häufiger als Anlautsverstärkung ohne bestimmte Bedeutung außer der Konjugation vor; und auch die Reduplikation kömmt sehr häufig auf diese Weise in den meisten Sprachen vor. Das organische Gesetz der Flexion ist, daß sie entweder im Gegensatze gegen den Stamm in Endungen oder im Gegensatze gegen den Konsonanten in dem Vokale (als Ablautung) hervortrete: Augment und Reduplikation können daher nicht ursprüngliche Flexionsformen sein, obgleich sie von der Sprache eben so zur Bildung von Flexionsformen, wie z. B. das Augment ge zur Bildung von Ableitungsformen, benutzt werden*).

Was eben von der Bedeutung des Augments überhaupt gesagt worden, gilt insbesondere von dem deutschen Augment ge. Dieses ist nicht allen germanischen Sprachen und auch nicht allen deutschen Mundarten eigen. Indeß es im Althochdeutschen und noch jetzt in der thüringer Mundart wuchernd an den Verben hervortritt, mangelt es den niederdeutschen und den nordischen Sprachen fast gänzlich. Das Hervortreten des Augmentes hängt offenbar eben so, wie das Hervortreten anderer Lautverstärkungen, von phonetischen Bedingungen ab. In den Verben, in denen wir zunächst die ursprüngliche Bedeutung desselben aufsuchen müssen, findet es sich meistens vor einer anlautenden Liquida und vor einem Spiranten, selten vor einer Muta, und unter diesen höchst selten vor einer Tenuis. Wie die nicht bedeutsamen Augmente anderer Sprachen läßt es sich weder auf ein früher vorhandenes Wort, noch auf eine bestimmte Bedeutung zurückführen. Man hat das Augment ge mit den bedeutsamen Vorsilben zusammengestellt, mit denen es doch nichts, als die Stellung vor dem Verb gemein hat. Bei den Vorsilben lassen sich überall Präpositionen und Ortsadverbien, aus denen sie hervorgegangen sind, bestimmt nachweisen: aber es findet sich nirgend ein Wort, auf welches sich unser Augment mit einiger Wahrscheinlichkeit zurückführen ließe. Die Bedeutung des angelsächsischen Formwortes ge-ge und gothischen jah-jah, welches dem lateinischen cum-tum entspricht, liegt der Bedeutung des Augments zu fern, als daß man Dieses von Jenem herleiten könnte. Wenn das Augment überhaupt eine ursprüngliche Bedeutung hätte; so müßte diese irgend eine bestimmte Bedeutung einer Vorsilbe sein. Die Bedeutungen, welche man dem Augmente unterlegt, sind aber, je nachdem es vor einem Verb, Substantiv

---

*) S. das Wort in seiner organischen Verwandlung §. 21.

oder Adjektiv steht, so mannigfaltig und so verschieden, daß es nicht möglich ist, sie auf Eine bestimmte Grundbedeutung zurückzuführen: und wäre es möglich, eine bestimmte Bedeutung des Augments an den Verben, Substantiven oder Adjektiven aufzufinden; so würde man schwerlich aus dieser Bedeutung den Gebrauch des Augments in der Bildung des Partizips erklären können. Nirgend tritt bei dem Augmente, wie bei den Vorsilben, eine bestimmte Richtung der durch das Verb ausgedrückten Thätigkeit als bestimmte Grundbedeutung des Augments hervor. Man hat das Augment in der Bedeutung mit dem lateinischen con und griechischen σύν zusammengestellt. Aber wenn diese Zusammenstellung auch bei manchen Substantiven, wie z. B. Gestirn (constellatio), Gebirge, Gesinde, Gefährte, Genosse, Gesell, anzunehmen wäre, so würde sie doch bei den Verben, an denen man zunächst die Grundbedeutung des Augments aufsuchen muß, nicht Statt finden. Bei den Verben entspricht das Augment dem l. con nur selten und zwar meistens nur dann, wenn die Grundbedeutung der lateinischen Vorsilbe schon sehr in den Hintergrund getreten ist. Wie die Sprache überhaupt mundartische Abänderungsformen benutzt, um Bedeutungen unterscheidend zu bezeichnen; so hat sie auch durch das Augment besonders da, wo die reine Form des Verbs sich neben der augmentirten Form erhalten hat, häufig Unterschiede der Bedeutung bezeichnet z. B. in: hören, horchen, stehen, denken, frieren, rinnen und: gehören, gehorchen, gestehen u. s. f. Aber es ist nicht Eine bestimmte Richtung der Thätigkeit oder überhaupt Eine bestimmte Form des Begriffes, welche diesen mannigfaltigen Unterscheidungen zum Grunde liegt; sondern die Sprache bezeichnet durch das Augment bald irgend eine Richtung der Thätigkeit an den Verben, bald den kollektiven Begriff an den Substantiven, bald die Form des Partizips.

Die Liquida wird auch im Auslaute durch eine Muta verstärkt z. B. τείνω und l. tendo, σπείρω und l. spargo, κείρω und κάρπω l. carpo, Ad. swînan und schwinden, A. tinan und zünden, A. ham und Hemd, N. hollr und hold, Jemand, Niemand, E. dumb neben stumm, gelb neben gehl (von gellen?), falb neben fahl, scharf von scheren. Diese Verstärkung tritt besonders alsdann hervor, wenn der vorangehende Vokal kurz ist; und sie wechselt daher oft mit der bloßen Schärfung der auslautenden Liquida (§. 34) z. B. σκάλλω und l scalpo, A. dyrran und dürfen, Lamm und Ad. Lamb, winnen und überwinden, N. grunnr und Grund, Nd. schelen und d. schelten. Von der bloß verstärkenden Muta muß man jedoch diejenige Muta unterscheiden, welche als Ableitungsendung mit der Liquida verbunden ist. Als Ableitungsendung ist insbesondere der Zungenlaut

anzusehen, wenn der Vokal lang ist z. B. in: Art, Erde, Herde, Gemeinde, Mond, werth, zart u. m. A.

Eine auslautende Muta kann nur durch den Zungenlaut verstärkt werden z. B. τέκω und τίκτω, πλέκω und plecto, βάφω und βάπτω, N. trega und trachten, A. hipe und Hüfte. Man muß hier ebenfalls die Ableitungsendung z. B. in Jagd, Magd, Luft von dem bloß verstärkenden Laute unterscheiden. Zuweilen verschmilzt die auslautende Muta mit einem nasalen Schmelzlaute, indem vor den Kehl- und Zungenlaut das nasale n, und vor den Lippenlaut das nasale m tritt z. B. τυγχάνω von τεύχω, pango von πάγω, λανθάνω von λήθω, λαμβάνω von λάβω, frango, cumbo, fundo neben fregi, cubo, fudi, N. stinga neben stechen, bringen und denken neben brachte und dachte, fangen neben Ad. fahan.

Die Verstärkung des Auslautes gehöret eben so, wie die Verstärkung des Anlautes, dem Abänderungsvorgange an; und Alles, was so eben von der Verstärkung des Anlautes in Hinsicht auf ihre Bedeutung gesagt worden, muß auch auf die Verstärkung des Auslautes angewendet werden. In beiden Vorgängen tritt nur das Streben nach einer höhern Entwickelung des Konsonanten, als des eigentlichen Trägers des Begriffes, hervor. Es äußert sich vorzüglich an der Liquida, weil diese ein noch unvollkommen entwickelter Konsonant ist: die Liquida wird durch die Verstärkung gewissermaßen zu einer Muta erhoben. Je mehr in einer besondern Sprache überhaupt das logische Element vorwaltet, desto mehr wird in ihr diese gesteigerte Entwickelung des Konsonanten hervortreten. In der deutschen Sprache hat die Verstärkung des An- und Auslautes einen weit größern Umfang, als in den verwandten Sprachen; und diese Eigenthümlichkeit derselben steht offenbar in inniger Beziehung mit der logischen Richtung ihrer Entwickelung und insbesondere mit der logischen Betonung und der Vorherrschaft des Konsonanten über den Vokal, welche aus dieser Richtung hervorgehen (§. 17. 31). Daß die verstärkenden Laute überall sich leicht verflachen oder wieder ganz verschwinden, hat wol darin seinen Grund, daß die verstärkenden Laute für sich keine bestimmte Bedeutung haben, durch welche sie könnten fixirt werden.

Die Sprachlaute sind mehr oder weniger wandelbar d. h. sie können mehr oder weniger einer in den andern übergehen; und auf diesen Wandel der Laute gründet sich vorzüglich derjenige Vorgang, welcher oben (§. 27) als die Abänderung des Wortes ist bezeichnet worden, und durch welchen dasselbe Wort in unterschiedenen Sprachen und Mundarten unterschiedene Lautverhältnisse annimmt. Diese Verwandlung der Laute ist aber nicht regellos: wir werden insbesondere bei den Übergängen der Wörter in verschiedenen Sprachen

und Mundarten eine gewisse Gleichförmigkeit der Lautübergänge gewahr, indem z. B. die gothische Media im Althdochdeutschen in die Tenuis, das gothische t im Ahd. in den Zischlaut z, das gothische k im Ahd. in ch, das lateinische und griechische p insgemein im Deutschen in f (πούς pes und Fuß, piscis und Fisch, πῦρ und Feuer), das altdeutsche ch im Neudeutschen in k (Chinni, Chnio, chalt, Chua und: Kinn, Knie, kalt, Kuh) und das oberdeutsche z im Niederdeutschen in t übergeht (Zahn, Zeit, zu und: Tan, Tit, to). Es gilt hier aber im Allgemeinen das Gesetz, daß nur verwandte Laute mit einander wechseln. Sehr leicht wechseln untereinander die gleichnamigen Laute (§. 29) unterschiedener Artikulationsstufen z. B. die Tenuis, Media und Aspirata desselben Organs, i und j, u und w, j und g, w und b. Ein Wechsel nicht gleichnamiger Laute findet nur bei den gleichstufigen Lauten der untern Artikulationsstufen Statt, nämlich am häufigsten bei den Vokalen, seltner bei den Spiranten und bei den liquiden Konsonanten. Bei den starren Konsonanten finden sich keine Übergänge unter nicht gleichnamigen Lauten, als die durch die Zischlaute vermittelten Übergänge zwischen dem Kehllaute und Zungenlaute (§. 29) und der selten vorkommende Wechsel zwischen den aspirirten Lauten z. B. in Ahd. Niftila und Nichte, Schacht und E. shaft, Kraft und Nl. kracht.

Wir ersehen hieraus, daß die Laute überhaupt um desto weniger dem Wandel unterworfen sind, je mehr sie an sich schon durch die Artikulation individualisirt sind; aber die Laute sind auch um desto weniger wandelbar, je mehr sie als Träger des Begriffes in dem Worte bedeutsam sind. So sind die Laute und insbesondere die Vokale weniger wandelbar in den betonten Stämmen, als in den tonlosen Endungen; und der Konsonant ist weniger wandelbar in dem Anlaute, der vorzugsweise Träger des Begriffes ist, als in dem Auslaute. Es gibt Lautübergänge, welche wol in dem Auslaute aber nie in dem Anlaute vorkommen z. B. der eben angeführte Wechsel zwischen ch und f. Auch der Wechsel zwischen der Liquida r und dem Spiranten s in küren und kiesen, frieren und friesen, verlieren und verliesen u. m. A. gehört hierher *).

## §. 36.

Wie der Wohlklang der Sprache in einem ebenmäßigen Verhältnisse der Betonung (§. 21), so besteht der Wohllaut in einem ebenmäßigen Verhältnisse verschiedenartiger Laute. Jede besondere Art von Lauten — der Vokal, die Liquida, der starre

*) S. das Wort in seiner organischen Verwandlung §. 23 u. flg.

Konsonant u. s. f. — ist an sich eben so wohllautend, als die andern. Die slavischen Zischlaute möchten dem an sie nicht gewöhnten Griechen eben so fremd lauten, als die griechischen Aspiraten φ und ϑ dem Slaven; aber die Einen sind darum so wenig übellautend, als die andern. Nur Verbindungen von Lauten sind wohllautend oder übellautend, je nachdem sich in ihnen ein Ebenmaß oder ein Mißverhältniß von Lauten darstellt. Nur durch Anhäufung von Lauten derselben Art entsteht ein Übellaut.

Es ist oben (§. 29) schon bemerkt worden, daß nach einem organischen Gesetze nur verschiedenartige Laute sich leicht miteinander verbinden. Alle Verbindungen von gleichartigen Lauten — von Vokalen mit Vokalen, Konsonanten mit Konsonanten, starren Konsonanten mit starren und Liquiden mit Liquiden — sind im Allgemeinen mehr oder weniger schwer auszusprechen: und wie der organischen Gestaltung der Begriffe in unserm Vorstellungsvermögen ein natürliches Gefühl für ein rhythmisches Ebenmaß der Tonverhältnisse (§. 17), so entspricht der organischen Gestaltung der Laute in der Artikulation ein natürliches Gefühl für das Ebenmaß der Lautverhältnisse, in welchem uns eben so eine Regel für die Schönheit des Lautverhältnisses gegeben ist, wie in dem rhythmischen Gefühle eine Regel für die Vollkommenheit des Begriffsverhältnisses. Fehlerhaft gebildete Lautverhältnisse sind schwer auszusprechen und unangenehm zu hören. Vermöge dieser organischen Einrichtung ist die phonetische Entwickelung der Sprache nothwendig wohllautend. Ganz ungetrübt finden wir den Wohllaut in den ältesten Gebilden der Sprache, in den Wurzeln und Stämmen. Diese bieten nur ebenmäßige Verhältnisse von Konsonant und Vokal, Muta und Liquida u. s. f. dar. Auch in der Flexion und Ableitung ist gewissermaßen noch der Wohllaut gewahrt durch den phonetischen Gegensatz zwischen Stamm und Endung; indem im Allgemeinen in dem Stamme der Konsonant und in der Endung der Vokal, oder, wenn auch die Endung einen Konsonanten hat, in dem Stamme die Muta und in der Endung die Liquida vorherrscht (§. 13). Dieser phonetische Gegensatz von Stamm und Endung findet jedoch nicht immer im Besondern und Einzelnen Statt z. B in flu-o, pi-us, thu-e, sä-e; und je weiter die logische Entwickelung der Sprache fortschreitet und eine Vervielfältigung der Wortformen durch Flexion, Ableitung und Zusammensetzung fordert, desto mehr müssen in der Verbindung der Endungen mit den Stämmen Übellaute hervortreten z. B. Schwach-heit, zag-haft, acht-bar, pflicht-treu, Hoch-zeits-tag.

Übellautende Konsonantenanhäufungen müssen insbesondere dann in einer Sprache hervortreten, wenn in ihrer Entwickelung die

logische Richtung auf eine entschiedene Weise über die phonetische vorwaltet. In einer solchen Sprache erlangt überhaupt der Konsonant, weil er vorzugsweise der Träger des Begriffes ist, ein größeres Übergewicht über den Vokal; die in einer solchen Sprache herrschende logische Betonung fordert insbesondere sehr häufig die Auslassung der Vokale in tonlosen Endungen (§. 17. 21. 31); und die Sprache wird rhythmisch auf Kosten des Wohllautes. Diese Abnahme des Wohllautes bei zunehmender Herrschaft des logischen Rhythmus tritt auf eine auffallende Weise in der deutschen Sprache hervor. Die altdeutsche Sprache war noch in hohem Grade wohllautend: aber wie in der neuern Zeit auf eine immer mehr entschiedene Weise in ihrer Entwickelung die logische Richtung, und mit dieser der logische Rhythmus vorherrschend wurde, traten in Folge ausgelassener Vokale Konsonantenanhäufungen hervor, welche nur sehr selten durch Assimilation gemildert wurden; und so ist die neudeutsche Sprache weniger wohllautend als die altdeutsche, weil sie mehr rhythmisch ist. Die organische Natur der Sprache fordert zwar eben so sehr den Wohllaut als den Wohlklang; für beide liegt in dem Menschen ein natürliches Gefühl, und die organische Vollkommenheit der Sprachgebilde thut sich gerade durch die ungetrübte Einheit des Wohllautes mit dem Wohlklange kund: weil aber der Rhythmus eigentlich die Erscheinung der logischen und der Wohllaut die Erscheinung der phonetischen Vollkommenheit ist; so bilden sie, wie überhaupt das logische und das phonetische Element, in der Sprache einen Gegensatz und beschränken einander. Eine Sprache, wie die neudeutsche, in welcher die logische Betonung durchaus herrschend ist, kann nicht eben so wohllautend sein, als andere Sprachen, wie die griechische und lateinische und unter den neuern die italiänische, in denen das phonetische Element vorwaltet: aber in diesen Sprachen konnte auch gerade, weil sie sich nach der phonetischen Seite entwickelt haben, der logische Rhythmus sich nicht eben so, wie in der deutschen Sprache, entwickeln.

Während die unmittelbare Zusammenstellung gleicher Laute einen Übellaut hervorbringt, ist dagegen die Wiederholung derselben Laute in einem rhythmischen Ebenmaße der Betonung dem Ohre und dem Gefühle des Wohlklanges wohlthätig. Wir nennen die Wiederholung desselben Lautes in einer rhythmischen Wiederkehr, wenn sie den Anlaut des Wortes trifft, Alliteration; wenn sie aber den Auslaut trifft, Reim. Auch in Alliteration und Reim tritt der logische Charakter der deutschen Sprache entschieden hervor: während die Alliteration bei Plautus sowol den Konsonanten, als den Vokal trifft, findet sie im Altdeutschen nur bei den anlautenden Wurzelkonsonanten,

den eigentlichen Trägern des Begriffes, Statt; und während sich der deutsche Reim nicht nur auf den betonten Vokal, sondern auch auf den nachfolgenden Konsonanten erstreckt, hat sich bei den Spaniern die Assonanz ausgebildet, die nur Gleichlaut in den Vokalen ist. Aus demselben Charakter unserer Sprache ist es zu erklären, daß wir nicht gern tonlose Formwörter, sondern nur betonte Begriffswörter reimen, wie denn überhaupt unsere ganze Metrik auf dem logischen Elemente des Tones, und nicht auf der phonetischen Quantität beruht.

Jede Sprache strebt, die durch Flexion, Ableitung und Zusammensetzung herbeigeführten übellautenden Verhältnisse auf wohllautende zurückzuführen; und zwar in desto größerem Maße und Umfange, je mehr die ganze Entwickelung der Sprache überhaupt der phonetischen Richtung folgt. Sie bewirkt dieses durch:

1. die Elision, indem bei Anhäufung von Vokalen der vorangehende Vokal ausfällt z. B. *τ̓αληθές, ἀφ̓ οὗ, νομάρχης* (st. *τὸ ἀληθές, ἀπό οὗ, νομοάρχης*), l. Di (st. Dii). Eine Elision des nachfolgenden Vokals findet sich in cogo (st. coago). Die Auslassung des Endungsvokals e in: thut, ruht, geht, sieht, freut (st. thu-et u. s. f.) gehöret eigentlich nicht hierher, indem sie, wie z. B. in gibt, lebt (st. gib-et u. s. f.), mehr einen rhythmischen Grund hat (§. 21). Eine eigentliche Elision scheint in der deutschen Sprache kaum Statt zu finden. Dagegen findet in der lateinischen Sprache eine Elision des nachfolgenden Vokals selbst dann Statt, wenn zwischen zwei Vokalen der Spirant h oder v steht z. B. nil (st. nihil), prendo (st. prehendo) und amasti, amaram, audisti, norunt (st. amavisti u. s. f.).

2. die Einschiebung eines nicht gleichartigen Lautes zwischen zwei gleichartige, wodurch das indifferente und darum übellautende Lautverhältniß in ein differentes verwandelt wird. Sie findet besonders Statt bei Anhäufung von Vokalen, wo eine Liquida oder eine Muta und zwar immer der Zungenlaut eingeschoben wird z. B. in: *ἀ-ν-αίτιος, πᾶσι-ν, εἶπε-ν, αὐ-τ-ό* und in: *ἀν-δ-ρός*, pro-d-eo, pro-d-esse, pro-d-igo, re-d-eo, re-d-igo. Der starre Zungenlaut ist zwischen zwei Liquiden eingeschoben in: eigen-t-lich, namen-t-lich, geflissen-t-lich, wochen-t-lich u. m. A. Auch zwischen einer Liquida und einem Spiranten ist der starre Zungenlaut eingeschoben in: meinethalben, deinethalben, seinethalben, allenthalben u. s. f. und meinetwegen, deinetwegen u. s. f., zu denen man auch Ad. beidenthalb und die in der Volkssprache gebräuchlichen: ehrenthalber, derenthalben, dessenthalben, wessenthalben, derentwegen, dessentwegen zählen muß. Endlich gehören hierher die in den Zusammensetzungen gebrauchten Verschmelzungsendungen (S. §. 69).

3. die Assimilation gleichartiger Laute (§. 29), durch welche das indifferente Lautverhältniß in ein identisches verwandelt wird. Eine vollkommene Assimilation, durch welche der vorangehende Laut dem nachfolgenden ganz identisch wird, findet am häufigsten Statt zwischen zwei Liquiden z. B. in συλλέγω, ἐλλείπω, συῤῥάπτω, colligo, illudo, irruo, corruo, immineo; seltener zwischen einer vorangehenden Muta und nachfolgenden Liquida z. B. in τέτυμμαι, τρίμμα (v. τρίβω), alligo, arrideo, annuo, surripio, und zwischen Muta und Muta z. B. affero, offero, appono, suggero, aggredior, accido, occurro, succurro. Als eine unvollkommene Assimilation ist es anzusehen, wenn:

a. die Liquida vor einer Muta in die der Letztern gleichnamige Liquida, nämlich n vor einem Lippenlaute in m, und m vor einem Kehl- und Zungenlaute in n übergeht z. B. in ἐμβαίνω, συμφέρω, impleo, imbuo, nunquid, quanquam, eandem, quando, septendecim, venundo. Diese Assimilation kömmt auch im Deutschen vor in: empfangen, empfinden, empfehlen (S. §. 79). Als eine besondere Anomalie verdient hier bemerkt zu werden, daß im Deutschen mf vor t in nf übergegangen ist in: Kunft, Vernunft, sanft, Zunft (Ad. Kumft, Numft, samft, Zumft).

b. indem eine weiche Muta vor einer harten Muta in eine harte übergeht, und umgekehrt (§. 32).

c. indem zwei Vokale in einen Mischlaut verschmelzen z. B. τείχει (τείχεϊ), τείχη (τείχεα).

Zu der Assimilation gehört auch, daß in der griechischen Sprache die Zungenlaute vor μ in σ übergehen z. B. πέπεισμαι und daß dieselben mit dem nachfolgenden σ in Einen Laut verschmelzen z. B. πείσω (v. πείθω).

So verwickelt auch die Gesetze des Wohllautes beim ersten Blicke scheinen, so lassen sie sich doch leicht auf ein einfaches organisches Verhältniß zurückführen, nämlich auf den Gegensatz von zwei Elementen, deren jedes in sich identisch ist. Den vollkommensten Gegensatz bilden immer der Konsonant und Vokal. Wird dieser Gegensatz dadurch aufgehoben, daß an den Vokal unmittelbar ein anderer Vokal tritt; so wird der Gegensatz wieder hergestellt durch die Elision oder durch die Einschiebung eines Konsonanten. Wenn das Wort mit einem Konsonanten anlautet und zugleich mit einem Konsonanten auslautet; so bildet Anlaut und Auslaut ebenfalls einen Gegensatz, indem sie entweder als nicht gleichstufige Laute — Muta und Liquida, Spirant und Muta oder Liquida u. s. f. — oder als nicht gleichnamige Laute — Kehl- und Lippenlaut u. s. f. — oder endlich weiche und harte einander gegenüberstehen. Wörter mit ganz gleichartigem

Anlaute und Auslaute kommen sehr selten vor und sind nicht wohllautend. Der Wohllaut fordert ferner, daß jedes dieser Elemente, welche einen Gegensatz bilden — der Konsonant im Anlaute und im Auslaute und der Vokal — sich als ein Identisches und nicht als ein aus Verschiedenartigem Zusammengesetztes darstelle. Der Vokal soll immer nur Ein Laut, und auch der Konsonant im Auslaute wie im Anlaute nur Ein Laut sein (§. 30). Wenn der Anlaut oder der Auslaut verstärkt ist (§. 35); so sind in ihm die verschiedenartigen Laute so verschmolzen, daß er sich als Ein Laut darstellt. Nur im Auslaute fügen sich leicht in der Flexion, Ableitung und Zusammensetzung Laute zusammen, die sich nicht als Ein Laut darstellen und an sich nicht wohllautend sind: und alsdann stellt die Sprache durch Assimilation die Einheit vollkommen oder nur unvollkommen wieder her.

Der Wohllaut beschränkt sich nicht allein auf die Bildung der Wörter; er fordert auch, daß dasselbe Wort oder nur gleichlautende Wörter und Silben nicht unmittelbar oder auch nur in demselben Satze zusammentreffen, wie z. B. „der der Sprache Kundige" „Er meint, der Preis müsse sein (suus) sein". Der gute Stil vermeidet solche Übellaute. Da jedoch dasselbe Wort oder fast gleichlautende Wörter, je nachdem sie den Hauptton oder den untergeordneten Ton haben, auch in dem Laute unterschieden sind; so legt die deutsche Sprache vermöge ihrer stärkeren Betonung sich in dieser Hinsicht weniger Zwang auf, als andere Sprachen z. B. die englische, in welcher oft die logische Bestimmtheit des Ausdruckes aufgeopfert wird, um eine Wiederholung desselben Wortes zu vermeiden. So sind z. B. die Zusammensetzungen: zuzuhören, zuzuschließen in Folge der deutschen Betonung nicht anstößig.

---

## Zweites Kapitel.

### Von den Wurzeln und Stämmen.

#### §. 37.

Es ist oben (§. 4) entwickelt worden, warum wir annehmen, daß die Wurzeln der Sprache überhaupt Verben sind. Die Wurzelverben unterscheiden sich ursprünglich von den abgeleiteten Verben durch die Flexionsform; und wir bezeichnen daher die Konjugationsform der Wurzelverben z. B. trinken, trank, getrunken, als die alte Form, und

die der abgeleiteten z. B. tränken, tränkte, getränkt, als die neue Form. Sehr viele Wurzelverben haben aber später entweder ganz oder nur in besondern Formen die neue Konjugationsform angenommen. Weil die in der neuen Form flektirten Verben überall eine entschiedene Mehrzahl ausmachen; so hat man früher in der Grammatik insgemein die neue Konjugationsform als die Regel, und die alte Form als eine unregelmäßige Konjugationsform bezeichnet: und man kann diese sogenannte unregelmäßige Konjugation überall als ein Kennzeichen der Wurzelverben ansehen. In der griechischen Sprache hängt die Konjugationsform, wenn man die verhältnißmäßig geringe Anzahl der Verben in μι ausnimmt, die immer Wurzeln sind, vorzüglich von der phonetischen Gestalt des Verbs ab, ob es mit einem Vokale oder mit einer Liquida oder mit einer Muta auslautet: daher macht die Flexionsform die Wurzeln in dieser Sprache weniger kenntlich, als in andern Sprachen. Man erkennt jedoch die Wurzeln auch häufig an dem Ablaute z. B. in τρέφω, ἐτράφην, τέτροφα und an den doppelten Themen z. B. λάβω und λαμβάνω. In der lateinischen Sprache sind die Wurzeln schon bestimmter von den abgeleiteten Verben durch die Flexion unterschieden; indem mit wenig Ausnahmen die Wurzeln der zweiten und dritten, und die abgeleiteten Verben der ersten und vierten Konjugation angehören z. B. facio, dico, capio, edo und: aedifico (von aedifex), judico (von judex), participo (von particeps), esurio (von esurus). Alle unregelmäßigen — zwischen alter und neuer Form schwankenden — Verben, wie z. B. sto, do, sind Wurzeln. Bestimmter als in den andern Sprachen sind die Wurzeln in den germanischen Sprachen durch die Flexion unterschieden; und wenn auch in jeder derselben Wurzelverben vorkommen, welche die neue Konjugationsform angenommen haben, so findet man doch meistens neben der neuen Form in einer andern Sprache oder Mundart noch die alte Form z. B. neben: lachen lachte, säen säete im Angelsächsischen: hlihan hlôh, sâwan seôw, und neben: kaufen kaufte und winken winkte im Oberdeutschen: kaufen kief und winken wunk gewunken. Es lassen sich zwar nicht für alle deutsche Wörter deutsche Wurzelverben nachweisen: aber jeder Stamm, und weil die Sproßformen von Stämmen gebildet werden, auch jede Sproßform weiset auf eine Wurzel zurück, die sich entweder noch in den verwandten Sprachen vorfindet, wie A. hydan (bergen) neben: Hut und hüten und A. faeran (schrecken) neben: Furcht und fürchten, oder, wie die Wurzel von Licht und leuchten, wenn sie nicht gänzlich verloren gegangen, doch nicht mehr mit Bestimmtheit als die Wurzel erkannt wird. Außer denjenigen Verben, welche noch jetzt im Hochdeutschen an der Form

ihrer Konjugation als Wurzelverben erkannt werden, gibt es viele Verben, von denen die alte Konjugationsform noch theils im Altdeutschen, theils in den verwandten germanischen Sprachen, theils in der Volkssprache vorhanden ist. (S. Schulgrammatik).

Man muß im Allgemeinen annehmen, daß die Bedeutung der Wurzelverben ursprünglich sehr unbestimmt ist. Vergleicht man z. B. nehmen mit abnehmen (kleiner werden), kaufen mit verkaufen, leihen mit verleihen, zählen mit erzählen, werben mit Wirbel, kneifen mit E. knife (Messer) und l. cedo mit incedo, recedo; so sieht man wol, daß der Begriff von: nehmen, kaufen, leihen u. s. f. ursprünglich einen weitern Umfang hatte, als wir ihm jetzt beilegen. Der ursprünglich unbestimmte Wurzelbegriff wird zu einem bestimmten, indem der allgemeine Begriff sich zu einem besondern Begriffe individualisirt. Wir haben oben (§. 4) gesehen, wie sich die in der Sprache ausgedrückten Begriffe aus dem Begriffe der Bewegung als dem gemeinsamen Urbegriffe entwickeln. Dieser wird theils nach dem thätigen Sein (dem Subjekt), theils durch die Aufnahme einer Richtung nach oder von einem Sein (Objekt) zunächst in zwölf Kardinalbegriffe individualisirt. Nach den unterschiedenen Arten des Subjektes entwickeln sich die fünf Kardinalbegriffe gehen als Bewegung organischer Wesen, wehen als Bewegung der Luft, fließen als Bewegung des Wassers, leuchten als Bewegung des Lichtes, lauten als Bewegung des Schalles, von denen der erste mit den übrigen, und diese je zwei unter einander in polarischen Gegensätzen stehen. Die Bewegung organischer Wesen ist entweder eine nach Außen gerichtete, und wird unter den Kardinalbegriff gehen befaßt; oder sie ist eine innere, auf das organische Wesen selbst gerichtete und in ihm sich erschöpfende Bewegung, und wir bezeichnen diese Art der Bewegung mit dem Kardinalbegriffe wachsen, zu dessen Gruppe die Begriffe des Werdens, Schaffens, Ernährens u. s. f. gehören. — Der Begriff der Bewegung nimmt aber oft in sich eine Richtung auf ein Objekt auf, die nicht mehr als räumliche Richtung gedacht wird; und der Begriff selbst wird nicht mehr als räumliche Bewegung gedacht, sondern als ein nicht sinnliches Thätigkeitsverhältniß zwischen Subjekt und Objekt. So entwickeln sich sechs Kardinalbegriffe, welche eine nicht sinnliche Thätigkeit ausdrücken, und welche je zwei einen polarischen Gegensatz bilden: die Begriffe geben und nehmen, bei denen Subjekt und Objekt in dem Gegensatze von Person und Sache stehen; binden und scheiden, bei denen Subjekt und Objekt in dem Verhältnisse der Wechselwirkung stehen; verletzen und decken, bei denen das Objekt die Thätigkeit des Subjektes erleidet *). — Diese zwölf

*) S. Organism der Sprache. Zweite Ausgabe. §. 26.

Kardinalbegriffe entwickeln sich nun wieder nach der besondern Art des thätigen Seins und nach den in sie aufgenommenen Beziehungen in neue Unterarten. Nach den Arten des Subjektes hat sich z. B. der unbestimmte Kardinalbegriff schallen, den das N. bylia noch ausdrückt, in N. baula zu brüllen, in N. belia und l. balo zu blöcken, in Nl. bellen zu schellen (läuten), und im Deutschen zu bellen individualisirt. Durch die Aufnahme einer räumlichen Richtung hat sich z. B. der Begriff gehen, welcher noch im Altdeutschen durch steigen ausgedrückt wird und sich in Fußsteig erhalten hat, zu dem Begriffe aufwärtsgehen individualisirt. Durch die Aufnahme der Richtung nach oder von einem den Begriff des Verbs ergänzenden Objekte individualisirt sich der subjektive Thätigkeitsbegriff zu einem objektiven (§. 5). Die meisten Wurzeln sind ursprünglich subjektive Verben; die unter die Kardinalbegriffe: gehen, leuchten, lauten, fließen, wehen und wachsen gestellten Wurzelwörter haben ursprünglich diese Form. Sehr viele haben noch jetzt eine bloß subjektive Bedeutung z. B. wachen, gehen, stehen, laufen, lauten, leuchten; andere haben neben der subjektiven Bedeutung zugleich eine objektive angenommen. So haben: schlagen, schießen u. m. A. neben der subjektiven („Das Herz schlägt" „Der Adler schießt") zugleich eine transitive Bedeutung („einen Hund schlagen" „einen Hasen schießen") und: schmelzen, biegen, brechen, fahren, treiben, schließen u. m. A. haben neben der subjektiven zugleich eine kausative Bedeutung z. B. „Der Schnee schmilzt" und „Blei schmelzen" (schmelzen machen) „Der Stab muß biegen oder brechen" und „einen Stab biegen oder brechen" (biegen, brechen machen). In der griechischen Sprache hat sehr häufig dasselbe Verb, welches sonst transitive Bedeutung hat, in dem Aor. II noch eine intransitive Bedeutung z. B. ἔστησα stellte und ἔστην stand, ἔσβεσα löschte und ἔσβην erlosch, ἔφυσα brachte hervor und ἔφυν entstand. Der Begriff der Wurzelverben ist häufig so unbestimmt, daß das Verhältniß des thätigen Subjektes mit dem des Objektes und so die aktive Bedeutung mit der passiven wechselt z. B. in riechen und fr. sentir (olere und odorari), schmecken, wie l. sapio („Ich schmecke" und „Die Speise schmeckt"), heißen (nennen und genannt werden), leihen (mutuum accipere und mutuum dare), belieben („Er beliebt" und „Es beliebt ihm"), δοκέω (meinen und scheinen), A. licean (gefallen) und E. like (gern haben), sehen und gut aussehen, wehen („Der Wind weht" und „Die Entschlüsse verwehen in die Luft"). Insbesondere gehört hierher, daß häufig leuchten und sehen, lauten und hören, geben und nehmen durch dasselbe Wort oder doch durch Abänderungen desselben Wortes ausgedrückt

werden *). So geschieht es, daß dasselbe Wurzelverb in unterschiedenen Sprachen und Mundarten, je nachdem diese oder jene besondere Gestalt des Wurzelbegriffes aufgefaßt wird, unterschiedene Bedeutungen annimmt.

Da die ursprünglich höchst unbestimmten Wurzelbegriffe auf die eben bezeichnete Weise sich zu mehr bestimmten Begriffen individualisiren; so kann man nicht immer diejenige Bedeutung, welche Wurzelverben in dem jetzigen Sprachgebrauche haben, als die ursprüngliche ansehen. So hat z. B. scheren, dessen Bedeutung jetzt sehr bestimmt und darum sehr beschränkt ist, ursprünglich eine sehr unbestimmte Bedeutung, welche die Begriffe schneiden, scheiden und theilen umfaßt, wie man sieht aus: Pflugschar, Schar (abgetheilter Haufen), E. short kurz (abgeschnitten), E. share Theil und bescheren (Einem sein Theil geben). Man ersieht hieraus zugleich, wie es möglich ist, daß Wurzelverben, die ursprünglich immer Begriffe der Thätigkeit und Bewegung ausdrücken (§. 4), demnächst auch das Aufhören einer Thätigkeit und Zustände der Unthätigkeit und Ruhe bezeichnen können. So wird z. B. stehen durch stellen, sitzen durch setzen, liegen durch legen, und schlafen, ruhen ebenfalls durch legen bezeichnet. In ἵστημι und in den indischen Zusammensetzungen a-sthā hinzutreten, pra-sthā fortgehen, so wie in aufstehen hat sich noch der Begriff der Bewegung erhalten. Eben so erkennt man in ἕζω setzen neben ἵζω und in κείω (legen) neben κεῖμαι den Begriff der Bewegung. Die Begriffe schlafen und ruhen werden durch niederlegen bezeichnet in κοιμάω von κείω. ὕπνος l. sopio N. sofa (schlafen) neben ind. svap (sich legen) und l. supinus und fr. reposer von repono **).

In den Wurzelverben ist diejenige Form als die Wurzelform anzusehen, welche sowol in Hinsicht auf das Lautverhältniß, als in Hinsicht auf die Bedeutung am wenigsten entwickelt und individualisirt ist, nämlich das Präsens und nicht das Präteritum. Was das Lautverhältniß betrifft, so haben in der deutschen, wie in der lateinischen Sprache diejenigen Wurzelverben, welche im Präsens kurzen Vokal haben, meistens im Präteritum langen Vokal ***). Auch in der Reduplikation des gothischen, lateinischen und griechischen Präteritums tritt eine höhere Stufe der Entwickelung hervor. Auch die Bedeutung des Präsens ist noch weniger bestimmt, als die des Präteritums; indem das Präsens sehr häufig auch die Zukunft

*) S. das Wort in seiner organischen Verwandlung §. 41. 42. 74.

**) S. das Wort in seiner organischen Verwandlung §. 40.

***) S. J. Grimm d. Gr. Th. II. S. 79.

ausdrückt (§. 10). Es liegt endlich in dem natürlichen Gange der Sprachentwickelung, daß zu allererst die Gegenwart bezeichnet wird, welche sich der sinnlichen Anschauung darstellt, und erst demnächst die Vergangenheit, welche der Erinnerung angehört.

## §. 38.

Die Stämme werden von den Wurzelverben durch den Ablaut gebildet. Die Ablautung folgt in ihrer vollkommensten Gestalt bei der Bildung der Stämme, wie bei der Konjugation der Wurzelverben, der natürlichen Reihe der Grundvokale i, a, u z. B. binden Band Bund, trinken Trank Trunk. Eine große Mehrzahl der deutschen Wurzelverben hat noch jetzt diese Form der Ablautung oder doch eine solche, von der sich leicht nachweisen läßt, daß sie aus dieser Form durch Verflachung der Vokale hervorgegangen ist (S. §. 105). Das Gesetz, daß der Stamm den Ablaut des Wurzelvokals hat, tritt im Allgemeinen sehr bestimmt als das Gesetz für die Bildung der Stämme in allen germanischen Sprachen hervor. Da jedoch sowol bei dem Vokale der Wurzel, als bei dem Ablaute in dem Stamme leicht Übergänge in andere Vokale Statt finden; so ist es oft schwer, im Besondern dieses Gesetz der Ablautung bestimmt nachzuweisen. Auch wird das Gesetz dadurch nicht zweifelhaft, daß mitunter ausnahmweise der Stamm den unveränderten Vokal der Wurzel hat, wie in: Binde, Streit, Schneide neben: Band, Strauß, Schnat. Die Ablautung selbst und die Weise der Ablautung hängt mehr oder weniger von dem Vokale der Wurzel und von dem nachfolgenden Konsonanten ab; sie findet daher nicht immer in gleicher Vollkommenheit Statt. So werden die Stämme von denjenigen Wurzeln, welche den Vokal a haben, und deren Präteritum im Gothischen meistens durch die Reduplikation gebildet wird, wie: fallen, falten, halten, eben so, wie ihr Partizip, insgemein ohne Ablautung gebildet. Eben so ist die Ablautung unvollkommen bei denjenigen Wurzelverben, welche im Altdeutschen ein langes i haben z. B. schreien Schrei, scheinen Schein, treiben Trieb u. s. f. Der Ablaut der Stämme entspricht im Allgemeinen dem Ablaute, durch welchen das Präteritum und das Partizip des Verbs gebildet wird; die Zeitformen des Präteritums und die Stämme werden also durch denselben Vorgang gebildet. Auch läßt sich eine Verwandtschaft der Bedeutung zwischen dem Stamme und dem durch die Konjugationsform bezeichneten Zeitverhältnisse erkennen, wie denn ja Flexion und Ableitung demselben Vorgange angehören, und Ableitungsendungen gleichsam starr gewordene Flexionsendungen sind (§. 27). Substantiv und Adjektiv unterscheiden sich nämlich von dem Verb dadurch, daß sie eine in dem Verb schon

ruhend gewordene und daher gewissermaßen der Vergangenheit anheimgefallene Thätigkeit ausdrücken, indeß das Verb an sich (im Präsens) als Ausdruck reiner Thätigkeit in die Zukunft strebt.

In Hinsicht auf die Bedeutung unterscheiden sich die Stämme von den Wurzelverben durch die Form des Begriffes: der Thätigkeitsbegriff des Wurzelverbs nimmt in den substantivischen Stämmen die Begriffsform des Seins an. In den adjektivischen Stämmen behält der Begriff die Begriffsform der Thätigkeit, unterscheidet sich aber von dem Begriffe des Verbs theils dadurch, daß er nicht als eine von dem Sprechenden in dem Verhältnisse von Zeit und Modus prädizirte Thätigkeit gedacht wird (§. 4), besonders aber dadurch, daß, während die Wurzeln die Thätigkeiten schlechtweg ausdrücken, die adjektivischen Stämme dieselben immer in einem bestimmten polarischen Gegensatze der Art zu einem andern Begriffe darstellen. Die adjektivischen Stämme entwickeln sich im Allgemeinen in Gegensätzen z. B. dick und dünn, groß und klein, scharf und stumpf, Gegensätze, die in den Wurzelverben, von denen sie abgeleitet sind, keineswegs gedacht werden. Und wenn der Gegensatz zu einem Adjektiv fehlt, so wird er durch Zusammensetzung mit dem verneinenden un gebildet z. B. treu und untreu, gleich und ungleich, sicher und unsicher, in denen un den polarischen Gegensatz durch den aufhebenden bezeichnet. Oft fehlt freilich ein den Gegensatz bezeichnender Ausdruck völlig, wie z. B. bei flück, schlank, frisch, keck; aber es läßt sich doch nicht verkennen, daß auch diese Adjektiven immer mit einem Gegensatze gedacht werden. Wir werden weiter unten (§. 148) sehen, wie ursprünglich die adjektivischen Stämme eigentlich wol mehr prädikativ, die adjektivischen Sproßformen dagegen mehr attributiv sind gebraucht worden. — Grammatisch ist also die Bedeutung der Wurzeln und adjektivischen Stämme dieselbe; aber das Bedürfniß, den indifferenten Wurzelbegriff durch den Gegensatz zu differenziren, scheint überhaupt die Bildung adjektivischer Stämme herbeigeführt zu haben. So finden sich adjektivische Stämme, die die Eine Seite des indifferenten Wurzelbegriffes, von dem sie abgeleitet sind, hervorheben z. B. schlecht von schlagen, in dessen substantivischem Stamme „Geschlecht" noch der indifferente Wurzelbegriff erhalten ist, und eben so heben E. cheap (wohlfeil) von kaufen, short (kurz) von to share (schneiden) den Gegensatz gegen theuer und lang hervor, der in den Wurzeln nicht gedacht wird. Wir brauchen daher immer das Adjektiv statt des Verbs, wenn ein Gegensatz soll hervorgehoben werden z. B. „Er ist wach" (schläft nicht mehr) und „Er wachet bei dem Kranken" „Das Messer ist scharf" und „Das Messer schneidet" „Das „Eisen ist dünn" und „Das Eisen ist gedehnt"; und wenn der

Gegensatz mit besonderm Nachdruck soll hervorgehoben werden, statt des Adjektivs den Genitiv eines Abstraktums (den prädikativen Genitiv S. §. 214. 227) z. B. „Die Sache ist von Wichtigkeit" „Das ist seines Amtes" „Ich bin Willens" u. s. f. — Die substantivischen Stämme dagegen drücken an sich den Begriff des Seins auf die allgemeinste Weise aus, und die Besonderheiten des Begriffes z. B. in Binde, Band, Bund, Bande sind nicht als Besonderheiten durch die Stämme als solche unterschieden: die substantivischen Stämme bezeichnen den Begriff des Seins auf eine eben so unbestimmte Weise, als die Wurzelverben den verbalen Begriff der Thätigkeit. Da nun die Bedeutung der Wurzelverben höchst unbestimmt ist, und da in ihnen ursprünglich auch die subjektive und objektive und sogar die aktive und passive Bedeutung noch nicht bestimmt geschieden ist (§. 37); so ist auch die Bedeutung der Stämme höchst unbestimmt: sie sind höchst vieldeutig und gerade dadurch geeignet die mannigfaltigsten Besonderheiten der Begriffe zu bezeichnen, wie es das Bedürfniß der Sprache fordert. Wir finden vorzüglich unter den Stämmen, wie unter den Wurzeln, diejenigen Wörter, welche in unterschiedenen Sprachen und Mundarten unterschiedene Bedeutungen angenommen haben, und in jeder besondern Sprache mannigfaltig unterschiedene Begriffe ausdrücken z. B. Wolf E. whelp (Hund) und l. vulpes; Zaun Nl. tuin (Garten) und E. town (Stadt); und: Lauf der Sonne, Flintenlauf und die Läufe des Hasen.

Die Ablautung beherrscht zwar vorzüglich in den germanischen Sprachen als ein eigenthümlicher Bildungsvorgang die Bildung der Stämme, wie die Flexion der Wurzelverben; sie tritt aber auch mehr oder weniger in allen Sprachen des indisch germanischen Stammes hervor. In Hinsicht auf die griechische und lateinische Sprache erinnern wir nur an: τροχός von τρέχω, πόσις von πίνω, πομπή von πέμπω, ὁλκός von ἕλκω und an: l. pulsus von pello, fors von fero, toga von tego, mons von mineo. Wo jedoch keine Ablautung Statt findet, da wird das Wurzelverb ohne alle Veränderung zu einem Stamme, indem es statt der verbalen Flexion die Flexion eines Substantivs oder Adjektivs annimmt z. B. dux (duc-s) von duco, lex (leg-s) von lego, fer von fero, ger von gero.

Es ist in sehr vielen Hinsichten z. B. bei der Lehre von dem Geschlechte und von der Deklination der Substantiven höchst wichtig, daß man die Stämme von den Sproßformen bestimmt unterscheide; und es scheint, daß diese Unterscheidung besonders in der griechischen und lateinischen Grammatik bisher zu wenig ist beachtet und benutzt worden. Stämme werden leicht von Sproßformen unterschieden, wenn sie einsilbig sind und entweder das unveränderte oder das nur durch

den Ablaut veränderte Lautverhältniß des Wurzelverbs haben, wie fer, ger, Flug. Schwieriger ist aber die Unterscheidung, wenn der Stamm zugleich eine Endung hat, wie τροχ-ός, ὁλκ-ός, dux (duc-s), lex (leg-s), Fluch-t. Man muß in dieser Hinsicht von den Ableitungsendungen z. B. er in: Ritt-er, en in: gold-en, ος in: βάθος, τάχος, γλεῦκος, an welchen wir die Sproßformen erkennen, die Flexionsendungen der Stämme, besonders die Geschlechtsendungen adjektivischer Stämme z. B. ος in καλός, l. us in bonus und die nicht bedeutsamen Endungen der Stämme unterscheiden. Unter den nicht bedeutsamen Endungen begreifen wir alle Endungen, welche nicht Flexionsendungen sind und auch nicht eine besondere Form des substantivischen oder adjektivischen Begriffes z. B. den Personen- oder Sachbegriff, das Abstraktum u. s. f. bezeichnen. Von dieser Art sind im Deutschen die Endungen er in: Eit-er, bitt-er; el in: Schenk-el, eit-el; en in: Deg-en, eb-en; em in: Ath-em; t in: Saf-t; at und ut in: Zier-at, Arm-ut; im Gothischen, Griechischen und Lateinischen die Endung s in: fisk-s, dag-s, ναῦ-ς, πλοῦ-ς, for-s, mon-s, den-s, pleb-s und das altnordische r in: fisk-r, dag-r. In der lateinischen Sprache gehören insbesondere hierher die Endungen u in genu, cornu, is in crinis, ensis, funis, ignis; es in rupes, limes, nubes, (unterschieden von es in miles, hospes, haeres, vates, welche den Personenbegriff bezeichnen); us in funus, genus, onus, olus, ulcus, sidus, vulnus, corpus, nemus, tempus; er in iter, uter, uber, liber, later, vomer, culter, venter, imber und in den Adjektiven ater, niger, ruber, piger, celer, tener u. s. f.; or und ur in arbor, ador, aequor, uxor, und femur, jecur. In der griechischen Sprache gehören hierher die Endungen: ις in πόλις, ὄφις, ἔχις, κῆλίς (unterschieden von ις in Θηβαίς, φωκαίς); ος in οἶκος, χρυσός, φηγός, τεῖχος, ὄρος (unterschieden von ος in τάχος, αἶσχος, κάλλος, γλεῦκος); υς in βότρυς, ἴχθυς, πῆχυς, γένυς; ας in κέρας, κρέας, δέπας, ἱμάς; αρ, ορ und ωρ in ἧπαρ, νέκταρ, στέαρ, οὖθαρ, ἦτορ, ὕδωρ, ἴχωρ u. m. A. Die lateinischen Endungen us und or und das griechische ος finden sich sehr häufig an Abstrakten z. B. frigus, amor, sopor, πάτος, δίψος: da sie aber auch an Konkreten, und immer nur an solchen Wörtern vorkommen, die unmittelbar von Wurzelverben gebildet sind; so ist es noch zweifelhaft, ob sie nicht ebenfalls als ursprünglich nicht bedeutsame Endungen anzusehen sind. Die nicht bedeutsamen Endungen bezeichnen weder die Form des Begriffes, indem dieselbe Endung sich häufig an Personen- und Sachnamen, an Konkretum und Abstraktum findet; noch das grammatische Geschlecht, da sich dieselben Endungen bei Substantiven jegliches Geschlechtes und selbst bei Adjektiven finden. Sie treten an den Stämmen nach bloß phonetischen Gesetzen hervor; und wie

die im Anlaute stehende Muta gern in dem Auslaute als ihren Gegensatz einen Schmelzlaut hervorruft (§. 35), eben so nimmt der Stamm, als ein starres Lautgebilde, als seinen Gegensatz eine liquide Endung an. Das Vorhandensein der nicht bedeutsamen Endungen ist überall mehr oder weniger durch die phonetische Gestalt des Auslautes bedingt. Wir finden sie daher vorzüglich in der griechischen und lateinischen Sprache, in deren Entwickelung überhaupt das phonetische Element vorwaltet (§. 17). Abgesehen von den Adjektiven, welche immer schon eine Geschlechtsendung haben, kommen reine Stämme im Griechischen nur mit ν, ρ und ς und im Lateinischen nur mit l, n, r und s im Auslaute vor: alle Stämme mit einem andern Konsonanten im Auslaute nehmen irgend eine der nicht bedeutsamen Endungen an. Im Deutschen lauten reine Stämme zwar auch mit starren Konsonanten aus; aber die Endungen er, el, en finden sich fast nur nach einem starren Konsonanten im Auslaute, und nach einer geschärften Liquida z. B. in: Wetter, Sattel, Becken und: Kummer, Donner, Brunnen. Auch sind diese Endungen, weil sie nicht bedeutsam sind, sehr dem Wandel unterworfen z. B. G. himins und Himmel, l. asinus und Esel. Die deutsche Endung en in: Haufen, Husten, Galgen, Garten, Gaumen, Magen u. s. f. ist meistens aus der altdeutschen Endung o (Hûfo, Huosto u. s. f.) hervorgegangen.

Daß insbesondere die deutschen Endungen er, el, en nicht bedeutsam sind, ersieht man auch daraus, daß die Stämme, welche diese Endungen haben, sehr häufig auch in derselben Bedeutung ohne diese Endungen vorkommen z. B. Metz, Kum, Fehl, Schim neben: Messer, Kummer, Fehler, Schimmer; Schink, Scheff, Wurz, Dunk, Wank neben: Schenkel, Scheffel, Wurzel u. s. f.; Biß, Brock, Gart, Knoch, Nutz neben: Bissen, Brocken u. s. f. *), und daß diese Endungen bei der Bildung von Sproßformen oft wieder abgeworfen werden z. B. Bißchen, nützlich. Von den griechischen und lateinischen Endungen ς, is, es, us u. s. f. ist noch insbesondere zu bemerken, daß sie nicht als Flexionsendungen des Nominativs anzusehen sind. Der Nominativ kann, weil er nicht die Form einer objektiven Beziehung ist, nicht als Kasus und überhaupt nicht als eine Flexionsform angesehen werden. Die prädikative Beziehung, welche der Nominativ bezeichnen könnte, wird ja an dem Prädikate und nicht an dem Subjekte — dem Nominativ — ausgedrückt. Auch wäre dann, wenn diese Endungen Flexionsendungen wären, nicht einzusehen, warum sie den Substantiven, welche im Griechischen mit ν oder ρ und im Lateinischen mit l, n oder r auslauten, mangeln.

*) S. deutsche Wortbildung. §. 40.

## §. 39 u. 40.

Die substantivischen Stämme sind entweder reine Stämme oder solche, die eine der nicht bedeutsamen Endungen angenommen haben. Wir begreifen diejenigen substantivischen Stämme, welche den Vokal e oder den starren Zungenlaut (d, t, te, de) als nicht bedeutsame Endungen angenommen haben, unter der Mittelform und alle andern unter der Ablautsform.

Die Stämme der Ablautsform sind, wie die Wurzelverben, einsilbig, wenn sie nicht entweder das Augment ge (§. 35) oder eine der nicht bedeutsamen Endungen er, el, en (em in: Athem, Brodem) haben (§. 38). Manche Stämme, wie: Gewinn, Genuß, Gebot, Glück (Gelück), Geburt, Geschichte haben das schon in dem Wurzelverb (gewinnen, genießen, gebieten, gelingen u. s. f.) vorhandene Augment beibehalten; in anderen, wie: Gehalt, Gelage, Gesang, Gefahr, Geheiß, Gelaß, Gefolge hat sich das Augment erhalten, welches die Wurzelverben in: gehalten, geligen, gesingen u. s. f. (S. Nibel. N.) früher angenommen und demnächst wieder abgeworfen haben.

Die Grundbedeutung der substantivischen Stämme ist, daß sie den Artbegriff der Wurzelverben ohne Unterscheidung einer besondern Unterart oder einer besondern Begriffsform nur allgemein als den Begriff eines Seins ausdrücken. So wenig die Wurzelverben an und für sich die besondern Formen des Wurzelbegriffes unterscheiden (§. 37), eben so wenig unterscheidet die Form der Stämme an und für sich die besondern Unterarten und Begriffsformen des Seins, welche durch sie bezeichnet werden: und gerade dadurch, daß die Stämme an sich den Begriff des Seins auf eine so allgemeine und unbestimmte Weise ausdrücken, wird es möglich, daß mannigfaltig unterschiedene Begriffe des Seins durch Stämme Eines und desselben Wurzelverbs und oft durch Einen und denselben Stamm bezeichnet werden. Da aber die Wurzelverben ursprünglich meistens subjektive Verben sind; so bezeichnen auch wol die substantivischen Stämme eigentlich das Sein nur als ein Subjekt der durch das Wurzelverb ausgedrückten Thätigkeit, nämlich in: Fluß, Fliege, Bug als das Subjekt von fließen, fliegen, biegen und eben so in: Band von binden, Gurt von G. gairdan (gürten), Schlange von A. slincan (kriechen), E. snake (Schlange) und Schnecke von A. snican (kriechen), Dach von decken, l. mons von mineo, rivus von ῥέω, toga von tego, nubes und νέφος von νέφω, αἴξ von ἀΐσσω, dens und Zahn von ind. dans (beißen) u. m. A. Da aber der Begriff der Thätigkeit in den Wurzelverben so unbestimmt ist, daß er die passive Bedeutung nicht

ausschließt, und da manche Wurzeln noch jetzt zugleich aktive und passive Bedeutung haben (§. 37); so bezeichnen auch die Stämme das Sein nicht nur, wie in den eben angeführten Beispielen, als ein wirklich **thätiges** Subjekt, sondern auch als ein Subjekt der passiv gedachten Thätigkeit, nämlich als ein die Thätigkeit **leidendes** Sein z. B. Trank, Mehl, Gabe, Naht, Schrift als das Subjekt der passiv gedachten Thätigkeiten (getrunken, gemalen, gegeben u. s. f. werden), und eben so bei: Grab und Gruft von graben, Schrot von schroten, Scharte von scheren, Garten von G. gairdan, l. dos von do, nodus und nidus von νέω, l. pannus und πῆνος von πήνω u. m. A. Stämme, welche von Wurzeln gebildet sind, deren Begriff nur subjektiv (§. 37) ist oder doch nicht transitiv gedacht werden kann, werden das Sein nur als ein thätiges Subjekt der Thätigkeit bezeichnen: Stämme hingegen, welche von Wurzeln gebildet sind, deren Begriff als ein transitiver und mithin auch passivisch gedacht werden kann, werden das Sein auch als ein leidendes Subjekt der passivisch gedachten Thätigkeit bezeichnen. Wie aber in den Wurzelverben transitive und intransitive Bedeutung oft nicht bestimmt geschieden sind, wie z. B. in: biegen, brechen, reißen; so ist es oft schwer zu entscheiden, ob ein Stamm z. B. Bug, Bucht, Bruch, Riß ein thätiges Subjekt (Biegendes, Brechendes, Reißendes) oder ein leidendes (Gebogenes, Gebrochenes, Gerissenes) ausdrückt. Da jedoch die subjektive Bedeutung der Wurzelverben die ältere ist (§. 37), so muß man in solchen Fällen auch wol den Begriff des thätigen Subjektes als die Grundbedeutung der Stämme ansehen.

Die Begriffe eines Seins, welches als das Subjekt einer aktivisch oder passivisch gedachten Thätigkeit bezeichnet wird, sind **konkrete** Begriffe; und wir müssen nach dem natürlichen Gange der von der sinnlichen Anschauung ausgehenden Sprachentwickelung wol annehmen, daß die Stämme uranfänglich nur diese konkreten Begriffe ausdrückten. Erst später wurde auch der **abstrakte** Begriff — die nicht von einem Sein prädizirte, sondern selbst als ein Sein gedachte Thätigkeit — durch die Stämme bezeichnet; und oft drückt noch derselbe Stamm, welcher den abstrakten Begriff bezeichnet, zugleich einen konkreten Begriff aus z. B. der Fischfang und: die Fänge des Habichts, der Hang zur Sünde und: der Vorhang, der Fluß der Rede und: die Flüsse Deutschlands. Der konkrete und der abstrakte Begriff sind zwar oft auf unterschiedene Stämme übertragen z. B. in: Schloß und Schluß, Schere und Schur, Trank und Trunk, die Hut und die Hütte; aber die Unterscheidung des Abstraktum und Konkretum ist eben so wenig, als die Unterscheidung des thätigen und leidenden Seins, durch bestimmte Formen der Stämme bezeichnet. Eine bestimmtere

Unterscheidung des abstrakten Begriffes durch die Wortform tritt erst in der Bildung der Sproßformen hervor. Überhaupt gehören die konkreten Begriffe mehr den Stämmen und die abstrakten Begriffe mehr den Sproßformen an.

Nach dem bisher Gesagten drücken die substantivischen Stämme entweder das thätige oder das leidende Subjekt der Thätigkeit oder den abstrakten Begriff derselben aus; und sie werden nur wahrhaft verstanden, indem ihr Begriff in einer von diesen drei Formen aufgefaßt und so auf den Thätigkeitsbegriff des Wurzelverbs zurückgeführt wird. Welchen besondern Begriff auch der Sprachgebrauch einem Stamme beigelegt habe, und wie sehr auch der Begriff dem Thätigkeitsbegriffe fern zu liegen scheine; so wird man ihn doch immer, in so fern die Wurzel überhaupt noch zugänglich ist, auf die bezeichnete Weise auf den Thätigkeitsbegriff der Wurzel zurückführen können. Wir ersehen hieraus zugleich, daß die Entwickelung der Begriffe in der Sprache, so sehr in ihr die Freiheit waltet, doch eben so nach bestimmten Gesetzen vor sich geht, wie die Entwickelung der Lautverhältnisse.

Die Mittelform ist in der Bedeutung nicht von der Ablautsform unterschieden. Auch ist, wenn man nur auf die Bedeutung sieht, kein Grund vorhanden, die Mittelform von der Ablautsform zu unterscheiden; für die Grammatik ist diese Unterscheidung jedoch in Hinsicht auf das Geschlecht und auf die Deklination der substantivischen Stämme wichtig.

Die Eigenthümlichkeit der Mittelform besteht darin, daß der Stamm den Vokal e (Ad. a oder i) z. B. in Wog-e, Wag-e, Schlang-e, Grub-e, Sprach-e, oder den starren Zungenlaut z. B. in Fahr-t, Saa-t, Nah-t, Bau-te, Fähr-te, Jag-d, Bür-de, Zier-de, Kun-de, oder auch den zusammengesetzten Laut st z. B. in: Gun-st, Kun-st, Brun-st, Wul-st als nicht bedeutsame Endung annimmt. Als nicht bedeutsam müssen wir diese Endungen ansehen, weil sie keinen Unterschied in der Form des Begriffes bezeichnen, indem die Substantiven der Mittelform in Hinsicht auf die Form des Begriffes von denen der Ablautsform durchaus nicht unterschieden sind, und derselbe Stamm oft ohne einen Unterschied der Bedeutung in beiden Formen vorkömmt z. B. Lug und Lüge, Schank (in Schwaben) und Schenke, Schoß und Ad. Scôza, Lauf und Lauft. Auch gibt sich die bloß phonetische Bedeutung dieser Endungen dadurch kund, daß ihr Vorhandensein von den phonetischen Verhältnissen des Auslautes abhängt. Der Vokal steht nämlich vorzüglich nach einer auslautenden Muta z. B. Hütt-e, Grub-e, Sprach-e, oder nach geschärfter Liquida z. B. Spann-e, Rinn-e, Well-e; der Zungenlaut nach einem Vokale

oder nach einer einfachen Liquida z. B. Tha-t, Saa-t, Bau-te, Fahr-t, Bür-de, Kund-e; und st nach einer geschärften Liquida z. B. Kunst, Brunst, Schwulst. Viele Stämme, die mit einer Liquida auslauten, wie: Qual, Scham, Zahl, Wehr, hatten früher eine vokalische Endung (Quâla, Scama, Zala, Weri); sie haben diese Endung aber wieder abgeworfen, müssen jedoch unter der Mittelform begriffen werden, welche hier noch an dem weiblichen Geschlechte kenntlich ist. Auch gehören hierher Mauer (Ad. Mûra), Steuer (Ad. Stiura), Scheuer (Ad. Sciura), Trauer, Lauer, in denen, wie in Bauer (Ad. Pûr) und Feuer (Ad. Viur), r Wurzellaut ist.

## §. 41.

Die adjektivischen Stämme werden im Allgemeinen eben so, wie die substantivischen Stämme, durch den Ablaut gebildet z. B. brach, flück, froh, treu, glatt von: brechen, fliegen, freuen, trauen, gleiten. Auch hier kommen, obgleich weit seltener, als bei den substantivischen Stämmen, die nicht bedeutsamen Endungen er, el, en und t vor z. B. in: heiter, bitter, mager, eitel, edel, übel, eben, trocken, schlecht, dicht, seicht. Nur nach einer Media und nach dem Spiranten s im Auslaute kömmt der Vokal e vor z. B. strenge, träge, blöde, leise, weise. Auch das Augment kömmt vor in: gesund, genehm, gewiß, geschwind, gemein u. m. A. In der lateinischen Sprache sind als nicht bedeutsame Endungen anzusehen: er in piger, celer, pauper, pulcher, ruber; il in vigil. Die Bedeutung der adjektivischen Stämme ist eben so, wie die der substantivischen Stämme, sehr unbestimmt. Sie drücken zwar meistens den Begriff des Wurzelverbs als wirkliche Thätigkeit aus z. B. schön (scheinend), bitter (beißend), laut (lautend), wach (wachend); sie haben jedoch oft auch eine passive Bedeutung z. B. lieb (geliebt), genehm (genommen), vornehm (vor Andern genommen eximius), E. cheap wohlfeil (käuflich) von A. ceapan kaufen, E. short kurz (abgeschnitten) von A. scearan schneiden. Manche Stämme werden zugleich in einer aktiven und passiven oder auch in einer kausativen Bedeutung gebraucht z. B. blind (ein blindes Pferd, ein blinder Passagier und eine blinde Fensterscheibe), gesund (ein gesundes Kind und eine gesunde Speise), bequem (ein bequemer Mensch und ein bequemer Stuhl). Sie unterscheiden sich aber von den Wurzelverben auf eine höchst bedeutsame Weise dadurch, daß sie nicht, wie diese, den Thätigkeitsbegriff schlechtweg bezeichnen, sondern ihn in einem Gegensatze hervorheben. Diese Hervorhebung eines Gegensatzes, durch welche sich das Adjektiv überhaupt von dem Verb unterscheidet (§. 38), tritt besonders in den Stämmen

sehr bestimmt hervor z. B. „Das Kind ist wach" und „Er wacht bei dem Kranken" „Das Messer ist scharf" und „Das Messer schneidet", schwach E. weak neben weichen, schlecht neben schlagen, genehm neben nehmen, hell neben hallen, dünn neben dehnen, dick und dicht neben gedeihen, groß neben A. growan (wachsen) u. s. f.

Aus den adjektivischen Stämmen und zwar eigentlich nur aus diesen gehen die Adjektivsubstantiven (§. 7) hervor. Diese kommen in allen Sprachen vor; aber die deutsche Grammatik muß diese Substantiven besonders deßhalb von den andern substantivischen Stämmen unterscheiden, weil die männlichen Substantiven dieser Form, nämlich die Personen- und Thiernamen, welche die größte Anzahl von ihnen ausmachen, ursprünglich und großentheils auch jetzt noch in der neuen Form dekliniren. Einige derselben sind noch daran kenntlich, daß sich neben dem männlichen Substantiv auch ein weibliches findet z. B. in G. magus (Knabe) und mavi (Mädchen), in Ad. Ano u. Ana (Ahn), Herro und Herra (Herr und Herrin); im Lateinischen: Deus und Dea, filius und filia, equus und equa, mulus und mula, und im Griechischen: θεός und θεά, δοῦλος und δούλη. Außer denjenigen männlichen Personen- und Thiernamen, welche noch jetzt in der neuen Form dekliniren, finden sich noch sehr viele, die im Altdeutschen ebenfalls die neue Deklinationsform hatten z. B. Aro (Aar), Disco (Schüler), Chappo (Hahn), Heimo (Grille), Hloufo (Läufer), Kanzo (Gans), Hreinno und Scelo (Beschäler), Scepho (Schöpfer), Sparo (Sperling), Spizo (Spitzmaus), Sprehho (Sprecher), Stiuro (Steuermann), Trincho (Trinker), Tuomo (Richter), Vâho (Fänger) u. m. A. In den zusammengesetzten Personennamen: Ehalto und Ewarto (Hoherpriester), Esako (Sachwalter), Sculdheizo (Schultheiß), Herizoho (Herzog), Troumsceido (Traumdeuter), Hewiscreccho (Heuschrecke), Mansleceo (Mörder), Prôtpecho (Bäcker), Forasako (Wahrsager), Widerstrito (Gegner) u. s. f. müssen wir, da sie im Altdeutschen in der neuen Form dekliniren, ebenfalls die Stämme: Halto, Warto, Heizo u. s. f. als Adjektivsubstantiven ansehen. Nach aller Analogie muß man unter den griechischen und lateinischen Personen- und Thiernamen nicht nur diejenigen Stämme, welche, wie κόρος und κόρη, θεός und θεά, Deus und Dea, equus und equa, durch eine zwiefache Form das Geschlecht unterscheiden, sondern auch diejenigen Stämme, welche, wie ὁ und ἡ παῖς, ὁ und ἡ βοῦς, ὁ und ἡ ἵππος, ὁ und ἡ ἄρκτος und bos, canis, sus, mus, bei unveränderter Form für beide Geschlechter gebraucht werden, als Adjektivsubstantiven ansehen. Insbesondere scheinen diejenigen Stämme, welche nur noch in zusammengesetzten Personen- und

Thiernamen vorkommen, wie κλής, τρίψ, ζίξ, σπύς in: Σοφοκλῆς, οἰκότριψ, παράζυξ, συκοσπύς, und fer, ger, dex, fex, cen, es, stes, ses, sul, ceps, spex, jux (junx) in: lucifer, armiger, judex, pontifex, tibicen, comes, antistes, praeses, praesul, auceps, haruspex, conjux ursprünglich eben so, wie φόρος, κόλος, λόγος, in: πυρφόρος, βουκόλος, θεολόγος, und: fluus, fugus, dicus, ficus, volus, legus, vomus u. s. f. in: mellifluus, profugus, maledicus, maleficus, frugilegus, ignivomus, welche noch die adjektivische Flexion haben, adjektivische Stämme zu sein, welche in der Zusammensetzung zu Adjektivsubstantiven geworden sind. Auch in der deutschen Sprache haben sich viele adjektivische Stämme nur noch in Zusammensetzungen erhalten z. B. Vorfahr, Nachkomme, Anwalt, Vorstand, Mundschenk, Vielfraß, Herzog, Beisasse, Heuschrecke, Schultheiß, Maulwurf, Vormund, Steinmetz.

Wir haben in der deutschen Sprache wenig Adjektivsubstantiven sächlichen Geschlechts. Sie kommen weit häufiger in den alten Sprachen z. B. in der lateinischen vor, wo nicht nur Stämme, sondern auch Partizipien und andere Sproßformen als Adjektivsubstantiven gebraucht werden z. B. cavum, merum, jugum, arvum, divum, mirum, planum, sagum, vadum, festum und: lutum, lectum, tectum, fatum, furtum, mustum, pensum, sertum, septum, sputum, jaculum.

---

# Drittes Kapitel.

## Von den Sproßformen.

### §. 42.

Die Sproßformen werden von den Stämmen durch Endungen gebildet z. B. Ritt-er, Fünd-ling, bünd-ig, Bünd-niß, schrift-lich. Wir haben zwar viele Sproßformen, die nicht von Stämmen, sondern von den Wurzelverben oder auch von andern Sproßformen gebildet sind: aber die Bildung derselben von Stämmen ist überall in den germanischen Sprachen auf eine so entschiedene Weise vorherrschend, daß wir sie als den Grundtypus aller Sproßformenbildung in den germanischen Sprachen ansehen können. Was die von Wurzelverben gebildeten Sproßformen betrifft, so findet man immer zugleich regelmäßig von Stämmen gebildete Formen, neben welchen sie als Nebenformen und als Abweichungen von der gemeinen Regel erscheinen z. B. Ritter, Schnitter neben: Reiter, Schneider;

dienstbar, sichtbar neben: trinkbar; friedsam neben: lenksam, und: schriftlich, glücklich, weislich neben: begreiflich, glaublich. Andererseits widerstreben Sproßformen, welche von andern Sproßformen gebildet sind, in Hinsicht auf die rhythmische Form und meistens auch in Hinsicht auf die Bezeichnung des Begriffes mehr oder weniger der Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache, und sind darum unvollkommener, als die von den Stämmen gebildeten Sproßformen. Da die so gebildeten Sproßformen in der Flexion immer drei tonlose Endungen nach einem betonten Stamme haben z. B. ritt-er-lich-er, mörd-er-isch-er, Zärt-lich-keit-en, wirth-schaft-lich-er; so überschreiten sie dasjenige Ebenmaß des Tonverhältnisses, welches die rhythmischen Gesetze der deutschen Sprache fordern, und sie gehören mehr oder weniger unter diejenigen Formen, welche wir als Afterformen bezeichnet haben (§. 21). Wenn von solchen Formen abermals Sproßformen gebildet werden z. B. Müh-sel-ig-keit-en, ritt-er-schaft-lich-er; so verletzen sie vollends das rhythmische Gefühl. Indem aber die rhythmische Form des Wortes fehlerhaft wird, muß auch die Fassung des Begriffes mehr oder weniger mangelhaft werden. Man muß nämlich jede Sproßform z. B. Ritt-er, ritterschaft-lich nicht als ein Aggregat von Silben, sondern in Hinsicht auf Laut und Begriff als eine Einheit von zwei einander untergeordneten Elementen auffassen: das Wort als eine Einheit von Stamm und Endung und den Begriff als eine Einheit von Inhalt und Form (§. 17. 21); und je leichter in dem Worte diese Einheit der zwei Elemente und ihre Unterordnung aufgefaßt wird, desto einfacher ist die Fassung des Begriffes, und desto klarer und lebendiger die Bedeutung des Wortes. In einer Afterform z. B. Ritter-schaft wird eine Sproßform (Ritter) zum Stamme; dieses Element des Wortes besteht nun selbst aus zwei einander untergeordneten Elementen, und die Einheit von Inhalt und Form des Begriffes wird in: Ritter-schaft nicht so leicht aufgefaßt, als in: Ritt-er. Noch schwieriger wird es, die Einheit von Inhalt und Form des Begriffes aufzufassen, wenn die Afterform: Ritter-schaft wieder zum Stamme der Sproßform: ritterschaftlich wird; und so sind Afterformen auch in Hinsicht auf die Bedeutung eben so, wie in Hinsicht auf die rhythmische Form, mehr oder weniger mangelhaft.

Das eben Gesagte ist jedoch nicht so zu verstehen, als seien alle Afterformen schlechtweg fehlerhaft und schlechtweg verwerflich. Sehr viele Afterformen sind in der deutschen Sprache wirklich vorhanden und haben allgemeine Aufnahme gefunden; und der natürliche Gang der Sprachentwickelung führt vermöge der fortschreitenden Individualisirung der Begriffe zu der Bildung solcher Formen. Aber

es ist für die Betrachtung der deutschen Sprache wichtig, daß man die Afterformen als solche Formen unterscheide, die, weil sie mehr oder weniger der Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache in der logischen und rhythmischen Bildung widerstreben, im Vergleiche mit andern Formen mangelhaft sind und darum nicht als schöne Formen anzusehen sind; daß man daher die Fähigkeit, von Sproßformen durch fortschreitende Ableitungen immer neue Sproßformen zu bilden, nicht als einen besondern Vorzug und als eine vorzügliche Schönheit unserer Sprache hervorheben soll. Vergleicht man das Altdeutsche mit dem Neudeutschen und die Volkssprache mit der Sprache der Gebildeten; so wird man bald gewahr, daß die deutsche Sprache nach dem Grundtypus ihrer Wortbildung eigentlich nicht auf die Bildung von Afterformen ausgeht. Die ältere Sprache bedarf der Afterformen schon darum weniger, weil sie sehr häufig statt unserer Sproßformen noch Stämme gebraucht z. B. gier, grimme, zage, zier, zorn, walt, wig statt: gierig, grimmig, zaghaft, zierlich, zornig, gewaltig, beweglich. Sehr viele durch die Endung heit (keit) gebildete Afterformen, wie: Beständigkeit, Würdigkeit, Geschicklichkeit, Vorzüglichkeit, Gemächlichkeit, Tauglichkeit, Mißhelligkeit, Fertigkeit kommen im Altdeutschen und auch in der Volkssprache nicht vor, weil statt derselben noch Stämme gebraucht werden z. B. Bestand, Werth oder Würde, Geschick, Vorzug, Gemach, Döge, Mißhelle, Fert. Die Bildung der Afterformen wird besonders durch diejenigen Unterscheidungen der Begriffe befördert, welche dem künstlich gebildeten Leben angehören: daher sind und bleiben viele Afterformen, welche in der Sprache der Gebildeten vorkommen, der Volkssprache fremd z. B. Verdrießlichkeit, Naschhaftigkeit, Vertraulichkeit, Beständigkeit.

Indem von einem Stamme eine Sproßform gebildet wird, verwandelt sich die Form des durch den Stamm ausgedrückten Begriffes: der Begriff des Seins nimmt die Form eines Thätigkeitsbegriffes, der Sachbegriff die Form eines Personenbegriffes, der konkrete Begriff die Form eines abstrakten u. s. f. an oder umgekehrt z. B. diebisch, Schiffer, Freundschaft und: Stärke, Wirthschaft, Tänzer. Man kann es daher als ein allgemeines Gesetz ansehen, daß die Sproßform nie mit ihrem Stamme dieselbe Begriffsform hat, und daß z. B. nie ein Adjektiv von einem andern Adjektiv, ein Personenname von einem Personennamen u. s. f. abgeleitet wird. Die Endung drückt die Form des Begriffes aus, vermöge deren der Begriff des Stammes in der Sproßform ein adjektivischer z. B. bünd-ig, ein Personenbegriff z. B. Tänz-er, ein abstrakter z. B. Bünd-niß u. s. f. ist. Wir können daher nicht nach einem besondern Begriffe fragen,

welchen eine Endung ausdrücken soll, ob z. B. ig von eigan (besitzen) abstamme, und einen Besitz bedeute. Wir werden vielmehr die Ableitungsendungen als Gebilde eigner Art ansehen, welche ursprünglich eben so die Formen der Begriffe, wie die Flexionsendungen die Beziehungen der Begriffe in der Rede (§. 13), ausdrücken. Die Ableitungsendungen sind eben so, wie die Flexionsendungen, nicht nur in der deutschen, sondern in allen bekannten Sprachen, zwar nicht ausschließlich, aber doch vorzüglich aus solchen Lauten gebildet, welche im Vergleiche mit den andern Lauten auf einer niedrigern Stufe der Artikulation stehen, und welche wir im Gegensatze zu den vollkommner individualisirten starren Lauten, die vorzugsweise Träger der Begriffe sind, liquide Laute nennen, nämlich aus Vokalen und liquiden Konsonanten. Nur die starren Zungenlaute (s, t) kommen — als die mehr liquiden unter den starren — ebenfalls in allen Sprachen häufig als Endungslaute vor.

Die Formen der Begriffe sind in den Sproßformen bestimmter geschieden, als in den Stämmen: so treten z. B. Personen- und Sachbegriff, Konkretum und Abstraktum, welche in den substantivischen Stämmen noch nicht durch die Wortform unterschieden werden, in den Sproßformen bestimmt geschieden aus einander. Die Unterscheidung der Begriffsformen in der Sprache ist aber nicht als eine zufällige oder willkürliche anzusehen; und es ist für die Synonymik der Sproßformen insbesondere sehr wichtig, daß man auch hier eine organische Entwickelung der Begriffsformen anerkenne. Es sind nur gewisse bestimmte Formen der Begriffe, welche durch die Sproßformen bezeichnet und unterschieden werden; und bei jeder Sproßform ist immer nur Eine bestimmte Begriffsform als die Grundbedeutung derselben anzusehen. Sproßformen bezeichnen zwar oft auch Begriffsformen, die von ihrer Grundbedeutung unterschieden sind; insbesondere nehmen Abstrakta leicht eine konkrete Bedeutung an z. B. eine Höhe, eine Herrschaft, eine Schönheit und Süßigkeiten. Aber man muß solche Bedeutungen als Nebenbedeutungen von der Grundbedeutung unterscheiden. Um jedoch mit Sicherheit die Nebenbedeutung von der Grundbedeutung unterscheiden zu können, ist vor allen Dingen nöthig, daß man wisse, welche Begriffsformen überhaupt durch die Sproßformen unterschieden werden. Es ist in dieser Hinsicht Folgendes zu bemerken.

Wenn man die Begriffsform in der oben (§. 3) bezeichneten engeren Bedeutung nimmt, so unterscheiden die Ableitungsformen nur überhaupt Thätigkeit und Sein in Verb, Adjektiv und Substantiv, und im Besondern nur die besondern Formen des Seins in den Substantiven. In den Letztern unterscheidet die Ableitung:

a. Personen und Sachen durch die Formen: er, ling, της, τηρ, τωρ, l. tor, a (scriba) u. s. f. und μα, l. men, mentum. Die deutsche Sprache hat keine besondere Sproßformen für den Sachbegriff.

b. das weibliche Geschlecht bei Personennamen und vielen Thiernamen durch die Formen: in, ις, τις, ισσα, l. ix. Manche Endungen dieser Art sind jedoch eigentlich adjektivische Flexionsendungen z. B. εια, αινα, τειρα, τρια, l. ina.

c. das Abstraktum durch die Formen: e, ung, heit, schaft, σις, σία, μος, l. ia, itia, io, tas, tudo. Da der kollektive Begriff eigentlich als ein Abstraktum gedacht, und auch meistens durch die Formen des Abstraktum bezeichnet wird; so begreifen wir den kollektiven Begriff unter dem Abstraktum z. B. Menschheit neben: Freiheit, Judenschaft neben: Freundschaft, Reiterei neben: Heuchelei, Waldung neben: Stärkung, equitatus neben: consulatus, civitas neben: celeritas.

Außer den eigentlichen Formen der Begriffe (§. 3) bezeichnet die Ableitung auch manche Beziehungsverhältnisse der Begriffe. Die Beziehungen der Begriffe werden, in so fern sie als wandelbare Verhältnisse der Begriffe in der Rede hervortreten, durch die Flexion (und durch Formwörter) bezeichnet (§. 13): diejenigen Beziehungsverhältnisse aber, welche in den Begriff des Wortes selbst aufgenommen werden, und an ihm haften bleiben, werden häufig gleichsam als Begriffsformen durch Ableitungsformen bezeichnet. Bei manchen Formen ist es zweifelhaft, ob sie als Ableitungsformen oder nur als Flexionsformen anzusehen sind. So haben die semitischen Grammatiken das Iterativum (Piël) und das Faktitivum (Hiphil), und die slavischen Grammatiken das Iterativum als Flexionsformen aufgefaßt, indeß sie in den Grammatiken der andern Sprachen als Ableitungsformen dargestellt werden. Auch kann man die lateinischen Inchoativformen auf sco (calesco, rubesco) eben so als Nebenformen des Präsens und Imperfekts, wie die jonischen Iterativformen auf σκον (θέλεσκον) als Nebenformen des Imperfekts und Aorists ansehen. Dagegen könnte man das lateinische Passivum auch als den Ausdruck einer besondern Begriffsform, und somit als eine Ableitungsform auffassen.

Diese Unterscheidung zwischen den eigentlichen Begriffsformen und den besondern Beziehungsverhältnissen der Begriffe, welche durch die Ableitung bezeichnet werden, ist für die Lehre von der Ableitung besonders darum wichtig, weil dieser Unterschied auch in dem Formellen des Ableitungsvorganges sehr bestimmt hervortritt. Es ist oben (§. 27) das Gesetz aufgestellt worden, daß im Allgemeinen jede

Wortart nur von einer unterschiedenen Wortart gebildet wird z. B. ein Verb nur von einem Substantiv oder Adjektiv. Dieses Gesetz ist durchgreifend bei denjenigen Sproßformen, durch welche eine eigentliche Begriffsform bezeichnet wird: aber es kann nicht eben so auf diejenigen Sproßformen angewendet werden, welche nur besondere Beziehungsverhältnisse der Begriffe bezeichnen. So werden z. B. die frequentativen und inchoativen Formen der Verben von Verben, und die Diminutivformen der Substantiven von Substantiven gebildet. Auch werden die Beziehungsverhältnisse der Begriffe nicht eben so bestimmt und nicht eben so durchgreifend durch alle Sprachen durch besondere Ableitungsformen unterschieden, als die Formen der Begriffe selbst. So hat die deutsche Sprache keine besondere Inchoativ- und Iterativformen, und die Formen auf eln (fröstelu, hüsteln), die man als solche ansehen könnte, sind dem Altdeutschen fremd *). Die Beziehungsverhältnisse werden besonders an den Verben und Adjektiven, zu denen wir hier auch die Partizipien zählen, durch besondere Formen unterschieden, indem insbesondere Zeit- und Modusverhältnisse der Thätigkeit und auch die Verhältnisse des subjektiven und objektiven Thätigkeitsbegriffes (§. 5) bezeichnet werden. Unter den Verben bezeichnen die Iterativ- oder Frequentativformen (ῥιπτάζω, αἰτίζω und agito, dictito), so wie die Inchoativformen (ἡβάσκω und calesco) eigentlich ein Zeitverhältniß, die Desiderativformen (γελασείω und esurio) ein Modusverhältniß und die kausativen Formen (tränken, λευκαίνω, ἡδύνω) ein objektives Verhältniß des Thätigkeitsbegriffes. Unter den Adjektiven bezeichnen die Formen bar, sam, νός, λός, ιμος, τός, τέος, ax, ilis, bundus, cundus, (furchtbar, furchtsam, δεινός, δειλός, χρήσιμος, ὁρατός, φιλητέος, rapax, facilis, moribundus, verecundus) Modusverhältnisse, nämlich die Möglichkeit und Nothwendigkeit (ein Wollen), und Einige derselben, wie νός und λός, τός und τέος, ax und ilis, unterscheiden zugleich aktive und passive Bedeutung. Bei den Substantiven wird insbesondere das Größenverhältniß bezeichnet durch die Formen chen, lein, ιον (παιδίον), ισκος (στεφανίσκος), ύλος (ἐρωτύλος), l. lus (libellus). Es verdient in dieser Hinsicht bemerkt zu werden, daß sich die Diminutivformen in der englischen Sprache bis auf wenige Überreste, wie mannikin, goslin, hillock, bullock, gänzlich verloren haben, und daß in der französischen Sprache die Diminutivformen zwar noch vorhanden sind, aber meistens die diminutive Bedeutung verloren und zum Theile eine ganz andere Bedeutung angenommen haben z. B. pincette, fourchette, trompette, lunette, lancette, manchette,

*) S. J. Grimm d. Gr. Th. II. S. 115.

palette, abeille, grenouille, chevreuil, oreille, beccasine. Letzteres findet sich jedoch im Einzelnen auch in andern Sprachen z. B. in: Mädchen, Fräulein, θηρίον, βιβλίον, osculum, avunculus, articulus, It. figliolo. In der italiänischen und in der russischen Sprache finden sich dagegen neben den Diminutivformen zugleich besondere Vergrößerungsformen z. B. It. beccuccio Schnauze, bestiaccia ein großes häßliches Thier, boccaccia ein weites Maul, campanone eine große Glocke, bestione ein großes Thier, carrettone ein großer Karren, R. domischtsche ein ungeheures Haus, lushischtscha eine große Pfütze.

Manche Sproßformen haben endlich eine besondere Bedeutung, welche ihnen nicht ursprünglich und an sich, sondern nur in so fern zukömmt, als sie von Stämmen einer bestimmten Begriffsform gebildet werden. So haben die Verben auf ιζω, wenn sie von Personennamen gebildet sind, eine imitative, und die lateinischen Verben auf urio, weil sie von dem Partizip des Futurs gebildet sind, eine desiderative Bedeutung. Eben so scheint die deutsche Adjektivform en (golden) erst später, als sie nur von Stoffnamen gebildet wurde, die ausschließliche Bedeutung des Stoffverhältnisses angenommen zu haben. Denn im Altdeutschen wurde sie auch von andern Substantiven gebildet, und bezeichnete auch andere Bedeutangen z. B. in: liehtîn (hell), êwîn (ewig), wîlîn (zeitlich), mennisçîn (menschlich) *).

Für die Bezeichnung moralischer Verhältnisse der Begriffe hat die Sprache überall ursprünglich keine besondere Formen. Sie werden zwar auch häufig als Nebenbegriffe durch besondere Formen bezeichnet z. B. das Gehässige durch isch (weibisch, kindisch), ling (Dichterling, Höfling), eln (frömmeln, witzeln) und das Liebliche durch die Diminutivformen: aber alle Bezeichnungen von Verhältnissen der Art sind der Sprache ursprünglich fremd und gehören einer spätern Zeit an.

Begriffswörter verändern oft im Laufe der Zeit ihre Bedeutung: so bedeutete unser Strahl im Altdeutschen einen Pfeil. Die Beziehungen der Begriffe sind aber ihrer Natur nach in der Sprache weniger fixirt, als die Begriffe; die Bedeutung der Ableitungsendungen ist daher, wie die der Formwörter, weit mehr dem Wandel unterworfen, als die Bedeutung der Begriffswörter. So geschieht es, daß Sproßformen nicht nur Nebenbedeutungen annehmen, die ihnen ursprünglich fremd sind, sondern auch von ihrer ursprünglichen Bedeutung sehr verschiedene Begriffsverhältnisse bezeichnen und nun von Wortarten gebildet werden, von denen sie, vermöge ihrer ursprünglichen

---

*) S. J. Grimm d. Gr. Th. II. S. 177.

Bedeutung, nicht konnten gebildet werden. So drücken die Formen des abstrakten Begriffes z. B. keit (Feuchtigkeit) und niß (Erzeugniß) auch einen konkreten Begriff aus. Die Form lich, welche ursprünglich eine adverbiale Bedeutung hat und nur von Adjektiven und Substantiven abstrakter Bedeutung gebildet wird, nimmt später, an die Stelle der Form isch tretend, auch adjektivische Bedeutung an und wird von Personennamen gebildet. Dieser Wandel der Bedeutung tritt besonders bei der Vergleichung verwandter Sprachen z. B. der deutschen und englischen hervor. Im Englischen hat z. B. ness (greatness, highness) die Bedeutung unserer e und heit, hood (heit) hingegen (maidenhood, neigbourhood, knighthood) die Bedeutung unseres schaft, und ish (isch) in whitish, reddish, sweetish die Bedeutung unseres lich in: weißlich, röthlich, süßlich. Dasselbe findet sich oft bei unterschiedenen Mundarten derselben Sprache z. B. Gestüte und Stüterei, Bürgerschaft und Bürgerei. Man muß bei der Synonymik der Ableitungsformen auf diesen Wandel in der Bedeutung und in dem Gebrauche der Formen achten, und man würde sich oft vergebens abmühen, wenn man, ohne auf den geschichtlichen Wandel zu achten, die besondern Formen jedesmal aus der bestimmt gefaßten und scharf unterschiedenen Grundbedeutung erklären wollte.

## §. 43 u. 44.

Da das Wort in der Sprache ursprünglich als Ausdruck eines Begriffes von bestimmter Form hervortritt; so muß man die Ableitungsendungen eben so, wie die Flexionsendungen (§. 13), im Allgemeinen als ursprüngliche Endungen d. h. als Gebilde ansehen, welche ursprünglich nicht einen Begriff, sondern die Form des Begriffes ausdrücken. Was oben (§. 13) von der phonetischen Gestalt der Flexionsendungen gesagt worden, gilt auch von den Ableitungsendungen.

Von den ursprünglichen Ableitungsendungen muß man jedoch die abgeleiteten Endungen unterscheiden. Diese sind ursprünglich Begriffswörter, welche mit einem andern Worte zusammengesetzt werden, und deren Bedeutung sich demnächst dergestalt verallgemeinert, daß sie jetzt eben so, wie die ursprünglichen Endungen, nur die Formen der Begriffe bezeichnen. Sie sind besonders daran kenntlich, daß ihre Abkunft von Begriffswörtern sich nachweisen läßt z. B. thum, und daß ihr Lautverhältniß vollkommner individualisirt ist z. B. haft, bar. Es dürfte zugleich als ein Kennzeichen ursprünglicher Endungen anzusehen sein, daß sie die Umlautung des Stammvokales bewirken. Nach diesen Bestimmungen sehen wir die Endungen schaft, thum, haft, bar und sam als abgeleitete und alle andern als

ursprüngliche Ableitungsendungen an. Im Besondern bleibt es bei manchen Endungen zwar noch immer zweifelhaft, ob sie zu der einen oder zu der andern Art gehören, und man kann darüber streiten, ob z. B. heit und lich ursprüngliche oder abgeleitete Endungen seien: aber der Streit über die Art einer Endung im Besondern ist für die Grammatik nicht von großer Wichtigkeit. Nur das ist für das Verständniß der Sprache überhaupt und ihrer Entwickelung wichtig, daß man in den Endungen überhaupt ursprüngliche Ausdrücke der Begriffsformen erkennt, von welchen die abgeleiteten Endungen als Ausnahmen zu unterscheiden sind.

Man hat sich immer sehr bemühet, mit bestimmter Gewißheit die Begriffswörter aufzufinden, von denen die abgeleiteten Endungen herzuleiten sind. So wichtig dies nun für die etymologischen Forschungen sein mag, so ist es für die eigentliche Grammatik nicht von solcher Wichtigkeit, als man häufig glaubt. Man täuscht sich, wenn man glaubt, vorzüglich auf diesem Wege die wahrhafte Bedeutung der abgeleiteten Endungen zu finden. Wenn ein Begriffswort zu einer Endung geworden und nun nicht mehr einen Begriff, sondern nur die Form oder ein Beziehungsverhältniß des Begriffes ausdrückt, so ist es immer schwer, die eigentliche Bedeutung der Endung mit Bestimmtheit aus dem Begriffsworte herzuleiten. Schwerlich wird man die wahrhafte Bedeutung der Formen schaft und haft z. B. in: Brüderschaft und wahrhaft mit Bestimmtheit aus den Begriffen von schaffen und haben oder haften herleiten. Das eigentliche Verständniß der Formen kann sogar gerade dadurch getrübt werden, daß man ihre Bedeutung aus der Bedeutung des Begriffswortes herleiten will. Man würde z. B. sehr irren, wenn man das Verhältniß der Ähnlichkeit als die eigentliche Bedeutung der Form sam in: friedsam, furchtsam ansehen wollte, weil die Endung von dem Begriffsworte sam (ähnlich) hergeleitet wird.

Der Umlaut, welcher der deutschen Sprache der ältesten Zeit fremd zu sein scheint*), ist in der Bildung der Sproßformen, wie in der Flexion, ursprünglich durch die Rückwirkung des Endungsvokals i auf den Vokal des Stammes bedingt z. B. mächtig, Wölfin. Vor dem Endungsvokal e hat der Umlaut nur dann Statt, wenn e aus einem früheren i hervorgegangen ist z. B. Härte, Kälber (Ad. Herti, Chelpir). Sehr viele Wörter haben die Endung i oder e wieder abgeworfen und den Umlaut beibehalten z. B. Gespräch, Gemüth. Der Endungsvokal bewirkt nur dann den Umlaut, wenn die Endung unmittelbar an einen Stamm, nicht aber wenn sie an eine Wurzel

*) S. J. Grimm d. Gr. 3. Ausg. Th. I. S. 554.

oder an eine Sproßform tritt. Jedoch haben Stämme mit den nicht bedeutsamen Endungen er, el, en in der Flexion auch häufig den Umlaut z. B. Väter, Hämmel, Häfen. Es finden sich übrigens in den unterschiedenen Zeiten und Mundarten der deutschen Sprache bedeutende Schwankungen in dem Gebrauche des Umlautes; daher ist auch der hochdeutsche Sprachgebrauch in dieser Hinsicht oft noch unbestimmt.

Von den Ableitungsendungen muß man nebst den nicht bedeutsamen Endungen auch die euphonischen Laute unterscheiden, welche bloß des Wohllautes halber zwischen Stamm und Endung eingeschaltet werden (§. 36). Von dieser Art sind: er in: blei-er-n, stein-er-n, thön-er-n, gläs-er-n, und in: les-er-lich, fürcht-er-lich; t in: namen-t-lich, kenn-t-lich, eigen-t-lich, gelegen-t-lich, geflissen-t-lich; d in: vollen-d-s; n in: Söld-n-er, Glöck-n-er u. m. A. Insbesondere gehört hierher ig in: Müd-ig-keit, Blöd-ig-keit, Süß-ig-keit; und in: sätt-ig-en, besänft-ig-en, begnad-ig-en, befried-ig-en, berecht-ig-en, begünst-ig-en, betheil-ig-en, beleid-ig-en, entsünd-ig-en, entmuth-ig-en u. m. A.

---

## 1 Verben.

## §. 45.

Die abgeleiteten Verben werden insgemein von Substantiven und Adjektiven gebildet, indem das Substantiv oder Adjektiv die Flexion und Bedeutung eines Verbs annimmt. In den meisten Sprachen werden die Verben mit vokalischen Endungen abgeleitet; so im Griechischen die Verben auf άω, έω, όω, εύω u. s. f., und die lateinischen Verben der ersten und vierten Konjugation. Im Altdeutschen ist der Ableitungsvokal der abgeleiteten Verben entweder i, das vor der Konjugationsendung in j übergeht, im Neudeutschen aber abgeschliffen ist z. B. mahal-j-an vermählen, stahal-j-an stählen, kunt-j-an künden, heitar-j-an erheitern, oder o z. B. fast-o-n fasten, nist-o-n nisten, aht-o-n achten, oder e z. B. alt-e-n veralten, chalt-e-n erkalten. Die mit i abgeleiteten Verben haben natürlich den Umlaut und sind meist transitiv, die mit e und o abgeleiteten haben keinen Umlaut und sind in der Regel intransitiv z. B. hlûtar-j-an läutern neben hlûtar-e-n lauter werden, waram-j-an wärmen neben waram-e-n warm werden, truchan-j-an trocknen neben artruchan-e-n trocken werden. Im Neudeutschen unterscheiden sich ebenfalls noch die abgeleiteten Verben intransitiver Bedeutung durch den Mangel des Umlautes z. B. dursten, hungern, (er) kalten, (er) starken, tosen, prangen, prunken, duften, (er) lahmen. Im Griechischen sind die abgeleiteten

intransitiven Verben durch die Wortform nicht von den transitiven unterschieden; im Lateinischen aber gibt man den intransitiven abgeleiteten Verben gern die Form des Deponens z. B. laetor, auguror, jocor, glorior, dominor von laetus, augur, jocus, gloria. — Die von Stämmen gebildeten Verben intransitiver Bedeutung fallen in ihrer Bedeutung häufig wieder mit den Wurzelverben zusammen, und haben, nachdem diese außer Gebrauch gekommen, ihre Stelle eingenommen z. B. φονεύω, φιλέω, γοάω für φένω, φίλω, γόω, und: tosen, prangen für: diesan, brehhan.

Weit häufiger haben die abgeleiteten Verben eine kausative Bedeutung, indem sie die Bewirkung der durch den Stamm bezeichneten Thätigkeit ausdrücken z. B. κοσμέω, δηλόω von κόσμος, δῆλος; fugo, saturo, salvo von fuga, satur, salvus; tränken, fällen, wärmen von: Trank, Fall, warm.

In den hier bezeichneten Arten von abgeleiteten Verben bezeichnet die verbale Flexion nur auf eine allgemeine Weise die verbale Begriffsform als *thätig sein* oder *werden* z. B. βασιλεύω (ich bin König), erkalten (kalt werden), oder als die Thätigkeit *thun* oder *bewirken* z. B. kämpfen (einen Kampf thun), fällen (einen Fall bewirken). In sehr vielen abgeleiteten Verben wird aber durch die verbale Flexion ein besonderer Thätigkeitsbegriff bezeichnet, auf den der Begriff des Stammes als Objekt und zwar insgemein entweder als leidendes Objekt oder in dem Verhältnisse der Weise z. B. als Werkzeug bezogen ist z. B. fischen (Fische *fangen*), grasen (Gras *fressen*), schiffen (zu Schiffe *fahren*), peitschen (mit der Peitsche *schlagen*), pflügen (mit dem Pfluge *zerschneiden*), keltern (in der Kelter *pressen*). Die Bildung von Verben dieser Art scheint jedoch in der Sprache einer spätern Zeit anzugehören; und sie ist den neuern Sprachen weit mehr geläufig, als den älteren. So bildet z. B. die französische Sprache auf diese Weise: baguetter, barrer, bâtonner, becquetter, bequiller, billeter, bombarder, bonneter, border, botter, bouchonner, boutonner, brancher, brillanter, briqueler, bronzer und unzählige andere Verben.

Alle Bildung von abgeleiteten Verben beschränkt sich, in so fern durch sie eigentliche Begriffsformen bezeichnet werden, nach Form und Bedeutung, ursprünglich auf die hier bezeichneten Vorgänge. Die griechischen Iterativ-, Imitativ- und Inchoativformen auf ζω und σκω, so wie die lateinischen Inchoativen auf sco, welche besondere Beziehungsverhältnisse des Begriffes (§. 42) bezeichnen, werden, wenn sie nicht ursprünglich nur Abänderungsformen (§. 27) sind, denen die Sprache erst später eine besondere Bedeutung unterlegt hat, von Verben gebildet. Die griechische Form ζω hat an sich keine

bestimmte Bedeutung; sie hat nur dann eine imitative Bedeutung, wenn sie von Personennamen gebildet wird. Die lateinischen Frequentativen werden regelmäßig von dem Supin gebildet z. B. cursare, clamitare, nur daß z. B. lectare und dictare in lectitare und dictitare übergehen. Eben so werden die Desiderativen regelmäßig von dem Partizip des Futurs gebildet z. B. esurio, coenaturio. Auch gehören hierher die deutschen Formen: lächeln, streicheln, spötteln, frösteln u. m. A.

---

## 2. Substantiven.

### A. Konkreta.

### §. 46.

Durch die Endung er G. areis, Altn. ari, A. ere, Ad. ari, werden männliche Personennamen gebildet. Sie entspricht in der Bedeutung den griechischen Endungen της, τηρ, τωρ (αὐλήτης, σωτήρ, ῥήτωρ), und dem lateinischen or (censor, victor, fautor, von dem Supin censum u. s. f.). Sie muß von der nicht bedeutsamen Endung er G. rs, Altn. ir und ur, A. er, Ad. ar (§. 39) in: Bruder, Acker, Hammer u. s. f. unterschieden werden, welcher das griechische ος und das lateinische us entsprechen. Die Form er wird in der deutschen Sprache insgemein von substantivischen Stämmen, und zwar mehr von Abstrakten, als von Konkreten gebildet z. B. Sänger, Tänzer, Räuber und: Bürger, Schäfer, Müller. Seltener sind die unmittelbar von den Verben gebildeten Formen z. B. Schneider, Reiter, Erzieher, Sprecher. Im Altdeutschen findet man sehr häufig statt der Formen er gleichbedeutende Adjektivsubstantiven (§. 41) z. B. Hloufo (Läufer), Scelo (Beschäler), Sprehho (Sprecher), Trincho (Trinker), Scepho (Schöpfer), Pecho (Bäcker), von denen sich im Neudeutschen nur wenige, wie Gehülfe, Gefährte, Vorfahr, Nachkomme, erhalten haben. Die Form er wird auch auf einige Thiernamen und Sachnamen übertragen z. B. Keiler, Spießer (Hirsch)schröter, Bohrer, Zeiger (an der Uhr), Wecker, Elfer (Wein), Dreier, Sechser.

Durch die Endung er werden besondere Personennamen (gentilia) von Städte- und Ländernamen gebildet z. B. Frankfurter, Schweizer; und sie entspricht dann den griechischen εύς und της in Μεγαρεύς, Σπαρτιάτης. Diese Bildung findet jedoch nicht Statt bei den Ländernamen: Schweden, Schwaben, Franken, Hessen, Sachsen und ähnlichen, die ursprünglich Völkernamen sind, und eben so, wie: Gabii, Treviri, Falerii, Veji, Tarquinii, Bruttii, Senones als

Ländernamen gebraucht werden. Im Mittelhochdeutschen hatten diese Namen, auch wenn sie das Land bezeichneten, noch ganz die Form der Völkernamen z. B. „zen (zu den) Swaben" „zen Burgunden" statt: in Schwaben, in Burgund. Die dem Lateinischen nachgebildeten Formen: Gothaner, Bremenser, Jenenser, Athenienser, Karthaginenser u. s. f. sind im Allgemeinen verwerflich. Jedoch haben Afrikaner, Amerikaner, Spartaner, Mexikaner, Neapolitaner, Italiäner u. m. A. deutsches Bürgerrecht. Die von Orts- und Ländernamen gebildeten Formen werden auch als attributive Adjektiven gebraucht (S. §. 59); sie werden jedoch alsdann nicht flektirt z. B. der Sohn eines frankfurter Bürgers.

Bei einigen weiblichen Thiernamen, wie: Katze, Taube, wird durch diese Endung das männliche Geschlecht unterschieden z. B. Kater, Tauber.

## §. 47.

Durch die Endung in, Ad. inna und in, welche ursprünglich dieselbe zu sein scheint, welche sich in *αινα* und l. ina darstellt, und zugleich der griechischen Endung *ισσα* (*Κίλισσα*) und der lateinischen ix (nutrix) entspricht, werden von männlichen Personennamen und von einigen männlichen Thiernamen Substantiven gebildet, welche das weibliche Geschlecht bezeichnen z. B. Hirtin, Heldin, Hündin. Diese Form wird nur von eigentlichen Substantiven, wie: Freund, Diener, und nicht von substantivisch gebrauchten Adjektiven, wie: Verwandter, Bekannter, Bedienter, gebildet. Sie bezeichnete früher auch nur, wie in: Heldin, Hirtin, Köchin, Sängerin, einen weiblichen Helden, Hirten u. s. f., und nicht, wie in: Pfarrerin, Försterin, Räthin, auch die Frau eines Pfarrers, Försters u. s. f. Verwerflich ist es, auch von Eigennamen diese Form zu bilden z. B. die Walterin; da hier das weibliche Geschlecht schon durch den Artikel (die Walter) oder durch Frau (Frau Walter) bezeichnet wird.

Es verdient noch bemerkt zu werden, daß die Formen, welche an Substantiven das weibliche Geschlecht bezeichnen, sich theils wie adjektivische Flexionsendungen verhalten, wie in: *ἱέρεια, σώτειρα, λέαινα, δεσπότις* von *ἱερεύς, σωτήρ, λέων, δεσπότης*, l. equa neben: equus und: Wittwe neben: Wittwer, theils ursprünglich adjektivische Ableitungsendungen zu sein scheinen, wie in: *ἡρωίνη, λύκαινα*, l. regina, gallina und wahrscheinlich auch in den niederdeutschen Formen: Kökſche, Töverſche, Meierſche (Köchin, Zauberin, Meierin).

## §. 48.

Durch die Endungen chen und lein (Ad. elîn, lin), denen *ιον, ισκος, ισκη, υλος*, l. ellus, ulus, It. ullo, ino, etto, fr. et, ette,

on entsprechen, werden von Substantiven Diminutiven gebildet, welche sich insbesondere von den Diminutiven der andern Sprachen darin unterscheiden, daß sie alle sächlichen Geschlechts sind, indem selbst das natürliche Geschlecht des Stammes nicht beachtet wird z. B. das Männchen, das Mädchen. Die Endung chen ist mehr der niederdeutschen, und lein mehr der oberdeutschen Sprache eigen. Die hochdeutsche beachtet häufig, obgleich nicht immer, den Wohllaut, und gebraucht vorzugsweise chen nach einem Vokale und nach einer Liquida, und lein nach einer Muta im Auslaute des Stammes z. B. Eichen, Söhnchen, Stühlchen und: Büchlein, Knäblein. Man gebraucht jedoch im Hochdeutschen gewöhnlicher die Form chen und seltener die Form lein. Nach einem auslautenden ch schiebt die niederdeutsche Mundart vor die Endung chen gewöhnlich ein euphonisches s (§. 36) ein z. B. Bökskén; die hochdeutsche Sprache schaltet statt dessen gewöhnlich el ein z. B. Büchelchen, Löchelchen, Strichelchen.

Im Oberdeutschen hat sich die altdeutsche Endung ili, aus welcher unser lein wahrscheinlich hervorgegangen ist, noch vielfältig in den Endungen le und el erhalten z. B. Mädel, Hänsel, Lisel *).

Die Diminutivformen werden häufig gebraucht, um zu bezeichnen, daß ein Ding uns lieb ist z. B. Töchterchen, Väterchen: dagegen bezeichnen die Vergrößerungsformen der italiänischen und russischen Sprache (§. 42) häufig etwas Verhaßtes oder Verabscheutes.

## §. 49.

Durch die Endung ling werden von Substantiven — selten auch von Adjektiven — Personennamen gebildet z. B. Fündling, Züchtling, Höfling und: Weichling, Fremdling, Jüngling. Diese Form wird jedoch, wie die Form er (§. 46), auch auf Thiernamen und Sachnamen übertragen z. B. Hänfling, Nestling, Schößling, Silberling, Setzling. Sie unterscheidet sich in der Bedeutung von der Form er dadurch, daß Letztere immer ein thätiges, Erstere hingegen sehr oft auch ein leidendes Subjekt bezeichnet z. B. Fündling, Züchtling, Hämeling, Lehrling, Täufling, Zögling. Daß die Bezeichnung eines gehässigen Nebenbegriffes in: Dichterling, Witzling, Höfling u. s. f. der neuern Zeit angehört, ist oben (§. 42) schon bemerkt worden.

Im Altnordischen und Angelsächsischen findet sich eine Endung ling mit diminutiver Bedeutung, welche unserm lein entspricht z. B. Altn. boeklingr (Büchlein), A. cnäpling (Knäblein): es findet

*) S. Schmeller die Mundarten Bayerns. 884.

sich jedoch bei näherer Betrachtung, daß diese Bedeutung der Form ling sich kaum bei einem deutschen Worte dieser Form bestimmt nachweisen läßt.

Im Altdeutschen, wie im Altnordischen und Angelsächsischen, finden sich häufig Personennamen, welche durch die Endung ing gebildet sind z. B. Ediling (Edelmann), Arming (ein Armer), Lantsideling (Landeskind), Kuning (König). Daher unser: Pfenning, Schilling, Schierling (Ad. auch Scerning) und sehr viele Eigennamen auf ing. Insbesondere wurde diese Form bei Völker- und Familiennamen gebraucht z. B. A. esing, beonocing, branding (Sohn des Esa, Sohn des Beonoc, des Brand) und Thüringer, Karolinger, Merovinger. Auch scheint die Endung ling ursprünglich aus ing hervorgegangen zu sein.

### B. Abstrakta.

### §. 50.

Die Endung ung, Ad. unga, Altn. und A. ung und ing ist ursprünglich aus der Endung des Infinitivs en Ad. an, on, und das Substantiv der Form ung aus dem substantivischen Infinitiv hervorgegangen. Der Übergang des Infinitivs in diese Form wird weiter unten (S. §. 101) näher nachgewiesen werden. Im Gothischen wird der Infinitiv statt der Form ung gebraucht z. B. faurlageins Vorlegung, uslauseins Erlösung, hraineins Reinigung. Für einen ursprünglichen Übergang des Infinitivs in die Form ung spricht noch insbesondere das Tonverhältniß derjenigen Substantiven, welche von den mit untrennbaren Präpositionen zusammengesetzten Verben gebildet werden. In den Substantiven der Form ung hat nämlich immer die Präposition, wie in dem Infinitiv und in dem Verb selbst, noch den untergeordneten Ton, indeß die Präposition in allen andern Formen den Hauptton annimmt z. B. Übernehmung und Übernahme, Unterschreibung und Unterschrift, Unterscheidung und Unterschied, Widerrufung und Widerruf.

Es ist eine Eigenthümlichkeit der Form ung, daß sie fast nur von abgeleiteten, und daher meistens transitiven, und von solchen mit Vorsilben zusammengesetzten Verben gebildet wird, die transitiv sind. Wir haben z. B. Fällung, Senkung, Läutung, Schwächung, Stärkung, Erfindung, Vergebung, Begehung, Zerschlagung, Entwerfung, Unternehmung, Überbringung, Umgebung, Widerrufung, aber nicht: Fallung, Sinkung, Lautung, Kaufung, Findung, Gebung, Gehung, Schlagung, Werfung, Nehmung, Bringung, Rufung. Formen, die von Wurzelverben gebildet sind, wie: Haltung,

Neigung, Schwingung, Sitzung, Biegung, Brechung, Gährung, Scheidung, Reibung, Spaltung, Spannung, Weisung, Ziehung, sind überhaupt selten, und gehören zum Theile der neuern Zeit an, indem sie meistens fremden Wörtern nachgebildet sind, wie: Haltung (tenue), Neigung (inclinatio), Sitzung (sessio) u. m. A. Mit dieser Eigenthümlichkeit der Form ung, daß sie vorzugsweise und fast nur von transitiven Verben gebildet wird, hängt die Eigenthümlichkeit ihrer Bedeutung genau zusammen. Ihre eigentliche Grundbedeutung besteht nämlich darin, daß sie den abstrakten Begriff einer transitiven Thätigkeit ausdrückt, und daher ein leidendes Objekt fordert, welches im Genitiv hinzugefügt wird z. B. die Fällung des Baumes, die Tränkung der Schafe, die Erbauung der Stadt, die Erfindung des Schießpulvers, die Überbringung eines Briefes. Keine andere Form der von dem Verb gebildeten Abstrakten hat noch so, wie diese Form, die Natur des objektiven Verbs beibehalten, daß sie nothwendig ein ergänzendes Objekt fordert. Auch die griechische Form auf *σις* (*διάβασις τοῦ ποταμοῦ*) und die lateinische auf io (actio, lectio), welche in der Bedeutung der Form ung zunächst entsprechen, bezeichnen die transitive Beziehung nicht auf eine so bestimmte Weise, als diese Form. Der Lateiner gebraucht daher statt unserer Form auf ung meistens ein Partizip z. B. nach Erbauung der Stadt ab urbe condita, zur Erhaltung des Staates ad rempublicam conservandam. Auch scheint die deutsche Sprache den Gebrauch der Form ung erst später und in Folge der in ihr vorherrschenden logischen Richtung so bestimmt auf den Begriff der transitiven Thätigkeit beschränkt zu haben: denn im Altdeutschen wird diese Form häufig auch von intransitiven Verben gebildet, und drückt häufig auch eine nicht transitive Thätigkeit aus*).

Die Form ung bezeichnet auch manche besondere Formen des Begriffes, welche nicht als eine transitive Thätigkeit gedacht werden; aber diese sind immer bestimmte und zwar solche Verhältnisse des Begriffes, welche sich unmittelbar an den Begriff einer transitiven Thätigkeit als die Grundbedeutung dieser Form anschließen. Diese Form bezeichnet auf diese Weise:

a. einen intransitiven Begriff in den von reflexiven Verben gebildeten Formen z. B. Bewegung, Bewerbung, Beziehung, Erinnerung, Versöhnung, Verstellung, Veränderung, Verbindung, Verschwörung, Neigung, Wendung von: sich bewegen, sich bewerben u. s. f. Da in dem Reflexivum der intransitive Begriff in einer transitiven Form ausgedrückt wird; so bezeichnet hier die Form ung mit

*) S. J. Grimm d. Gr. Th. II. S. 360.

Auslassung des Reflexivpronoms auch eben so, wie der Infinitiv (das sich bewegen), aus welchem sie ursprünglich hervorgegangen ist, den abstrakten Begriff einer intransitiven Thätigkeit.

b. das leidende Objekt der transitiven Thätigkeit, wenn dieses nur überhaupt und unbestimmt als das Gethane bezeichnet wird, z. B. Mischung, Schöpfung, Erwartung, Erfindung, Bemerkung, Erfahrung, Schenkung, Vermuthung, Beobachtung, Ladung, Pachtung, Schickung, Vorstellung, Bedingung (das Gemischte, Geschaffene u. s. f.). Die Form ung entspricht alsdann der griechischen Form μα in: πρᾶγμα, μίμημα. Sie nimmt in dieser Bedeutung auch den Plural an, den sie in ihrer Grundbedeutung eben so, wie der Infinitiv, aus welchem sie hervorgegangen, nicht wohl zuläßt.

c. den durch eine transitive Thätigkeit bewirkten Zustand z. B. Verbindung, Verblendung, Stellung, Spaltung, Spannung, Richtung, Ordnung, Verengerung, Erniedrigung, Verwirrung, Lähmung.

Es ist oben (§. 42) schon bemerkt worden, daß die kollektiven Begriffe insgemein durch die Formen des Abstraktums bezeichnet werden. Durch die Endung ung sind auf diese Weise von Substantiven und Adjektiven die Kollektiven: Waldung, Stallung, Kleidung, Mastung, Witterung, Festung, Niederung u. m. A. gebildet.

## §. 51.

Wir begreifen unter den Augmentformen diejenigen Formen der Substantiven, in denen das an sich nicht bedeutsame Augment ge eine Bedeutung angenommen hat, und unterscheiden als Arten derselben die Kollektivform und die Frequentativform.

Die Kollektivform wird von substantivischen Stämmen gebildet; und sie unterscheidet sich in der Form von denjenigen Stämmen, welche das nicht bedeutsame Augment haben, theils durch die Endung e und den durch diese Endung bewirkten Umlaut z. B. Gebäude, Gewölbe, Getöse, Gepränge, Gedränge, theils dadurch, daß die Substantiven dieser Form immer sächlichen Geschlechtes sind. Die Substantiven dieser Form haben jedoch, wenn der Stamm nicht mit einer weichen Muta oder mit s auslautet, wie in den angeführten Beispielen, meistens die Endung wieder abgeworfen und nur den Umlaut beibehalten z. B. Gebüsch, Gespött, Gespräch, Gezücht, Gewölk, Gezänk. Die Kollektivform bezeichnet, wenn sie von Stämmen konkreter Bedeutung gebildet worden, den Inbegriff einer Vielheit z. B. Gebirge, Gestirn, Gebüsch, Gefieder, Gewässer; wird sie aber von Stämmen abstrakter Bedeutung gebildet, so bezeichnet sie eine Verstärkung der Thätigkeit z. B. Gedränge, Gespött, Getöse, Gespräch, Gelächter, Geläut.

Die Frequentativform wird nicht, wie die Kollektivform, von den Stämmen, sondern von Verben gebildet. Sie hat ursprünglich ebenfalls die Endung e, aber keinen Umlaut z. B. Gerede, Gelaufe, Geschreibe, Gekeife, Gepoche. Die Endung wird des Rhythmus wegen immer wieder abgeworfen, wenn das Verb die Endung ern oder eln hat z. B. Gepolter, Gewimmer, Geflüster, Geplauder, Getändel, Gewinsel, Gehudel, Gebettel. Diese Form bezeichnet die öftere Wiederholung oder längere Fortsetzung einer Thätigkeit. Sie scheint erst in einer spätern Zeit der Kollektivform nachgebildet zu sein, und ist besonders manchen Mundarten z. B. der Elsaßer Mundart sehr geläufig z. B. Gekibbels, Gebefz (Gekeife), Gebööbels (Gepoche), Gezeebels (Gezöger) *).

## §. 52.

Durch die Endung niß, Ad. nissa, nussi, nassi, A. nis, nes, werden Abstrakta gebildet, bei denen man zwei Arten unterscheiden muß, nämlich die von dem Adjektiv und die von dem Verb gebildeten Formen.

Die von dem Adjektiv gebildeten Formen kommen häufig im Altdeutschen vor, und bezeichnen den abstrakten Begriff des Adjektivs z. B. Hartnissa, Hohnissa, Warnissa, Hreinissa (Härte, Hoheit, Wahrheit, Reinheit). Sie kommen sehr häufig im Angelsächsischen vor, und die Endung nefs vertritt in der englischen Sprache die Stelle der deutschen Endungen e und heit z. B. mildnefs Milde, highnefs Hoheit, darknefs Dunkelheit. Wir haben von dieser Art nur noch: Wildniß, Finsterniß, Geheimniß und Gleichniß, welche eine konkrete Bedeutung angenommen haben.

Die andere Art scheint nur von Verben und zwar nur von abgeleiteten oder solchen Verben gebildet zu werden, die mit Vorsilben zusammengesetzt sind z. B. Zeugniß, Hinderniß, Fäulniß, Kümmerniß, Bedürfniß, Erzeugniß, Ereigniß, Erlaubniß, Verzeichniß, Verhältniß, Empfängniß. Bei vielen Substantiven dieser Art läßt sich das Verb, von dem sie gebildet worden, nicht nachweisen z. B. Bündniß, Verständniß, Geständniß, Begängniß, Vermächtniß, Gedächtniß, Bewandtniß, Ad. Perahtnissa (Pracht), Statnissa (Stand); und es scheint, daß hier eben so, wie in den Partizipien: gehörnt, gestiefelt, behaart, gestielt, bejahrt, bemooset und manchen andern Wörtern, eine verbale Form z. B. bünden wie hörnen, nur analogisch zum Behufe der zu bildenden Ableitungsform angenommen worden. Vielleicht ist die Bildung von: Verhältniß, Empfängniß,

*) S. Der Pfingstmontag, Lustspiel in Straßburger Mundart.

welche eben so wie: Verständniß u. s. f. den Umlaut haben, eben so zu erklären.

Diese Form bezeichnet ursprünglich überhaupt den abstrakten Begriff des Verbs, von dem sie gebildet ist. Da diese Form jedoch insgemein von abgeleiteten und mit Vorsilben zusammengesetzten Verben gebildet wird, welche eine bestimmtere Bedeutung haben, als einfache Wurzelverben; so bezeichnen die Substantiven dieser Form immer einen näher bestimmten und mehr besondern Begriff als die Stämme: sie nehmen daher auch meistens den Plural an, den die ihnen verwandten Stämme oft nicht zulassen. Man vergleiche in dieser Hinsicht z. B. Bündniß, Kümmerniß, Bedrängniß, Verhältniß, Bedingniß, Bedürfniß, Befugniß, Besorgniß, Empfängniß mit: Bund, Kummer, Drang, Verhalt, Beding, Bedarf, Fug, Sorge, Empfang. Die Form niß bezeichnet selten, wie in: Begängniß, Verlöbniß, Empfängniß, schlechtweg den abstrakten Begriff der Thätigkeit; am häufigsten bezeichnet sie den Begriff des Gethanen z. B. Geständniß, Erzeugniß, Vermächtniß, Verhängniß, Bekenntniß, Erforderniß, Ersparniß, Bedürfniß, Bedingniß, Befugniß. Einen Zustand bezeichnet sie in: Verhältniß, Bedrängniß, Verdammniß und einigen Andern.

## §. 53.

Die Endungen sal und sel, Ad. isal, statt deren im Altnordischen und auch im Niederdeutschen else vorkömmt, sind ursprünglich nicht unterschieden. Die Formen sal und sel werden ursprünglich nur von substantivischen Stämmen gebildet z. B. Drangsal, Mühsal, Zwangsal, Schnitzel (Schnittsel), Ad. Hruomisal (Prahlerei). Später wurden jedoch auch Substantiven dieser Form von Verben gebildet z. B. Einschiebsel, Überbleibsel.

In der Bedeutung verhalten sich diese Formen, wie die Form niß. Sie bezeichnen einen näher bestimmten abstrakten Begriff z. B. Drangsal, Trübsal, Mühsal, und insbesondere den Begriff des Gethanen z. B. Schicksal, Räthsel, Anhängsel, Einschiebsel. Sie bezeichnen auf diese Weise oft auch einen konkreten Begriff z. B. Anhängsel, Gemengsel, Schnitzel. Die Form sel ist der niederdeutschen Mundart sehr geläufig, der die Form niß eigentlich fremd ist.

## §. 54.

Die Endung ei ist der deutschen Sprache ursprünglich fremd; sie ist aus dem romanischen ia, ie (abbatia, partie) hervorgegangen und erst später in die deutsche Sprache aufgenommen worden. Sie hat daher noch jetzt im Widerspruche mit den Gesetzen der deutschen

Betonung immer den Hauptton. Diese anomale Betonung veranlaßte wol zuerst, daß man die Form ei vorzugsweise von Wörtern mit den tonlosen Endungen er, el, en bildete, indem z. B. Zauberei weniger gegen das rhythmische Gefühl anstößt als: Vogtei; und man hat demnächst auch bei andern Wörtern, um diese Form bilden zu können, eine solche Endung eingeschaltet, z. B. in: Sklaverei, Büberei, Schelmerei, Wüstenei, Arzenei. Die Form ei wurde zuerst nur von Substantiven — Personen- und Sachnamen — gebildet z. B. Vogtei, Jägerei, Reiterei und: Wüstenei, Bücherei; demnächst aber auch von Verben, welche die Endung eln oder ern haben z. B. Heuchelei, Schmeichelei, Schilderei, Plauderei.

Die Form ei bezeichnet im Allgemeinen einen abstrakten Begriff, der aber im Besondern verschiedenartig gestaltet ist, je nachdem die Form von Personen- oder Sachnamen oder von Verben gebildet ist. Die von Personennamen gebildeten Formen bezeichnen den abstrakten Begriff und meistens die Verrichtung, die Kunst oder das Handwerk der Person z. B. Sklaverei, Tyrannei, Pfafferei, Büberei und Brennerei, Jägerei, Färberei, Gerberei; insbesondere bezeichnen sie den Wohnort und die Werkstätte z. B. Probstei, Abtei, Druckerei, Schäferei, Gießerei; sie bezeichnen endlich auch einen kollektiven Begriff z. B. Reiterei, Bürgerei. Eben so bezeichnen die von Sachnamen gebildeten Formen meistens einen kollektiven Begriff z. B. Wüstenei, Länderei und das alte Bücherei. Die von Verben gebildeten Formen drücken insgemein den abstrakten Begriff der Thätigkeit aus z. B. Heuchelei, Schmeichelei, Bettelei, Tändelei, Zauberei, Plauderei; manche von diesen Formen haben jedoch eine gehässige Nebenbedeutung angenommen z. B. Witzelei, Ziererei, Leserei, Reimerei. In so fern diese Form eine kollektive und besonders eine frequentative Bedeutung hat, fällt sie häufig mit der Augmentform (§. 51) zusammen z. B. Stuterei, Schwätzerei, Plauderei, Metzelei, Neckerei mit: Gestüt, Geschwätz, Geplauder u. s. f.

## §. 55.

Durch die Endungen e, Ad. i und heit (keit) werden von Adjektiven Abstrakta gebildet. Die Endung heit scheint ursprünglich aus der altdeutschen Endung ida, G. itha hervorgegangen zu sein. Im Altdeutschen findet sich nämlich neben der Form heit die ebenfalls von Adjektiven gebildete und ganz gleichbedeutende Form ida z. B. Chuscida (Keuschheit), Ewida (Ewigkeit), Hertida (Härte), Hreinida (Reinheit), Miltida (Milde), Samftida (Sanftheit), Sconida (Schönheit), Slaffida (Schlaffheit), Starhida (Stärke) u. m. A.; und wir haben in: Gemeinde, Armut (Ad. Kimeinida, Armida) und

in den niederdeutschen: Längde, Höchde, Sterkede noch Überreste dieser Form. Auch Tugend (Ad. Tugida) und vielleicht Jugend (altſ. Jugedhed) gehören hierher. In der Bedeutung sind die Endungen e und heit durchaus nicht unterschieden; und der Unterschied in dem Gebrauche derselben hängt offenbar zunächst von dem Lautverhältnisse des Adjektivs ab, von welchem die Form gebildet wird. Die Form e wird nur von Stämmen gebildet z. B. Güte, Größe, die Form heit wird zwar auch von Stämmen, aber vorzüglich von Sproßformen gebildet z. B. Ewigkeit, Dankbarkeit; und hierin liegt vielleicht der Grund, warum die ursprünglich tonlose Endung ida in heit nach einer andern tonlosen Endung halbtonig geworden ist. Bei den von Stämmen gebildeten Formen hat die Sprache vorzüglich auf den Auslaut des Stammes geachtet: nach einem Vokale oder nach einer einfachen Liquida im Auslaute steht meistens die Endung heit, und nach einer Muta oder geschärften Liquida e z. B. Neuheit, Rohheit, Schlauheit, Freiheit, Reinheit, Schönheit, Kühnheit, Leerheit, Faulheit und: Stärke, Dicke, Breite, Güte, Größe, Tiefe, Stille, Fülle, Dürre. Nicht nur alle Sproßformen, sondern auch die Stämme mit Einer der nicht bedeutsamen Endungen nehmen immer die Form heit (keit) an z. B. Eitelkeit, Bitterkeit, Offenheit; nur: Ebene macht eine Ausnahme.

Im Mittelhochdeutschen ging zuerst nach der Endung ig die Endung heit in keit über; und man gebrauchte demnächst die Endung keit bei allen Adjektiven mit einer — bedeutsamen oder nicht bedeutsamen — Endung. Nur: dunkel und die von Adjektiven auf en gebildeten Formen behielten heit z. B. Trockenheit, Offenheit. Indem in der Bildung der adjektivalen Abstrakten die Form heit immer mehr das Übergewicht über die Form e erhielt, und nun immer mehr auch von Stämmen mit einer Muta oder geschärften Liquida im Auslaute gebildet wurde, schob man, um den Übellaut zu verbessern, häufig die Endung ig als euphonischen Laut (§. 43) ein, und brauchte dann keit statt heit z. B. Blödigkeit, Feuchtigkeit, Süßigkeit, Steifigkeit, Bangigkeit, Schnelligkeit, Frömmigkeit.

Im Altdeutschen werden durch heit auch Abstrakta von Personennamen gebildet z. B. Biscofheit, Makadheit (Jungfrauschaft), und im Englischen, wie im Angelsächsischen, wird diese Form nur von Personennamen gebildet; daher E. knighthood (Ritterschaft), priesthood (Priesterschaft), maidenhood (Jungfrauschaft), manhood (Mannheit) u. m. A. In der deutschen Sprache haben wir von dieser Art nur: Kindheit, Gottheit, Thorheit und Narrheit, und mit kollektiver Bedeutung: Menschheit, Christenheit und Geistlichkeit.

Die Formen e und heit bezeichnen den abstrakten Begriff des Adjektivs, von dem sie gebildet worden; sie entsprechen den griechi-

schen της (ἰσότης) und σύνη (δικαιοσύνη) und den lateinischen tas (brevitas) und tudo (magnitudo). Obgleich nun die abstrakte Bedeutung die Grundbedeutung dieser Formen ist, so bezeichnet doch oft dieselbe Form neben dem abstrakten Begriffe auch einen konkreten Begriff, nämlich den Begriff eines Dinges, von dem das Adjektiv prädizirt ist z. B. Höhe, Tiefe, Härte, Größe, Länge und: Wahrheit, Feuchtigkeit, Süßigkeit. Auch hat man häufig, wenn von demselben Adjektiv beide Formen vorhanden sind, diesen Überfluß benutzt, um die Unterscheidung des konkreten und abstrakten Begriffes zu bezeichnen z. B. Flachheit und Fläche, Ebenheit und Ebene, Leerheit und Leere. Auch unterscheidet man auf diese Weise bei: Neuheit und Neuigkeit, Kleinheit und Kleinigkeit. Aber man sieht leicht, daß diese Unterscheidung des konkreten und abstrakten Begriffes auf keine Weise durchgreifend ist. Auch werden oft andere Beziehungen durch den Unterschied der Formen bezeichnet: so bezeichnen Hoheit neben: Höhe, und Schwachheit neben: Schwäche eine moralische Beziehung des Begriffes. Die Formen της, σύνη, l. tas und tudo unterscheiden sich dadurch von den Formen e und heit, daß sie immer nur den abstrakten Begriff ausdrücken: so bezeichnet z. B. veritas nicht, wie Wahrheit, zugleich den konkreten Begriff, den der Lateiner durch verum ausdrückt, und altitudo nicht, wie Höhe, den konkreten Begriff, der durch altum bezeichnet wird.

## §. 56.

Die Endungen schaft, Ad. scaf und thum, Ad. tuom sind ursprünglich Begriffswörter, und die mit ihnen gebildeten Sproßformen ursprünglich Zusammensetzungen, die man als solche noch jetzt daran erkennt, daß in einigen derselben der Stamm noch die Flexionsendung hat z. B. Judenschaft, Völkerschaft, Fürstenthum, und daß insbesondere thum im Plural umlautet. Schaft ist offenbar ein von schaffen Ad. skafan gebildetes Substantiv, und thum ein Substantiv, welches im Altnordischen (domr) in der Bedeutung von Herrschaft und Gewalt vorkömmt. Die Formen schaft und thum werden meistens nur von Personennamen gebildet z. B. Herrschaft, Feindschaft, Priesterschaft und: Fürstenthum, Heidenthum; nur wenige Formen sind auch von Adjektiven gebildet, wie: Gemeinschaft, Bereitschaft, Gefangenschaft, Eigenschaft, Baarschaft und: Heiligthum, Reichthum, Irrthum, Eigenthum; und von der Form schaft haben wir auch: Landschaft, Ortschaft und Dorfschaft. Leidenschaft, Wissenschaft, Rechenschaft und Wanderschaft scheinen einer neuern Zeit anzugehören.

Man muß wol die von Personennamen gebildeten Formen als die Grundformen und den abstrakten Begriff der Person — Verrichtung,

Stand, Würde derselben — als die Grundbedeutung derselben ansehen. Diese Bedeutung, welche sich bei der Form schaft in: Freundschaft, Knechtschaft, Meisterschaft, Herrschaft und in der älteren Bedeutung von: Ritterschaft (im Niebel. Liede: Ritterspiel) erhalten hat, findet sich bei thum noch in den altdeutschen: Thiarnatuom und Magetuom und in den altnordischen: barndomr (Kindheit), herradomr (Herrschaft), manndomr (Mannheit). In der deutschen Sprache hat jedoch die Form thum eine mehr konkrete Bedeutung angenommen und bezeichnet nun, was der Person angehörig ist z. B. Fürstenthum, Priesterthum, Judenthum. Da sie das der Person Angehörige auf allgemeine und unbestimmte Weise bezeichnet; so hat sie insgemein die Bedeutung eines Kollektivs. Auch die von Personennamen gebildete Form schaft hat meistens eine kollektive Bedeutung angenommen, bezeichnet aber den kollektiven Begriff der Personen, indeß die Form thum immer den kollektiven Begriff der Sachen bezeichnet z. B. Ritterschaft, Priesterschaft, Judenschaft, Brüderschaft, Bürgerschaft und : Ritterthum, Priesterthum, Judenthum, Heidenthum. Diejenigen Substantiven der Form schaft, welche nicht von Personennamen gebildet sind, wie: Bereitschaft, Gefangenschaft, haben meistens die abstrakte Bedeutung beibehalten: nur die einer spätern Zeit angehörigen: Baarschaft, Errungenschaft, Nachlassenschaft, Erbschaft und Briefschaften (im Plural) haben ebenfalls eine kollektive Bedeutung. Unter denjenigen Substantiven der Form thum, welche nicht von Personennamen gebildet sind, haben: Irrthum und Wachsthum eine abstrakte, und: Heiligthum, Reichthum, Eigenthum eine konkrete Bedeutung.

---

## 3. Adjektiven.

### §. 57.

Die adjektivischen Sproßformen werden ursprünglich nur von Substantiven gebildet, indem ein konkreter oder abstrakter Begriff eines Seins z. B. Dieb, Gold, Macht, Dank, die Begriffsform einer Thätigkeit annimmt z. B. diebisch, golden, mächtig, dankbar. Diejenigen Sproßformen, welche nicht sowol die eigentliche Begriffsform, als besondere Beziehungsverhältnisse des Begriffes z. B. Modusverhältnisse der Thätigkeit (die Möglichkeit und die Geneigtheit derselben) und die Verhätnisse einer aktiven und passiven Thätigkeit bezeichnen (§. 42), werden jedoch meistens von Verben gebildet. Von dieser Art sind die griechischen Formen ικός (γραφικός), ιμος oder σιμος (χρήσιμος), νός (δεινός), λός (δειλός) und die lateinischen Formen: ax (rapax), ilis und bilis (facilis, delebilis) und idus (calidus,

rapidus). Insbesondere gehören hierher die Partizipien z. B. amans, amatus, amandus (der geliebt werden soll), amaturus (der lieben will) und die griechischen und lateinischen Verbaladjektiven z. B. ἀκουστός, φιλητέος, cogitabundus, verecundus. Die deutschen Adjektivformen bar und sam, welche ebenfalls nur Beziehungsverhältnisse des Begriffes — die Möglichkeit und die Geneigtheit — bezeichnen, scheinen ursprünglich nur von Substantiven gebildet zu werden; sie werden aber später ebenfalls von Verben gebildet (S. §. 60).

Adjektivformen werden von Adjektiven gebildet, wenn der Begriff des Adjektivs in dem Beziehungsverhältnisse einer Weise nicht, wie gewöhnlich, in der Form eines Adverbs auf eine Thätigkeit, sondern in der Form eines prädikativen oder attributiven Adjektivs auf ein Sein bezogen wird z. B. ἐλευθέριος und liberalis (der sich wie ein Freier beträgt). Adjektivformen der Art kommen selten vor, und wir werden weiter unten (S. §. 62) Gelegenheit haben, sie näher zu betrachten. Außerdem werden auch adjektivische Diminutivformen von Adjektiven gebildet z. B. parvulus, albidus, röthlich.

Die Bedeutung der von Substantiven gebildeten Adjektivformen besteht im Allgemeinen darin, daß der Begriff des Substantivs als ein von einem andern Sein prädizirter bezeichnet wird z. B. ein mächtiger König, ein heidnischer Brauch, ein goldner Ring. In der Bedeutung unterscheiden sich die von Abstrakten gebildeten adjektivischen Sproßformen von denen, die von Konkreten gebildet sind. Jene verhalten sich, wie die adjektivischen Stämme (§. 38), und entwickeln sich in Gegensätzen der Art z. B. lustig und traurig, zänkisch und friedsam, muthig und furchtsam, lasterhaft und tugendhaft, ernsthaft und scherzhaft; der Gegensatz wird auch durch das verneinende un bezeichnet z. B. würdig und unwürdig, günstig und ungünstig, absichtlich und unabsichtlich, bedachtsam und unbedachtsam. Wegen dieser Verwandtschaft treten oft adjektivische Sproßformen an die Stelle veralteter adjektivischer Stämme (S. §. 58). Dagegen verhalten sich die von Konkreten gebildeten Adjektiven im Allgemeinen wie Flexionsformen des Substantivs und wechseln häufig mit diesen z. B. pedes anserini und pedes anseris, ein goldner Ring und ein Ring von Gold. Diese Adjektiven werden meistens nur attributiv gebraucht, und unterscheiden sich von den adjektivischen Stämmen und von den von Abstrakten gebildeten Sproßformen so, daß sie, wie der attributive Genitiv, die Thätigkeit, welche jene als eine Thätigkeit des Seins selbst darstellen, als eine solche darstellen, welche von dem attributiven Sein ausgeht und auf das andere Sein gerichtet ist z. B. „ein scheues Pferd“ „ein scharfes Messer“ und „das königliche Schloß“ „der goldene Ring“. Wenn daher das mit der Sproßform gebildete

attributive Verhältniß wieder auf ein prädikatives zurückgeführt wird; so muß das Prädikat insgemein in der Passivform dargestellt werden z. B. „Das Schloß wird von dem Könige besessen" „Der Ring ist von Gold gemacht". Die von Konkreten gebildeten Adjektiven sind jedoch von dem attributiven Genitiv in Bedeutung und Gebrauch unterschieden. Der attributive Genitiv führt insgemein seinen Beziehungsbegriff auf ein Individuum zurück (§. 11) z. B. die Rede des Königs, die Ermahnung des Vaters, die Pflege der Mutter; die adjektivischen Sproßformen drücken aber, wie alle Adjektiven, Artbegriffe aus und führen den Beziehungsbegriff auf eine Unterart zurück z. B. ein königliches Wort, eine väterliche Ermahnung, eine mütterliche Pflege.

## §. 58.

Durch die Endung ig, Ad. ac und ic werden Adjektiven von Substantiven abstrakter Bedeutung und zwar nur von Stämmen gebildet z. B. mächtig, listig, schuldig, geizig. Diese Adjektiven haben insgemein den Umlaut, wenn sie schon im Altdeutschen die Endung ic hatten z. B. lästig, günstig, andächtig; der Umlaut fehlt bei denen, die ac hatten z. B. durstig, lustig, frostig. Wir finden zwar schon im Altdeutschen Adjektiven dieser Form, welche von Substantiven konkreter Bedeutung gebildet sind z. B. loupac (laubig), pluotac, winac; aber da im Altdeutschen von Konkreten insgemein die Form in gebildet wird z. B. luftin, viurin, waßarin, bluotin (luftig, feurig, wässerig, blutig), so muß man die Form ig als die eigentliche Form für die von Abstrakten zu bildenden Adjektiven ansehen. Die von Konkreten gebildeten Adjektiven, wie: blumig, schuppig, waldig, sandig, buschig, haben, wenn man wässerig und körnig ausnimmt, nie den Umlaut. Von Sproßformen haben wir außer einigen von der Augmentform gebildeten Adjektiven, wie: gebirgig, gesprächig, die anomalen: lebendig, welches auch in der Betonung anomal ist, und: gütig, hitzig und spitzig neben: gut, heiß und spitz. Außerdem verdienen noch die von den zusammengesetzten Konkreten: Blauauge, Hohlauge, Langohr, Starrkopf, Langbein u. s. f. gebildeten Formen: blauäugig, hohläugig, langöhrig u. s. f., die von Substantiven in sal (§. 53) gebildeten Adjektiven, wie: mühselig, trübselig, scheuslich, glückselig, saumselig u. s. f., und die von Formwörtern gebildeten Adjektiven: meinig, deinig, hiesig, dortig u. s. f. bemerkt zu werden.

Die Bedeutung der Form ig ist mit dem Stamme gegeben, von dem sie gebildet wird (§. 57). In dieser Form wird die durch das Abstraktum ausgedrückte Thätigkeit als eine von dem Sein prädizirte

dargestellt; und: mächtig, lustig, kundig bedeuten so viel als, der Macht, Lust, Kunde hat. Man hat daher früher auch die Endung ig von dem gothischen aigan (besitzen) herleiten wollen. Die Sproßformen dieser Form heben immer den Artbegriff durch den Gegensatz hervor, und unterscheiden sich daher in der Bedeutung wol kaum von den adjektivischen Stämmen, die von derselben Wurzel abgeleitet sind z. B. grimmig, gehässig, gierig, zornig, gewaltig, süchtig von dem altdeutschen grimme, gehaß, gier, zorn, walt, siech; und die Bildung dieser Sproßformen neben den gleichbedeutenden Stämmen ist wol aus dem allgemeinen Gesetze zu erklären, nach dem der Gebrauch der Wurzeln und Stämme in der Entwickelung der Sprache mehr und mehr schwindet und gegen den der Sproßformen zurücktritt. Weil die Stoffnamen eben so, wie die Abstrakta, nur Artbegriffe ohne Unterscheidung von Individuen ausdrücken; so werden auch von Stoffnamen durch die Endung ig Sproßformen gebildet.

## §. 59.

Durch die Endung isch, Ad. isc werden Adjektiven von Personennamen und von Völker-, Orts- und Ländernamen gebildet, zu denen man hier auch: Himmel, Hölle, Erde und Stadt zählen muß z. B. diebisch, schottisch, kölnisch, märkisch, himmlisch. Auch die Wörter hübsch (höfisch), welsch (wälisch), Mensch (Ad. Mennisco), und deutsch (ad. diutisc) gehören hierher. Auch werden einige Adjektiven dieser Form von Abstrakten gebildet, nämlich: neidisch, zänkisch, höhnisch, spöttisch, argwöhnisch, tückisch und einige Andere. Endlich steht in den aus den alten Sprachen aufgenommenen adjektivischen Sproßformen die Endung isch statt ικος und l. icus z. B. logisch, physisch, kritisch; und wenn auch solche Adjektiven schon eine andere Adjektivendung haben, gibt man ihnen im Deutschen gewöhnlich noch die Endung isch z. B. konsularisch (consularis), theatralisch (theatralis), romanisch (romanus).

Früher wurden die Adjektiven von Personennamen meistens durch die Endung isch und nicht, wie später, durch lich gebildet z. B. fürstisch, königisch: und da die Orts- und Ländernamen gewissermaßen als Personennamen gelten können, indem sie ja nur Wohnorte von Personen bedeuten; so muß man bei den durch isch gebildeten Adjektiven die von Prrsonennamen gebildete Form als die Grundform ansehen, und hieraus erklärt sich die Grundbedeutung der Form isch. Sie bezeichnet nämlich nicht, wie die Form ig, eine durch ein Abstraktum ausgedrückte Thätigkeit als eine von dem Sein prädizirte (§. 58), sondern die von einer Person auf ein Sein gerichtete Thätigkeit als das Attribut des Seins. Denn es ist hier zu bemerken, daß diese Form

insgemein nur attributiv gebraucht wird. Die Adjektiven der Form isch verhalten sich daher in der Bedeutung, wie der attributive Genitiv des Subjektes oder Besitzers (§. 57. S. §. 230), und die Adjektiven der Form ig wie der prädikative Genitiv (§. 38. S. §. 217. 227) z. B. ein mörderischer Angriff (der Angriff eines Mörders), kindische Spiele (Spiele eines Kindes), die Hegelsche Schule; und: ein mächtiger König (ein König von großer Macht), ein fleißiger Schüler (von großem Fleiße), ein witziger Einfall. Nur himmlisch, irdisch, und herrisch, weibisch, kindisch, knechtisch u. m. A. heben, indem dem Stamme die Bedeutung einer Thätigkeit als eines bloßen Artbegriffes unterlegt wird, als wären sie von Abstrakten abgeleitet, einen Gegensatz hervor.

Die Form isch drückt adjektivisch denselben Begriff aus, den die Form er (§. 46) substantivisch ausdrückt z. B. Mainzer und mainzisch, Zänker und zänkisch: daher wird statt der von Orts- und Ländernamen gebildeten Form isch auch häufig die Form er adjektivisch gebraucht. Dieser Gebrauch beschränkt sich jedoch meistens auf die von zusammengesetzten Namen gebildeten Formen und ist lediglich aus dem rhythmischen Grunde zu erklären, daß die Form er wegen der mangelnden Flexionsendung weniger gegen den Rhythmus verstößt z. B. die lüneburger Heide, die offenbacher Fabriken, der nürnberger Hof, hingegen: märkische Rüben, kölnisches Wasser, der trierische Hof.

Die von Abstrakten gebildeten Formen: zänkisch, tückisch u. s. f. heben, wie die Stämme und Sproßformen auf ig, den Gegensatz der Art hervor. Sie bezeichnen jedoch zugleich, wie die Form sam, das besondere Verhältniß einer Geneigtheit zu der Thätigkeit, welches als ein Modusverhältniß anzusehen ist z. B. ein argwöhnischer Mensch unterschieden von: ein verdächtiger Mensch, ein tückischer Knabe unterschieden von: ein listiger Knabe. In dieser Bedeutung kömmt die Form isch häufig in den Mundarten des Volkes vor z. B. Nd. betsk (bissig), löpsk (läufisch), freetsk (gefräßig), piepsk (geneigt zu piepen) und Od. brecherisch, singerisch, tanzerisch *).

Nachdem die meisten Personennamen statt isch die Form lich angenommen, haben Herr, Weib und Kind neben lich auch die Form isch beibehalten; und die Formen: herrisch, weibisch, kindisch haben eine gehässige Nebenbedeutung angenommen, welche ihnen ursprünglich fremd ist.

## §. 60 u. 61.

Die Endungen bar, Ad. pari und sam sind abgeleitete Endungen (§. 43). Man leitet gewöhnlich die erstere von Ad. piran

*) S. Schmeller die Mundarten Bayerns. 1036.

(tragen) und die letztere von dem altdeutschen sam (ähnlich) her. Durch diese Endungen werden Adjektiven ursprünglich fast nur von substantivischen Stämmen abstrakter Bedeutung gebildet, und auch diese Adjektiven heben, wie die Stämme, den Gegensatz der Art hervor z. B. dankbar, dienstbar und: furchtsam, friedsam. Später wurden diese Formen jedoch häufig von Verben gebildet z. B. eßbar, trinkbar und: biegsam, wirksam; und diese Formen können, weil in ihnen noch der unveränderte Begriff des Verbs liegt, nicht wol einen polarischen Gegensatz hervorheben. Von Adjektiven gebildet sind nur: gleichsam, gemeinsam, genügsam, langsam, einsam.

Diese Formen haben das Eigenthümliche, daß sie insbesondere ein Modusverhältniß des Begriffes, nämlich das Verhältniß der Möglichkeit oder die Geneigtheit zu der Thätigkeit (§. 42) bezeichnen: Ersteres z. B. in: sichtbar, gangbar und: rathsam, lenksam, und Letzteres in: dankbar, streitbar und: arbeitsam, furchtsam. Das Verhältniß der Möglichkeit und auch das der Nothwendigkeit, unter welches wir die Geneigtheit zu einer Thätigkeit (das Wollen) stellen müssen (§. 10), sind in diesen Formen, wie in manchen andern Formen z. B. unserm Partizip des Futurs (S. §. 101), nicht genau unterschieden. Auch wird bei dem Verhältnisse der Möglichkeit in den älteren Formen nicht unterschieden zwischen aktiver und passiver Bedeutung: wir haben: sichtbar neben: dankbar, und die altdeutschen: lobesam, minnesam (lieblich) neben: friedsam, arbeitsam. Nur in den erst in einer späteren Zeit von Verben gebildeten Formen bezeichnet immer bar die passive, und sam die aktive Bedeutung z. B. trinkbar, lesbar, hörbar, denkbar und: duldsam, wirksam, sparsam, folgsam, empfindsam. Ursprünglich scheinen aber die Formen bar und sam ganz gleichbedeutend zu sein; und man findet im Altdeutschen: folgebar, friedbar, lobebar neben: folgsam, friedsam, lobesam, und: fruchtsam neben: fruchtbar.

Im Altnordischen werden von den Adjektiven der Form sam häufig Substantiven abstrakter Bedeutung gebildet z. B. nytsemi (Nützlichkeit), skadsemi (Schädlichkeit). Diese Form findet sich noch in unsern: Gehorsam, Gewahrsam, Gerechtsame und in den alten: Genoßsame, Befugsame, Fluchtsame (Flucht).

Durch die Endung en, Ad. in werden im Altdeutschen Adjektiven von Substantiven konkreter Bedeutung überhaupt, und besonders auch von vielen Thiernamen gebildet z. B. poumin (arboreus), girstin (von Gerste), luftin (luftig), viurin (feurig), scafin (vom Schafe — in scafinen Giwatin Otfr. II. 23, 9. —), hesin (vom Hasen); und sie entspricht in dieser Ausdehnung des Gebrauches den lateinischen Endungen eus und inus in: arboreus, aereus, igneus,

plumbeus, ovinus, leporinus. Die deutsche Sprache hat jedoch die Anwendung dieser Form späterhin auf die Stoffnamen beschränkt z. B. kupfern, golden, silbern; und sie gebraucht jetzt statt der von andern Konkreten gebildeten Formen insgemein Zusammensetzungen z. B. Gerstenbrod, Ziegeldach, Schafskleider, Hasenfell. — Die Adjektiven auf en heben nicht den Gegensatz hervor. Sie werden insgemein nur auf attributive Weise gebraucht und bezeichnen das Stoffverhältniß des Dinges, auf welches das Attribut bezogen wird z. B. ein goldener Ring.

## §. 62.

Durch die Endung lich werden Adjektiven unterschiedener Bedeutung von unterschiedenen Wortarten gebildet, nämlich von Substantiven abstrakter Bedeutung z. B. künstlich, von Personennamen z. B. fürstlich, von Adjektiven z. B. weislich und weißlich, und von Verben z. B. sterblich und glaublich. Man kann aber nicht annehmen, daß diese Form ursprünglich von so verschiedenen Wortarten gebildet worden und so unterschiedene Bedeutungen hatte. Wir halten daher diejenige Form, welche in den ältesten Zeiten am häufigsten vorkömmt, für die Grundform, und die Bedeutung, welche sie in dieser Form hat, für ihre Grundbedeutung. Formen, welche in der frühern Zeit entweder gar nicht oder nur selten vorkommen, müssen als Nebenformen, und ihre Bedeutungen als Nebenbedeutungen angesehen werden.

Die älteste und zugleich gebräuchlichste Form ist diejenige, welche von dem Adjektiv und von dem Abstraktum gebildet wird z. B. treulich, wahrlich und: glücklich, rühmlich. Wir werden sogleich sehen, warum der Gebrauch der von dem Adjektiv gebildeten Form, der im Altdeutschen ganz gemein war, sich im Neudeutschen bis auf wenige Spuren verloren hat. Da nun in dieser Form der Stamm selbst ein Adjektiv ist, so kann die eigentliche Bedeutung der Endung nicht darin bestehen, daß sie die adjektivische Begriffsform bezeichnet, wie ig und isch, sondern sie muß nur irgend ein besonderes Beziehungsverhältniß des durch den adjektivischen Stamm ausgedrückten Thätigkeitsbegriffes bezeichnen (§. 42). Dieses Beziehungsverhältniß ist nun kein anderes, als das der Weise; und die Adjektiven dieser Form sind eigentlich nichts Anderes, als adjektivisch gebrauchte Adverbien der Weise. Auch werden im Altdeutschen die von Adjektiven gebildeten Formen auf lich neben denen auf o (harto, scono) eben so, wie die lateinischen auf ter (turpiter) und die französischen auf ment (hautement), als Adverbialformen gebraucht; und noch bei Luther ist dieser Gebrauch ganz gewöhnlich z. B. „Er schwört nicht

fälschlich" „Seine Rechte hilft gewaltiglich" „Lobsinget ihm kläglich" „Ihren Namen vertilgt er ewiglich". Erst als die Adverbialendung o abgeschliffen worden, gewöhnte man sich allmählich die Adjektiven überhaupt ohne Endung als Adverbien zu gebrauchen; und wir haben jetzt nur noch wenige Formen dieser Art, deren ursprünglich adverbiale Bedeutung man daran erkennt, daß sie theils nur noch als Adverbien gebraucht werden, wie: freilich, kürzlich, gemeiniglich, gewißlich, neulich, schwerlich, wahrlich, bitterlich, höchlich, ernstlich, letztlich, theils zwar auch einen adjektivischen Gebrauch zulassen, aber meistens nur als Attributiven auf Substantiven abstrakter Bedeutung bezogen werden, wo sie ebenfalls nur die Weise einer Thätigkeit bezeichnen z. B. reichlich, ärmlich, reinlich, reiflich, treulich, weichlich, gewöhnlich, gänzlich, gütlich, öffentlich. Man sagt nämlich z. B. „Er ist reichlich begabt" „ein reichliches Geschenk"; aber nicht: „Er ist reichlich" oder: „ein reichlicher Mann". Von Partizipien gebildete Formen, wie flehentlich, wissentlich, hoffentlich, geflissentlich, gelegentlich, kommen selten vor.

Die von dem Abstraktum gebildeten Formen z. B. eidlich, ehelich, rühmlich, schändlich verhalten sich in Hinsicht auf die Bedeutung ganz so, wie die von dem Adjektiv gebildeten Formen. Die Endung lich bezeichnet auch hier nicht sowol die adjektivische Begriffsform, welche durch ig bezeichnet wird (§. 58), als das Beziehungsverhältniß des durch das Abstraktum ausgedrückten Thätigkeitsbegriffes; und sie bezeichnet dieses Verhältniß ebenfalls als das Verhältniß der Weise. Diese Formen werden daher sehr häufig als Adverbien gebraucht, oder auch als Attribute auf ein Abstraktum bezogen; aber sie können nicht immer prädikativ gebraucht, oder als Attribute auf ein Konkretum bezogen werden. Man sagt z. B. „Er hat eidlich ausgesagt" und: „ein eidliches Versprechen"; aber nicht: „Er ist eidlich" „ein eidlicher Mann" (statt ein Geschworner), wie man sagt: „Er ist meineidig" und: „ein meineidiger Mann". Eben so verhalten sich: gütlich, thätlich, sichtlich, schriftlich, mündlich, rühmlich u. m. A. In männiglich, jährlich, täglich, stündlich hat sich die altdeutsche Endung lich erhalten, die so viel als Alle bedeutet.

Da das Adverb der Weise nicht eine besondere Begriffsform, sondern eben so, wie das Adjektiv, einen Artbegriff der Thätigkeit bezeichnet, und ihn in einem Gegensatze hervorhebt; und da das Adverb ein Attribut der Thätigkeit bezeichnet, wie das Adjektiv ein Attribut des Seins: so geschieht es sehr leicht, daß die Sprache bei dem Übergange der Begriffsform der Thätigkeit (er spielt glücklich) in die Begriffsform des Seins (ein glücklicher Spieler) im Gebrauche nicht mehr genau zwischen Adverb und

Adjektiv unterscheidet, und das Verständniß der unterscheidenden adverbialen Form wird getrübt. Es erklärt sich hieraus, wie einerseits im Neudeutschen das Adverb (Er handelt klug) von dem Adjektiv (Er ist klug) in der Form nicht mehr unterschieden wird, und wie andererseits schon im Altdeutschen sehr häufig die an sich adverbiale Form eine zweite adverbiale Endung annimmt z. B. erlich-o, kahuclich-o (heimlich), friuntlich-o. Da die vom Adjektiv und von dem Abstraktum gebildete Form lich das Verhältniß der Weise bezeichnet, und da viele Gebilde dieser Form nur als Adverbien gebraucht werden; so ist diese Form eigentlich als eine adverbiale Form anzusehen, wird aber meistens, besonders wenn sie von dem Abstraktum gebildet ist, auch adjektivisch, jedoch meistens nur in Beziehung auf einen substantivisch ausgedrückten oder bei dem Substantiv hinzugedachten Thätigkeitsbegriff gebraucht z. B. ein glücklicher Spieler, ein schimpflicher Vergleich, ein nächtlicher Dieb, eine künstliche Blume; und sie hebt, wie das Objekt der Weise (§. 11), immer einen Gegensatz der Art hervor. Der vom Abstraktum gebildeten Form entspricht in der lateinischen Sprache die Form alis z. B. moralis, mortalis, legalis, letalis, welche jedoch eine adjektivische Form ist, und von welcher das Adverb durch die Endung ter gebildet wird.

Dem Verhältnisse der Weise, welches die Form lich bezeichnet, ist das Verhältniß der Ähnlichkeit nahe verwandt; manche von Adjektiven gebildete Formen, besonders die von den Benennungen von Farbe und Geschmack gebildeten, haben daher die Bedeutung einer Ähnlichkeit angenommen z. B. röthlich, bläulich, grünlich, säuerlich, süßlich. Und da das, was z. B. dem Rothen, dem Sauern nur ähnlich ist, weniger roth, weniger sauer ist; so kann man diese Formen als adjektivische Diminutivformen ansehen, welche der lateinischen Form auf ulus (acidulus) und der englischen Form ish in: reddish, sweetish entsprechen.

Von der von dem Adjektiv und von dem Abstraktum gebildeten adverbialen Form lich muß man die von dem Verb und die von Personennamen gebildeten Formen unterscheiden, welche als adjektivische Formen anzusehen sind. Die von dem Verb gebildete Form, welche im Altdeutschen noch selten vorkömmt, bezeichnet nicht das Verhältniß der Weise, sondern, wie die Form bar (§. 60), ein Modusverhältniß, nämlich die Möglichkeit der Thätigkeit z. B. sterblich, beweglich, glaublich. Wir haben nur wenige Adjektiven dieser Form von intransitiven Verben z. B. sterblich, dienlich, tauglich, beharrlich; und diese haben aktive Bedeutung. Die von transitiven Verben gebildeten Adjektiven, von welchen erst im Neudeutschen ein sehr ausgedehnter Gebrauch gemacht worden, haben passive Bedeutung,

und diese Form entspricht den von Verben gebildeten lateinischen Formen ilis und bilis z. B. fragilis zerbrechlich, docilis, facilis, placabilis versöhnlich, credibilis glaublich. Sie wird vorzüglich von zusammengesetzten Verben gebildet z. B. erbittlich und unerbittlich, zerbrechlich, unentbehrlich, unüberwindlich. Sie ist der von transitiven Verben gebildeten Form bar (§. 60) ganz gleichbedeutend, und die Endung lich scheint besonders bei Verben mit einer Muta im Auslaute, bei denen die Endung bar nicht wohllautend ist, die Stelle der Letzteren zu vertreten z. B. in: glaublich, vermeidlich, begreiflich, zerreiblich, unbeschreiblich.

Es ist oben (§. 59) schon bemerkt worden, daß in den von Personennamen gebildeten Formen: fürstlich, königlich, ritterlich u. s. f. die Endung lich die Stelle der dem Altdeutschen mehr geläufigen Endung isch angenommen hat. Dieser Gebrauch der Endung lich statt isch hat jedoch nur bei den zum Staats- und Familienverbande gehörigen Personennamen Aufnahme gefunden; und die auf diese Weise gebildeten Formen haben adjektivische Bedeutung und werden, wie die der Form isch, meistens nur attributiv statt des Genitivs des Subjektes oder Besitzers (S. §. 230) gebraucht z. B. ein königlicher Befehl, der fürstliche Garten. Obgleich diese von Personennamen gebildeten Adjektiven in lich, wie die in isch, nicht eigentlich den Gegensatz der Art hervorheben können; so ist doch bei sehr vielen die ursprüngliche adverbiale Bedeutung der Endung, und somit die Hervorhebung des Artbegriffes durch den Gegensatz nicht gänzlich verloren gegangen. Diese Endung bezeichnet nämlich auch in diesen Formen sehr häufig das Verhältniß der Weise und, weil der Personenname an sich nicht eigentlich eine Weise ausdrücken kann, besonders ein Verhältniß der Ähnlichkeit; und sie wird in dieser Bedeutung sehr häufig als Adverb und als adjektivisches Attribut eines substantivisch ausgedrückten Thätigkeitsbegriffes gebraucht z. B. „Er belohnt fürstlich“ „Er kämpft ritterlich“ (wie ein Fürst, wie ein Ritter) und „ein fürstlicher Aufwand“ (ähnlich dem eines Fürsten) „eine väterliche Liebe“ „ein ritterlicher Kämpfer“ „eine mütterliche Freundin“. Wenn die Adjektiven in lich auf diese Weise durch den Gegensatz die Art der Thätigkeit hervorheben, können sie auch, wie die Stämme, mit un zusammengesetzt werden z. B. unköniglich, unritterlich. — Die von Personennamen gebildete Form lich hat, wenn sie auf attributive Weise gebraucht wird, einen sehr unbequemen Doppelsinn; indem es oft zweifelhaft ist, ob sie z. B. in: „der väterliche Rath“ „ein fürstliches Haus“ die adjektivische Bedeutung eines Genitivs des Subjektes oder Besitzers (Rath des Vaters, Haus des Fürsten) oder die adverbiale Bedeutung einer Ähnlichkeit hat (ähnlich dem eines Vaters, eines

Fürsten). Der Gebrauch dieser Form in der adverbialen Bedeutung einer Ähnlichkeit ist der deutschen Sprache am meisten geläufig; und der Gebrauch derselben statt des attributiven Genitivs ist, da das Adjektiv immer einen Artbegriff ausdrückt (§. 57) und den Beziehungsbegriff nicht als ein Individuum bezeichnen kann, im Allgemeinen zu vermeiden. Der von Personennamen gebildeten Form entsprechen die lateinischen Formen: ius, aris und alis; und der lateinischen und nach ihr auch den romanischen und der englischen Sprache ist der Gebrauch dieser Formen statt des Genitivs sehr geläufig z. B. l. domus regia, coena popularis, pueri militares, ludi sacerdotales, exercitus socialis; fr. une lettre royale, le chant pastoral, le bâton pastoral; E. the royal speech, the parliamentary reform, the agricultural distrefs. Nur selten unterscheidet die lateinische Sprache durch eine zwiefache Form z. B. domus regia und: animus regalis. Die deutsche Sprache gebraucht aber statt der adjektivischen Form insgemein den Genitiv oder Zusammensetzungen z. B. das Heer der Bundesgenossen, ein Brief des Königes, die Rede des Königes, die Noth der Ackerbauer, ein Volksmahl, Soldatenkinder, der Hirtenstab, die Parlamentsreform: und wenn man hierin den Gebrauch der fremden Sprachen nachahmt und die Form lich eben so, wie diese ihre Adjektivformen, gebraucht z. B. der königliche Einzug, der väterliche Zorn, das ritterliche Schwert, die bäuerlichen Verhältnisse; so ist dies eine Verunreinigung des deutschen Idioms, welche sehr zu tadeln ist. Ganz verwerflich ist es aber, wenn man von Sachnamen die Form lich in einer adjektivischen Bedeutung bildet z. B. sprachliche Aufsätze, ein morgenblättlicher Korrespondent, wörterbüchliche Arbeiten. Denn die Sprache kennt nur solche von Sachnamen gebildete Wörter der Form lich, welche das adverbiale Verhältniß einer Weise bezeichnen.

Die Frage, ob die Endung lich eine ursprüngliche oder eine abgeleitete Endung sei, ist für die eigentliche Grammatik nicht von sehr großer Wichtigkeit (§. 43). Für die Ansicht, daß sie eine ursprüngliche Endung sei, spricht besonders der früh und weit verbreitete adverbiale Gebrauch derselben in allen germanischen Sprachen. Gegen die Herleitung von dem alten leiks (ähnlich) spricht, daß die Endung lich in ihrer Grundbedeutung z. B. in: treulich, reichlich, künstlich, schimpflich, gar nicht das Verhältniß der Ähnlichkeit bezeichnet. Die Zusammenstellung der Endung lich mit leiks gründet sich offenbar auf die Nebenbedeutung, welche die Endung erst später in: süßlich, röthlich, väterlich, ritterlich u. s. f. angenommen hat. Auch scheint das englische like in: warlike, childlike, ladylike, auf welches man sich beruft, und welches allerdings als abgeleitete

Endung aus like (ähnlich) hervorgegangen ist, mit unserm lich nichts gemein zu haben. Statt lich findet sich im Englischen immer das adverbiale ly z. B. kindly, wisely, knightly, indeß like immer die adjektivische Bedeutung unseres isch hat.

## §. 63 u. 64.

Durch die Endung haft, welche man insgemein von haben oder haften herleitet, werden Adjektiven vorzüglich von Substantiven abstrakter Bedeutung gebildet z. B. schamhaft, sündhaft, lasterhaft. Von Verben werden durch diese Endung nur: lebhaft, schwatzhaft, flatterhaft, schmeichelhaft, naschhaft und einige andere, und von Adjektiven nur: boshaft, krankhaft, wahrhaft und zaghaft (von dem alten zage) gebildet. Einige von Personennamen gebildete Formen, wie: meisterhaft, mannhaft, schalkhaft, geckenhaft, riesenhaft, und das von einem Thiernamen gebildete bärenhaft, scheinen der neuern Zeit anzugehören. Die Form haft fehlt der altnordischen und angelsächsischen Sprache; der Gebrauch derselben ist auch in der deutschen Sprache sehr beschränkt; sie kömmt jedoch im Altdeutschen häufiger vor, als im Neudeutschen. Auch wurde früher mit der Endung haft häufig die Endung ig verbunden z. B. diensthaftig, leibhaftig, welches jetzt nur dann geschieht, wenn ein Abstraktum der Form heit (keit) gebildet wird z. B. Wahrhaftigkeit, Lebhaftigkeit.

Die Grundbedeutung dieser Form besteht darin, daß sie nicht sowol, wie die Form ig, die adjektivische Begriffsform, als vielmehr, wie bar und sam, ein besonderes Beziehungsverhältniß des Begriffes, und zwar das Modusverhältniß der Geneigtheit zu einer Thätigkeit bezeichnet (§. 42. 60) z. B. schamhaft, lasterhaft, tugendhaft, lügenhaft, sündhaft, schwatzhaft, naschhaft, dauerhaft. Sie ist der Form sam und bar, in so fern sie dieses Beziehungsverhältniß ausdrücken, so wie der von dem Abstraktum gebildeten Form isch (§. 59) ganz gleichbedeutend und wechselt häufig mit diesen Formen z. B. in: tugendhaft, klaghaft und den altdeutschen: sorachaft, krieghaft, wichaft, dienesthaft, redehaft, folghaft, zankhaft neben: tugendsam, klagbar, sorgsam, streitbar, dienstbar, beredsam, folgsam, zänkisch. In: glaubhaft, ganghaft, Ad. buhaft (bewohnbar), sihehaft (sichtbar), wunderhaft (wunderbar) und einigen andern hat diese Form die Bedeutung der von transitiven Verben gebildeten Form bar (§. 60) und bezeichnet eine Möglichkeit. In: leibhaft, schmerzhaft, krampfhaft und Ad. ehaft (gesetzlich), eidhaft, glimpfhaft, wie auch in den von Adjektiven gebildeten: boshaft, krankhaft, wahrhaft, bezeichnet die Form haft eben so, wie lich, das Verhältniß der Weise; und ist als eine adverbiale Form anzusehen, die jedoch auch

als attributives Adjektiv gebraucht wird. Die von Personennamen gebildeten Formen bezeichnen das Verhältniß der Ähnlichkeit.

Durch die Endung icht werden Adjektiven von substantivischen Stämmen, jedoch nur von konkreten Sachnamen, besonders Stoffnamen gebildet z. B. dornicht, holzicht, steinicht. Diese Endung hat im Altdeutschen die Form aht und oht; sie bewirkt daher keine Umlautung (§. 43). Da die Form icht von derselben Wortart gebildet wird, von welcher auch die Form ig häufig gebildet wird, und da häufig von demselben Stamme beide Formen vorhanden sind z. B. blumicht, buschicht, gallicht neben: blumig, buschig u. s. f.; so scheint die Form icht ursprünglich eine Nebenform der von konkreten Substantiven gebildeten Form ig, und die Bedeutung beider Formen ursprünglich nicht unterschieden zu sein (§. 58). Beiden Formen entspricht die lateinische Form osus z. B. nemorosus waldig, spinosus dornicht. Da ein konkretes Sein nicht als eine Thätigkeit von einem andern Sein kann prädizirt werden; so muß bei der Form icht immer ein Thätigkeitsbegriff hinzugedacht werden, auf welchen der Begriff des Stammes als ein Objekt bezogen wird z. B. dornicht (Dornen habend), milchicht (der Milch ähnlich). Dadurch unterscheidet sich diese Form von der von dem Abstraktum gebildeten Form ig, bei welcher der Begriff des Stammes als eine unmittelbare Thätigkeit des Seins gedacht wird z. B. gierig (begehrend) (§. 58). Diese Form wird insbesondere häufig gebraucht, um nur eine Ähnlichkeit zu bezeichnen z. B. ein schwefelichter Geruch, ein weinichter Geschmack, eine holzichte Birne, eine milchichte Flüssigkeit; sie ist in dieser Bedeutung eigentlich als eine Adverbialform anzusehen (§. 62).

Von der Form icht muß man die Form licht unterscheiden. Diese Form wird immer von Adjektiven gebildet; und da sie insgemein neben denjenigen Adverbialformen auf lich vorkömmt, welche eine Ähnlichkeit bezeichnen (§. 62), so ist sie ursprünglich wol nur eine Nebenform dieser adverbialen Form z. B. grünlicht, gelblicht, süßlicht, länglicht neben: grünlich, gelblich u. s. Sie bezeichnet, wie die Form lich, eine Ähnlichkeit und wird, wie diese, auch adjektivisch gebraucht.

---

## Viertes Kapitel.

## Von der Zusammensetzung.

### 1. Zusammensetzung der Begriffswörter.

### §. 65.

Durch die Zusammensetzung der Begriffswörter werden zwei Begriffswörter zu Einem Worte, und zwei Begriffe zu Einem Begriffe verbunden. Zwei Wörter z. B. Wein und Stock werden zu Einem Worte, indem sie eben so, wie Stamm und Endung in einer Sproßform, als eine rhythmische Einheit des Tonverhältnisses (Weinstock) gesprochen werden; zwei Begriffe werden zu Einem Begriffe, indem sie als Ein Begriff gedacht werden z. B. in: Weinstock und Erdbeere, deren Begriff eben so, wie der von Birke und Erbse, schlechtweg als ein besonderer Artbegriff gedacht wird. Durch die Verbindung von zwei Begriffen zu Einem Begriffe wird die Verbindung von zwei Wörtern zu Einem Worte ein organisch nothwendiger Vorgang: denn die Sprache strebt nach einem allgemeinen Gesetze, überall die Einheit des Begriffes auch in einer rhythmischen Einheit des Ausdruckes darzustellen (§. 17). Sprachen, in denen die Zusammensetzung sehr beschränkt ist, wie die lateinische, oder denen sie gänzlich mangelt, wie die romanischen, haben daher in einem ausgedehnteren Gebrauche von Sproßformen ein Mittel gefunden, die Einheit des Begriffes durch eine rhythmische Einheit des Ausdruckes zu bezeichnen z. B. l. vinea Weingarten, patria Vaterland, ovile Schafstall, aerarium Schatzkammer, columbarium Taubenhaus, quercetum Eichenwald; fr. patrie Vaterland, beurrée Butterbrod, fruitier Obstgarten, pépinière Baumschule, poirier Birnbaum, baignoire Badewanne, panade Brodsuppe, pontonage Brückengeld, bachotage Fährgeld, journal Tagebuch. Das Gesetz, daß die Einheit des Begriffes soll durch eine rhythmische Einheit des Ausdruckes bezeichnet werden, hat sich aber vorzüglich in der deutschen Sprache in voller Kraft erhalten; und das deutsche Idiom unterscheidet sich dadurch insbesondere von dem Idiom der neuern Sprachen, daß sie überall, wo zwei Begriffe so verbunden werden, daß sie schlechtweg als Ein Begriff gedacht werden, Zusammensetzungen gebraucht z. B. Erbprinz (prince héréditaire), Blumentopf (pot à fleurs), Eisengrube (mine de fer), Weinfaß, Weinglas (tonneau, verre à vin).

Zwei Begriffe können nur dadurch zu Einem Begriffe werden, daß der Eine Begriff als Besonderes in den anderen als Allgemeines aufgenommen, und so der allgemeine Artbegriff auf eine Unterart zurückgeführt wird. Die Begriffe des Seins werden nun durch Thätigkeitsbegriffe, und diese durch Begriffe des Seins auf Unterarten zurückgeführt. Jede Zusammensetzung der Begriffswörter setzt daher nothwendig ein attributives oder ein objektives Beziehungsverhältniß voraus, und besteht, wie das attributive und das objektive Satzverhältniß, aus zwei Gliedern, nämlich aus einem bezogenen Worte, welches als Hauptwort der Zusammensetzung die individualisirende Besonderheit des Begriffes ausdrückt, und aus dem Beziehungsworte, welches den allgemeinen Artbegriff ausdrückt z. B. Königssohn (Sohn des Königs), himmelblau (blau, wie der Himmel) (§. 16). Dies ist jedoch nicht so zu verstehen, als sei jede Zusammensetzung ursprünglich aus einem wirklichen Satzverhältnisse hervorgegangen. Jede Zusammensetzung setzt zwar voraus, daß zwischen zwei Begriffen eine attributive oder eine objektive Beziehung gedacht worden; aber sie ist darum nicht aus einem Satzverhältnisse durch eine Zusammenziehung der Glieder entstanden. Wäre sie so entstanden, so würden sich an dem Hauptworte der Zusammensetzung noch mehr oder weniger diejenigen Flexionsformen finden, durch welche in dem Satzverhältnisse die Beziehungen bezeichnet werden. Aber die Form der eigentlichen Zusammensetzung ist, wie wir weiter unten (§. 69) sehen werden, eine eigenthümliche, von der Flexion ganz unterschiedene. Wir müssen daher wol annehmen, daß die Zusammensetzung ursprünglich ein eigenthümlicher von der Zusammenziehung eines Satzverhältnisses unterschiedener Vorgang ist.

Jede Zusammensetzung ist eine einfache d. h. sie besteht nur aus Einem Hauptworte und Einem Beziehungsworte, wie z. B. Lippenkrebs. Sowol Hauptwort, als Beziehungswort kann schon eine Zusammensetzung sein, wie in: Herzbeutel-wassersucht; jedes Glied ist alsdann, weil es nur Einen Begriff ausdrückt, als Ein Wort, und das Ganze als eine einfache Zusammensetzung anzusehen: Herzbeutel ist, wie: Lippe, der Name eines Organs; Wassersucht, wie: Krebs, der Name einer Krankheit; und: Herzbeutelwassersucht bezeichnet eben so, wie: Lippenkrebs, den einfachen Begriff einer besondern Krankheit. Die organische Vollkommenheit einer Zusammensetzung besteht gerade darin, daß der Begriff des Hauptwortes (Lippe, Herzbeutel) als ein einfacher Begriff in den Begriff des Beziehungswortes (Krebs, Wassersucht) als einfachen Begriff dergestalt aufgenommen werde, daß beide nur Einen einfachen Begriff ausmachen, und daß dieses organische Verhältniß sogleich leicht erkannt und verstanden

werde. In Zusammensetzungen, wie: Oberlandgerichtssekretär, Ausgangsanmeldungsbureau, Staatsschuldentilgungskommissionsrath, welche besonders häufig in dem Kanzleistile Aufnahme gefunden haben, wird das organische Verhältniß der Glieder nicht leicht sogleich erkannt; und der Mangel einer rhythmischen Einheit in diesen Zusammensetzungen macht es uns fühlbar, daß sie den organischen Bildungsgesetzen unserer Sprache widerstreben. Wenn auch in der griechischen Sprache ähnliche Zusammensetzungen vorkommen z. B. βατραχομυομαχία, σφραγιδονυχαργοκομῆται; so dürften sie ebenfalls nicht als musterhafte Formen anzusehen sein.

Die Zusammensetzungen verhalten sich in Hinsicht auf das Verhältniß zwischen Hauptwort und Beziehungswort, wie die Sproßformen. Das Hauptwort als der Ausdruck des individualisirenden Artbegriffes hat, wie der Stamm, den größern Werth der Bedeutung und darum den Hauptton; und das Beziehungswort hat, als Ausdruck des allgemeinen Artbegriffes dem Hauptworte in der Bedeutung untergeordnet, wie die Endung, auch untergeordneten Ton. Da jedoch das attributive Adjektiv im Deutschen untergeordneten Ton hat; so hat sich diese Betonung in manchen Zusammensetzungen erhalten z. B. Langeweile, Krausemünze. Auch hat in vielen mit einem attributiven Genitiv gebildeten Zusammensetzungen z. B. Palmsonntag, Aschermittwoch, besonders in Ortsnamen z. B. Klausthal, Zellerfeld, Paderborn, Asmanshausen das Hauptwort untergeordneten Ton, wie denn der attributive Genitiv im Altdeutschen, wenn er dem Beziehungsworte voranging, auch untergeordnete Betonung hatte (S. §. 285). Das Beziehungswort wechselt sogar oft mit einer Endung z. B. in: Bettelmann und Bettler, Findelkind und Fündling, Lehrbursche und Lehrling, E. steamboat (Dampfboot) und steamer, und überall, wo Sproßformen an die Stelle der deutschen Zusammensetzungen treten, wie in: poirier, baignoir, pontonage u. s. f. In Hinsicht auf die Bedeutung sind jedoch die Zusammensetzungen von den Sproßformen wesentlich unterschieden. Die Sproßformen bezeichnen F o r m e n der Begriffe (§. 42), und die Zusammensetzungen besondere A r t e n der Begriffe z. B. Weinglas und Bierglas, Apfelwein, Branntwein und Rothwein. Sproßformen können daher mit Zusammensetzungen nur dann wechseln, wenn das Beziehungswort der Zusammensetzung einen ganz unbestimmten Artbegriff ausdrückt, so daß die Art des Dinges schon hinlänglich durch die F o r m des Begriffes bezeichnet ist, wie in den oben angeführten Beispielen. Die Sprache bedient sich daher vorzüglich der Zusammensetzungen, wenn n e u e Artbegriffe zu bezeichnen sind, indem sie einen schon bekannten Begriff z. B. Boot durch einen andern

ebenfalls schon bekannten Begriff z. B. Dampf zu einer Unterart individualisirt, und so für einen früher unbekannten Begriff ein neues Wort z. B. Dampfboot bildet. Daher sind die meisten Benennungen für neue Entdeckungen und Erfindungen in Natur, Kunst und Wissenschaft durch die Zusammensetzung gebildet. Wir ersehen hieraus zugleich, daß es gar nicht gleichgültig ist, ob man Benennungen neuer Begriffe durch Ableitung oder durch Zusammensetzung bilde. Wenn der neue Begriff nur als unterschiedene Begriffsform eines schon vorhandenen Begriffes anzusehen ist; so bedient man sich richtig einer Sproßform z. B. Läufer, Sänger, Mäkler, Wirthschaft, Stuterei: aber es ist eine zu tadelnde Nichtbeachtung des deutschen Idioms, wenn man für Benennungen von neuen Begriffen ganz eigner Art statt der Zusammensetzungen Sproßformen bildet z. B. Kugelung (Ballottage), Säuberling oder Zierling (Petitmaitre), Nenner (Nominativ), Deuter (Pronom), Biegung (Deklination), Gesätze (Periode).

## §. 66.

Es ist oben gesagt worden, daß jeder Zusammensetzung von Begriffswörtern entweder ein attributives oder objektives Beziehungsverhältniß zum Grunde liege: man fragt daher billig, wie sich die Zusammensetzung z. B. Königssohn, rosenroth von dem entsprechenden Satzverhältnisse (Sohn des Königs, roth wie Rosen) unterscheide. Das Satzverhältniß drückt ebenfalls nur Einen Begriff, nämlich den eines durch ein Attribut individualisirten Seins oder den einer durch ein Objekt individualisirten Thätigkeit aus: dieser Begriff wird aber als ein durch den andern Begriff individualisirter Begriff erst in der Rede selbst und nur für den Augenblick der Rede gebildet; er wird daher immer als ein zusammengesetzter und nicht als ein einfacher Begriff gedacht, und der Sprechende ist sich des Beziehungsbegriffes, wie des Hauptbegriffes bewußt. Die Zusammensetzung hingegen ist nicht der Ausdruck einer nur für den Augenblick der Rede berechneten Individualisirung eines Begriffes (Sohn des Königes, roth wie Rosen), sondern sie bezeichnet einen Begriff eigener Art, der als ein bleibendes Eigenthum in den Schatz der Begriffe aufgenommen ist und, wie andere Begriffe eigner Art, als ein einfacher Begriff gedacht wird z. B. Königssohn als eine Person eigener Art und: rosenroth als eine Farbe eigener Art. Weil der Begriff der Zusammensetzung als ein einfacher gedacht wird; so gestaltet die Sprache auch den Ausdruck dieses Begriffes zu einer Einheit des Tonverhältnisses, indem sie das Hauptwort mit dem Haupttone vorangehen und das Beziehungswort mit untergeordneter Betonung nachfolgen läßt, und beide zu Einem Worte verbindet. Es ergibt sich hieraus ein

bestimmtes, aber oft verkanntes Gesetz für den Gebrauch der Zusammensetzungen. Begriffe, die als einfache Begriffe gedacht werden und als bleibende Begriffe eigener Art in den Begriffsvorrath der Sprache aufgenommen sind, sollen immer durch Zusammensetzungen bezeichnet werden: Begriffe hingegen, welche nur für den Augenblick der Rede durch ein Attribut oder Objekt sollen individualisirt werden, und nicht als bleibende Begriffe eigener Art dem Begriffsvorrathe der Sprache angehören, sollen durch ein Satzverhältniß ausgedrückt werden. Man sagt daher richtig: Schwarzbrod, Wirthshaus, Vatermord, Henkerbeil, Nachtwandler, Erdbeschreibung; aber man sagt: frisches Brod, Haus des Lehrers, Mord der Gefangenen, Schwert des Richters, Wandler im Mondenschein, Beschreibung eines Baumes, und es würde eben so fehlerhaft sein, statt der Letzteren eine Zusammensetzung z. B. Frischbrod, Lehrerhaus u. s. f., als statt der Ersteren ein Satzverhältniß z. B. schwarzes Brod, Haus des Wirthes u. s. f. zu gebrauchen. Das Wort kann überhaupt nur verstanden werden, wenn sein Begriff bei dem Hörer schon vorhanden ist. Zusammensetzungen, wie Frischbrod, Lehrerhaus, Gefangenenmord, Richterschwert würden, da sie als Zusammensetzungen einfache Begriffe bezeichnen, und diese Begriffe als einfache Begriffe doch nicht vorhanden sind, nicht leicht verstanden werden.

Wir nennen diejenigen Zusammensetzungen der Begriffswörter, durch welche auf die eben bezeichnete Weise einfache Begriffe eigner Art bezeichnet werden, Verschmelzungen, und unterscheiden von diesen die Zusammenfügungen, in denen die Glieder eines Satzverhältnisses nur in Ein Wort zusammengezogen sind, ohne einen einfachen Begriff eigner Art zu bezeichnen. Da die Zusammenfügung aus einem wirklichen Satzverhältnisse hervorgegangen ist, so ist an dem Hauptworte häufig noch die Beziehung durch die Flexion bezeichnet z. B. in: Langeweile, Geheimerrath, Sperlingsnest, Bilderdienst; und die Zusammenfügung ist alsdann auch in der Form unterschieden von der Verschmelzung, welche nicht aus einem wirklichen Satzverhältnisse hervorgegangen ist, und in welcher das Hauptwort daher auch keine Flexion haben kann z. B. Krummstab, Rathhaus, Dachfenster. Der eigentliche Unterschied zwischen der Verschmelzung und Zusammenfügung liegt aber nicht sowol in der Form, welche, wie wir sehen werden, schwankend ist, als in der Bedeutung, nämlich ob die Zusammensetzung einen einfachen Begriff eigner Art oder nur einen zusammengesetzten Begriff besonderer Art bezeichnet.

Obwol im Allgemeinen der Unterschied zwischen Zusammenfügungen und Verschmelzungen scharf bestimmt ist; so können doch zuweilen Jene in Verschmelzungen übergehen, wenn nämlich ursprünglich

zusammengesetzte Begriffe später als *einfache* Begriffe gedacht werden z. B. Wirthshaus, Landesherr, Spinnewebe, oder auch wenn Zusammenfügungen eine ganz andere Bedeutung annehmen, in welcher sie nach einer Ähnlichkeit oder nach irgend einer andern Beziehung der Begriffe als Benennungen von einfachen Dingen eigner Art gebraucht werden z. B. Schwarzbrod, und die Pflanzennamen: Rittersporn, Löwenmaul u. s. f. Hinsichtlich der Bedeutung verdient noch besonders bemerkt zu werden, daß Verschmelzungen, wie Wasserhuhn, Maikäfer, Eilwagen, Dampfboot, Unterschiede der Arten bezeichnen, welche als solche in der sinnlichen Anschauung aufgefaßt werden; Zusammenfügungen dagegen, wie Landesvater, Glückskind, Männerwürde, Herentanz, Unterscheidungen bezeichnen, die mehr dem reflektirenden Verstande angehören.

Die *Wortart* der Zusammensetzungen entspricht immer der Wortart des Beziehungswortes; und wir unterscheiden nach der Wortart *substantivische* Zusammensetzungen, wie Krummstab, Wirthshaus, Schreibfeder, *adjektivische* Zusammensetzungen, wie schadenfroh, himmelblau und *verbale* Zusammensetzungen, wie lossprechen, fortgehen. Die Begriffe des *Seins* können nur durch einen in sie aufgenommenen *Artbegriff* auf eine Unterart zurückgeführt werden; und die Zusammensetzung der *Begriffswörter*, die wir hier zunächst betrachten, ist eigentlich auf *substantivische* Zusammensetzungen beschränkt. Nur eine verhältnißmäßig sehr geringe Zahl von *adjektivischen* Zusammensetzungen ist mit Begriffswörtern gebildet, und diese sind meistens als unvollkommne Zusammensetzungen — Zusammenfügungen — anzusehen, wie lebenssatt, gottgefällig, lobenswürdig. Das Verb widerstrebt, wie wir sogleich sehen werden, aufs Bestimmteste der Zusammensetzung mit Begriffswörtern: die *verbalen* Zusammensetzungen werden nur mit *Formwörtern* gebildet. Das Hauptwort der *substantivischen* Zusammensetzungen — der Zusammenfügungen sowol als der Verschmelzungen — muß eigentlich immer als ein *Attribut* des Beziehungswortes angesehen werden, und ist entweder ein Adjektiv oder ein Substantiv. Ein Verb kann als solches nicht das Hauptwort einer Zusammensetzung sein; in Zusammensetzungen, wie Schreibfeder, Schermesser, Gießkanne, wird der Begriff des Verbs schreiben, scheren u. s. f. immer als ein substantivischer Begriff (zum Schreiben u. s. f.) gedacht. Wir unterscheiden jedoch nach der besondern Art des Beziehungsverhältnisses, das der Zusammensetzung zum Grunde liegt, *attributive* und *objektive* Zusammensetzungen. Wenn der Begriff des Hauptwortes unmittelbar als ein Attribut des Beziehungsbegriffes gedacht wird, und daher der Zusammensetzung schlechtweg ein attributives Verhältniß zum Grunde

liegt, wie in Weißdorn, Schwarzbrod, Wirthshaus, Landesherr; so ist die Zusammensetzung eine attributive. Sehr oft liegt aber der Zusammensetzung ein objektives Beziehungsverhältniß zum Grunde; und wir nennen sie dann eine objektive Zusammensetzung.

Das Verhältniß einer objektiven Beziehung ist an sich klar, wenn das Beziehungswort ein Substantiv abstrakter Bedeutung oder auch ein solches Konkretum ist, in welchem man noch den Begriff des Verbs auffaßt, von dem es abgeleitet ist z. B. Wasserscheu, Seefahrt, Luftfahrt, Nachtwandler, Marktschreier, Fußgänger. Auch die adjektivischen Zusammensetzungen, wie schadenfroh, seekrank, aschgrau, gehören hierher. In diesen Zusammensetzungen wird der Begriff des Hauptwortes unmittelbar auf den durch das Beziehungswort ausgedrückten Thätigkeitsbegriff bezogen z. B. „sich vor dem Wasser scheuen" „zur See fahren" „zu Fuße gehen" „des Schadens froh" „krank von der See". Sehr häufig ist aber das Beziehungswort ein Substantiv, bei welchem der Thätigkeitsbegriff des Verbs, von welchem es abgeleitet ist, nicht mehr verstanden wird; oder wenn er noch verstanden wird, so kann der Begriff des Hauptwortes doch nicht unmittelbar als Objekt auf ihn bezogen werden: Ersteres z. B. in: Laubfrosch, Baumwolle, Feldhuhn, und Letzteres z. B. in: Windmühle, Laufgraben, Fingerhut, Armsessel. Den Zusammensetzungen dieser Art liegt eigentlich ebenfalls ein attributives Beziehungsverhältniß zum Grunde: sie unterscheiden sich aber von andern Zusammensetzungen, denen ein attributives Verhältniß zum Grunde liegt, dadurch, daß in ihnen das Hauptwort nicht unmittelbar als ein Attribut auf das Beziehungswort, sondern als Objekt auf einen Thätigkeitsbegriff bezogen wird, der als ein Attribut des Beziehungswortes hinzugedacht wird z. B. der auf dem Laube lebende Frosch, die auf dem Baume gewachsene Wolle, die vom Winde getriebene Mühle. Die Bildung solcher Zusammensetzungen vermittelst eines hinzugedachten Partizips ist insbesondere in der deutschen Sprache gewissermaßen dadurch eingeleitet, daß wir auch außer der Zusammensetzung auf eine andern Sprachen nicht so geläufige Weise mit Auslassung eines attributiven Partizips das Objekt mit dem Beziehungsworte verbinden z. B. „der Vogel in der Luft" „der Sperling auf dem Dache" „der Garten vor dem Thore" „das Haus neben der Kirche". Wir bezeichnen solche Satzverhältnisse zwar als attributive Satzverhältnisse und die Hauptwörter: Luft, Dach u. s. f. als Attribute; aber diese sind eigentlich Objekte eines hinzugedachten Partizips und daher auch in der Form eines Objektes (durch die Präposition) mit dem Beziehungsworte: Vogel, Sperling u. s. f. verbunden. Wir sagen daher, daß auch den oben bezeichneten Zusammensetzungen ein objektives Beziehungs-

verhältniß zum Grunde liegt, und bezeichnen sie als objektive Zusammensetzungen.

## §. 67.

Das Beziehungsverhältniß des attributiven Genitivs und Adjektivs ist an sich weniger für die Verschmelzung geeignet, als das objektive Beziehungsverhältniß. Es gibt jedoch sehr viele Verschmelzungen, denen ursprünglich ein attributives Verhältniß zum Grunde liegt, und man muß in dieser Hinsicht folgende Arten von Zusammensetzungen unterscheiden:

a. ursprüngliche Verschmelzungen d. h. Zusammensetzungen, welche ursprünglich gebildet worden, um einen einfachen Begriff zu bezeichnen z. B. Argwohn, Hartriegel, Altgesell, Bitterklee, Krummstab, Weißdorn, Süßholz, Jungfrau, Hochzeit, Viehseuche, Kuhhirt, Erdbeben, Erdreich, Herberge, Landvolk, Schafstall, Spinnewebe, Hahnenkamm. Die Anzahl von Verschmelzungen dieser Art ist sehr groß; und daß die Zusammensetzungen dieser Art als ursprüngliche Verschmelzungen anzusehen sind, ersieht man auch daraus, daß schon im Altdeutschen das Hauptwort ohne Flexion ist, und die Zusammensetzung ganz die Form einer Verschmelzung hat (S. §. 69). Zu den Zusammensetzungen dieser Art gehören auch: Bauersmann, Rittersmann, Bocklamm, Hirschkuh, Mutterpferd, Rindvieh, Eichbaum, Rheinstrom, Harzgebirge und diesen ähnliche. Das substantivische Hauptwort hat hier die Bedeutung eines attributiven Adjektivs; und andere Sprachen würden hier ein Adjektiv gebrauchen z. B. homo rusticus, vir equestris.

b. ursprüngliche Zusammenfügungen, welche demnächst die Bedeutung von Verschmelzungen angenommen haben, wie: Langeweile, Geheimerrath, Hoherpriester, Waffenstillstand, Amtsdiener, Landesherr, Armenhaus, Kinderstube, Schneckenhaus, Donnerstag, Windsbraut. Insbesondere gehören hierher die Ortsnamen: Hohenlinden, Langenhagen, Schwarzenborn, Neuenkirchen, Kaiserswert, Kaiserslautern, Sachsenhausen und diesen ähnliche, und sehr viele Namen von Pflanzen, Erzen u. s. f. wie: Rittersporn, Löwenzahn, Wolfsmilch, Fuchsschwanz, Storchschnabel, Frauenhaar, Löwenmaul, Katzengold, Bleiglanz, Quecksilber, Zinkblende. Der ursprüngliche Charakter der Zusammenfügung thut sich bei diesen Zusammensetzungen noch häufig darin kund, daß das Hauptwort noch die Flexion des Attributivs und oft, wie in dem attributiven Satzverhältnisse, untergeordnete Betonung hat. Da jedoch jetzt die Verschmelzungsendungen von den Flexionsendungen in der Form nicht mehr unterschieden sind, und die Sprache bei der attributiven Beziehung überhaupt wol die Verschmelzung nicht immer von der Zusammenfügung durch die Form scharf

unterscheidet; so ist es im Einzelnen oft schwer, den ursprünglichen Charakter einer Zusammensetzung zu bestimmen. So scheint z. B. Kurzweile, welches völlig die Form einer Verschmelzung hat, eben so, wie: Langeweile, welches noch völlig die Form einer Zusammenfügung hat, eine ursprüngliche Zusammenfügung zu sein. Zusammenfügungen, welche die Bedeutung einer Verschmelzung angenommen haben, wie: Langeweile, Armenhaus, lassen sich nicht wieder ihrer Bedeutung unbeschadet in ein Satzverhältniß z. B. lange Weile, Haus der Armen, auflösen.

c. Zusammensetzungen, welche sich in ihrer Bedeutung nicht von dem attributiven Satzverhältnisse unterscheiden, aus welchem sie hervorgegangen sind z. B. Bauernsohn, Königssohn, Glückskind, Heldenruhm, Hahnenfeder, Gemsenhorn, Entenschnabel, Kriegsgott, Männerwürde, Degenspitze, Räuberbande, Jägerssitte, Hochzeitstag, Todtenkopf, Hexentanz. Zusammenfügungen dieser Art lassen sich ihrer Bedeutung unbeschadet wieder in ein Satzverhältniß auflösen.

Die Zusammenziehung des attributiven Genitivs mit dem Substantiv der Beziehung läßt sich nach der Topik der neudeutschen Sprache, die den Genitiv meistens dem Substantiv nachfolgen läßt, nicht leicht erklären; sie erklärt sich aber sehr leicht aus dem altdeutschen Sprachgebrauche, der den Genitiv meistens dem Beziehungsworte vorangehen läßt z. B. Himilo Riche, Johanneses Toufi. Auch steht besonders im Mittelhochdeutschen sehr oft der zu dem Beziehungsworte gehörige Artikel vor dem Genitiv z. B. Nibel. N.: „daz Sigmundes Lant“ „die richen Küneges Kint“ „ein ganzez Küneges Her“ „der Guntheres Win“ „nach der Strites Not“. Man durfte daher nur als Ein Wort schreiben, was schon in einer gewissen Einheit der Betonung gesprochen wurde z. B. „das Sigemundesland“ „die Königskinder“ „die Streitesnoth“; und das Satzverhältniß erschien auch in der Schriftsprache als eine Zusammenfügung. Offenbar hat dieser mittelhochdeutsche Sprachgebrauch veranlaßt, daß der Gebrauch einer Zusammenfügung statt eines attributiven Satzverhältnisses zu derjenigen Ausdehnung gelangte, welche er noch jetzt hat. In unserm Sprachgebrauche ist indessen die Zusammenfügung eine von dem Satzverhältnisse bestimmt unterschiedene Form; und es ist gewiß nicht ganz gleichgültig, ob man einen Begriff durch die Eine oder durch die andere Form bezeichne. Auch gebraucht man nicht wohl für jedes Verhältniß eines attributiven Genitivs eine Zusammenfügung. Wir sagen z. B. Bauernsohn, Königssohn, Weiberthränen, Kinderstube, Sonnenglanz, Adlersflug, Falkenauge; aber: Arztessohn, Vatersthränen, Vatersstube, Augenglanz, Sperlingsflug, Hundesauge sind wenigstens ungewöhnlich. Die Sprache bezeichnet auch

hier noch durch den Unterschied der Form einen Unterschied der Bedeutung; und man bedient sich der Zusammenfügung insgemein nur dann, wenn der Begriff auf irgend eine Weise als ein besonderer von dem Begriffe des Satzverhältnisses unterschiedener Begriff eigner Art soll bezeichnet werden. So drückt: Bauernsohn nicht schlechtweg den Sohn eines Bauern, und: Königssohn den Sohn eines Königs aus; sondern Ersteres bezeichnet einen Menschen von geringer und Letzteres einen von sehr hoher Abkunft. Daher heißt es im Don Carlos: „Ich weiß ja nicht, was Vater heißt — Ich bin ein Königssohn"; ferner sagt Posa: „Das (die Kniebeugung) gebührt dem Königssohn": „dem Sohne eines Königs" würde in beiden Fällen weniger richtig sein. Eben so bezeichnen: Weiberthränen, Sonnenglanz, Adlersflug, Falkenauge, Frauenwürde, Männerstolz, Weiberlist, Fürstenwort, Bauernstolz Nebenbegriffe eigner Art, welche nicht auf gleiche Weise durch ein Satzverhältniß ausgedrückt werden. Das oben (§. 65) für den Gebrauch der Zusammensetzungen überhaupt aufgestellte Gesetz muß daher auch auf diese Zusammenfügungen angewendet werden: und auch von diesen muß man immer, aber auch nur dann Gebrauch machen, wenn ein Begriff zu bezeichnen ist, der als ein Begriff eigner Art gedacht und als solcher von dem Begriffe des Satzverhältnisses unterschieden wird. Man erlaubt sich zwar häufig eine Zusammenfügung statt eines Satzverhältnisses oder auch Letzteres statt der Ersteren zu gebrauchen: aber wir müssen dies immer als eine nicht zu rechtfertigende Willkür und als einen Verstoß gegen das Idiom unserer Sprache ansehen.

## §. 68.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß die Zahl der verbalen und adjektivischen Zusammensetzungen außerordentlich klein ist. Im Deutschen sind der adjektivischen Zusammensetzungen sehr wenige; und diese sind ursprünglich meistens Zusammenfügungen, wie lebenssatt, gottähnlich, gottgefällig, lobenswürdig u. s. f.: nur wenige, wie liebenswürdig, neugierig, wasserscheu, schadenfroh, haben die Bedeutung von Verschmelzungen angenommen. Verbale Zusammensetzungen mit Begriffswörtern gibt es im Deutschen gar nicht; diesen widerstrebt schon die deutsche Topik: da nämlich bei jeder zusammengesetzten Form des Prädikats das flektirte Verb und das Objekt in der Konstruktion des Hauptsatzes immer getrennt werden, so kann das Verb mit dem Objekte weder eine Zusammenfügung noch eine Verschmelzung bilden; und Verben, wie rathschlagen, herbergen, wetteifern, handhaben, wetterleuchten, frühstücken, heiraten, argwöhnen, brandschatzen, sind nicht Zusammensetzungen, sondern von

Rathschlag, Herberge, Wetteifer u. s. f. abgeleitete Verben. Auch in der griechischen und lateinischen Sprache sind die mit Begriffswörtern zusammengesetzten Verben sehr selten, und Verben, wie ἀγαλματοποιέω, ἀγορανομέω, ἀστρονομέω, aedifico, judico, participo, multiplico sind abgeleitet von ἀγαλματοποιός, ἀγορανόμος, ἀστρονόμος, aedifex, judex, particeps, multiplex. Es ist nämlich ein allgemeines Gesetz in der Sprache, daß die Verben sich nicht sowol nach den Begriffen des Objektes, als nach den besondern Richtungen der Thätigkeit in besondere Unterarten entwickeln, und daß daher, wie das Substantiv mit Begriffswörtern, so das Verb mit Formwörtern zusammengesetzt wird. Auch in den lateinischen benedico und maledico sind bene und male als Formwörter zu betrachten; die kausativen Verben, wie madefacio, calefacio, tumefacio, stehen neben den übrigen durch Ableitung gebildeten kausativen Verben als vereinzelte Ausnahmen. Wir haben zwar im Deutschen viele Verbindungen von Verben mit einem Objekte, welche einen einfachen Begriff ausdrücken und daher ganz die Bedeutung von Verschmelzungen haben z. B. Trotz bieten, Haus halten, zu Hülfe kommen, zu Grunde gehen, zu Grunde richten, zu Stande bringen, zu Recht weisen, ins Werk setzen, Athem holen, im Stiche lassen, Rede stehen, kund thun, stille stehen; aber diese Ausdrücke können nicht zu Verschmelzungen werden, weil das Verb der Zusammensetzung mit Begriffswörtern widerstrebt. — Die adjektivischen Formen des Verbs — Partizipien — lassen schon eher die Zusammensetzung zu; aber Zusammensetzungen, wie heilbringend, friedliebend, blutstillend, durststillend, schmerzstillend, fleischfressend, leidtragend, feuerspeiend, bluttriefend, herzzerreißend, sind meistens Zusammenfügungen, und nur wenige haben die Bedeutung von Verschmelzungen angenommen. Zusammensetzungen mit dem Partizip des Präteritums, wie ehrvergessen, kunstbeflissen, gottergeben, fluchbeladen, ruhmbedeckt, sturmbewegt, welche der neuern Zeit angehören und der Volkssprache fremd sind, gehören ebenfalls zu den Zusammenfügungen. Wir ersehen hieraus, daß auch die adjektivischen Formen des Verbs zu Zusammensetzungen mit Begriffswörtern nicht sehr geeignet sind.

Bei den substantivischen Zusammensetzungen objektiver Art müssen wir unterscheiden, ob die objektive Beziehung eine ergänzende oder eine nicht ergänzende ist. Die Verhältnisse der ergänzenden Beziehung sind für die Verschmelzung nicht wohl geeignet. Wenn nämlich das Hauptwort der Zusammensetzung mit dem Beziehungsworte in einer ergänzenden Beziehung steht, so wird mit der Beziehung auch der Begriff des Beziehungswortes noch als ein verbaler gedacht; und wie das Verb der Zusammensetzung mit

Begriffswörtern widerstrebt, so läßt auch das Substantiv, dessen Begriff noch als ein verbaler gedacht wird, keine vollkommene Verschmelzung, sondern nur eine Zusammenfügung zu. Die substantivischen Verschmelzungen, wie z. B. Laubfrosch, Morgenstern, sind eigentlich attributive Zusammensetzungen, und die attributive Beziehung ist durch einen hinzugedachten verbalen Begriff vermittelt (§. 66): die ergänzende Beziehung z. B. in Gottesfurcht, Menschenhaß kann, weil sie eine unmittelbare Beziehung ist, nicht eben so, wie z. B. in Laubfrosch, als eine durch einen verbalen Begriff vermittelte attributive Beziehung gedacht werden.

Insbesondere sind diejenigen Verhältnisse, in denen das Beziehungswort einen Genitiv des leidenden Objektes fordert, nicht für die Verschmelzung, sondern nur für die Zusammenfügung geeignet. Mit den Substantiven der Form ung, deren eigentliche Bedeutung darin besteht, daß sie noch die transitive Beziehung ausdrückt (§. 50), wie mit den substantivisch gebrauchten Infinitiven transitiver Verben, werden daher nur Zusammenfügungen gebildet z. B. Volksvertretung, Leibesübung, Gewissenserforschung, Sinnesänderung, Ehrabschneidung, Ehrenrettung und: Blutvergießen, Danksagen, Weintrinken, Geldmachen, Possenreißen. Jedoch haben Einige, wie: Haushaltung, Erdbeschreibung, Gotteslästerung und: Athemholen, Federlesen, die Bedeutung von Verschmelzungen angenommen. Wie die Form ung, verhält sich in dieser Hinsicht auch die von transitiven Verben gebildete Form er z. B. in: Weintrinker, Fleischesser, Fuchsjäger, Welteroberer; sehr viele Zusammensetzungen dieser Art haben jedoch jetzt die Bedeutung von Verschmelzungen z. B. Dachdecker, Schuhmacher, Feldmesser, Geschichtschreiber. Man muß von diesen indessen unterscheiden: Vogelfänger, Grillenfänger, Vatermörder, Buchdrucker, Haushälter und ähnliche, die von: Vogelfang, Vatermord u. s. f. abgeleitet sind. Weit leichter bilden sich Verschmelzungen mit den von transitiven Verben gebildeten Stämmen, welche nicht mehr, wie die Form ung, die transitive Beziehung ausdrücken z. B. Weinlese, Kirchweihe, Armenpflege, Vogelfang, Vatermord, Kindtaufe, Ackerbau, Weinbau, Schafzucht, Weinschenke.

Wie nun die ergänzenden Verhältnisse, weil sie nicht können als attributive Beziehungen gedacht werden, im Allgemeinen der Zusammensetzung widerstreben; so sind die nicht ergänzenden Beziehungen, weil sie in den substantivischen Zusammensetzungen als attributive Beziehungen gedacht werden, vorzüglich für die Verschmelzung geeignet. Bei der nicht ergänzenden Beziehung wird nämlich die Zusammensetzung der Begriffe z. B. in Morgenstern, Nordlicht durch einen hinzugedachten Thätigkeitsbegriff vermittelt, der als

ein Attribut des Beziehungswortes gedacht wird; und das in einer nicht ergänzenden Beziehung stehende Substantiv wird häufig durch ein Adjektiv ausgedrückt z. B. stella matutina, aurora borealis, canis venaticus, iter pedestre. So liegt den meisten Verschmelzungen ein Verhältniß des Ortes, der Zeit, der Weise, unter der wir auch das Verhältniß der Ähnlichkeit begreifen, oder das Verhältniß einer kausalen Beziehung (des Grundes, Mittels, Zweckes oder Stoffes) zum Grunde z. B. Wasserhuhn, Feldhuhn, Abendstern, Winterkorn, Bauchredner, Hasenscharte, Frostbeule, Brandmal, Zahnpulver, Jagdhund, Apfelwein, Strohdach. Und es verdient besonders bemerkt zu werden, daß nach Analogie der Form auch diejenigen ergänzenden Beziehungsverhältnisse zu Verschmelzungen geeignet sind, welche außer der Zusammensetzung gewöhnlich in der Form einer nicht ergänzenden Beziehung, nämlich durch Präpositionen ausgedrückt werden z. B. Blutgier (Gier nach Blut), Wasserscheu (Scheu vor dem Wasser), Schadenfreude, Ehrgeiz, Ahnenstolz.

## §. 69.

Die Verschmelzung unterscheidet sich von der Zusammenfügung in der Form insbesondere dadurch, daß das Hauptwort der Verschmelzung nicht flektirt wird. Das Hauptwort hat zwar, wenn es ein Substantiv ist, häufig eine Endung z. B. in: Liebesbrief, Leibesstrafe, Siegeslied, Glockenblume, Sonnenschirm, Mausefalle. Aber diese Endungen können schon darum nicht als Flexionsendungen angesehen werden, weil den meisten Verschmelzungen ein objektives, und zwar insgemein nicht ein ergänzendes, sondern ein bestimmendes Beziehungsverhältniß zum Grunde liegt, und das Hauptwort daher durchaus nicht in dem Verhältnisse eines Kasus, und insbesondere nicht in dem Verhältnisse eines Genitivs steht. Wir bezeichnen diese Endungen daher als Wohllautsendungen, und nennen sie Verschmelzungsendungen. Sie bestehen aus Vokalen, liquiden Lauten und dem Spiranten s; und ihre organische Bedeutung besteht darin, daß sie den Übellaut verbessern, der durch das Zusammentreffen eines Konsonanten in dem Auslaute des Hauptwortes mit einem andern, meistens gleichartigen Konsonanten in dem Anlaute des Beziehungswortes herbeigeführt wird (§. 32. 36). Auch in den Zusammensetzungen der griechischen und lateinischen Sprache finden sich diese Verschmelzungsendungen, welche von den Flexionsendungen unterschieden sind, nämlich in der griechischen insgemein der Vokal *ο* und in der lateinischen i z. B. *ἡμεροφύλαξ, νικοποιός, ἱππονόμος, τοπογράφος, ὀρνιθολόχος, χειρομαντεία*, terricola, causidicus, caprimulgus, homicida, monticola, fructifer, cornipes. Im Altdeutschen findet

sich, wie im Gothischen, als Verschmelzungsendung der Vokal a z. B. Hovaman, Grasawurm, Spilahus, Dagafrist, Pirapoum, Spinnaweppi. Auch die Vokale o und i kommen vor z. B. Spilohus, Piropoum, Herizoho, Merigras; und sehr häufig fehlt schon die Verschmelzungsendung z. B. Peinperga, Wingarto, Erdrihhi, Figboum, Orhring, Oucsalba. Statt der Vokale a, o, i findet sich schon im Altdeutschen häufig e z. B. Spilehus, Muolestein. Im Mittelhochdeutschen verflachen sich alle Verschmelzungsvokale in e z. B. Hovevart, Bluomevaz; und zugleich verschwindet der Vokal immer mehr z. B. Tanboum, Oucsalbe. Demnächst aber erweitert sich der Vokal e in die Endung en z. B. im Nibel. Lied: Kuchenmeister, Ougenweide, Ougenblic neben: Sunnewende. Insbesondere nehmen diejenigen Substantiven, die in der alten Form dekliniren, diese Endung an; und da sehr viele Substantiven, besonders weibliche, welche im Altdeutschen noch in der alten Form deklinirten, später die neue Deklinationsform annahmen, so hat sich der Gebrauch der Verschmelzungsendung en im Neudeutschen sehr weit ausgebreitet. Auch kommen die Endungen el und er zuweilen als Verschmelzungsendungen vor z. B. in: Heidelbeere, Fichtelberg, Ringeltaube, Aschermittwoch.

Dagegen werden die Zusammenfügungen und insbesondere diejenigen Zusammenfügungen, deren Hauptwort in dem Beziehungsverhältnisse des Genitivs steht — von denen hier zunächst die Rede ist — in der Form dadurch unterschieden, daß an dem Hauptworte der Kasus durch die Flexion bezeichnet ist z. B. im Altdeutschen: Windisprut, Kranichessnabel, Hirzeszunga, Senefeskorn, Hasinora, Haninfuoz, und im Neudeutschen: Donnerstag, Landsmann, Amtsdiener, Rathsdiener, Königssohn, Augenweh, Ohrenschmerz neben: Donnerkeil, Landmann, Amtmann, Rathhaus, Königreich, Augapfel, Ohrring. Auch steht in der Zusammenfügung das Hauptwort, wenn seine Bedeutung es fordert, insgemein im Plural z. B. Bilderdienst, Kinderstube, Hörnerschall. Aber obgleich die Zusammenfügungen im Allgemeinen auch in der Form von den Verschmelzungen unterschieden sind; so mangelt doch die Unterscheidung der Form sehr häufig im Besondern: und mancherlei Verhältnisse haben zusammengewirkt, um den Unterschied der Form immer mehr zu trüben. Erstens ist der Unterschied der Bedeutung — daß die Verschmelzung einen einfachen, und die Zusammenfügung einen zusammengesetzten Begriff bezeichnet — von der Art, daß das Sprachgefühl leicht das Eine für das Andere nehmen, und nun auch die Formen verwechseln konnte. Daher haben manche Zusammensetzungen z. B. die Monatsnamen: Wintermonat, Heumonat, welche im Altdeutschen die

Form von Verschmelzungen haben, im Altnordischen die Form von Zusammenfügungen *). Auch haben ursprüngliche Zusammenfügungen häufig mit der Bedeutung von Verschmelzungen auch die Form derselben angenommen (§. 66) z. B. Sonntag (Ad. Sunnuntac), Frankfurt (Ad. Franchonofurt), Senfkorn (Ad. Senefeskorn), Mondschein (neben: Sonnenschein). Bei sehr vielen Zusammensetzungen wurde der Unterschied der Form dadurch verwischt, daß die Endung en, welche auch eine Flexionsendung des Genitivs ist, häufig an die Stelle des ursprünglichen Verschmelzungsvokals trat z. B. Blumenkorb, Buchenbaum, Küchenmagd, Rabenstein. Dasselbe gilt von der Endung es, welche ursprünglich die Genitivendung ist, und als solche nur in Zusammenfügungen vorkömmt, später aber ebenfalls die Stelle einer Verschmelzungsendung einnahm, und als solche sogar auch an weibliche Hauptwörter trat z. B. Liebesdienst, Hülfstruppen.

Man darf endlich nicht übersehen, daß die Form der Zusammensetzungen überhaupt unter dem Einflusse des Wohllautes, und besonders unter der Einwirkung der rhythmischen Verhältnisse steht. Die Verschmelzungsendungen haften mehr an den weichen Konsonanten im Auslaute; sie haften weniger an Vokalen und liquiden Lauten z. B. Tagebuch, Siegeslied, Lindenbaum, Hundestall, Augensalbe, Mausefalle, Nasenbein neben: Seekalb, Kuhstall, Sauhirt, Heuernte, Stammbuch, Weinlied, Dornbusch, Ohrlöffel, Stirnbein; und die Endung el findet sich nur an weichen Konsonanten z. B. Heidelbeere, Ringelblume, Kindelbier. Auch konnte die Endung es (s) wol darum so leicht die Stelle einer Verschmelzungsendung einnehmen, weil sie sich leicht wohllautend mit andern Konsonanten verbindet. Aber weit mehr als der Wohllaut hat wol das der deutschen Sprache eigenthümliche Streben nach rhythmischer Einheit der Form (§. 17. 36) auf die Formen der Zusammensetzungen eingewirkt. Das allmähliche Verschwinden des Verschmelzungsvokals, der sich in der griechischen und lateinischen Sprache immer erhalten hat, darf nicht als eine ganz zufällige Abschleifung angesehen werden: sie hat offenbar ihren Grund darin, daß in der deutschen Sprache immer mehr die logische Richtung und mit dieser das Streben nach vollkommener Einheit der rhythmischen Form vorherrschend wurde. So haben: Hofmann, Spielhaus, staarblind, Weinrebe, Bethaus, Spindelbaum, Herzog, Senfkorn eine vollkommner rhythmische Form, als die altdeutschen: Hovaman, Spilahus, staraplint, Winareba, Betahus, Spinnilapoum, Herizoho, Senefeskorn. Auch scheint es, daß die Genitivendung es (s) in den Zusammensetzungen nicht nur als Verschmelzungsendung,

*) S. J. Grimm d. Gr. Th. II. S. 510.

sondern auch als Genitivendung weiblicher Hauptwörter vorzüglich auch aus dem rhythmischen Grunde Aufnahme gefunden, daß sie bei Auslassung des Vokals für sich nicht eine Silbe bildete z. B. Hülfsmittel, Hülfstruppen, Geburtstag, Hochzeitsgast.

Aus dem bisher Gesagten ersieht man leicht, daß die Formen der Zusammensetzungen, wie sie sich in dem gegenwärtigen Stande der deutschen Sprache darstellen, sich nicht auf solche feste Gesetze zurückführen lassen, welche ohne Ausnahme durchgreifend wären. Im Allgemeinen gelten jedoch in Beziehung auf die Form des substantivischen Hauptworts, über welche sich insbesondere Zweifel erheben könnten, folgende Gesetze:

1) In den Zusammenfügungen wird der Genitiv an dem Hauptworte durch die Flexion bezeichnet z. B. Königssohn. Da früher die weiblichen Substantiven auch im Singular flektirt wurden; so hat sich bei denen, welche nach der neuen Form dekliniren, die Genitivendung en erhalten z. B. Sonnenstrahl, Entenschnabel, Rosenblatt, Feigenblatt, Zungenspitze. Die Flexionsendung fehlt jedoch häufig bei ursprünglichen Zusammenfügungen, welche demnächst die Bedeutung von Verschmelzungen angenommen haben (§. 66) z. B. Königreich, Vaterland, Mondschein, Rittersporn, Storchschnabel, Frankfurt.

2) In den Verschmelzungen steht das Hauptwort, wenn es noch der alten Form deklinirt, insgemein ohne Verschmelzungsendung z. B. Weinglas, Heuboden, Windfahne, Zahnpulver; und wenn es nach der neuen Form deklinirt, hat es insgemein die Endung en z. B. Küchenmagd, Glockenblume, Dintenfaß, Gallenstein. Wenn die Flexion zwischen der alten und neuen Form schwanket, so ist auch die Form der Verschmelzung schwankend z. B. Augapfel, Ohrring, Ohrlöffel, Herzbeutel, Dornbusch neben: Augenlied, Ohrenschmalz, Herzenleid, Dornenkrone. Wenn jedoch das in neuer Form deklinirende Hauptwort mit einem Vokale oder mit einer Liquida auslautet; so hat es meistens keine Verschmelzungsendung z. B. Seekalb, Schlehdorn, Birnbaum, Mühlrad, Flurschütz, Kehllaut, Kronleuchter, Schulhaus, Schalthier, Stimmritze, Stirnband: bei einer auslautenden Muta fehlt an Substantiven der neuen Deklinationsform die Verschmelzungsendung in: Eichbaum, Kirschbaum, Bußtag, Floßfeder, Birkhuhn, Erdbeere, Schandpfahl, Wundfieber, Pfortader, Gränzstein, Nachsucht, Sprachmeister, Leichhuhn, Taufstein, Hüftbein, Rottmeister u. m. A.

3) Der Verschmelzungsvokal e hat sich erhalten an vielen Hauptwörtern, die mit einer weichen Muta oder mit dem Spiranten s nach langem Vokale auslauten z. B. Tagebuch, Tagelohn, Hegewisch,

Zeigefinger, Fragezeichen, Sägemehl, Heidelerche, Schneidezahn, Huderecht, Rademacher, Scheidewasser, Badewanne, Siedehitze, Labetrank, Naseweis, Mausefalle, Reiserock, Läusesucht, Blasebalg. Der Vokal fehlt dagegen in: Rebschoß, Rübsamen, Diebstahl, Schreibfeder, Wagschale, Stegreif, Tragbahre, Nashorn, Grasblume u. m. A.

4) Die Verschmelzungsendung es (s) findet sich selten an einfachen Stämmen z. B. Amtseifer, Amtskleid, Schiedsmann, Siegeslied, Leibesstrafe, Reichsapfel, Hülfstruppen, Liebesbrief; sie findet sich desto häufiger an Sproßformen und zusammengesetzten Hauptwörtern (S. §. 70). Es verdient insbesondere bemerkt zu werden, daß Personen- und Thiernamen nicht nur in Zusammenfügungen, sondern auch in Verschmelzungen meistens eine Endung (es oder en) haben z. B. Veitstanz, Wolfsgrube, Königswasser, Vogelsberg, Marienglas, Jungfernhonig, Fraueneis, Ahnenstolz, Narrenseil. Ausnahmweise haben wir jedoch: Kindbett, Zwergobst, Kalbleder, Schafleder, Fischotter, Wurmfieber u. m. A. Es ist ein Gesetz der englischen Sprache, daß Personen- und Thiernamen immer die Endung s haben z. B. bears-wort, birds-cherry, birds-stare, kings-veil, ladys-hair.

## §. 70.

Die Endung es kömmt nicht nur als Verschmelzungsendung vor (§. 69), sondern findet sich auch in Zusammenfügungen als Flexionsendung solcher Substantiven, denen sie, vermöge ihres Geschlechtes, sonst nicht zukömmt z. B. Geburtstag, hülfsbedürftig, Geduldsprobe. Sie steht aber vorzüglich sehr häufig sowol in Verschmelzungen, als in Zusammenfügungen mit zusammengesetztem Hauptworte, ohne daß an diesem das Geschlecht oder die Deklinationsform berücksichtiget wird z. B. Handwerkszeug, Handwerksbrauch, Handwerksbursche (neben: Werkzeug und Werkmeister), Hochzeitstag, Hochzeitsgast (neben: Zeitgeist), Branntweinsglas (neben: Weinglas), Sonntagskleid, Sonntagskind, Eintagsfliege (neben: Tagreise), Andachtsbuch, nachsichtsvoll, rücksichtslos, Arbeitslohn, arbeitsfähig, Vorsichtsmaßregel, Weihnachtsgeschenk, Schwindsuchtsrosen, Abzugsgelder, Zufluchtsort, Abstandsgelder, Eingangssteuer. Dieser Gebrauch der Endung es hat seinen Grund in dem Wohllaute und in dem rhythmischen Verhältnisse dieser Zusammensetzungen; und er verdient um so mehr eine nähere Betrachtung, da er vor nicht sehr langer Zeit von unberufenen Sprachverbesserern ist angefochten worden. In den Zusammensetzungen ist der unmittelbare Übergang von einem auslautenden Konsonanten des Hauptwortes zu einem anlautenden Konsonanten des Beziehungswortes immer, je nachdem diese Laute als

harte und weiche (§. 32), oder als nicht gleichnamige oder nicht gleichstufige (§. 29) verschiedenartig sind, mehr oder weniger schwierig und übellautend (§. 36), und die Nothwendigkeit der Verschmelzungsendungen überhaupt hat hierin ihren organischen Grund (§. 69). Die Schwierigkeit des Überganges und der Übellaut ist nun weit geringer, wenn auf einem einfachen Hauptworte der Hauptton ruhet und verweilet, wie z. B. in: Werkzeug, Zeitlauf, Tagreise, Weinglas: und in diesem stärkern Hervortreten und längern Verweilen des Hauptttones in der deutschen Betonung der Zusammensetzungen liegt wol der Grund, warum in der deutschen Sprache die Verschmelzungsendungen wieder geschwunden sind. Wenn aber das Hauptwort selbst zusammengesetzt ist z. B. Handwerk, Hochzeit, Sonntag, Branntwein, und der Ton nicht mehr auf dem halbtonigen Beziehungsworte (Werk, Tag u. s. f.) verweilen kann, sondern zu dem Beziehungsworte der ganzen Zusammensetzung forteilen muß; so tritt die Schwierigkeit und der Übellaut des Konsonantenüberganges wieder fühlbar hervor z. B. Handwerk-zeug, Hochzeit-gast, Sonntag-rock, und der Wohllaut fordert dringend eine Verschmelzungsendung (Handwerk-s-zeug, Hochzeit-s-gast u. s. f). Wollte man aber in Zusammensetzungen dieser Art dem Hauptworte die volle Endung es oder den Substantiven der neuen Deklinationsform die Endung en geben z. B. Handwerk-es-zeug, Sonntag-es-rock, Hochzeit-en-gast, Arbeit-en-lohn; so würde die rhythmische Form des Wortes wegen der tonlosen Silbe zwischen zwei halbtonigen Silben unser Gefühl verletzen. Indem die Sprache nun die Endung s mit dem Beziehungsworte des zusammengesetzten Hauptwortes in Eine Silbe zusammenzieht, hat sie das Mittel gefunden, den Forderungen des Wohllautes Genüge zu leisten, ohne den Rhythmus zu beeinträchtigen; und sie gibt nun meistens dem zusammengesetzten Hauptworte diese Endung, ohne auf Geschlecht und Deklinationsform desselben Rücksicht zu nehmen. Dieser Gebrauch des s ist wol erst später durch die eigenthümliche Entwickelung unserer Sprache hervorgerufen worden; und wir haben daher auch noch manche Zusammensetzungen ohne dieses s, wie: Kindbettfieber, Sauerstoffgas, Geißblattlaube; auch haben manche noch die der Flexionsform entsprechende Endung en z. B. Buchstabenschrift, Kuhpockeneiter, Steinkohlengrube, Runkelrübenzucker. Aber in den meisten Zusammensetzungen dieser Art, welche weder s noch en haben, hat das Hauptwort im Auslaute eine Liquida oder einen Zischlaut oder eine tonlose Endung, und bedarf daher keiner Verschmelzungsendung z. B. Nashornkäfer, Schornsteinfeger, Bernsteinöl, Harnsteinsäure, Nußbaumholz, Wallfischfang, Kalbfleischbrühe, Wallnußkern, Buchweizengrütze, Gänseleberpastete, Quecksilberbergwerk;

und selbst diese Ausnahmen zeigen, daß der Gebrauch der Endung s in Zusammensetzungen dieser Art in den phonetischen und rhythmischen Gesetzen unserer Sprache seinen organischen Grund hat.

Eben so, wie die zusammengesetzten Hauptwörter, und aus denselben Gründen nehmen nun auch die mit den halbtonigen Endungen at, ut, heit, ung, ling, schaft gebildeten einfachen Hauptwörter, und zwar immer ohne Ausnahme, in der Zusammensetzung die Endung s an z. B. Heiratsantrag, Armutsschein, Weisheitszahn, Bildungstrieb, Frühlingskur, Freundschaftsdienst. Auch hat der Sprachgebrauch diese Endung bei den fremden weiblichen Substantiven mit den Endungen ion, at und tät eingeführt z. B. Revolutionskrieg, Patronatspfarre, Maturitätsexamen.

## §. 71.

Da jede Zusammensetzung auf organische Weise nur aus zwei Gliedern besteht, deren jedes nur Ein Wort ist, und nur Einen einfachen Begriff ausdrückt (§. 65); so kann eine Zusammensetzung nur alsdann als Hauptwort oder Beziehungswort wieder ein Glied einer neuen Zusammensetzung werden, wenn sie vollkommen den Charakter einer Verschmelzung hat, wie in: Schnupftabaksdose, Jungfernhonig, Wasserstoffgas, Runkelrübenzucker, Brustwassersucht, Fehdehandschuh, Steinkohlenbergwerk. Zusammenfügungen können nicht wieder als Glieder einer neuen Zusammensetzung gebraucht werden. Allen Zusammensetzungen aber, deren Glieder schon zusammengesetzt sind, mangelt mehr oder weniger die Einheit der rhythmischen Form: und wenn auch z. B. Herzbeutelwassersucht und Steinkohlenbergwerk eben so, wie: Milzsucht und Goldmine, Begriffe ausdrücken, die als einfache Begriffe gedacht werden; so wird doch durch die Ersteren unser rhythmisches Gefühl verletzt, und alle Zusammensetzungen der Art gehören zu denjenigen Formen, welche wir als Afterformen bezeichnet haben (§. 21). Auch hat die Volkssprache, in der das rhythmische Gefühl weniger getrübt ist, verhältnißmäßig sehr wenig Formen der Art aufgenommen; und sie offenbaret überall ihr Bestreben die Afterformen zu verbessern dadurch, daß sie das zusammengesetzte Glied auf ein einfaches zurückführt z. B. in: Kohlenwerk, Dosenfabrik, Bittererde, Hühnerhund, Rüböl, Leinöl, Eichenkranz, Druckerschwärze, Fischbein statt: Steinkohlenbergwerk, Schnupftabaksdosenfabrik, Bittersalzerde, Feldhühnerhund, Rübsamenöl, Eichenlaubkranz, Buchdruckerschwärze, Wallfischbein.

Von Verschmelzungen und von solchen Zusammenfügungen, welche die Bedeutung von Verschmelzungen angenommen haben (§. 66), werden auch, wie von einfachen Wörtern, Sproßformen gebildet z. B.

argwöhnisch, bergmännisch, rachsüchtig, hasenfüßig, kurzweilig, hochmüthig, baumwollen, elfenbeinern, Fuchsschwänzer, gastfreundlich, sprichwörtlich. Weil jedoch die rhythmische Form solcher Sproßformen mehr oder weniger mangelhaft ist; so ist ebenfalls in der Volkssprache ihre Anzahl verhältnißmäßig sehr gering.

---

## 2. Zusammensetzung der Formwörter.

### §. 72.

Durch die Zusammensetzung der Formwörter werden zwei Formwörter zu Einem Formworte verbunden; und zwei Beziehungsverhältnisse verschmelzen in Ein Beziehungsverhältniß. Dies wird nur dadurch möglich, daß das Eine Beziehungsverhältniß z. B. die durch **über** bezeichnete räumliche Richtung in ein anderes Beziehungsverhältniß z. B. in die durch **her** bezeichnete Richtung aufgenommen, und nun das zusammengesetzte Beziehungsverhältniß als **Eines** z. B. als die Richtung **herüber** gedacht wird. Auch hier ist, wie überall, wo in der Sprache zwei Elemente organisch zu einer Einheit verbunden werden, das Eine dem andern in dem Werthe der Bedeutung untergeordnet. Indem die Eine Beziehung (her) die andere (über) in sich aufnimmt, wird die erstere durch die letztere individualisirt d. h. sie wird aus einer unbestimmten und allgemeinen zu einer bestimmten und besondern: die individualisirende Beziehung (über) hat als solche eben so, wie in andern Zusammensetzungen der individualisirende Begriff (§. 65), den größern Werth der Bedeutung, und das sie bezeichnende Formwort hat in der Zusammensetzung als Hauptwort den Hauptton. Die Zusammensetzungen der Formwörter unterscheiden sich aber in der Form von den Zusammensetzungen der Begriffswörter dadurch, daß in ihnen das betonte Hauptwort insgemein dem Beziehungsworte nicht vorangeht, sondern nachfolgt z. B. herüber, hinunter, herein, hinaus.

Nur bei den Raumverhältnissen (§. 10) und bei den Zeitverhältnissen, in so fern sie als Raumverhältnisse gedacht werden, findet die hier bezeichnete Verschmelzung Statt; und es sind nur bestimmte Arten von Verhältnissen, welche mit andern ebenfalls bestimmten Arten zu Einem Beziehungsverhältnisse verschmelzen, nämlich:

a. in ein als Beziehung zu dem Sprechenden gedachtes **Ortsverhältniß** wird ein Dimensionsverhältniß (§. 10) aufgenommen, das ebenfalls als **Ort** gedacht wird, in: hienieden, hüben, drüben, draußen.

b. in eine als Beziehung zu dem Sprechenden gedachte Richtung wird ein Dimensionsverhältniß aufgenommen, das ebenfalls als Richtung gedacht wird, in: hervor, herunter, herüber, herein, heraus, herauf u. s. f. und in: hinein, hinaus, hinüber, hinauf, hinunter u. s. f.

c. in ein als Ort gedachtes Dimensionsverhältniß wird ein anderes als Richtung gedachtes Dimensionsverhältniß aufgenommen in: voran, voraus, vorüber, vorab, vorauf, hintennach, überaus. — In vorbei bezeichnet bei noch eine Richtung. Ausnahmweise haben wir auch mitunter, wo mit kein Dimensionsverhältniß, und durchaus, wo durch nicht einen Ort bezeichnet. In zurück, wo rück (Rücken) die Bedeutung eines Formwortes angenommen, ist in die Richtung (zu) der Ort aufgenommen. Eben so verhalten sich: rückwärts, vorwärts, aufwärts u. s. f., in denen das betonte Hauptwort vorangeht.

Diese zusammengesetzten Formwörter dienen besonders dazu, der Darstellung räumlicher Beziehungen eine größere Lebendigkeit zu geben; und es verdient bemerkt zu werden, daß der Besitz derselben einer der eigenthümlichen Vorzüge der deutschen Sprache ist, dessen Mangel bei dem Gebrauche der fremden Sprachen sehr fühlbar wird.

Von den Zusammensetzungen der Formwörter muß man unterscheiden die Zusammenziehungen der Präpositionen mit einem nachfolgenden oder vorangehenden Demonstrativ- oder Interrogativpronom z. B. indem, darin, worin, welche wir weiter unten (S. §. 172. 176) näher betrachten werden. Als Zusammenziehungen von Formwörtern sind außerdem anzusehen die Formwörter: alsdann, also, als (also), dennoch, jedoch, sowol, obwol, gleichwol, obschon, einander u. m. A., die jetzt als Ausdrücke einfacher Beziehungsverhältnisse die Bedeutung von Verschmelzungen haben.

---

### 3. Zusammensetzung der Begriffswörter mit Formwörtern.

### §. 73.

Wir haben schon oben bemerkt, daß wie die Substantiven mit Begriffswörtern, so die Verben mit Formwörtern zusammengesetzt werden. Ein Verb wird mit einem Formworte zusammengesetzt, indem in den Begriff selbst ein Beziehungsverhältniß aufgenommen, und der Begriff z. B. steigen durch die Beziehung z. B. durch die Richtung auf oder ab zu einem näher bestimmten Begriffe z. B. aufsteigen, absteigen individualisirt wird. Das Formwort ist in

den Zusammensetzungen dieser Art meistens eine Präposition, welche die Richtung der durch das Verb ausgedrückten Thätigkeit bezeichnet, und die Bedeutung eines Adverbs hat. Die Präpositionen bezeichnen nämlich in diesen Zusammensetzungen nicht den Ort (das Wo), sondern mit wenigen Ausnahmen immer eine Richtung, welche als eine räumliche gedacht wird, wenn das Verb den Begriff einer Bewegung im Raume hat z. B. aufstehen, abgehen, oder doch ursprünglich auf sinnliche Weise als eine räumliche gedacht wurde, wenn das Verb den Begriff einer nicht sinnlichen Thätigkeit hat z. B. aufmerken, beistehen, abschlagen, zugeben, beistimmen, widersprechen. Vielleicht erklärt sich die auffallende Erscheinung, daß das Verb nur mit Formwörtern, und das Substantiv nur mit Begriffswörtern zusammengesetzt wird, daraus, daß in dem attributiven Satzverhältnisse, das ja immer den Zusammensetzungen, in welchen das Beziehungswort ein Substantiv ist, zum Grunde liegt, das Attribut unmittelbar in den Beziehungsbegriff aufgenommen wird: daß dagegen in dem objektiven Satzverhältnisse das Objekt erst dann in den Thätigkeitsbegriff kann aufgenommen werden, wenn in denselben die Richtung auf ein Objekt aufgenommen ist. Würde daher das Verb mit einem Begriffsworte zusammengesetzt, so würde es eine doppelte Zusammensetzung zulassen, die Zusammensetzung mit der Richtung und mit dem auf die Richtung bezogenen Objekte.

Die meisten zusammengesetzten Verben sind objektive Verben, die nicht sinnliche oder doch nicht rein sinnliche Thätigkeiten ausdrücken; und die deutsche Sprache hat besonders den Vorzug, daß sie sehr viele objektive Beziehungsverhältnisse, welche in andern Sprachen durch eine mit dem Objekte verbundene Präposition als adverbiale Verhältnisse bezeichnet werden, in den mit der Präposition zusammengesetzten Verben als ergänzende Beziehungsverhältnisse darstellt z. B. (Einem) zurufen, zusehen, (Einem Etwas) absehen, abkaufen, (Einem) vorsprechen, nachsprechen u. s. f. Die Zusammensetzung von Verben mit Präpositionen zeigt sich dadurch als eine der frühesten Entwickelung der Sprache angehörende, daß sie zumeist bei Wurzeln, und nicht bei Sproßformen Statt findet. Wie der Urbegriff der Bewegung sich durch die Aufnahme von Beziehungen in die verschiedenen Kardinalbegriffe individualisirt; so werden durch Zusammensetzung mit Präpositionen neue Unterarten der Thätigkeitsbegriffe gebildet. — Von diesen mit Präpositionen zusammengesetzten Wurzeln können nun, wie von den einfachen Wurzeln, Stämme und Sproßformen gebildet werden. Zusammensetzungen von Substantiven und Adjektiven mit Präpositionen sind daher im Allgemeinen von zusammengesetzten Verben abgeleitet z. B. Vorsicht, Absicht, Widerspruch, Beistand, angenehm, abwendig von: vorsehen, absehen, widersprechen u. s. f. Wir haben jedoch viele mit

Präpositionen zusammengesetzte Substantiven und einige zusammengesetzte Adjektiven, welche nicht können als von einem Verb abgeleitet angesehen werden z. B. Vorstadt, Hinterthür, Vorhof, Vorwelt, Unterwelt, Nachwelt, Vortheil, Nachtheil, Beiname, Beispiel, Beiwagen, Zugemüse, Vorwitz, Nebenmensch, Nebenbuhler, Widerhaken, Mitschüler, Überrock, Unterkleid, Aufgeld, überreif, vorlaut. Außerdem, daß diese Zusammensetzungen nicht können von einem zusammengesetzten Verb abgeleitet werden, unterscheiden sie sich noch insbesondere dadurch, daß die Präposition insgemein nicht eine Richtung, sondern einen Ort (das Wo) bezeichnet.

Außer den eigentlichen Präpositionen werden noch einige andere adverbiale Formwörter auf diese Weise mit Begriffswörtern zusammengesetzt, nämlich: her und hin z. B. hersagen, hingeben; zurück (rück) z. B. zurückstehen, zurückkehren, Rückstand; wieder z. B. wiederholen; zusammen z. B. zusammenkommen, Zusammenkunft; un z. B. unnütz, Unglück; miß z. B. mißbrauchen u. m. A.

Die Zusammensetzung der Formwörter mit Begriffswörtern geschieht ohne Vermittelung einer Verschmelzungsendung. Dies hat sehr häufig einen Übellaut zur Folge, den die alten Sprachen durch die Assimilation des auslautenden Konsonanten in dem Formworte (§. 36) verbessern z. B. συλλέγω, συῤῥάπτω, ἐλλείπω, ἐμβαίνω, ἐγκαλῶ, l. irruo, illudo, impingo, corruo, accido, appeto, annuo. In der deutschen Sprache widerstrebt die stärkere Betonung des Formwortes, indem sie den Laut mehr fixirt, der Assimilation; und der Übellaut wird zugleich weniger fühlbar, indem der Ton auf dem Formworte länger verweilet z. B. in: ab-gehen, ab-decken, auf-kaufen.

Von den hier bezeichneten Zusammensetzungen der Begriffswörter mit Präpositionen muß man unterscheiden die Zusammenziehungen der Präpositionen mit Begriffswörtern, welche ursprünglich in dem Verhältnisse eines von der Präposition regirten Kasus stehen z. B. φρουδος (aus πρὸ ὁδοῦ), προὔργου (aus πρὸ ἔργου), ἐπισχερῶ. Diese Zusammenziehungen, in denen die Präposition den untergeordneten Ton hat, sind entweder Begriffswörter, wie: zufrieden, vorhanden, insgeheim, vorlieb, behende (bei Handen), oder sie haben die Bedeutung von Formwörtern angenommen, wie: anstatt, beinahe, beisammen, fürwahr, insbesondere, insgemein, insgesammt, überhaupt, umsonst, zufolge, zugleich, zunächst, zurück, zusammen, zuweilen, zuerst, zuletzt, zwar (Ad. zi ware). Nur in: Vormittag, Nachmittag, vorgestern und übermorgen hat die Präposition den Hauptton angenommen. Außer diesen Zusammenziehungen von Präpositionen mit dem regirten Kasus haben wir noch manche Zusammenziehungen von Pronomen und Zahlwörtern mit Begriffswörtern, welche ebenfalls die Bedeutung von

Formwörtern angenommen haben, wie: damals, dermalen, dergestalt, dermaßen, einmal, zweimal, niemals, allemal, jemals, abermals, einerlei, dreierlei, vielerlei, allerlei, allerhand, allzeit, allerdings, allenthalben, einigermaßen, keineswegs, vielleicht.

Die Zusammenziehung der Formwörter mit Begriffswörtern hat insgemein Statt, wenn der zusammengesetzte Ausdruck die Bedeutung eines einfachen Begriffes z. B. zufrieden, oder, was der häufigste Fall ist, die Bedeutung eines einfach gedachten Beziehungsverhältnisses annimmt und zu einem Formworte wird z. B. beinahe, zugleich, einmal, allzeit. Die Sprache bezeichnet alsdann die Einheit der Bedeutung durch Einheit der Form. Wir finden denselben Vorgang auch in den alten und neuen Sprachen z. B. l. imprimis, denuo (de novo), invicem, propediem, quare, quomodo, ejusmodi, obviam, fr. enfin, envain, ensuite, adieu, affaire, apart, avenir, debout, parfois, parterre und E. aside, because, besides, indeed, instead. Aber in der deutschen Sprache ist es vermöge der in ihr vorherrschenden logischen Richtung mehr, als in andern Sprachen, Gesetz, daß die Einheit der Bedeutung durch Einheit der Form bezeichnet, und daß jeder zusammengesetzte Ausdruck eines einfachen Begriffes oder eines einfach gedachten Beziehungsverhältnisses nicht mehr getrennt, sondern als Ein Wort gesprochen und geschrieben wird. Sie unterscheidet sich hierin insbesondere sehr von den neuern Sprachen, denen diese Einheit der Form besonders bei den Formwörtern oft mangelt z. B. fr. en même temps (zugleich), à peu près (beinahe), en général (überhaupt), au lieu (anstatt), une fois (einmal), en quelque sorte (einigermaßen) und E. to no purpose (umsonst), at the same time (zugleich), in some measure (einigermaßen), by no means (keinesweges).

## §. 74 u. 75.

In den mit Präpositionen zusammengesetzten Verben bezeichnet die Präposition die nach den Gegensätzen der räumlichen Richtung geschiedenen Artbegriffe als Unterarten einer insgemein noch als Bewegung gedachten Thätigkeit z. B. abfallen und zufallen, eintreten und austreten, aufgehen und untergehen als Unterarten von fallen, treten und gehen (§. 73). Die mit dem Gegensatze gegebene Besonderheit der Begriffsart haftet hier gänzlich an der Präposition, und nicht an dem Verb. Abnehmen und zunehmen, aufgehen und untergehen, aufdecken und zudecken, adjicio und abjicio bezeichnen, obgleich das Verb dasselbe bleibt, Gegensätze der besondern Artbegriffe. So wird die Präposition, obgleich sie an sich ein Formwort ist, eben so, wie das Hauptwort in den Zusammensetzungen der Begriffswörter (§. 65), der eigentliche Träger des besondern Artbegriffes; und sie

wird als solcher dadurch bezeichnet, daß sie, wie das Hauptwort in den Zusammensetzungen der Begriffswörter, den Hauptton hat. Die deutsche Sprache bezeichnet die Präposition zugleich dadurch als den eigentlichen Träger des Begriffes, daß sie in den Hauptsätzen die Präposition von dem Verb trennt, und eben so wie das Objekt, welches den Artbegriff des Verbs individualisirt, dem Verb nachfolgen läßt z. B. „die Sonne geht auf". Man nennt die in dieser Weise mit Präpositionen zusammengesetzten Verben trennbare Verben.

Es gibt besondere mit Präpositionen zusammengesetzte Verben, in denen die Präposition nicht mehr, wie in den trennbaren Verben, die nach den Gegensätzen der räumlichen Richtung geschiedenen Unterarten eines als Bewegung gedachten Thätigkeitsbegriffes, sondern nur noch allgemeinere und nicht eigentlich räumliche Richtungen von Thätigkeiten bezeichnet, die insgemein nicht eigentlich als räumliche Bewegung gedacht werden z. B. vernehmen, benehmen, unternehmen, übernehmen, bekennen, erkennen, verkennen. In den zusammengesetzten Verben dieser Art bezeichnet die Präposition nicht eine bestimmt geschiedene Unterart, sondern nur ein auf allgemeine Weise gedachtes Beziehungsverhältniß des Thätigkeitsbegriffes; und nicht die Präposition, sondern das Verb selbst ist der Träger des besondern Artbegriffes: daher bilden z. B. unternehmen und übernehmen, nicht eben so, wie abnehmen und zunehmen, wol aber übernehmen und und übergeben einen Gegensatz der Artbegriffe; und nicht die Präposition, sondern das Verb hat den Hauptton. Die in dieser Weise zusammengesetzten Verben sind untrennbare Zusammensetzungen; und man nennt die Präpositionen, mit denen sie zusammengesetzt sind, Vorsilben.

Die Vorsilben sind ursprünglich Präpositionen, und drücken als solche ursprünglich räumliche Beziehungen aus. Beziehungen aber werden schon an sich nicht mit derselben Bestimmtheit gedacht, wie Begriffe; sie gewinnen daher leicht einen größern Umfang der Bedeutung, und wechseln leicht mit einander. Die Präpositionen bezeichnen ferner ursprünglich Gegensätze sinnlich räumlicher Richtungen; die mit Vorsilben zusammengesetzten Verben aber drücken meistens als objektive Verben nicht sinnliche Thätigkeiten aus. Dadurch verlieren die Präpositionen, indem sie nur noch die Richtung im Allgemeinen bezeichnen, noch mehr an Bestimmtheit der Bedeutung. Wenn nun endlich die Bedeutung der Präposition sich dergestalt verflacht, daß sie nur noch auf allgemeine Weise eine objektive Beziehung ausdrückt, und nicht mehr den Begriff der Thätigkeit zu einem Begriffe besonderer Art individualisirt, sondern, wie eine Ableitungsendung, nur die Form des Begriffes unterscheidet; so wird sie zu

einer Vorsilbe, die, wie eine Endung, den untergeordneten Werth der Bedeutung und den untergeordneten Ton hat. So bezeichnet be (ursprünglich bei) in: besprechen, bedecken die thätige Einwirkung auf ein leidend gedachtes Objekt; ver (ursprünglich vor) in: versprechen, verhehlen überhaupt die von dem Subjekte abgewendete Richtung; und unter und über bezeichnen in: unterlassen und überführen nicht mehr die räumlich gedachte Richtung, welche sie in: untertauchen und überfließen bezeichnen. Aus dieser Unbestimmtheit der Bedeutung und aus der mit ihr verbundenen Tonlosigkeit ist es zu erklären, daß sich das Lautverhältniß vieler Vorsilben im Laufe der Zeit so sehr verflachet hat, daß man in ihnen die ursprüngliche Präposition kaum wieder erkennt. Auch sind, da die Vorsilben einmal manche nicht räumliche Beziehungsverhältnisse des Verbs bezeichnen, manche Wörter, die ursprünglich nicht Präpositionen sind, zu Vorsilben geworden z. B. wieder in: wiederholen, miß in: mißgönnen, voll in: vollenden.

Der Unterschied zwischen den Vorsilben und den betonten Präpositionen ist in der deutschen Sprache besonders durch die Betonung und auch dadurch auffallend, daß die Ersteren trennbar und die Letzteren untrennbar sind. Aber dieser Unterschied muß darum nicht minder auch in den andern Sprachen und insbesondere in den alten Sprachen anerkannt werden. In der englischen Sprache hat sich der Unterschied zwischen trennbaren und untrennbaren Präpositionen erhalten z. B. to overturn umwerfen und to turn over übertragen, to understand verstehen und to stand under aushalten, to outstand aushalten und to stand out hervorragen. Auch im Indischen werden die Präpositionen häufig vom Verb wieder getrennt *). Aber die Bedeutung macht auch in den alten Sprachen die Vorsilben kenntlich. Sie unterscheiden sich nämlich von den andern Präpositionen dadurch, daß sie in der Zusammensetzung nicht, wie diese, eine räumliche Richtung bestimmter Art, sondern irgend ein nicht räumliches Beziehungsverhältniß ausdrücken, welches oft so wenig bestimmt ist, daß es schwer wird, es bestimmt zu bezeichnen. Jedoch haben manche Präpositionen eben so, wie unser: unter, über, um u. s. f., bald die Bedeutung unserer trennbaren Präpositionen, bald die Bedeutung von Vorsilben. Im Indischen dürften pari (um) und sam (mit, zusammen), wenn sie nach der Angabe der indischen Grammatiker nur den Begriff verstärken, als Vorsilben anzusehen sein. Dasselbe gilt von ati (über), wenn es in der Verbindung mit Adjektiven, wie l. per, sehr bedeutet. Endlich dürfte wi, welches eine Trennung bedeutet

---

*) S. Fr. Bopp Krit. Gramm. der Sanskrita-Sprache S. 55. Anmerk.

und zugleich verstärken soll, wie auch api und ni, deren Bedeutung die Grammatiker nicht zu erklären wissen, zu den Vorsilben gehören*). Im Griechischen verhalten sich die Präpositionen ἐπί, κατά, ἀπό, ἐκ, σύν, διά, wenn sie nicht eine bestimmte räumliche Richtung bezeichnen, wie in: ἐπιδείκνυμι, ἐπιβαίνω, κατακλαίω, ἀποκλαίω, κατακρύπτω, ἀποκρύπτω, ἐκλαμβάνω, ἐξείργω, συγκόπτω, διακόπτω als Vorsilben. Im Lateinischen sind re (in: repeto, reficio), se (in: separo), dis (in: displiceo), de (in: defero, despero, deploro), con (in: conficio, conduco, conjicio), per (in: pereo, perdo, perimo), inter (in: intereo, interficio, intermitto) und sub (in: suggero, subsisto und in: subirascor, subrideo) Vorsilben. Dasselbe gilt von per und sub in der Verbindung mit Adjektiven z. B. permagnus und subtristis, subdolus. In keiner Sprache hat sich aber die Funktion der Vorsilben auf eine so mannigfaltige Weise entwickelt, und in keiner tritt der eigentliche Charakter derselben so klar und so bestimmt hervor, als in den slavischen Sprachen. In diesen Sprachen haben nämlich dieselben Präpositionen, welche in vielen Zusammensetzungen mit Verben bestimmte Arten räumlicher Richtungen ausdrücken, in andern Zusammensetzungen diese Bedeutung aufgegeben und sind zu Vorsilben geworden; und sie bezeichnen als solche nun nicht nur, wie unser be, eine transitive Beziehung, oder, wie unser ent, eine Trennung, oder, wie er, ein Erlangen, oder, wie zer, ein Zerstören, oder, wie ver, einen Verlust oder einen Irrthum, sondern auch Anfang und Vollendung, Dauer und Wiederholung einer Handlung, welche sonst häufig durch die Zeitformen des Verbs bezeichnet werden**). So sehen wir überall, daß Präpositionen, die an sich eine bestimmte räumliche Richtung ausdrücken, in der Zusammensetzung in Vorsilben übergehen, welche nun nicht mehr eine räumliche Richtung, sondern mancherlei meistens sehr unbestimmt gedachte Beziehungsverhältnisse der Thätigkeit ausdrücken. Manche in der deutschen Sprache noch trennbare Präpositionen sind gewissermaßen in einem solchen Übergange begriffen z. B. auf in: aufthun, aufschneiden; aus in: ausschlafen, ausrasen; nach in: nachsingen; um in: umkleiden; zu in: zubinden (S. §. 189); und manche in der deutschen Sprache nicht mehr trennbare Zusammensetzungen sind in der englischen noch trennbar und umgekehrt z. B. übergeben to give over und: überfließen to overflow, überlaufen to overrun.

Es ist den als Vorsilben gebrauchten Präpositionen: über, unter, um, wider, wie auch der Vorsilbe miß eigenthümlich, daß

*) S. Fr. Bopp a. a. O.

**) S. N. Gretsch Grammaire raisonnée de la langue russe p. 318. J Dobrowsky Instit. ling. slavic. dialecti vet. p. 399.

sie, wenn von dem mit ihnen zusammengesetzten Verb ein substantivischer Stamm gebildet wird, weil sie nun nicht eine allgemeine Beziehung einer prädizirten Thätigkeit, sondern den besondern Artbegriff des Substantivs bezeichnen, den Hauptton annehmen z. B. Übergabe, Übersicht, Unterhalt, Unterlaß, Umfang, Widerstand, Widerspruch, Mißgunst, Mißbrauch. Auch manche andere Vorsilben nehmen in der Zusammensetzung mit Substantiven gern den Hauptton an z. B. Antwort, Antlitz, Urtheil, Urlaub, Ursprung.

Das verneinende Formwort un, verwandt mit ohne (Ad. ane, ano), mit dem es wechselt in: ohngefähr und ungefähr, ohngeachtet und ungeachtet, und mit ἄνευ und l. in (inutilis), hat, wenn es in adjektivischen Zusammensetzungen nur den aufhebenden Gegensatz — die Verneinung — bezeichnet, insgemein den untergeordneten Ton z. B. unfehlbar, unläugbar, undenkbar, unnennbar, unmöglich, unsäglich, unglaublich; und es kann alsdann ebenfalls als eine Vorsilbe angesehen werden. Es wird in dieser Bedeutung besonders bei adjektivischen Sproßformen gebraucht, welche unmittelbar von einem Verb gebildet sind, und daher noch den Begriff des Verbs ausdrücken. Die Sprache bezeichnet aber durch den aufhebenden Gegensatz sehr oft einen polarischen Gegensatz (§. 8); und sie hat in der Zusammensetzung mit dem Formworte un eine besondere Form gefunden, durch welche sie an den Adjektiven polarische Gegensätze der Begriffe bezeichnet. Wir haben es schon oben (§. 38) als eine Eigenthümlichkeit der Adjektiven, besonders der Stämme bezeichnet, daß sie die Begriffe in polarischen Gegensätzen darstellen, so daß sich insgemein neben dem Adjektiv, wie z. B. tapfer, warm, hart, auch ein adjektivischer Ausdruck seines polarischen Gegensatzes findet, wie feige, kalt, weich. Wenn nun einem Adjektiv nicht eben so, wie in diesen Beispielen, ein anderes einfaches Adjektiv als Ausdruck des polarischen Gegensatzes zur Seite steht, so bezeichnet die Sprache den polarischen Gegensatz durch den aufhebenden Gegensatz, indem sie das Adjektiv mit dem verneinenden un zusammensetzt z. B. untreu, ungerecht, unbequem, unklug, unedel, unbillig, undankbar neben: treu, gerecht, bequem, klug, edel, billig, dankbar. Eben so verhalten sich im Lateinischen ingratus, ineptus, impius u. m. A. und die mit dem α privativum gebildeten ἄδικος, ἀεικής, ἀηδής, ἀκρατής, ἄκριτος u. m. A. Weil das Formwort un in diesen Zusammensetzungen die durch einen polarischen Gegensatz individualisirte Besonderheit des Artbegriffes bezeichnet, hat es, wie ein Begriffswort, den Hauptton: nur in ungewiß, unbekannt, unreif, ungültig und wenigen Andern, die nur den aufhebenden Gegensatz bezeichnen, hat un ebenfalls den Hauptton angenommen. Da nur das Adjektiv auf die eben bezeichnete Weise

die polarischen Gegensätze hervorhebt; so muß man wol annehmen, daß die Anwendung der hier bezeichneten Form ursprünglich und zunächst nur bei Adjektiven Statt gefunden. Die Sprache macht jedoch sehr häufig auch bei Substantiven abstrakter Bedeutung von dieser Form Gebrauch, um polarische Gegensätze der Begriffe zu bezeichnen z. B. in Undank, Unglück, Unsinn, Unheil, Ungnade, Ungemach. — Zusammensetzungen, wie Unmensch, Unthier, Ungeziefer, Unkraut, Ungewitter, Unthat, Unrath, Unfall, Unstern, heben auf nachdrückliche Weise einen polarischen Gegensatz hervor, und bezeichnen so immer das Verhältniß des Verkehrten und Widerwärtigen.

Die Vorsilben werden häufig mit Verben zusammengesetzt, welche als einfache Verben in der Sprache gar nicht vorkommen, und nur zum Behufe der Zusammensetzung von Substantiven und Adjektiven gebildet werden z. B. behaupten, berichtigen, ermannen, erstarken, vergolden, vergöttern, veredeln, vergrößern, enthaupten, entmuthigen, zerfetzen, zerstücken, übergolden, überwältigen, umarmen, umringen.

## §. 76.

Die Vorsilbe be (Ad. pi) ist aus der Präposition bei hervorgegangen, welche in den alten: behanden (behende), benamen und beziten (bei Zeiten) schon die Form unserer Vorsilbe angenommen hat. Die Präposition bei regirte früher meistens den Akkusativ und hatte eine viel allgemeinere Bedeutung (S. §. 195). Die allgemeine Bedeutung hat sich, wie der regirte Kasus in der Vorsilbe be noch erhalten: diese bezeichnet nämlich jetzt auf allgemeine Weise die Richtung der Thätigkeit auf ein leidendes Objekt; alle mit dieser Vorsilbe zusammengesetzte Verben sind daher, wenn man: bestehen, beruhen, beharren, behagen, begegnen, bewachsen, bekommen (es bekömmt ihm) ausnimmt, transitiv. Verben, die an sich intransitiv sind, wie: weinen, sitzen, wachen, sprechen, werden durch diese Vorsilbe transitiv. Wenn aber das einfache Verb schon ein transitives ist z. B. „Bäume pflanzen" „ein Bild malen" „Sand streuen"; so wird der durch das leidende Objekt ergänzte Begriff des einfachen Verbs in dem zusammengesetzten Verb auf ein anderes leidendes Objekt bezogen: das ergänzende Objekt des einfachen Verbs wird alsdann durch die Präposition mit bezeichnet z. B. „einen Garten mit Bäumen bepflanzen" „die Wand mit Bildern bemalen" „den Boden mit Sand bestreuen" (S. §. 242). In den Verben: bestehen (auf Etwas), besehen, bedenken, besprechen u. m. A. scheint die Vorsilbe die Dauer zu bezeichnen.

Sehr viele mit be zusammengesetzte Verben sind eigens für die Zusammensetzung von Substantiven und Adjektiven gebildet z. B.

befehden, beglücken, beschränken, bewirthen, bemühen, befreien, beengen, bereichern; und bei diesen Verben wird oft dem Stamme die nicht bedeutsame Endung ig gegeben z. B. befriedigen, begünstigen, beschäftigen, beschädigen, bestätigen, beseitigen, besänftigen, beschönigen. Von manchen auf diese Weise gebildeten Formen ist nur das Partizip des Präteritums gebräuchlich z. B. beleibt, behaart, bemoost, beamtet, bestallt, beweibt, begabt, befugt, beredt, besorgt.

Die alten Sprachen haben keine Vorsilben, welche unserm be vollkommen entsprechen. Die griechische Sprache bezeichnet jedoch häufig die durch be bezeichnete Richtung durch die der Richtung Wohin entsprechenden Präpositionen *ἐπί, κατά, περί* z. B. *ἐπιβαίνω, ἐπικόπτω, ἐπικλαίω, ἐφυμνέω, ἐπιδείκνυμι, καταγράφω, κατακλαίω, καταπενθέω, καθυμνέω, περιβιβρώσκω, περικνίζω, περιέπω*; und die lateinische Sprache bezeichnet dieselbe Richtung häufig durch con z. B. conspergo, conscendo, corrodo, confirmo, conspuo, contego, contingo, conqueror.

## §. 77 u. 78.

Die Vorsilbe er (Ad. ur, ar, ir, er) ist aus der Präposition aus (G. us, Ad. ur) hervorgegangen; und man erkennt noch leicht die dieser Präposition entsprechende Bedeutung in: erschöpfen (exhaurio), ergießen (effundo), erziehen (educo), erregen (excito), erwachen (evigilo) u. m. A. Auch hat sich die alte Form der Präposition und zum Theile auch ihre Bedeutung erhalten in: Ursprung, Urheber, Urlaub, Urtheil, Urkunde, in dem mundartischen Urschlecht (Ausschlag, Blatter) u. m. A. Indem aber die Präposition zu einer Vorsilbe geworden, hat sich die Bedeutung der bestimmten räumlichen Richtung, welche die Präposition ausdrückt, verallgemeinert und insbesondere dahin verändert, daß in ihrer Bedeutung die sonst durch die Präposition bezeichnete Richtung woher — die Beziehung auf den terminus a quo — in den Hintergrund getreten, und statt ihrer die Richtung Wohin — die Beziehung auf den terminus quo — hervorgetreten ist. Wir finden denselben Wechsel der Richtungen auch häufig bei dem lateinischen ex z. B. in: expeto, exspecto, emineo, extollo. Die durch die Vorsilbe bezeichnete Richtung Wohin ist nicht eine so bestimmte, als die durch aus bezeichnete Richtung Woher, die dem in (dem eingeschlossenen Raume) entspricht. Sie fällt häufig mit der Richtung nach Oben zusammen z. B. erbauen, erstehen, erheben, errichten, erziehen, erbrechen, erwachen, erwachsen (l. exstruo, exsisto, extollo, educo u. s. f.), statt deren man auch: aufbauen, aufstehen, aufheben u. s. f. sagen könnte.

Die Vorsilbe ver (Ad. far, fer, fir, for), ist aus den ursprünglich durch die Bedeutung nicht unterschiedenen Präpositionen vor

(Ad. vora) und für (Ad. vuri) hervorgegangen, und ihre ursprüngliche Bedeutung erkennt man noch in: vertreiben (forttreiben), vergeben und in: verbleiben, verharren (fortan bleiben, harren). Sie bildet mit der Vorsilbe er einen Gegensatz, der auch darin hervortritt, daß die Präposition (vor und für), welche die Richtung Wohin — die Beziehung auf den terminus quo — bezeichnet, indem sie zur Vorsilbe wird, die Bedeutung der Richtung Woher — der Beziehung auf den terminus a quo — annimmt, da wir bei er gerade den entgegengesetzten Wechsel der Bedeutung wahrgenommen haben. Übrigens bezeichnet auch die Präposition vor schon häufig die Richtung Woher z. B. „vor Einem fliehen", „vor Kälte zittern".

Er und ver sind einander der Richtung nach entgegengesetzt; aber die durch beide bezeichnete Richtung wird jetzt im Allgemeinen nicht mehr als eine räumliche Richtung gedacht, sondern er bezeichnet die Richtung nach, und ver die Richtung von einer Person. Diese Person ist entweder das Subjekt der Thätigkeit selbst, wie z. B. in: erlangen, erreichen, erkaufen, erwählen, erwarten, erbitten, ersehnen, erblicken, erfahren, erfinden und in: verkaufen, verbitten, verlieren, verschenken, verschwenden, vergießen, verbannen, verstoßen; oder sie ist ein als Person gedachtes Objekt der Thätigkeit, wie z. B. in: erlauben, ergeben, erklären, erwidern, ersetzen, erlassen, erbieten, erzeigen, erweisen, erscheinen, erzählen und in: verbieten, versagen, verhehlen, verschweigen, verweigern. Oft bezeichnet ver mit der Richtung von dem Subjekte der Thätigkeit zugleich die Richtung nach einem als Person gedachten Objekte z. B. in: versprechen, verleihen, vermählen, vergelten, vertrauen, verschreiben. Wenn das persönliche Objekt, auf welches oder von welchem die Thätigkeit geht, als ein bestimmtes gedacht wird, so regirt das mit er und ver zusammengesetzte Verb den Dativ der Person. Aber nicht immer ist das persönliche Objekt als ein bestimmtes gedacht: die Vorsilbe er bezeichnet oft nur auf unbestimmte Weise die Richtung auf die Sphäre des menschlichen Lebens und Daseins überhaupt z. B. in: erschaffen, erleuchten, erhellen, erretten, erfreuen, erwachen, erwecken, eröffnen, erhalten, erquicken, erheitern, erschallen, erfrischen, erholen; und die Vorsilbe ver bezeichnet im Gegensatze mit er die Richtung oft nur als eine von der Sphäre des menschlichen Lebens und Daseins überhaupt abgewendete Richtung z. B. in: vernichten, verdunkeln, verderben, verheeren, vergraben, vergehen, verschwinden, verschallen, versinken, verzagen; die Vorsilbe ver bezeichnet daher insbesondere das Vergehen und Verderben z. B. in: verblühen, verwelken, verbrennen, verfaulen, verwittern, verhungern, verdursten, verziehen, verwesen.

Die Richtung auf ein als Person gedachtes Subjekt tritt insbesondere hervor in denjenigen Verben, in denen die Vorsilbe er das Erlangen bezeichnet, wie in: erlernen, erwerben, erbetteln, erjagen, erobern, erringen, erforschen, erzwingen, erfechten, ereilen, erdenken, erkennen, errathen, ersinnen, erlisten. Im Gegensatze zu dieser Bedeutung der Vorsilbe er bezeichnet ver insbesondere einen Verlust z. B. in: verspielen, vertrinken, verlernen, verschlafen, verprassen, versäumen, und einen Irrthum — was wider Willen und Meinung des Subjektes geschieht — z. B. in den reflexiven Verben: sich versehen, verhören, verrechnen, verzählen, verreden, vergehen, und in: verlegen, verkennen, oder ein Übermaß z. B. versalzen, sich verschlafen, verliegen, versteigen, vermessen. — Die durch die Präposition aus bezeichnete Richtung Woher verschmilzt häufig mit der durch die Vorsilbe er bezeichneten Richtung Wohin in der inchoativen Bedeutung, welche die Verben: erkalten, erwarmen, erblassen, erbleichen, erblinden, erkranken, erlahmen, ermüden, erröthen, erschlaffen, erstarren u. s. f. haben. Die Verben dieser Art werden meistens nur bei einem als Person gedachten Subjekte gebraucht, und bezeichnen den Übergang in einen andern Zustand. Wenn aber in dem Begriffe eine dem Leben abgewendete Richtung liegt, so werden die Inchoativen häufiger durch die Vorsilbe ver gebildet, und ver bezeichnet im Allgemeinen eine Verwandlung z. B. versteinern, verbauern, verkrüppeln, verjüngen, veralten, vereiteln, vergrößern, verbessern, verschlimmern. Da jedoch der inchoative Begriff mit dem Begriffe der Verwandlung nahe verwandt ist, indem in beiden die Richtung Woher mit der Richtung Wohin verschmilzt; so schwankt die Sprache häufig bei der Bezeichnung dieser Begriffe zwischen den Formen er und ver z. B. erbleichen und verbleichen, erstummen und verstummen, erklären und verklären. In den intransitiven Verben: erlöschen, ersticken, ertrinken, ersterben scheint die Vorsilbe er noch das durch aus bezeichnete Endigen, in den transitiven Verben: erdrücken, erschießen, ermorden, erwürgen, erdrosseln hingegen zugleich das von dem Subjekte gewollte Vollbringen auszudrücken.

Viele mit der Vorsilbe er zusammengesetzte Verben sind von Adjektiven eigens für diese Zusammensetzung gebildet (§. 75) z. B. ermuntern, erbittern, erhöhen, erniedrigen, erweichen, erschweren, erleichtern, erfrischen, erheitern, ermuthigen, erledigen, erneuern und die Inchoativen: erröthen, erblassen, erstarren, erlahmen u. s. f. Auch unter den mit ver zusammengesetzten Verben sind diejenigen, welche, wie: versteinern, verbauern u. s. f., eine Verwandelung

ausdrücken, von Substantiven und Adjektiven nur für die Zusammensetzung gebildet.

Den alten Sprachen mangelt eine Form, welche in der Bedeutung unsrer Vorsilbe er ganz entspricht. Ihr entspricht jedoch in der griechischen Sprache häufig nach der Einen Seite, die Richtung Woher bezeichnend, die Präposition ἐκ, und nach der andern Seite, die Richtung Wohin bezeichnend, ἀνά z. B. ἐξαίρω, ἐκδέχομαι, ἐκκόπτω, ἐκλαμβάνω und: ἀνάγω, ἀναβάλλω, ἀναδείκνυμι, ἀναθάλλω. Eben so gebraucht die lateinische Sprache bald, die Richtung Woher bezeichnend, die Präposition ex, bald, die Richtung Wohin bezeichnend, die Vorsilbe re z. B. excito, exspecto, eligo, elevo, evigilo, erigo, exstruo, expeto und: resono, remitto, recipio, redimo, restituo, resarcio, repleo.

Die griechische Sprache bezeichnet die durch unser ver ausgedrückte Richtung bald als Richtung Wohin durch: παρά, κατά, μετά z. B. παράγω, παρακλέπτω, παρακούω, παροράω, καταίθω, καταφλέγω, κατακρύπτω, κατακυβεύω, καταπίνω, καταδαπανάω, μεταβάλλω, μετατίθημι, bald als Richtung Woher durch ἀπό z. B. ἀπολιθόω, ἀποσκιῤῥόω, ἀποβάλλω, ἀποῤῥέω, ἀποκαλέω, ἀποκρύπτω, ἀποκαίω. Eben so finden wir in der lateinischen Sprache statt unsers ver bald pro, per, ob, der Richtung Wohin entsprechend z. B. prohibeo, promitto, prodo, prosequor, profundo, pereo, perdo, perverto, permuto, persequor, obtego, obduro, obfusco, obturo, occludo, occulo, obmutesco; bald a und de, der Richtung Woher entsprechend z. B. amitto, abnego, abscondo, aberro, abominor, despero, denego, demergo, devasto.

In so fern die Vorsilben er und ver die Beziehung auf ein persönliches (thätiges), die Vorsilbe be hingegen die Beziehung auf ein leidendes Objekt (eine Sache) bezeichnet, bilden die Ersteren mit der Letzteren einen Gegensatz z. B. in: ergehen, vergehen und begehen; ersehen, versehen und besehen; erkennen, verkennen und bekennen; erdenken, verdenken und bedenken; ersetzen, versetzen und besetzen; erschreiben, verschreiben und beschreiben.

## §. 79 u. 80.

Die Vorsilbe ent (Ad. ant, int, in, en) scheint aus der gothischen Präposition and hervorgegangen zu sein, welche die Bedeutung von an, bei hat, aber auch z. B. in dem altnordischen endr in der Bedeutung von gegen, wider vorkömmt. Die Vorsilbe hat noch diese Bedeutung in den gothischen: antsakan (widersagen), anstandan (widerstehen), in Ad. intgeltan (entgelten) und in: Antwort und Antlitz. Das gothische and ist vielleicht ursprünglich nicht unterschieden

von ana (an, zu) in: anafilhan (empfehlen), anabiudan (entbieten); und die Vorsilbe scheint noch dieselbe Bedeutung zu haben in den mittelhochdeutschen: enbizen (anbeißen), entliuhten (erleuchten), entheizen (verheißen) — wovon anheischig — und in: enthalten (contineo), empfangen, entbieten, entsprechen. In dieser Bedeutung bezeichnet sie oft den Übergang in einen andern Zustand z. B. in: entspringen, entsprießen, entblühen, entschlafen, entsinnen, entwickeln, entbrennen, entflammen, entspinnen, entstehen. Die in der Bedeutung der Präposition vorherrschende Richtung Wohin ist aber in der Vorsilbe in den Hintergrund getreten, und statt derselben in ihrer Bedeutung die Richtung Woher vorherrschend geworden. Die Vorsilbe bezeichnet nämlich jetzt ein Trennen, und zwar, je nachdem das Verb intransitiv oder transitiv ist, eine Trennung des Subjektes oder Objektes durch die in dem einfachen Verb ausgedrückte Thätigkeit z. B. entgehen, entlaufen, entfliehen, entsagen und entführen, entziehen, entsetzen, entreißen, entlassen, entwöhnen, entrücken, entwenden.

In: entleiben, entseelen, enthaupten, entblättern, enterben, entmannen, entwurzeln, entheiligen, entschuldigen, entkleiden u. m. A., in denen das Verb nur zum Behufe der Zusammensetzung von einem Substantiv oder Adjektiv gebildet ist, hat die Vorsilbe eine privative (verneinende) Bedeutung. Die eigentliche Abkunft und ursprüngliche Bedeutung der Vorsilbe in diesen Verben scheint vor der Hand noch zweifelhaft zu sein. Wenn wir diese Verben z. B. entkleiden, entwaffnen, entfärben mit den englischen: undress, unarm und mit dem altdeutschen: enpherben, und die Vorsilbe ent mit dem verneinenden Formworte un (§. 75) und mit dem ebenfalls verneinenden en in: enhein (nicht einer) zusammenstellen; so wird diese Zusammenstellung dadurch zweifelhaft, daß im Angelsächsischen, an welches sich die englischen Formen anschließen, die Vorsilbe ent überhaupt die Form on angenommen hat z. B. ongeldan (entgelten), und im Mittelhochdeutschen en mit ent wechselt z. B. entpherben mit enpherben. Für die Abkunft von dem verneinenden un spricht aber, daß die privative — den Begriff des Substantivs (Kleid, Waffe, Seele) verneinende — Bedeutung von der Bedeutung einer durch die Thätigkeit, welche das Verb z. B. gehen, fliehen, sagen ausdrückt, bewirkten Trennung sehr bestimmt unterschieden ist, und daß auch im Nibel. Liede die Formen: unprisen (tadeln), unschuldigen (entschuldigen), untrösten (des Trostes berauben) vorkommen.

Statt unserer Vorsilbe ent finden wir im Griechischen die der Richtung Woher entsprechende Präposition ἀπό z. B. ἀποφεύγω, ἀπογυμνόω, ἀφαιρέω, ἀποδύω, ἀποφυλλίζω, und im Lateinischen

die derselben Richtung entsprechenden ex, a, de z. B. evado, effugio, eripio, excido, exardeo, abdico, abstraho, abstineo, detego, desuesco.

Die Vorsilbe zer (Ahd. za, ze, zi) scheint mit der gothischen Vorsilbe dis — in: disdailjan zertheilen, distahjan zerstreuen, distairan, disskreitan, dishniupan zerreißen — welcher sie gleichbedeutend ist, wie auch mit dem lateinischen dis in: discedo, discerno, dispono, disjungo, discrepo auch etymologisch verwandt zu sein. Wie unser zer, so kömmt auch das gothische und lateinische dis nur in der Zusammensetzung, und das gothische dis, wie zer, nur als Vorsilbe in der Zusammensetzung mit Verben vor. Sie scheinen jedoch ursprünglich aus einer Präposition der Richtung Woher hervorgegangen zu sein. Diese Richtung tritt noch bestimmt in der Bedeutung der lateinischen Vorsilbe z. B. discedo, disjungo, discrepo, aber auch in einigen gothischen Verben z. B. dishuljan verdecken und disvilvan berauben hervor. Die Vorsilbe zer bezeichnet jetzt, je nachdem das Verb intransitiv oder transitiv ist, ein Zerfallen oder ein Zerstören z. B. zerspringen, zergehen und: zerschlagen, zersprengen. — Die griechische Sprache bezeichnet die Bedeutung unseres zer meistens nur bei transitiven Verben, und drückt das Zerstören, als eine gewaltsame Einwirkung auf ein leidendes Objekt, durch Präpositionen der Richtung Wohin, nämlich durch *κατά* und *διά* aus z. B. *κατακλάω*, *κατακόπτω*, *κατακνάω*, *κατακρούω*, *κατατέμνω* und: *διακναίω*, *διακνίζω*, *διακόπτω*.

## §. 81.

Zusammensetzungen der Vorsilben mit Verben, die schon mit einer betonten Präposition zusammengesetzt sind, können in der deutschen Sprache schon darum nicht Statt finden, weil die betonte Präposition trennbar ist, und ein so zusammengesetztes Verb, wie etwa: verabgehen, bei der Trennung wieder nach Form und Bedeutung zerfallen würde (ich vergehe ab). Aber auch den alten Sprachen sind solche Zusammensetzungen eigentlich fremd. Nur selten wird eine Vorsilbe oder vorsilbenartige Präposition in der Zusammensetzung mit einer andern ebenfalls vorsilbenartigen Präposition verbunden z. B. recondo, recolligo, repercutio, repromitto, disconvenio, dispereo, disperdo, depereo, deperdo, abscondo, percognosco, compromitto, wo in dem einfach zusammengesetzten Verb (condo, pereo, perdo u. s. f.) der Begriff ganz einfach gedacht, und die durch die Vorsilbe bezeichnete Richtung nicht mehr unterschieden wird.

Wir haben einige Zusammensetzungen betonter Präpositionen mit Verben, die schon mit Vorsilben zusammengesetzt sind z. B. anbefehlen,

auferbauen, vorenthalten. Solche Zusammensetzungen sind als Abweichungen von den organischen Bildungsgesetzen anzusehen, nach denen bei der Zusammensetzung nur Ein Richtungsverhältniß in den Begriff des Verbs aufgenommen wird. Auch die rhythmische Form solcher Zusammensetzungen ist mangelhaft. Diejenigen Verben dieser Art, welche Aufnahme gefunden haben, werden auch fast nie gebraucht, wenn nach den Gesetzen der Topik die Präposition müßte getrennt werden. Man sagt nie z. B. „Er erstehet auf“ „Es erbauet mich auf“, wie: „Wenn ich auferstehe“ „Wenn es dich auferbauet“.

## §. 82.

Die Präpositionen: durch, hinter, über, unter, um und wider gehören, wenn sie als untrennbare Präpositionen mit untergeordnetem Tone mit dem Verb zusammengesetzt sind, zu den Vorsilben. Sie unterscheiden sich alsdann auch in der Bedeutung von derselben in einer trennbaren Zusammensetzung stehenden Präposition im Allgemeinen dadurch, daß sie nicht mehr, wie diese, eine bestimmte räumliche Richtung, sondern nicht mehr ganz räumlich gedachte Richtungen, oder doch mit einer räumlichen Richtung zugleich ein nicht räumliches Beziehungsverhältniß ausdrücken (§. 75). Diese Vorsilben bezeichnen nämlich sämmtlich die Richtung auf ein den Begriff des Verbs ergänzendes Objekt, und meistens die transitive Beziehung: alle mit ihnen zusammengesetzte Verben sind, mit Ausnahme von: unterbleiben, objektive, und zwar sämmtlich, mit Ausnahme von: unterliegen, widerfahren, widersprechen, widerstehen und widerstreben, transitive Verben. Ferner bezeichnen die Vorsilben z. B. in: durchdringen (das Gemüth), überreden, überzeugen, unterlassen, unterbrechen, unterweisen, unternehmen nicht mehr die bestimmte räumlich gedachte Richtung, welche die trennbare Präposition bezeichnet in: „Der Stich dringt durch“ (hindurch) „Er geht über“ (zum Feinde) „Der Wein fließt über“ „Die Sonne geht unter“ „Er taucht unter“: und wenn die Vorsilbe auch eine räumliche Richtung bezeichnet, so ist sie von derjenigen, welche die trennbare Präposition ausdrückt, verschieden. Durch, über und unter bezeichnen nicht bloß die räumlichen Richtungen Wohin (hindurch, hinüber, hinunter), wie in: durchführen, durchkommen, überschiffen, überfließen, untertauchen, untersinken; sondern durch bezeichnet die transitive Beziehung mit der Richtung auf das Ganze z. B. durchsuchen, durchwandern, durchdringen; über die transitive Beziehung mit der Richtung auf die Oberfläche eines Dinges z. B. überdecken, übergießen, übergolden, oder mit der dem l. trans entsprechenden Richtung, welche oft in die Bedeutung des Übermaßes übergeht z. B. überbringen,

übergeben, überlassen und: übereilen, überschätzen, überspannen; und unter die transitive Beziehung mit der Richtung nach der untern Seite eines Dinges z. B. unterschreiben, unterstützen, untergraben, unterjochen, oder mit der dem l. inter entsprechenden Bedeutung einer Wechselwirkung z. B. unterhandeln, unterreden, unterbrechen. Um bezeichnet nicht einen Wechsel oder eine Umkehrung, wie in: umkleiden, umtauschen, umfallen, umhauen, umwerfen, sondern die transitive Beziehung mit der Richtung auf den Umfang eines Dinges z. B. umarmen, umgeben, umfassen, umschlingen.

Außer den angeführten Präpositionen sind auch die Begriffswörter miß, Ad. missa, missi von: missan (mangeln, fehlen) und voll in der Zusammensetzung mit Verben zu Vorsilben geworden. Es ist oben (§. 66) schon bemerkt worden, daß in der deutschen Sprache Begriffswörter nicht mit Verben zusammengesetzt werden; sie können daher eigentlich nicht wohl zu Vorsilben werden. Indessen haben miß und voll in: mißfallen, mißgönnen, vollbringen, vollziehen u. m. A. Form und Bedeutung der Vorsilben angenommen. Auch das adverbiale Formwort wieder ist zur Vorsilbe geworden in wiederholen.

Miß, welches entsprechend dem griechischen δυς das Verhältniß des Irrigen und Fehlerhaften bezeichnet, scheint ursprünglich nur mit Substantiven eine Zusammensetzung eingegangen zu sein z. B. Missethat, Mißgriff, Mißwachs, Mißjahr, Mißgeburt; und diesen Zusammensetzungen scheinen die Zusammensetzungen mit Verben z. B. mißbrauchen, mißverstehen, mißlingen, mißkennen demnächst nachgebildet zu sein.

## §. 83.

Es gibt in der Sprache zusammengesetzte Substantiven, deren Bildung von den gemeinen Gesetzen der Zusammensetzung (§. 67. 68) abweicht, und die als anomale Zusammensetzungen unterschieden werden. Von dieser Art sind diejenigen objektiven Zusammensetzungen, in denen das Beziehungswort ein Verb ist, und das Hauptwort, ein Substantiv oder eine Präposition, dem Beziehungsworte mit untergeordnetem Tone nachfolgt z. B. Taugenichts, Springinsfeld, Kehraus, Reißaus. In Sprachen, in denen die logische Richtung weniger vorherrscht, z. B. im Griechischen, sind Zusammensetzungen dieser Art häufiger z. B. τερπικέραυνος, ἀγέστρατος, ἑλκεσίπεπλος, ἐγερσίγελως, δεισιδαίμων, und die meisten Komposita mit φίλος, doch auch hier mehr in der ältern Dichtersprache; auch in den romanischen und in der englischen Sprache kommen sie vor z. B. It. baciamano (Kußhand), guardaboschi fr. garde-bois, passa-

tempo fr. passe-temps, tornasole fr. tournesol (Sonnenblume), chasse-chien, casse-noix, E. breakfast, killbuck, whiphorse. Eine andere Klasse anomaler Zusammensetzungen bilden Wörter, wie: Glühwurm, Spottvogel, Sausewind, Wanderkrabbe, Singvogel, in denen ein Verb in der Bedeutung eines attributiven Partizips mit dem Substantiv zusammengesetzt ist. Diesen gleich oder auch regelmäßig gebildet sind Wörter, wie: Trotzkopf, Schreihals, Langbein, Kahlkopf, Rothbart, Blaustrumpf; sie drücken aber nicht Unterarten des Beziehungsbegriffes aus, sondern nur das Attribut eines Personen- oder Thiernamens. Endlich gehören noch zu den anomalen Zusammensetzungen Wörter, wie: Vergißmeinnicht, der Gottseibeiuns, Leberecht, Fürchtegott, Dieu-m'a-béni, in denen ein ganzer Satz, meistens ein Heischesatz, in ein Substantiv zusammengezogen ist. Zusammensetzungen dieser Art kommen meistens nur als Eigennamen vor. Besonders während der Zeit der englischen Revolution wurden viele solche Namen aus zusammengezogenen Bibelversen gebildet. Für komische Zwecke bildet die englische Sprache auch jetzt noch ähnliche, aber meist adjektivische Zusammensetzungen z. B. „a devil-may-care sort of person" „a who's-afraid sort of bearing" „a say-nothing-to-nobody sort of fellows" „a say-nothing-to-me-or-I'll-contradict-you sort of countenance."

---

# Zweiter Abschnitt.

## Von den Wortarten und ihrer Flexion.

---

## Erstes Kapitel.

### Von dem Verb.

#### §. 84.

Das Verb, als der ursprüngliche Ausdruck für das Prädikat und für den eigentlichen Inhalt des Gedankens, das oft für sich allein einen ganzen Gedanken ausdrückt, und daher auch vorzugsweise das Wort — verbum, ῥῆμα — genannt worden, fordert vor allen andern Wortarten eine allseitige Betrachtung. Die ältere Grammatik hat die Arten der Verben mehr nach der Form, als nach der Bedeutung unterschieden. Indem wir aber das Verb in seinen

Beziehungen zu der lebendigen Rede auffassen, haben wir zunächst auf die Unterschiede der Bedeutung zu achten, und jeden Unterschied der Form nicht als solchen für sich, sondern in seiner organischen Beziehung zu dem Unterschiede der Bedeutung aufzufassen.

Die Unterscheidung von Wurzelverben und abgeleiteten Verben, so wie die von einfachen und zusammengesetzten Verben, ist in der Wortbildung (§. 37. 45. 73 u. flg.) besprochen, und die ihnen entsprechenden Unterschiede der Bedeutung sind angedeutet worden. Der Unterschied zwischen Wurzeln und abgeleiteten Verben verdient nicht bloß in Hinsicht auf die Konjugationsform beachtet zu werden: er ist auch in Beziehung auf die Bedeutung wichtig. Wurzelverben haben, weil ihre Begriffe weniger individualisirt sind, im Allgemeinen einen größern Umfang und eine geringere Bestimmtheit der Bedeutung, als abgeleitete Verben (§. 37). Die meisten intransitiven Verben sind Wurzelverben; manche von diesen sind zugleich transitiv und intransitiv: dagegen sind die abgeleiteten Verben mit wenig Ausnahmen transitiv (§. 45). Die einfachen Verben drücken an sich nur den Begriff einer Thätigkeit, die zusammengesetzten dagegen nebst dem Begriffe eine in den Begriff aufgenommene Richtung aus. Diese Richtung ist insbesondere bei den mit Vorsilben zusammengesetzten Verben meistens eine ergänzende; und diese Verben fordern als objektive Verben in der Syntax eine besondere Beachtung. — Es bedarf kaum der Erinnerung, daß das, was hier von der Bedeutung der Wurzeln und abgeleiteten Verben, der einfachen und zusammengesetzten Verben angedeutet worden, auch auf die alten Sprachen anzuwenden ist.

Wir unterscheiden bei den Verben, wie bei den andern Wortarten, die Formwörter von den Begriffswörtern: und die Grammatik fordert diese Unterscheidung, weil ohne sie das Verständniß des Satzes und seiner syntaktischen Verhältnisse nicht möglich ist. Die Formwörter können, weil sie keinen Begriff bezeichnen, auch kein Prädikat ausdrücken. Sie haben, indem sie die Beziehungsverhältnisse des Prädikats bezeichnen, die Form von Verben, ohne doch den Begriff derselben zu haben. Das Formwort z. B. das Hülfsverb macht mit dem Begriffsworte, zu dem es gehört, nur Ein Glied des Satzes — das Prädikat — aus; und ein Objekt kann in dem Satze nur auf das Begriffswort, nicht auf das Formwort bezogen werden.

Die ältere Grammatik hat das Aktivum, Passivum, Neutrum, Deponens, Medium, Reflexivum u. s. f. unterschieden. Sie ist bei dieser Unterscheidung mehr von der Wortform als von der Bedeutung ausgegangen. Man hat zwar nach der Bedeutung bei der aktiven

Form das Transitivum und das Intransitivum, und bei der passiven Form das eigentliche Passivum, das Deponens und das Medium unterschieden; aber überall tritt die Wortform als der oberste, und die Bedeutung als der untergeordnete Unterscheidungsgrund hervor. Da die Grammatik aber zunächst und vorzüglich auf das Verständniß der Sprache ausgeht, und ihr Augenmerk vorzüglich bei dem Verb auf die syntaktischen Verhältnisse desselben in der Rede richten soll; so muß ihr die Bedeutung des Verbs d. h. die besondere Form des verbalen Begriffes, in so fern diese durch die in den Begriff aufgenommenen Beziehungsverhältnisse individualisirt wird, der oberste Unterscheidungsgrund für die Arten des Verbs sein, und die besondern Wortformen des Aktivum, Passivum, Medium und Deponens müssen von ihr nur als besondere Ausdrücke für die besondern Formen des verbalen Begriffes aufgefaßt werden. Wir unterscheiden demnach zuerst subjektive Verben, deren Begriff keine ein ergänzendes Objekt fordernde Richtung in sich aufgenommen haben, und objektive Verben, deren Begriff eine solche Richtung in sich aufgenommen hat (§. 5); und wir unterscheiden demnächst die transitiven Verben als eine besondere Art der objektiven Verben. Die frühere Unterscheidung aller Verben in transitive und intransitive Verben — activum und neutrum — ist offenbar zunächst von der Wortform hergenommen, und gründet sich darauf, daß das Transitivum auch die passive Konjugation annimmt, welche das Intransitivum nicht zuläßt. Diesem Unterschiede der Wortform liegt zwar ein wichtiger Unterschied der Bedeutung zum Grunde: aber wenn die Grammatik, wie sie soll, von den syntaktischen Verhältnissen ausgeht; so muß sie zuerst das objektive Verb, welches irgend einen ergänzenden Kasus fordert, von dem subjektiven Verb unterscheiden, und das Transitivum, welches den Akkusativ fordert, als eine Unterart der objektiven Verben bezeichnen. Wir werden die Wichtigkeit dieser Unterscheidung in sehr vielen Beziehungen wahrnehmen: in manchen andern Beziehungen ist jedoch die Unterscheidung in transitive und intransitive Verben — unter denen wir mit den subjektiven die nicht transitiven objektiven Verben zusammenfassen — von solcher Wichtigkeit, daß die Grammatik diese Unterscheidung nicht aufgeben darf.

## §. 85 u. 86.

Die Sprache strebt bei fortschreitender Entwickelung überall, die Begriffe zu individualisiren und die Formen der Begriffe bestimmter zu scheiden. Sie hat insbesondere die transitive Bedeutung der Verben, welche in den Wurzeln ursprünglich von der intransitiven Bedeutung noch nicht bestimmt geschieden war (§. 37), auf

mannigfaltige Weise unterschieden. Manche Wurzelverben, wie: neigen, biegen, die früher intransitiv und zugleich transitiv waren, werden jetzt nur noch in transitiver Bedeutung gebraucht; andere intransitive Wurzelverben sind durch die Zusammensetzung mit Vorsilben transitiv geworden z. B. bedenken, bewegen, besitzen, überfallen, übereilen, untergraben, umschlingen; und die abgeleiteten Verben haben größtentheils ausschließlich transitive Bedeutung. Da auf diese Weise bald die ausschließlich transitiven Verben die bei weitem größere Mehrheit aller Verben ausmachten; so trat das Bedürfniß hervor, an den transitiven Verben auch eine intransitive Bedeutung auf eine unterscheidende Weise zu bezeichnen: und die Sprache fand das Mittel, diesem Bedürfnisse abzuhelfen, in der reflexiven Form z. B. sich neigen, sich biegen, sich bedenken, sich bewegen, sich übereilen. Um die Bildung dieser Form überhaupt und die Bedeutung derselben zu verstehen, muß man jedoch nicht bloß das deutsche Reflexivum, sondern auch die ihm entsprechenden Formen in den andern Sprachen ins Auge fassen. Das griechische Medium (*τύπτομαι*) ist ursprünglich nichts Anderes, als ein Reflexivum (*τύπτω με*); und das griechische Passivum ist aus dem Medium hervorgegangen und eigentlich nur eine Nebenform des Mediums; es ist daher ebenfalls als ein Reflexivum anzusehen. Auch die slavischen Sprachen bilden ein Reflexivum durch Anfügung von ſsa (sich), welches eben so, wie zuweilen sich in unserer Volkssprache (z. B. „Wir wollen sich setzen") für alle Personen gebraucht wird; und dieses Reflexivum wird ebenfalls als Passivum gebraucht, wie im Walachischen me laud (ich lobe mich) für das Passivum (ich werde gelobt). Eben so drückt in den nordischen Sprachen das durch Anfügung von as gebildete Passivum oft bloß einen intransitiven Begriff aus, und scheint ursprünglich ein Reflexivum zu sein. So sehen wir überall aus dem Reflexivum, welches nur den intransitiven Begriff bezeichnet, das Passivum hervorgehen: auch im Indischen ist das Passivum nur eine Abänderungsform des Mediums. Das lateinische Deponens ist, wie das griechische Medium, eigentlich ein Reflexivum. Es ist in der Wortform nicht von dem Passivum unterschieden und hat insgemein intransitive Bedeutung; nur ausnahmweise z. B. in: sequor, hortor hat es wieder eine transitive Bedeutung angenommen, und wir können wol noch den Übergang aus der intransitiven in die transitive Bedeutung an Formen, wie: cingor ensem, induor vestem, erkennen. Auch scheint ursprünglich das Deponens nach seiner Bedeutung, wie in den andern Sprachen das Reflexivum, nicht aus dem Passivum, sondern das Passivum aus dem Deponens hervorgegangen zu sein. Da das Passivum als ein Intransitivum anzusehen ist, so

sieht man leicht, daß das Reflexivum, wenn man es in seiner weiteren Bedeutung nimmt, und darunter nicht nur das Medium und Deponens, sondern auch das Passivum begreift, diejenige Form ist, durch welche an transitiven Verben eine intransitive Bedeutung auf eine unterscheidende Weise bezeichnet wird. Das Reflexivum und die ihm entsprechenden Formen werden daher selten von einfachen Wurzeln z. B. sich neigen, vescor, fruor, hingegen meistens von abgeleiteten und zusammengesetzten Verben oder auch unmittelbar von Stämmen gebildet z. B. sich setzen, sich schämen, sich ärgern, sich grämen, sich unterstehen, sich besinnen, sich enthalten, sich widersetzen; *φοβέομαι, ἥδομαι, δειλόομαι, βληχάομαι, βριμάομαι, μιμέομαι* von: *φόβος, ἧδος, δειλός, βληχή, βρίμη, μῖμος*; l. consolor, recordor, auguror, glorior (von gloria), laetor (von laetus), luctor (von lucta): das Deponens gehört daher auch meistens der ersten oder der vierten Konjugation an.

Der Gebrauch des Reflexivums ist in den germanischen Sprachen, wie der Gebrauch der ihm entsprechenden Formen in den andern Sprachen, uralt, und nicht nur dem Altdeutschen, sondern auch dem Gothischen und Angelsächsischen sehr geläufig. So finden wir z. B. im Gothischen die Reflexiven: thraſstjan (sich tröſten) gavandjan (sich bekehren), gaquiman (zusammenkommen), haban (sich halten), skaman (sich schämen), atnehvjan (sich nähern), idreigan (reuen), ataugjan (erscheinen) u. m. A.; im Angelsächsischen: aeteowan (sich zeigen), adreadan (fürchten), belgan (zürnen), beseon (sich umsehen), gerestan (ausruhen), hyngrian (hungern), thyrstan (dursten), bestaelan (flüchten) u. m. A., und bei Otfrid: freuuen, brettan (frangi), irfullan (sich erfüllen), ougan und irougan (erscheinen), bithenkan (sich bedenken), buazan (büßen), riuuon (reuen), blidan (freuen), belgan (zürnen) u. m. A. Auch die romanischen Sprachen haben sich nach den germanischen reflexive Formen gebildet z. B. fr. se hâter, s'étonner, se porter, se retirer, se moquer, se coucher, s'endormir und It. rallegrarsi, vergognarsi: sie sind ihnen jedoch weniger geläufig. Daß auch die französische Sprache das Reflexivum als ein intransitives Verb betrachtet, sehen wir daraus, daß sie das Präteritum desselben nicht mit avoir, sondern mit être bildet. In der deutschen Sprache hat sich aber die Vorherrschaft der logischen Richtung auch darin kund gethan, daß in ihr der Gebrauch der reflexiven Form sich vollkommener und bestimmter ausgebildet hat, als in andern Sprachen. In keiner der bekannten Sprachen wird der intransitive Begriff durch die reflexive Form so allgemein und so bestimmt einerseits von dem transitiven Begriffe und andererseits von dem passiven Begriffe, bei dem das Subjekt als die Thätigkeit

leidend gedacht wird, unterschieden, als in der deutschen. Dieser Vorzug unserer Sprache wird uns besonders fühlbar, wenn wir sie mit andern Sprachen vergleichen, denen das Reflexivum mangelt oder weniger geläufig ist, und welche daher nicht im Stande sind, den intransitiven Begriff z. B. sich bewegen, sich wenden, sich verändern, sich schämen, sich wundern, sich begnügen, sich freuen, einerseits von dem transitiven Begriffe (E. to move, to turn, to alter, fr. changer) und andererseits von dem passiven Begriffe (E. to be changed, to be ashamed, to be astonished, to be satisfied, to be pleased; fr. être surpris, être étonné, être fâché) durch die Form zu unterscheiden. Man muß jedoch in der deutschen Sprache die eigentlichen und an sich reflexiven Verben z. B. sich schämen, sich wundern, sich entschließen, sich weigern, sich befleißen, sich begnügen, sich besinnen, sich begeben, sich getrauen, sich erbarmen, sich ereignen, sich ergeben, sich entsinnen, sich vermessen, sich unterstehen, sich widersetzen, welche nur in der reflexiven Form gebraucht werden und immer einen bestimmten intransitiven Begriff bezeichnen, so wie diejenigen reflexiven Verben, welche, wie: sich schicken, sich fügen, sich zutragen, sich täuschen, sich stellen, sich verstellen, sich nennen, sich erinnern, sich bedenken, sich herablassen, auch für sich allein als transitive Verben gebraucht werden, aber in Verbindung mit dem Reflexivpronom einen Begriff ausdrücken, der nicht nur durch die intransitive Bedeutung, sondern auch auf andere Weise von dem Begriffe des transitiven Verbs unterschieden ist, von denjenigen Verben unterscheiden, bei denen, wie z. B. bei: sich preisen, sich tadeln, sich anklagen, nur das Subjekt zum leidenden Objekt wird, und die nicht können zu den reflexiven Verben gerechnet werden. Auch gibt es besondere Arten von intransitiven Begriffen, welche die Sprache überall vorzugsweise durch reflexive Formen bezeichnet. Hierher gehören z. B. der Begriff des Werdens und Geschehens: *γίγνομαι*, l. nascor, orior, ordior, sich zutragen, ereignen, begeben, fügen; ferner die Begriffe der unterschiedenen Gemüthsbewegungen: *φοβέομαι, θάομαι, σέβομαι, αἰδέομαι, ἥδομαι, βριμάομαι, δειλόομαι, ἀσάομαι*; l. laetor, miror, vereor, irascor, delector, contristor; fr. se fâcher, s'étonner, se repentir; It. contristarsi, maravigliarsi, rallegrarsi, pentirsi, vergognarsi; sich freuen, wundern, scheuen, schämen, fürchten, härmen, grämen, ärgern, kümmern, ergetzen, entrüsten, entsetzen, betrüben; endlich gehören hierher die Begriffe des Begehrens, Erlangens, Besitzens, und die Begriffe des Erkennens als eines geistigen Erlangens, welche in der älteren Sprache meistens als intransitive Begriffe den Genitiv (oder Ablativ) des Objektes, aber später häufig als transitive Begriffe den Akkusativ fordern, wie: *αἴνυμαι, ὠνέομαι,*

ἀφικνέομαι, πάομαι, μάομαι, μαίομαι, μνάομαι, ἄρνυμαι, βούλομαι, δέχομαι, δεύομαι, ἔλδομαι, ἔλπομαι, μείρομαι, l. adipiscor, fruor, patior, utor, nanciscor, sortior, precor; sich bemühen, bewerben, bemächtigen, bemeistern, bedienen, befleißen, begnügen, befassen, unterfangen und: ἔρομαι, θεάομαι, πυνθάνομαι, ἀκροάομαι, δοιάζομαι; l. reor, opinor, recordor, reminiscor, obliviscor, meditor, suspicor, infitior, percontor, experior; sich erinnern, entsinnen, bedenken, besinnen, erkundigen, verstehen. Auch gehören hierher: sich irren, täuschen, vergehen, verreden, vermessen, vergreifen, versehen u. s. f. Man sieht leicht, daß der Gebrauch der reflexiven Formen in der Sprache nicht etwas ganz Zufälliges ist, sondern mit der Bedeutung der Verben in einer innigen Beziehung steht.

Die griechische und auch die slavischen Sprachen haben es mit der deutschen Sprache gemein, daß sie, Erstere das Medium (βουλεύομαι, διαλέγομαι), Letztere das Reflexivum auch in einer reziproken Bedeutung gebrauchen. Auch die französische Sprache hat reziproke Formen z. B. se battre, se rencontrer, se toucher, s'entrevoir; jedoch ist hier der Gebrauch derselben mehr beschränkt, als im Deutschen.

Die deutsche Sprache bildet die reziproke Form nicht nur von transitiven Verben z. B. „Die Hunde beißen sich", sondern auch von intransitiven und von solchen transitiven Verben, bei denen das reziproke Verhältniß das durch den Dativ bezeichnete Personenverhältniß ist und das Reflexivpronom daher im Dativ steht z. B. „Wir begegnen uns" „Sie helfen sich" „Sie weichen sich aus" „Sie haben sich ihr Wort gegeben" „Sie schreiben sich beleidigende Briefe".

Die deutsche Sprache hat dadurch, daß sie ihr Passivum vermittelst des Hülfsverbs werden, und nicht, wie die englische und die romanischen Sprachen, durch sein bildet, den großen Vortheil, daß sie ein eigentliches Leiden d. h. eine auf das Subjekt gerichtete transitive Thätigkeit eines andern Subjektes als solche aufs bestimmteste von einem Zustande unterscheidet, der als ein dauernder oder als eine an dem Subjekte haftende Eigenschaft gedacht und durch das adjektivisch gebrauchte Partizip bezeichnet wird. Sie unterscheidet auf diese Weise z. B. „Er wird geliebt" „Er wird unterrichtet" „Er wird verbannt" „Er wird eingeführt" „Er wird genöthiget" von: „Er ist geliebt" „Er ist unterrichtet, verbannt, eingeführt, genöthigt"; indeß die genannten Sprachen diese Unterscheidung gar nicht oder doch nur auf unbequeme Weise bezeichnen können. Auf der andern Seite hat die deutsche Sprache dadurch, daß ihre Passivform von der Reflexivform so bestimmt unterschieden ist, vor der griechischen und vor den slavischen Sprachen, in denen das

Passivum und Reflexivum in der Form nicht so bestimmt geschieden sind, und vor der englischen, welche die Passivform statt der reflexiven Form gebrauchen muß, den großen Vortheil, daß sie den eigentlichen passiven Begriff von dem bloß intransitiven aufs Genaueste unterscheidet. (S. §. 216).

## §. 87.

Die Sprache bedient sich der unpersönlichen (impersonalen) Form des Verbs, wenn in dem Satze eine Thätigkeit ohne ein Subjekt der Thätigkeit ausgesagt wird. So sagen wir: „Es regnet", indem wir eine Thätigkeit aussagen, ohne ein Sein als das Subjekt dieser Thätigkeit zu denken. Weil wir aber gewohnt sind, jede Thätigkeit als die Thätigkeit eines Seins zu denken und darzustellen; so bezeichnen diejenigen Sprachen, welche überhaupt die Personalbeziehung des Prädikats durch Pronomen ausdrücken, auch dann, wenn kein Sein als Subjekt der Thätigkeit gedacht wird, in dem Satze ein Subjekt durch das Personalpronom der dritten Person sächlichen Geschlechtes. Wir nennen dieses Pronom, welches nicht ein wirkliches Sein als das Subjekt des Prädikats bezeichnet, sondern nur die Form des Satzes ergänzet z. B. „Es regnet", das grammatische Subjekt; und unterscheiden es dadurch von dem logischen Subjekte, durch welches ein wirkliches Sein als das Subjekt des Prädikats bezeichnet wird z. B. „Es (das Kind) weinet".

Nur diejenigen Verben, welche Thätigkeiten der Natur ausdrücken, wie: es regnet, es donnert, sind an sich unpersönliche Verben, weil ihr Begriff wirklich ohne ein Subjekt gedacht wird: und diese haben in allen Sprachen auch die unpersönliche Form. Auch die Formen: „Es ist warm" „Es ist kalt" (il fait chaud) u. s. f. „Es wird Morgen, Abend, Nacht, Sommer" (Ad. ez abendet, morginet, nahtet, sumeret) gehören hierher. Von diesen an sich unpersönlichen Verben muß man diejenigen Verben unterscheiden, deren Begriff an sich nie ohne ein Subjekt gedacht wird, und die nur die unpersönliche Form annehmen, um eine besondere Form des verbalen Begriffes zu bezeichnen, nämlich:

a. Die Thätigkeit z. B. tanzen, singen, wird an sich als die Thätigkeit eines Seins und das Sein zwar immer als eine Person gedacht; aber die Thätigkeit wird in der Rede bloß als eine Thätigkeit dargestellt, deren Subjekt nicht besonders unterschieden wird. Das logische Subjekt wird in diesem Falle nicht ausgedrückt, und das Verb, welches in der passiven oder reflexiven Form gebraucht wird, hat nur ein grammatisches Subjekt z. B. „Es wird getanzt" „Es wird gesungen" „saltatur" „Es tanzt sich". Diese unpersönlichen

Formen werden insgemein nur von intransitiven Verben gebildet. Die lateinische Sprache hat die unpersönliche Passivform mit der deutschen Sprache gemein, und gebraucht so besonders das Futurum des passiven Partizips mit esse z. B. moriendum est, eundum est, pugnandum est, bei dem jedoch gewöhnlich das logische Subjekt durch den Dativ ausgedrückt wird; die unpersönliche Reflexivform fehlt den andern Sprachen, oder kommt doch nur ausnahmweise vor z. B. in fr. il s'agit.

b. Das logische Subjekt wird als Objekt der Thätigkeit durch einen Kasus oder durch eine Präposition bezeichnet, und das Verb hat nur das grammatische Subjekt. Diese Form ist besonders gebräuchlich:

α. bei: hungern, dursten, frieren, schaudern, grauen, ekeln, schwindeln, zucken u. m. A., wenn nicht sowol der Zustand des Hungerns u. s. f. als das Gefühl dieses Zustandes soll bezeichnet werden z. B. „Es frieret mich" „Es grauet mir" „Es zuckt und brennt mich nach dem Namen". Auch: „Es freuet mich" „Es wundert mich" „Es jammert mich" „Es verlangt mich" „Es reuet mich" „Es verdrießt mich" „Es gelüstet mich" „Es ahnet mir" „Es träumt mir", so wie die lateinischen pudet, piget, taedet, poenitet gehören hierher. Dasselbe gilt von Ausdrücken, wie: „Es drängt mich" „Es treibt mich" z. B. „Mich treibts, die Festlichkeit zu sehen" „Thut's ihm so eilig, Herr Konstabel?"

β. bei den Verben: mangeln, fehlen, gebrechen, gehen (es geht mir gut, schlecht), und bei: geben, wenn es die Existenz bezeichnen soll z. B. „Es fehlt an Wein" „Es gibt keine Riesen". Auch: „Es kömmt darauf an" und: „Es ist daran gelegen" gehören hierher.

γ. bei vielen Verben, welche das Verhältniß einer Nothwendigkeit oder Möglichkeit oder einer Neigung zu einer Thätigkeit bezeichnen, und daher die Bedeutung von Hülfsverben des Modus haben z. B. δεῖ, χρή, μέλει, ἐνδέχεται, l. libet, lubet, oportet, licet, fr. il faut, It. bisogna, es braucht, es bedarf. Auch l. opus est gehört hierher.

Einige Verben werden in einer bestimmten Bedeutung zwar auch nur in der dritten Person mit dem grammatischen Subjekte gebraucht, aber das logische Subjekt folgt immer in einem Supin oder Substantivsatze nach z. B. „Es scheint, daß Alles zu Ende ist" „Es heißt, er wolle verreisen" „Es gilt jetzt Zeit zu gewinnen" „Es fragt sich, ob es wahr ist". Diese Verben gehören nicht zu den unpersönlichen. Dagegen scheint es, daß man bei: „Es reuet mich, es wundert mich, es verdrießt mich, es freuet mich" u. s. f. das nachfolgende Supin und den nachfolgenden Substantivsatz nicht als das logische Subjekt,

sondern als ein Objekt, und das Verb als ein unpersönliches ansehen muß, obgleich man auch wol sagt: „Diese Sache reuet mich, verdrießt mich, freuet mich". Denn früher wurden diese Verben, wie: pudet, piget, taedet, poenitet, mit dem Genitiv der Sache gebraucht. Auch ist der Gebrauch der unpersönlichen Form bei diesen Verben wol eben so wenig zufällig, als der Gebrauch der reflexiven Form bei: Ich freue mich, ich wundere mich u. s. f. (§. 85); und die unpersönliche Form hat hier offenbar, wie die reflexive Form, ihren Grund in dem Begriffe einer Thätigkeit des Empfindungs- und Begehrungsvermögens.

## §. 88.

Wir unterscheiden diejenigen Verben, welche nicht selbst einen Begriff, sondern nur ein Beziehungsverhältniß eines durch ein anderes Wort ausgedrückten Begriffes bezeichnen, als Formwörter (§. 2. 14); und bezeichnen als solche das Verb sein und die Hülfsverben. Die Letzteren hat man, wenn man sich auch des Unterschiedes nicht klar bewußt war, immer schon durch die Benennung Hülfsverb (verbum auxiliare, welches hilft Zeit- und Modusformen bilden) als Formwörter bezeichnet, die nicht selbst den Begriff, sondern nur ein Beziehungsverhältniß des andern Verbs ausdrücken. Auch werden die Zeit- und Modusverhältnisse des Prädikats häufig durch adverbiale Formwörter bezeichnet; und wir werden sogleich sehen, daß dieselben Verhältnisse, welche die eine Sprache durch die Flexion des Verbs oder durch ein Hülfsverb ausdrückt, in einer andern Sprache durch adverbiale Formwörter bezeichnet werden (§. 90. 91).

## §. 89.

Die Bedeutung des Verbs sein ist oben (§. 14) bereits bezeichnet worden. Es verdient hier bemerkt zu werden, daß das Verb stehen häufig an die Stelle des Verbs sein tritt. In der französischen und italiänischen Sprache werden die zusammengesetzten Formen der Vergangenheit für die unserm sein entsprechenden Verben (fr. je suis, It. sono) mit dem Partizip eines dem lateinischen sto entsprechenden Verbs gebildet z. B. j'ai été, sono stato; und in der spanischen Sprache hat estar (l. stare) durch alle Zeitformen die Bedeutung von sein. Auch in der deutschen Sprache tritt stehen in vielen Ausdrucksformen an die Stelle von sein; und es muß alsdann, wie dieses, als ein Formwort angesehen werden z. B. „Es steht zu hoffen" „Es steht zu kaufen" „Es steht nicht zu ändern" „Wol stünd's zu ändern" „Wißt Ihr, wie's steht an diesem Hofe?" „Es stand bei mir, dies Unglück zu verhüten". Eben so wird das lateinische existo, welches, wie man aus exstiti sieht, aus ex und

sto zusammengesetzt ist, sehr häufig statt sum gebraucht z. B. Galba imperator exstitit.

## §. 90.

Die Sprache hat mancherlei Mittel gefunden, die Zeitverhältnisse des Prädikats, in so fern die Flexion dazu nicht hinreicht, auf unterscheidende Weise zu bezeichnen. Die slavischen Sprachen, denen die historischen Zeitformen mangeln, ersetzen diesen Mangel durch adverbiale Formwörter *). Dieselben Sprachen bilden ein Futur durch Zusammensetzung des Verbs mit gewissen Vorsilben **). Gewöhnlich bedient sich die Sprache jedoch zu diesem Zwecke der Hülfsverben (§. 14). Sie hat insbesondere mancherlei Verben verwendet, um zusammengesetzte Formen des Futurs zu bilden z. B. im Altslavischen: imam und choschtschu (wollen μέλλω) ***); im Russischen: budu (das Futur von buit sein) und: ſstanu (das Futur von ſstat stellen) †); im Gothischen: skulan (sollen) ††) und: haban (haben) †††); im Englischen: shall (sollen) und: will (wollen); und im Deutschen: werden. Was die deutschen Hülfsverben haben und werden insbesondere betrifft, so ist der Gebrauch derselben nicht uralt. Die gothische Sprache macht von dem Hülfsverb haben noch keinen Gebrauch, weil sie überall nur das einfache Präteritum (Imperfekt) und nicht ein zusammengesetztes Präteritum gebraucht. Erst im Altdeutschen finden wir bei Otfrid das Hülfswort haben, jedoch selten *): weit geläufiger ist ihm das unserm haben gleichbedeutende Hülfsverb eigan **). Sehr selten kömmt sein als Hülfsverb des Präteritums vor ***). Auch gebraucht nicht nur Isidor (im achten Jahrh.) und Otfrid (im neunten Jahrh.), sondern auch Notker (im zehnten Jahrh.) insgemein noch das einfache Präteritum, wo unser Sprachgebrauch das zusammengesetzte fordert. Das Verb werden kömmt als Hülfsverb des Futurs bei Isidor, Otfrid und Notker eben so wenig vor, als bei dem Gothen Ulfila. Sie gebrauchen

---

*) S. N. Gretsch a. a. O. S. 249. 250.

**) S. I. Dobrowsky Instit. ling. slavic. dialecti vet. §. 76.

***) S. I. Dobrowsky a. a. O. §. 78.

†) S. N. Gretsch a. a. O. p. 281.

††) S. Ulfila Luk. 1, 66.

†††) Daselbst Joh. 6, 6. — 6, 71 und 12, 26.

*) S. Otfrid II. 7, 55 — IV. 15, 55.

**) Daselbst I. 1, 23. 76 — 18, 11. — 25, 11. — II. 7, 27. 44. — III. 5, 1. — 12, 21. — V. 7, 29.

***) S. Isidor 5, 6. — Notker Ps. 6, 8. — 11, 2. — 12, 5. — 15, 6. 17, 11. 46. — 21, 15. 16. — Otfr. IV. 3, 1.

noch insgemein das Präsens zugleich als Futur; und wenn sie das Futur unterscheiden wollen, so bedienen sie sich meistens des Hülfsverbs: sollen *). Auch im Angelsächsischen wird das Präsens gewöhnlich zugleich als Futur gebraucht, außerdem aber ein Futur durch sollen (sceal) und wollen (wille) gebildet, welche noch jetzt im Englischen die Hülfsverben des Futurs sind. Werden hat erst später in der deutschen Sprache Aufnahme gefunden; und noch im Nibel. Liede ist sollen mehr gebräuchlich, als werden. Auch in der französischen Sprache hat sollen Eingang gefunden z. B. il doit arriver (er wird ankommen). Es verdient hier noch bemerkt zu werden, daß das im Gothischen mit haben gebildete Futur — Joh. 6, 71. sa habaida ina galevjan (is eum proditurus erat), Joh. 12, 26. sa andbahts meins visan habath (minister meus erit) — auch in dem Altprovenzalischen Eingang gefunden hat z. B. comptar vos ai (je vous compterai), donar lo us ai (je vous le donnerai), worauf Raynouard die Ansicht gründet, daß das französische Futur überhaupt durch Zusammensetzung des Infinitivs mit dem Verb avoir gebildet sei (compter-ai, donner-ai).

Wenn man das Zeitverhältniß des Prädikats in einem weitern Sinne faßt, und darunter nicht nur die absoluten Zeitverhältnisse der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, sondern auch die relativen Zeitverhältnisse, und Anfang und Vollendung, Dauer und Wiederholung der Thätigkeit begreift; so muß man außer den eben angeführten Verben noch manche andere als Hülfsverben des Zeitverhältnisses ansehen. Die Sprache unterscheidet die letztgenannten Verhältnisse auf dieselbe Weise, wie die erstgenannten, nämlich durch die Flexion des Verbs selbst z. B. scribebam und scripsi, durch Vorsilben z. B. in den slavischen Sprachen (§. 75) und durch Hülfsverben. Selbst unser haben bezeichnet nicht sowol die Vergangenheit, als die Vollendung der Thätigkeit. So bezeichnet das russische Hülfsverb des Futurs ſstanu eigentlich eine inchoative Bedeutung z. B. ſstanu piſsat ich werde anfangen zu schreiben **). Im Griechischen bezeichnet διατελῶ die Dauer einer Thätigkeit z. B. διατελεῖ παρών; und: φθάνω das Vorangehen in Beziehung auf eine andere Thätigkeit z. B. ἔφθην ἀφικόμενος. Gehen hat eine inchoative Bedeutung im Angelsächsischen z. B. ic gan drincan ***), im Englischen z. B. I was going to write, im Französischen z. B. je vais boire, je vais vous

*) S. Ulfila Mark. 8, 31. — Luk. 1, 66. — 7, 40. — Otfrid I 5, 23. — 10, 19. — 15, 28. — 17, 4. — III. 12, 8. — IV. 7, 17.
**) S. N. Gretsch a. a. O. S. 281.
***) Hickes Institut. Gramm. Anglosax. p. 53.

dire und in manchen Ausdrücken unserer Volkssprache z. B. „Er geht schlafen" „Er geht liegen" „Gehe sitzen *). Im Englischen bezeichnet to be in Verbindung mit dem Partizip des Präsens die Dauer einer Thätigkeit z. B. I was writing; will z. B. when our neighbours would say—she would answer eine Wiederholung, und to do z. B. I have done writing, wie das dänische faaer (bekommen) in: Naar jeg faaer spiist (Wenn ich werde gegessen haben) die Vollendung. Auch das französische venir in: Je viens d'arriver, welches die Vollendung der nächsten Vergangenheit bezeichnet, gehört hierher. — Die deutsche Sprache bezeichnet diese Verhältnisse meistens durch adverbiale Formwörter des Zeitverhältnisses z. B. eher statt φθάνω, sogleich statt je vais und eben statt je viens; dem griechischen διατελῶ und dem englischen would (he would say) entspricht insbesondere das nur in der Volkssprache der Rheingegenden gebräuchliche als z. B. „Er sagte als" (pflegte zu sagen) „Er hat als (immerfort) gesprochen". Indessen haben wir doch außer dem schon angeführten gehen noch bleiben, welches sich in: „sitzen bleiben" „liegen bleiben" „stehen bleiben" ebenfalls wie ein Hülfsverb verhält und die Dauer bezeichnet. Auch: beginnen, anfangen und pflegen und l. coepi gehören gewissermaßen hierher. Von beginnen ist insbesondere zu bemerken, daß es im Altdeutschen mit dem Infinitiv gebraucht wird **) und noch im Englischen die inchoative Bedeutung auf eine uns fremde Weise bezeichnet z. B. I began to find, I began to think.

Von Seiten der Form sind die Hülfsverben daran kenntlich, daß das Begriffswort, mit welchem sie verbunden werden, immer die Form eines Infinitivs oder die eines Partizips hat. Das Hülfsverb übernimmt nämlich die Flexion, durch welche das prädizirende Urtheil und mit diesem die Modus-, Zeit- und Personalbeziehung ausgedrückt werden; und das Begriffswort muß daher den Begriff der Thätigkeit in substantivischer oder adjektivischer Form ausdrücken. Es hat am häufigsten die Form eines Partizips; und auch unser Futur, welches jetzt mit dem Infinitiv gebildet wird, hat früher das Partizip des Präsens gehabt, welches sich noch vielfältig in der Volkssprache erhalten hat ***).

## §. 91.

Die ältere Grammatik begriff, indem sie ihr Augenmerk zunächst und vorzüglich auf die Form richtete, unter den Hülfsverben

---

*) S. Schmeller die Mundarten Bayerns. 977.

**) S. Parzival 19, 20. Der Herre schouwen began.

***) S. Schmeller a. a. O. 975.

(verbis auxiliaribus) nur diejenigen Verben, durch welche Zeitformen (tempora) gebildet werden. Wir begreifen nach der Analogie der Form und Bedeutung unter den Hülfsverben auch diejenigen Verben, welche als Formwörter die Modusverhältnisse der ausgesagten Thätigkeit (des Prädikates), nämlich die Möglichkeit und Nothwendigkeit derselben ausdrücken (§. 10). Die deutsche Sprache unterscheidet sehr bestimmt das Modusverhältniß der ausgesagten Thätigkeit von dem Modusverhältnisse der Aussage, welches durch die Flexion des Verbs ausgedrückt wird, und verwechselt beide fast nie mit einander, während andere Sprachen, theils wegen mangelhafter Flexion, theils aus Mangel an logischer Schärfe, beide Arten des Modusverhältnisses nicht immer bestimmt unterscheiden.

An den Hülfsverben des Modus wird, wie an den Hülfsverben der Zeit, der Modus der Aussage, die Personalbeziehung und das Zeitverhältniß des Prädikates ausgedrückt z. B. „Ich habe ihn suchen müssen" „Der Gärtner hat bestochen werden sollen" „Er hätte ertrinken können". Nur bei den Hülfsverben der logischen Möglichkeit und Nothwendigkeit wird das Zeitverhältniß des Prädikates an dem Begriffsworte ausgedrückt z. B. „Er kann, muß schon abgereiset sein" „Er soll das große Loos gewonnen haben" „Er will dich gesehen haben."

Jede Sprache hat ihre besondern Hülfsverben des Modus; und es ist gewiß nicht zufällig, daß sie sich größtentheils noch durch eine besondere Form von andern Verben unterscheiden. So sind die meisten Hülfsverben des Modus in der griechischen und lateinischen Sprache, wie auch einige in den romanischen Sprachen unpersönlich (§. 87); und in der deutschen Sprache haben sie, weil das ursprüngliche Präteritum als Präsens gebraucht wird, eine ganz anomale Konjugation (S. §. 112). Als Hülfsverben des Modus sind anzusehen in der griechischen Sprache: ἔξεστι, ἔνεστι, ἐνδέχεται, δύναμαι, δεῖ, χρή, μέλλω, βούλομαι, in der lateinischen: licet, libet, lubet, possum, queo, nequeo, sino, oportet, debeo, volo und im Gothischen: munan (meinen), welches das Wollen bezeichnet *). Außer diesen und ähnlichen Verben, welche auf eine bestimmte Weise die Möglichkeit oder Nothwendigkeit des Prädikates ausdrücken, sind noch manche andere Verben, welche Modusverhältnisse bezeichnen, gewissermaßen als Hülfsverben anzusehen. Hierher gehören τυγχάνω und im Englischen to happen, welche die Zufälligkeit im Gegensatze gegen die Nothwendigkeit, und: χαίρω, ὤφελον, E. to like und fr. aimer (z. B. in: il aime à danser), welche einen Wunsch oder die Neigung zu einer Thätigkeit bezeichnen. Die

*) S. Ulfila Luk. 10, 1. — 19, 4. — Joh. 6, 15.

deutsche Sprache bezeichnet die durch τυγχάνω und happen ausgedrückte Zufälligkeit häufig durch kommen z. B. „Verjüngte sich nicht dieser Talbot selbst, als er auf ihren Reiz zu reden kam?" „Ein Misthaufen, auf den die kaiserliche Statthalterschaft zu liegen kam"*). Das durch χαίρω u. s. f. bezeichnete Verhältniß wird im Deutschen durch das adverbiale Formwort gern ausgedrückt. Auch das deutsche brauchen z. B. „Er braucht nicht zu arbeiten", welches, wie E. need z. B. you need not fear, gebraucht wird, wenn die moralische Nothwendigkeit verneint wird, gehört hierher. Insbesondere gehört hierher das im Englischen als Hülfsverb gebrauchte to do, welches auf eine nachdrückliche Weise die Wirklichkeit des Prädikates bezeichnet z. B. I did respect him (Ich habe ihn wirklich geachtet), und welches daher vorzüglich in fragenden und verneinenden Sätzen gebraucht wird z. B. did he write? I do not like him, do not forget. Auch in manchen deutschen Mundarten wird thun als ein Hülfsverb gebraucht, um das Modusverhältniß des Konditionalis zu bezeichnen z. B. „Wenn Einer sagen thäte" „Ich thät es nicht glauben"**).

Von den Hülfsverben des Modus ist insbesondere zu bemerken, daß ihre Bedeutung in dem Laufe der Zeit sich leicht verändert; und dies hat wol darin seinen Grund, daß sie als Formwörter nicht mehr Begriffe, sondern nur Beziehungsverhältnisse, und zwar solche Beziehungsverhältnisse ausdrücken, welche in unserer Vorstellung leicht mit verwandten Beziehungsverhältnissen vertauscht werden. So hat müssen im Gothischen und im Altdeutschen die Bedeutung von können***). Mögen hat in unserm Sprachgebrauche nicht mehr die Bedeutung von können, welche es insgemein im Altdeutschen und noch bei Luther hatte z. B. Luk. 16, 3. „Graben mag ich nicht" (σκάπτειν οὐκ ἰσχύω). Sollen und wollen sind im Englischen zu Hülfsverben des Futurs geworden. Aber gerade weil die Bedeutung dieser Verben an sich unbestimmt ist, unterlegt ihnen der Sprachgebrauch leicht bestimmte Bedeutungen; und die Sprache verwendet sie nach ihrem Bedürfnisse, um die unterschiedenen Arten der Möglichkeit und Nothwendigkeit unterscheidend zu bezeichnen.

Wir haben schon gesagt, daß die deutsche Sprache im Allgemeinen die durch die Hülfsverben des Modus ausgedrückten Modusverhältnisse des Prädikates genau von den durch die Flexion des Verbs ausgedrückten Modusverhältnissen der Aussage scheidet. Jedoch gebraucht sie zuweilen die Hülfsverben des Modus für Modusverhältnisse der Aussage; so

---

*) S. Schmeller a. a. O. 986.

**) S. Schmeller a. a. O. 980.

***) S. Otfrid III. 20, 142. — 21, 33. — IV. 35, 7.

besonders das Hülfsverb mögen statt des Konjunktivs in interrogativen und solchen Nebensätzen, welche den Gegenstand einer Bitte, eines Wunsches oder der Furcht, einen Zweck oder eine Absicht ausdrücken (S. §. 225) z. B. „Was er auch thun mag" (quoiqu'il fasse), „Was du auch sagen magst" (quoique vous disiez), „Ich bat ihn, er möge kommen" „Ich fürchte, du mögest fallen" „Ich habe es ihm vorausgesagt, damit er sich vorbereiten möge." Auch wollen gebrauchen wir, statt des Konjunktivs, um eine Bitte, und sollen, um einen Befehl und Rath auszudrücken z. B. „Du wollest verzeihen" „Er hat befohlen (gerathen), ich solle hier bleiben." Auch wird sollen wol statt des Konditionalis gebraucht z. B. „Sollte ich mich irren?" „Wenn er kommen sollte." Doch ist dieser Gebrauch der Hülfsverben zur Bezeichnung des Modus der Aussage im Deutschen weit seltener, als in den Sprachen, die keine vollkommene Modusflexion haben, wie z. B. die englische, in welcher z. B. der Konditionalis im Hauptsatze immer durch Hülfsverben (wollen und sollen, seltener können und mögen) ausgedrückt wird z. B. I should have sent you the book, if I had known, that you would be at leisure to read it. Umgekehrt gebrauchen diejenigen Sprachen, welche, wie die griechische und lateinische, die Modusflexion des Verbs vollkommen ausgebildet haben, oft statt der Hülfsverben des Modus die Modusflexion des Verbs.

## §. 92.

Die reale Möglichkeit des Prädikates (§. 10) wird durch können bezeichnet, welches im Gothischen *) und im Altdeutschen **) auch kennen und wissen — ein geistiges Können — bedeutet z. B. „Der Vogel kann fliegen." In manchen Ausdrücken z. B. „Er kann seine Lektion" „Er kann hübsche Lieder" scheint sich die Bedeutung von wissen erhalten zu haben.

Die moralische Möglichkeit (§. 10) wird durch dürfen und mögen bezeichnet. Dürfen G. thaurban, Ad. durfan, bedeutet im Gothischen ***) und im Altdeutschen †): bedürfen und dürftig sein, welche Bedeutung sich in Ausdrücken, wie: „Du darfst nur winken, so ist er da" „Die Jünger durften ihn nicht fragen — denn sie wußten es" Joh. 21, 12. erhalten hat. Wie δεῖ und fr. il faut,

---

*) S. Ulfila Matth. 26, 72. — Mark. 10, 19. — Joh. 16, 30.

**) S. Notker Ps. 32, 12.

***) S. Ulfila Matth. 6, 8. — 9, 12. — Mark. 2, 17. — 2, 25. — Joh. 13, 29. — 16, 30.

†) S. Otfrid I. 14, 16. — 27, 51. — II. 21, 21. — IV. 15, 45

welche einen Mangel und zugleich eine Nothwendigkeit bezeichnen, wird dürfen im Gothischen auch in der Bedeutung von müssen gebraucht *). Neben diesem dürfen findet sich im Gothischen dauran (Ad. turran), welches die Bedeutung von: sich erkühnen hat **) und schon bei Otfrid in der Bedeutung unseres dürfen (licet) gebraucht wird ***). Nun scheint das gothische thaurban und altdeutsche durfan, welches in der etymologischen Form mit unserm dürfen zusammenfällt, aber in seiner Bedeutung ihm sehr fern liegt, mit G. dauran Ad. turran, welches in der etymologischen Form von unserm dürfen unterschieden ist, aber in der Bedeutung ihm sehr nahe liegt und oft mit ihm zusammenfällt †), in unserm dürfen in Eins verflossen zu sein, was vielleicht dadurch begünstiget worden, daß beide Verben ein anomales Präsens haben: Ersteres G. tharf Ad. darf, und Letzteres G. dar und Ad. tar. Schon in der Nibel. N. wird dürfen in der uns geläufigen Bedeutung gebraucht, jedoch so, daß es auch kann für sich erkühnen genommen werden ††); und in dieser Bedeutung wird es auch von Luther gebraucht †††). Häufig wird es auch für können gebraucht *); dabei kömmt es aber zugleich in der Bedeutung von bedürfen, nöthig haben vor **). Dürfen bezeichnet in der uns geläufigen Bedeutung die moralische Möglichkeit, in so fern sie als eine nicht durch den Willen eines Andern beschränkte Freiheit gedacht wird z. B. „Er darf sagen" (Niemand verbietet es). Diese Bedeutung hat es auch schon bei Luther (Joh. 18, 31), und diese Bedeutung scheint aus dem Begriffe: sich erkühnen zunächst hervorgegangen zu sein, indeß die Bedeutung bedürfen sich in den abgeleiteten Wörtern dürftig, Bedarf, Nothdurft und in den oben schon bezeichneten Ausdrücken erhalten hat.

Mögen G. magan Ad. makan hat im Altdeutschen, wie im Gothischen, die Bedeutung von können ***), in welcher es auch Luther noch gebraucht †), und die sich in der oberdeutschen Mundart

*) S. Ulfila Luk. 14, 18.

**) S. Ulfila Mark. 12, 34. — Luk. 20, 40. — Willeram C. c. 8, 2. — Annolied §. 41.

***) S. Otfrid I. 1, 76.

†) Wer darf ihn nennen, und wer bekennen: Ich glaub' ihn?" Göthe.

††) S. Nibel. N. 2204, 2—4. Irn durft uns niht reizen: ir hapt uns übel getan. Törst ich vor minem Herren, so koemet irs in Not: des müeze wirz lazen, wan er uns striten hie verbot.

†††) Matth. 22, 46. — Mark. 12, 34. — Hiob 41, 1.

*) S. Nibel. N. 294, 2. — 677, 4. — 861, 4.— 2232, 4.

**) S. Nibel. N. 1860, 1.

***) S. Ulfila Matth. 5, 36. — 6, 24. — 9, 15. — Otfrid IV. 5, 60. — V. 23, 133.

†) S. 1. Mos. 13, 6. — 4. Mos. 13, 31. — Luk. 6, 39.

erhalten hat *). Es kommt jedoch schon bei Notker Ps. 6, 8. (Ih mahta baldo weinon) und noch häufiger in der Nibel. N. **) in der jetzt geläufigen Bedeutung vor. Mögen bezeichnet in dem jetzigen Sprachgebrauche die moralische Möglichkeit des Prädikates entweder als eine durch den Willen des Sprechenden gegebene Freiheit z. B. „Du magst schlafen gehen" „Er mag hier bleiben", oder als eine durch den Willen des Subjektes selbst gegebene Möglichkeit d. h. als Neigung z. B. „Ich mag ihn wol hören" „Er mag nicht tanzen". In der ersteren Bedeutung bezeichnet mögen das Modusverhältniß des Imperativs, und wird besonders statt des in der Bedeutung eines Imperativs gebrauchten Konjunktivs gebraucht, jedoch so, daß es nicht sowol einen Befehl, als nur eine Zulassung ausdrückt z. B. „Du magst nach Hause gehen" (gehe nach Hause, eas domum) „Er mag abreisen" (Er reise ab, abeat). In der letztern Bedeutung wird es oft für sich allein als ein Begriffswort gebraucht z. B. „Ich mag ihn nicht" (E. I do not like him, fr. Je ne l'aime pas). Schon Luther gebraucht mögen in dieser Bedeutung ***). — Statt dürfen und mögen wird jedoch oft auch können gebraucht, um eine Zulassung zu bezeichnen z. B. „Er ist mein Freund, ich kann ihn nicht im Stiche lassen" „Du kannst schlafen gehen" „Er kann hier bleiben".

Die logische Möglichkeit wird durch können, dürfen und mögen bezeichnet. Weil aber das Urtheil, auf das sich die logische Möglichkeit gründet, der Zeit nach immer in die Gegenwart des Sprechenden fällt; so steht das Hülfsverb immer im Präsens; und wenn das Prädikat ein vergangenes ist, so wird das Zeitverhältniß nicht an dem Hülfsverb, sondern an dem Begriffsworte — durch das Präteritum des Infinitivs — bezeichnet z. B. „Er kann gespielt haben" „Er dürfte abgereiset sein" „Er mag es gehört haben" unterschieden von: „Er hat spielen können" „Er hat abreisen dürfen" „Er hat es hören mögen". Wir unterscheiden durch diese Hülfsverben mannigfaltige Verhältnisse der logischen Möglichkeit. Können bezeichnet die logische Möglichkeit schlechtweg eben so, wie das adverbiale Formwort vielleicht z. B. „Er kann krank sein" „Er kann es vergessen haben" (Er ist vielleicht krank, er hat es vielleicht vergessen). Dürfen, welches in dieser Bedeutung nur in dem Konditionalis gebraucht wird, bezeichnet ebenfalls eine logische Möglichkeit, aber zugleich eine Wahrscheinlichkeit z. B. „Er dürfte es

---

*) S. Schmeller a. a. O. 984.

**) S. Nibel. N. 2049, 2.

***) S. Jes. 1, 13. Der mag ich nicht.

schon gemerkt haben" „Er dürfte dir zuvorkommen". Mögen bezeichnet endlich die logische Möglichkeit als eine Einräumung von Seiten des Sprechenden z. B. „Er mag Recht haben" „Er mag unschuldig sein". Man gebraucht außerdem mögen auf eine besondere Weise in einer Frage, wenn man einen hohen Grad von Ungewißheit und eine besondere Schwierigkeit der Beantwortung andeuten will z. B. „Was mag das wol bedeuten?" „Wie mag das zugehen?" „Wo mag er wol stecken?"

## §. 93.

Die reale Nothwendigkeit — Naturnothwendigkeit — wird durch müssen bezeichnet, welches im Altdeutschen die Bedeutung von können hat *) und auch so viel als Raum geben (vacare) bedeutet, welche Bedeutung sich in Muße und müßig erhalten hat. Eine moralische Nothwendigkeit, welche nicht durch den Willen des Einzelnen, sondern durch ein allgemeines Gesetz gegeben ist, wird von der realen Nothwendigkeit nicht unterschieden und ebenfalls durch müssen bezeichnet: daher z. B. „Alle Menschen müssen sterben" und: „Man muß der Obrigkeit gehorchen".

Die moralische Nothwendigkeit wird durch sollen und wollen bezeichnet. Sollen Ad. scolan, welches im Gothischen und Altdeutschen sehr häufig das Zeitverhältniß des Futurs bezeichnet (§. 90), hat im Gothischen die eben bezeichnete Bedeutung unseres müssen **): es bezeichnet jedoch in unserm Sprachgebrauche die moralische Nothwendigkeit nur, in so fern sie durch den Willen eines Andern — durch ein Gebot — gegeben ist. So entspricht das Sollen immer einem Wollen z. B. „Du sollst schweigen" (Ich will es) „Ich soll kommen" (Er will es). Wenn die durch müssen oder sollen ausgedrückte moralische Nothwendigkeit verneint wird, so gebraucht man das Verb brauchen als ein Hülfsverb des Modus z. B. „Nie brauchte er seine persönliche Würde wegzuwerfen" „Du brauchst nicht zu eilen". Wollen bezeichnet die moralische Nothwendigkeit, in so fern sie durch den Willen des besprochenen Subjektes gegeben ist. Die als nothwendig bezeichnete Thätigkeit ist entweder die Thätigkeit des besprochenen (wollenden) Subjektes selbst z. B. „Er will sprechen", oder die Thätigkeit eines andern Subjektes z. B. „Er will, daß ich spreche". Weil die englische Sprache wollen als ein Hülfsverb des Zeitverhältnisses gebraucht, ist sie genöthigt, das Wollen durch ein anderes Verb z. B. I wish, I mean, I intend auszudrücken.

---

*) S. Otfrid III. 20, 142. — 21, 34. — IV. 35, 7.

**) S. Ulfila Luk. 4, 43. — 17, 10. — 18, 1. — Joh. 9, 4. — 19, 7.

Die logische Nothwendigkeit wird ebenfalls durch müssen, sollen und wollen bezeichnet, und auf mannigfaltige Weise unterschieden. Auch werden diese Verben alsdann, wie können, dürfen und mögen in der Bedeutung einer logischen Möglichkeit (§. 92), auch wenn das Prädikat ein vergangenes ist, im Präsens; oder wenn die Aussage einer besprochenen Person in die Vergangenheit gestellt ist, im Imperfekt gebraucht z. B. „Er will ihn gesehen haben" und „Er wollte ihn gesehen haben". Müssen bezeichnet die logische Nothwendigkeit schlechtweg als eine durch das Urtheil des Sprechenden selbst gegebene z. B. „Er muß krank sein" (Er ist gewiß krank) „Er muß ausgegangen sein". Dem müssen entspricht hier das griechische μέλλω z. B. μέλλω που ἀπέχθεσθαι Διὶ πατρί, jedoch mit dem Unterschiede, daß Letzteres oft nur eine logische Möglichkeit bezeichnet z. B. μέλλει πού τις καὶ φίλτερον ἄλλον ὀλέσσαι. Sollen bezeichnet die durch das Urtheil eines Andern gegebene logische Nothwendigkeit und entspricht dem lateinischen dicor z. B. „Er soll krank sein" „Ich soll das gesagt haben". Wollen bezeichnet die durch das Urtheil des besprochenen Subjektes selbst gegebene Nothwendigkeit z. B. „Er will dich kennen" „Er will dich oft gesehen haben". Es deutet jedoch häufig an, daß das Urtheil des Besprochenen und die dadurch gegebene logische Nothwendigkeit nur vorgegeben wird z. B. „Er will unschuldig sein" (E. he pretends to be innocent) „Er will künftige Dinge wissen".

Es ist oben (§. 10) schon bemerkt worden, daß die Sprache das Verhältniß der Nothwendigkeit oft als ein Zeitverhältniß darstellt und durch die Zeitformen des Futurs bezeichnet. Umgekehrt wird nun auch das Zeitverhältniß der Zukunft oft durch die Hülfsverben der Nothwendigkeit und besonders durch sollen und wollen bezeichnet. Daß sollen im Gothischen und Altdeutschen das Futur bezeichnet, ist oben (§. 90) schon bemerkt worden. Im Angelsächsischen wird das Futur durch sollen (sceal) und wollen (wille) gebildet. Auch ist die in dem Englischen aufgenommene Unterscheidung, nach welcher das Futur nur in der ersten Person durch shall und in den andern Personen durch will bezeichnet wird, dem Angelsächsischen noch fremd. Im Deutschen wird sehr oft das Futur durch wollen und bei nicht freien Thätigkeiten durch sollen bezeichnet z. B. „Ich will dich morgen besuchen" „Ist es wahr, daß mir Ein Tag zwei Söhne rauben soll?" Auch werden durch wollen und sollen theils inchoative Formen, theils besondere relative Zeitformen gebildet, welche in der Syntax näher bezeichnet werden.

Die deutsche Sprache gebraucht auf eine ihr eigenthümliche Weise das Verb lassen als ein Hülfsverb des Modus, welches eben

sowol eine moralische Möglichkeit (Zulassung), als eine moralische Nothwendigkeit (einen Befehl) bezeichnet z. B. „Lasse ihn gehen" „Ich lasse ihn strafen". Es unterscheidet sich von den andern Hülfsverben des Modus dadurch, daß es nicht das Modusverhältniß einer von dem *Subjekte* selbst ausgesagten Thätigkeit, sondern einer Thätigkeit ausdrückt, welche als die Thätigkeit eines *Objektes* dargestellt wird, und diese entweder als eine von dem Subjekte *zugelassene* z. B. „Er läßt den Dieb entlaufen", oder als eine von dem Subjekte *befohlene* z. B. „Er läßt den Dieb gefangen nehmen" bezeichnet. Die deutsche Sprache bildet insbesondere vermittelst dieses Hülfsverbs und des Reflexivpronoms eine ihr ganz eigenthümliche Passivform z. B. „Er läßt sich hören" „Er läßt sich bewegen" „Er läßt sich überreden" „Er läßt sich sagen", welche sich in der Bedeutung von der gewöhnlichen Passivform („Er wird gehört" „Er wird bewogen" „Es wird ihm gesagt") dadurch unterscheidet, daß sie das Leiden als ein von dem Subjekte *gewolltes* oder doch *zugelassenes* darstellt.

## §. 94.

Alle Sprachen, welche noch überhaupt eine Flexion haben, bezeichnen durch die Konjugation an dem Verb diejenigen Beziehungsverhältnisse des Prädikats, welche nothwendige und wesentliche Verhältnisse des prädizirenden Urtheiles sind, nämlich das Personalverhältniß, die Zeitbeziehung und den Modus der Aussage; und wir unterscheiden daher in der Konjugation des Verbs die *Personalformen*, die *Zeitformen* und die *Modusformen*. Die Personalformen sind, weil sie an dem Prädikate die Einheit desselben mit dem Subjekte ausdrücken, zugleich der Ausdruck des prädizirenden Urtheiles. Wie aber in dem Gedanken das Modus- und Zeitverhältniß mit dem prädizirenden Urtheile, so verschmelzen in der Konjugation die Modus- und Zeitformen mit den Personalformen und mit einander dergestalt, daß es oft schwer wird, sie wieder zu scheiden z. B. legi, legas; und wir müssen hier besonders die große Ökonomie einer organischen Bildung bewundern, durch welche es der Sprache möglich wird, mannigfaltige Beziehungsverhältnisse auf eine höchst einfache Weise zu bezeichnen. Daß das indifferente Modusverhältniß des Indikativs und das indifferente Zeitverhältniß des Präsens nicht durch eine besondere Flexion ausgedrückt, sondern nur durch die Kongruenz der Personalflexion bezeichnet wird, haben wir schon oben (§. 9. 10) bemerkt.

§. 95.

Indem wir unter den Modusformen überhaupt diejenigen durch die Flexion des Verbs gebildeten Formen begreifen, durch welche an dem Prädikate die Verhältnisse des Gedankens zu den Verrichtungen des menschlichen Geistes bezeichnet werden (§. 9); so unterscheiden wir vier Modusformen, nämlich:

a. den Indikativ für den anschauenden Gedanken des Sprechenden z. B. „Er schweigt".

b. den Konjunktiv für den von dem Sprechenden nur angeschauten Gedanken z. B. „Er sagte, er sei krank gewesen" „Er befiehlt, daß das Urtheil vollzogen werde".

c. den Konditionalis für einen von dem Sprechenden nur angenommenen anschauenden Gedanken d. h. für einen solchen anschauenden Gedanken, der in seinen angenommenen Gegensatz aufgenommen und durch den Gegensatz dargestellt wird z. B. „Wenn er schwiege" „Schwiege er doch!" (Er schweigt nicht).

d. den Imperativ für die durch den Willen des Sprechenden gegebene Nothwendigkeit des Prädikats z. B. „Schweige still!"

Der Indikativ, Konjunktiv, Konditionalis und Imperativ bezeichnen Verhältnisse der Aussage; der Imperativ insbesondere drückt einen Gedanken des Begehrens aus.

Da der Infinitiv nicht ein Modusverhältniß der Aussage ausdrückt, sondern als ein von dem Verb gebildetes Substantiv anzusehen ist, so kann er nicht zu den Modusformen gezählt werden.

Die deutsche Grammatik hat früher nach dem Vorgange der lateinischen Grammatik den Konditionalis nicht als einen besonderen Modus unterschieden, sondern die Formen desselben, weil sie von Zeitformen der Vergangenheit gebildet werden, als Zeitformen der Vergangenheit unter dem Konjunktiv begriffen. Sieht man aber auf die Bedeutung dieser Formen, so muß man, wenn man von den Modusverhältnissen überhaupt einen bestimmten Begriff hat, nothwendig den Konditionalis, als die Form eines in seinen Gegensatz aufgenommenen anschauenden Gedankens, von dem Konjunktiv, als der Form eines nur angeschauten Gedankens, unterscheiden. Auch haben einige ältere lateinische und deutsche Grammatiker nach dem Vorgange der Griechen den Konditionalis (Optativ) wirklich als einen besondern Modus von dem Konjunktiv unterschieden*). Die

*) S. Prisciani Gramm. Caesar Lebui L. VIII. — Flav. Sosipatri Char. Instit. Gramm. — P. Consentii ars de duabus orat. part. — Teutsch Grammatik per Laurentium Albertum. 1573. — Underricht der hochteutschen Sprach Grammatica seu instit. verae German. lign. A. Albert. Oelingero. 1574.

Formen des Konditionalis z. B. spräche, hätte gesprochen werden zwar eben so, wie die Formen des Konjunktivs, von Zeitformen des Indikativs gebildet; aber sie entsprechen in der Bedeutung keinesweges diesen Zeitformen: der Zeit nach entspricht spräche nicht dem Imperfekt sprach, sondern dem Präsens spreche; und hätte gesprochen nicht dem Plusquamperfekt hatte gesprochen, sondern dem Perfekt habe gesprochen. Eben so verhalten sich die lateinischen Konditionalformen z. B. dicerem, dixissem, jedoch mit dem Unterschiede, daß dicerem, amarem u. s. f. nicht von einem Präteritum des Indikativs gebildet sind. Das Modusverhältniß des Konditionalis — die angenommene Wirklichkeit eines Prädikates, welches an sich für den Sprechenden nicht wirklich ist — ist ein besonderes von dem Modusverhältnisse des Konjunktivs — des von dem Sprechenden angeschauten, und daher für ihn nur logisch möglichen Gedankens — aufs bestimmteste geschiedenes Verhältniß; es wird daher in allen Sprachen von dem Verhältnisse des Konjunktivs durch die Form unterschieden. Zwar haben nicht alle Sprachen, wie die indische, die griechische und die germanischen Sprachen, für dieses Modusverhältniß besondere Flexionsformen. Die slavischen, wie die semitischen Sprachen, haben keinen Konditionalis, wie sie keinen Konjunktiv haben: aber sie drücken darum nicht minder beide Modusverhältnisse aus und unterscheiden sie aufs bestimmteste, indem sie das Verhältniß des Konjunktivs durch Zeitformen des Futurs, das des Konditionalis hingegen durch Zeitformen des Präteritums bezeichnen. Dadurch wird die logische Möglichkeit (der Konjunktiv) dargestellt als Etwas, das wirklich werden kann, und die nur angenommene Wirklichkeit (der Konditionalis) als Etwas, das gewesen ist und darum nicht wirklich ist (§. 10). Der Konditionalis wird ja oft auf dieselbe Weise im Griechischen und auch im Deutschen bezeichnet z. B. εἴ τι εἶχεν, ἐδίδου ἄν (wenn er Etwas hätte, so würde er es geben) „Maria Stuart war noch heute frei, wenn ich es nicht verhindert" „Wenn dieser starke Arm Euch nicht hereingeführt, Ihr sahet nie den Rauch von einem fränkischen Kamine steigen". Es ist besonders die verneinte Wirklichkeit, welche die Sprache darstellt, indem sie statt des Konditionalis ein Präteritum gebraucht: diese wird ja auch für sich allein wol durch ein Präteritum bezeichnet z. B. „Jene hat gelebt (lebt nicht mehr), wenn ich dies Blatt aus meinen Händen gebe". — In der deutschen Sprache ist bei den Verben der neuen Konjugationsform das Präsens des Konditionalis z. B. redete nicht mehr unterschieden von dem Präteritum des Indikativs; und dies hat vielleicht veranlaßt, daß manche Volksmundarten sich ein mit dem Präteritum von thuen als einem Hülfsverb

zusammengesetztes Präsens des Konditionalis gebildet haben z. B. „Wenn du mich fragen thätest, thäte ich dir antworten".

Wie wir oben (§. 91) gesehen haben, daß in einigen Sprachen manche Modusverhältnisse der Aussage als Modusverhältnisse des Prädikates durch Hülfsverben ausgedrückt werden; so haben dagegen andere Sprachen für manche Modusverhältnisse des Prädikates eigene Modusformen gebildet. Hierher gehört insbesondere der Modus der Nothwendigkeit (modus necessitatis). Die Nothwendigkeit wird aber nicht eigentlich als solche durch eine besondere Modusform ausgedrückt, sondern unter das Zeitverhältniß der Zukunft gestellt und durch eine Zeitform ausgedrückt. Die lateinische Sprache bildet nämlich diesen Modus durch die Verbindung des Partizips vom Futur des Passivs mit esse z. B. Dii colendi sunt, Carthago delenda est. Wir finden auf ähnliche Weise zusammengesetzte Formen des modus necessitatis in der lettischen *) und in manchen andern Sprachen. Auch die deutsche Sprache hat solche Modusformen, welche sie durch die Verbindung des Partizips des Futurs mit haben und sein bildet: jedoch bezeichnen diese Formen ebensowol das Verhältniß der Möglichkeit, als das der Nothwendigkeit (S. §. 101) z. B. „Er hat einen schweren Kampf zu bestehen" „Kein Stern ist zu sehen". Diesen Formen entspricht gewissermaßen die im Griechischen mit ἔχω gebildete Modusform z. B. ἔχω τι εἰπεῖν, οὔπως ἔτι εἶχε πολεμίζειν.

## §. 96 u. 97.

Die Sprache bezeichnet durch die Zeitformen des Verbs nicht nur die absoluten Zeitverhältnisse des Prädikats — Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft — und das relative Zeitverhältniß — das Zeitverhältniß der Thätigkeit zu einer andern Thätigkeit —, sondern unterscheidet auch die Vollendung der Thätigkeit, ihre Dauer und ihre Wiederholung. Diese Verhältnisse werden jedoch, je nachdem die Flexion des Verbs sich in einer Sprache in einem größern oder geringern Reichthume von Zeitformen entwickelt hat, in der einen Sprache mannigfaltiger bezeichnet und genauer unterschieden, als in der andern. Die slavischen Sprachen haben keine relativen Zeitformen, welche dem Imperfekt und Plusquamperfekt der andern Sprachen entsprechen, und drücken das relative Zeitverhältniß durch adverbiale Formwörter aus, oder bezeichnen es nur dadurch, daß sie dem Prädikate eines Nebensatzes die Form des Gerundiums geben. Dagegen haben sie einen Reichthum von Formen, durch welche sie an

*) S. G. Fr. Stender Lettische Grammatik 2. Aufl. §. 112.

dem einfachen Verb unterscheiden, ob die Thätigkeit nur einen Zeitmoment ausfüllt, oder eine Dauer hat, ob sie nur Ein Mal oder wiederholt und habituell Statt findet. Zugleich bezeichnen sie durch die Zusammensetzung mit Vorsilben, ob die Thätigkeit als eine vollendete oder nicht vollendete gedacht wird. Auch unterscheiden sie diese Verhältnisse nicht etwa, wie andere Sprachen, bloß bei der Vergangenheit, sondern zum Theile auch bei der Gegenwart und Zukunft*). In den andern bekannten Sprachen werden jedoch insgemein Dauer und Wiederholung und das Verhältniß der Vollendung, so wie die relativen Zeitverhältnisse, nur in den Zeitformen der Vergangenheit unterschieden. Diese Unterscheidung scheint sich zunächst an den Unterschied zwischen der durch das Perfekt bezeichneten absoluten und der durch das Imperfekt bezeichneten relativen Vergangenheit anzuknüpfen. Indem das Perfekt die Thätigkeit als eine in Beziehung auf die Gegenwart des Sprechenden vergangene darstellt, bezeichnet sie dieselbe zugleich als eine vollendete und als eine solche, die in Einem Zeitmomente und nicht mit Dauer und Wiederholung gedacht wird. Dagegen bezeichnet das Imperfekt die Thätigkeit, indem es sie in ihren Zeitverhältnissen zu einer andern Thätigkeit darstellt, als in dem Zeitpunkte der andern Thätigkeit noch nicht vollendet; und es ist dadurch besonders geeignet, zugleich das Verhältniß der Dauer und Wiederholung zu bezeichnen. Am bestimmtesten tritt diese Bedeutung des Perfekts und Imperfekts in der lateinischen Sprache hervor. Im Griechischen ist die Bedeutung des Imperfekts, wie im Lateinischen; aber diese Sprache hat neben dem Perfekt, welches nur das absolute Zeitverhältniß — die Vergangenheit und die Vollendung der Thätigkeit in Beziehung auf die Gegenwart des Sprechenden — ausdrückt, den Aorist, in welchem dieses absolute Zeitverhältniß in den Hintergrund tritt, und nur im Gegensatze mit dem Imperfekt das Verhältniß der in Einem Zeitmomente ohne Dauer und Wiederholung gedachten Thätigkeit dargestellt wird; und der Aorist eignet sich gerade dadurch zu der erzählenden Darstellung, daß in seiner Bedeutung weder die absolute noch die relative Zeitbeziehung vorwaltet, und die Begebenheiten ohne diese Beziehungen nur aneinander gereihet werden.

Die romanischen Sprachen haben dadurch, daß sie zu den ihnen aus der lateinischen Sprache gebliebenen Zeitformen der Vergangenheit: fr. j'aimais, It. amava (von amabam) und fr. j'aimai, It. amai (von amavi) aus den germanischen Sprachen ein zusammengesetztes Präteritum j'ai aimé, ho amato aufgenommen, und zugleich

---

*) S. N. **Gretsch** a. a. O. p. 249 u. fl.

mit dem zwiefachen Präteritum des Hülfsverbs ein zwiefaches Plusquamperfekt gebildet haben z. B. fr. j'avais aimé und j'eus aimé, It. aveva amato und ebbi amato, einen größern Reichthum an Zeitformen gewonnen. Sie sind dadurch in Stand gesetzt, manche Verhältnisse unterscheidend zu bezeichnen, welche die deutsche eben so wenig, als die lateinische Sprache bezeichnet. Sie unterscheiden nämlich nicht nur das relative von dem absoluten Zeitverhältnisse durch das Imperfekt und Perfekt, und Dauer und Frequenz von dem Verhältnisse Eines Zeitmomentes durch das Imperfekt und Défini, sondern auch die entferntere Vergangenheit von der näheren, in so fern sie mit der Gegenwart des Sprechenden noch in Einer und derselben Zeitperiode begriffen ist oder nicht, durch das Perfekt und Défini, so wie das relative Zeitverhältniß des Plusquamperfekts, je nachdem die Thätigkeit einer andern Thätigkeit unmittelbar vorangegangen oder nicht, durch das Plusquamperfekt und das sogenannte Antérieur.

Die englische Sprache unterscheidet endlich ebenfalls zwischen absoluter und relativer Vergangenheit; sie hat zugleich aus den romanischen Sprachen die Unterscheidung der näheren und entfernteren Vergangenheit aufgenommen. Außerdem bezeichnet sie die Dauer — in allen Zeiten — durch eine besondere Form (I am writing, I was writing), welche auch im Oberdeutschen vorkömmt (Eines Dinges wartend sein) *). Auch hat sie mannigfaltige zusammengesetzte Formen, welche oben (§. 90) schon angeführt worden, zur Bezeichnung der Wiederholung, der Vollendung und des Anfanges einer Thätigkeit.

Wir ersehen aus dieser vergleichenden Zusammenstellung, daß die Sprachen überall durch die Zeitformen gewissermaßen dieselben Verhältnisse unterscheiden, daß sie diese Unterscheidungen aber je nach ihrem größern oder geringern Reichthume an Zeitformen auf unterschiedene Weise bezeichnen. Auch die deutsche Sprache bezeichnet, wie wir weiter unten sehen werden, dieselben Unterscheidungen der Zeitverhältnisse. Aber an ihr läßt es sich bestimmt nachweisen, daß diese Unterscheidungen nicht der Sprache ursprünglich eigen sind, sondern sich erst in dem Laufe der Zeit mit der Vervielfältigung der Zeitformen entwickelt haben. Im Altdeutschen und noch mehr im Gothischen kommen die mit Hülfsverben gebildeten Zeitformen noch so selten vor (§. 90), daß man wol sieht, daß die deutsche Sprache ursprünglich keine zusammengesetzte Zeitformen und insbesondere kein zusammengesetztes Präteritum hatte. Sie hatte nur Eine Form für die Vergangenheit, nämlich das jetzt sogenannte Imperfekt, und

---

*) S Schmeller a. a. O. 973.

gebrauchte dieses zugleich für diejenigen Zeitverhältnisse, die wir jetzt durch das zusammengesetzte Perfekt und Plusquamperfekt bezeichnen *). Auch in dem Konditionalis steht überall das von dem Imperfekt gebildete Präsens statt des zusammengesetzten Präteritums **). Zwar gebraucht Otfrid zuweilen das mit haben und noch öfter das mit eigan zusammengesetzte Präteritum; und er bezeichnet besonders durch die mit eigan gebildete Form das Verhältniß der in der Gegenwart des Sprechenden vollendeten Thätigkeit ***): aber das mit haben gebildete Präteritum wird auch in der erzählenden Darstellung gebraucht, und neben ihm findet sich, dasselbe Verhältniß bezeichnend, das einfache Präteritum †); und das Verhältniß der Vollendung, welches das mit eigan gebildete Präteritum bezeichnet, wird noch häufiger durch das einfache Präteritum ausgedrückt. Man sieht hier deutlich, daß man im Altdeutschen anfing, die unterschiedenen Verhältnisse der Vergangenheit unterscheidend zu bezeichnen; daß diese Unterscheidung durch das einfache und zusammengesetzte Präteritum aber noch keineswegs auf eine durchgreifende Weise fest stand, sondern erst später gesetzlich wurde, nachdem der Gebrauch des zusammengesetzten Präteritums der Sprache geläufig geworden. Auch hat man die unterschiedenen Verhältnisse der Vergangenheit wol nicht immer und überall auf dieselbe Weise bezeichnet, wie jetzt die hochdeutsche Sprache. Daß die oberdeutsche Volkssprache noch jetzt das relative Zeitverhältniß durch das zusammengesetzte Präteritum bezeichnet ††), beweiset, daß hierin eine mundartische Verschiedenheit Statt gefunden hat.

Die deutsche Sprache unterscheidet in den Personalformen des Verbs nicht, wie die indische, griechische und altslavische Sprache, die Zweizahl durch einen Dualis. Daß der Dualis sich aber noch im Gothischen findet, beweiset, daß er den germanischen Sprachen ursprünglich nicht fremd ist. Eine Unterscheidung der Zweizahl durch besondere Formen findet sich übrigens mehr oder weniger in allen Sprachen; und wir werden weiter unten sehen, daß sie auch in der deutschen Sprache noch in manchen Formen hervortritt.

---

*) S. Ulfila Matth. 9, 18. 22. 24. 32. — 27, 4. 46. — Mark. 1, 11. 15. — Otfrid I. 17, 21. — II. 2, 18. — 4, 11. 18. — 5, 16. — 14, 51. 52. — III. 15, 12. — 20, 102.

**) S. Otfrid II. 4, 101. — 6, 33 u. flg. 45. — III. 24, 13. 51.

***) Daselbst I. 1, 76. — 18, 11. — 25, 11. — II. 7, 27. 44. — III. 5, 1. — V. 7, 29.

†) Daselbst IV. 15, 55. „manota sie thes nahtes managfaltes rehtes; er habet in thar gizaltan drost managfaltan" (mahnte sie in der Nacht und hat erzählt).

††) S. Schmeller a. a. O. 968.

## §. 98.

Unter den Mittelwörtern (Partizipialien) begreifen wir besondere von dem Verb gebildete Formen, welche nicht mehr, wie das Verb, die Aussage, sondern nur den Begriff der Thätigkeit in adjektivischer oder substantivischer Form ausdrücken, jedoch so, daß sie noch eben so, wie das Verb, die Beziehung eines Objektes auf die Thätigkeit zulassen z. B. sequi ducem, dem Führer folgen, ducem secutus, dem Führer folgend; auch werden sie immer noch mit einem Subjekte gedacht, welches entweder in dem Subjekte oder in einem Objekte des Satzes ausgedrückt ist, oder dem Partizipiale in irgend einer Form beigegeben wird. Die Mittelwörter bezeichnen häufig auch Zeitverhältnisse z. B. amavisse, amaturus, und Modusverhältnisse z. B. amandus und die zu den Mittelwörtern gehörigen griechischen Verbaladjektiven auf τός und τέος, wie: ὁρατός und γραπτέυς; und man unterscheidet insbesondere nach dem Zeitverhältnisse die Formen der Partizipialien als Infinitiv und Partizip des Präsens, des Präteritums u. s. f. Das Zeitverhältniß macht jedoch bei diesen Formen nicht so, wie bei den Zeitformen des Verbs, das Wesen ihrer Bedeutung aus, sondern tritt oft, wie wir sogleich sehen werden, ganz in den Hintergrund.

Es verdient als eine besondere Eigenthümlichkeit der Mittelwörter bemerkt zu werden, daß ihre Bedeutung auf besondere Weise schwankend und wandelbar ist, und daß sie mit der Bedeutung häufig auch ihre Form verändern, was seinen Grund darin zu haben scheint, daß sie gleichsam beidlebig zwischen dem Verb einerseits und dem Substantiv oder Adjektiv andererseits in der Mitte stehen. Die Mittelwörter schwanken insbesondere häufig zwischen aktiver und passiver Bedeutung. So hat das Partizip des Präteritums im Deutschen zwar insgemein aktive oder passive Bedeutung, je nachdem es von einem intransitiven oder transitiven Verb gebildet ist z. B. „der gefallene Schnee" und: „das getrunkene Wasser"; aber in: erfahren, vergessen, verschwiegen, beredt, belesen, bedient u. m. A. hat das Partizip eines transitiven Verbs aktive Bedeutung angenommen *). In der lateinischen Sprache hat das Partizip des Präteritums in der Regel passive Bedeutung, mit Ausnahme des von dem Deponens gebildeten Partizips, welches aktive Bedeutung hat; dagegen haben: juratus, pransus, coenatus, cautus, tacitus, solitus, confisus u. m. A. aktive, und: adeptus, comitatus, complexus, confessus, populatus, meditatus, opinatus, pactus u. m. A. auch passive Bedeutung.

---

*) S. Schmeller a. a. O. 994.

Auch das deutsche Partizip des Präsens kömmt mundartisch in passiver Bedeutung vor z. B. „mein tragendes Amt“ „meine unterhabende Mannschaft“ *), wozu auch das englische the house is building gehört; und im Altnordischen wird das Partizip des Präsens z. B. truandi (glaubend) oft noch in der Bedeutung des Partizips Futuri passivi (zu glauben) gebraucht **). Im Griechischen findet sich dieses Schwanken bei manchen Verbaladjektiven auf τός z. B. μενετός, ὑποπτός, μεμπτός u. m. A. Zwischen aktiver und passiver Bedeutung schwankt endlich der deutsche Infinitiv in Ausdrücken, wie z. B. „Ich lasse ihn gehen“ und: „Ich lasse ihn rufen“ (gerufen werden); „Ich habe ihn singen hören“ und: „Ich habe die Geschichte erzählen hören“; eben so das lateinische Gerundium in: Athenas erudiendi gratia missus est, Antonio nulla spes erat restituendi (eingesetzt zu werden). Auch im Griechischen hat der Infinitiv des Aktivs oft passive Bedeutung z. B. παρέχω ἐμαυτὸν ἐρωτᾷν (gefragt zu werden), ἵππους ἔδωκεν ἑταίροις πρὸς νῆας ἄγειν, πόλις χαλεπὴ λαβεῖν, ἡδὺ ἀκούειν. Auch Shakspeares fear of swallowing (Furcht verschlungen zu werden) gehört hierher.

Insbesondere gehört hierher der Wechsel zwischen substantivischer und adjektivischer Begriffsform und Wortform, welcher in den lateinischen Partizipialformen: amandus, legendus und amatus, lectus hervortritt, indem diese Formen als Partizipien adjektivische, und als Gerundien oder Supine substantivische Begriffs- und Wortform haben. Eben so wird die englische Partizipialform auf ing bald substantivisch, bald adjektivisch gebraucht. Dieselbe Erscheinung tritt, wie wir sogleich sehen werden, an dem deutschen Infinitiv und Supin hervor, welche Bedeutung und Form eines Partizips annehmen.

Aus dieser den Partizipialien eigenthümlichen Unbestimmtheit der Bedeutung ist es insbesondere zu erklären, daß überall leicht die eine Partizipialform statt der andern gebraucht wird, und die eine Sprache sich eines Partizips bedient, wo die andere den Infinitiv oder ein Supin braucht, je nachdem der Begriff als eine mit dem Subjekte oder auch mit einem Objekte in einem Kongruenzverhältnisse stehende Thätigkeit, oder als ein auf das Prädikat bezogenes Sein (Objekt) aufgefaßt wird. So steht im Griechischen ein Partizip statt des Infinitivs nach den Verben: παύομαι, τυγχάνω, λανθάνω, φθάνω, χαίρω u. m. A.; im Lateinischen das Partizip des Futurs statt des Supins auf um z. B. eo visurus, und der Infinitiv statt des Gerundiums und Supins z. B. peritus cantare, tempus est abire, eamus visere, materia

*) S. Schmeller a. a. O. 998.
**) Rask Vejledning til det Islandske Sprog S. 203.

facilis dicere; im Gothischen und Altdeutschen der Infinitiv statt des Supins nach: kommen, gehen und senden*); im Englischen das Partizip statt des Infinitivs z. B. I could not help langhing, I continued working, he forbore speaking. Auch im Französischen ist das Partizip z. B. in: en pensant an die Stelle des früher gebrauchten Infinitivs: en penser getreten **). Eben so wechseln in den slavischen Sprachen Supin und Gerundium mit dem Infinitiv ***).

Endlich scheint mit dieser Unbestimmtheit der Bedeutung auch in Verbindung zu stehen, daß Infinitive und Partizipien so häufig zu Substantiven und Adjektiven werden, in denen die partizipiale Bedeutung gänzlich aufgegeben ist, z. B. das Leben, das Vermögen, das Einkommen, das Vergnügen, das Vergehen, das Schreiben (der Brief) und: geschickt, gewandt, gelehrt, vermessen, verschwiegen; l. sapiens, eloquens, cautus, diligens, aptus, fixus. In: Freund (von G. frijon), Feind (von G. fian) und Heiland ist das Partizip des Präsens zum Substantiv geworden.

So wandelbar und unbestimmt nun auch die Bedeutung der Partizipialien in den besondern Sprachen sein mag; so kommen doch alle darin überein, daß sie substantivische und adjektivische Partizipialien unterscheiden, die in größerer oder geringerer Fülle ausgebildet sind. So hat die griechische Sprache nur Eine substantivische Partizipialform, den Infinitiv, die lateinische aber drei, den Infinitiv, das Supin und das sogenannte Gerundium. Im Deutschen haben wir zwei substantivische Formen, den Infinitiv und das Supin; und wir unterscheiden den Infinitiv als die Form des Subjektes von dem Supin als der Form für den flektirten Infinitiv (Kasus des Infinitivs — Objekt). Unserm Supin entspricht das lateinische Supin und Gerundium, nur daß der Akkusativ des Gerundiums nicht als leidendes Objekt gebraucht wird, wie denn überhaupt eine abstrakte Verbalform nicht wohl als leidendes Objekt kann gefaßt werden. Sprachen, die, wie die griechische, nur Eine substantivische Partizipialform haben, unterscheiden im Ausdrucke nicht die Form für das Subjekt von der des Objekts; und selbst im Lateinischen ist der Infinitiv meistens wieder an die Stelle der objektiven Formen getreten, während im Deutschen umgekehrt das Supin den Infinitiv mehr und mehr verdrängt hat. — Alle Sprachen haben dagegen mehrere

---

*) S. Ulfila Matth. 5, 17. — 8, 29. — 5, 24. — Otfrid II. 4, 5. — 14, 109.

**) S. Raynouard Gramm. comp. des langues de l'Europe lat. p. 300.

***) S. Dobrowsky a. a. O. S. 645 u. flg.

adjektivische Partizipialformen, die insgemein im Satze die Funktion eines attributiven Adjektivs haben. Die Partizipien bezeichnen, weil sie noch die Form von Thätigkeitsbegriffen haben, mehr, als die substantivischen Partizipialien, Zeit- und Modusverhältnisse, obwol auch diese gegen die Unterscheidung von aktiver und passiver Bedeutung, der Möglichkeit und Nothwendigkeit zurücktreten. Wie aus dem Adjektiv das Adverb wird, so bilden auch manche Sprachen aus dem Partizipium eine adverbiale Form, die wir als das Gerundium von dem Partizipium unterscheiden, und von der weiter unten (S. §. 252) wird gehandelt werden.

## §. 99.

Außer dem schon (§. 98) angeführten Gebrauche des Infinitivs als Subjektes wird der Infinitiv in allen bekannten Sprachen in der Verbindung mit Hülfsverben und besonders mit den Hülfsverben des Modus gebraucht, und drückt in dieser Verbindung das Prädikat aus. Nur bei denjenigen Hülfsverben des Zeitverhältnisses, welche die Vergangenheit bezeichnen, steht das Partizip der Vergangenheit. Der Gebrauch des Infinitivs mit den Hülfsverben beschränkt sich jedoch nicht etwa auf diejenigen Verben, welche die Grammatik der neuern Sprachen als Hülfsverben unterschieden hat, sondern überall und auch in den ältern Sprachen werden die Hülfsverben in dem weitesten Sinne des Wortes (§. 90. 91), und alle Verben, welche nur irgend ein Zeit- oder Modusverhältniß des Prädikates bezeichnen, insgemein mit dem Verb im Infinitiv verbunden. Dieses Gesetz ist im Allgemeinen durchgreifend, und wo im Besondern eine andere Form gebraucht wird, ist sie als Ausnahme von der gemeinen Regel anzusehen, welche aus dem eben bezeichneten Wechsel der Partizipialien (§. 98) zu erklären ist. Im Griechischen steht der Infinitiv nicht nur bei: *βούλομαι, μέλλω, δύναμαι, θέλω, ἔξεστι, δεῖ, χρή, δοκεῖ, ἐνδέχεται* u. s. f., die man als Formwörter des Modus ansehen kann, sondern auch bei: *ἀσκέω, πειράομαι, φιλέω, ὀκνέω, αἱρέομαι, φθονέω, ἐπιθυμέω, ἐλπίζω, τολμάω* u. m. A., welche als Begriffswörter Zeit- und Modusverhältnisse des Prädikates ausdrücken. Bei: *ἄρχομαι, παύομαι, τυγχάνω, λανθάνω, φθάνω, διατελῶ, χαίρω*, welche ebenfalls theils Zeit-, theils Modusverhältnisse bezeichnen, steht das Partizip statt des Infinitivs (§. 98). Eben so steht der Infinitiv im Lateinischen nicht nur bei: volo, debeo, possum, nequeo, licet, libet, lubet, sondern auch bei: incipio, desino, soleo, consuevi, welche Zeitverhältnisse, und bei: videor, dicor, audeo, statuo, nitor, conor u. s. f., welche Modusverhältnisse des Prädikats bezeichnen. An die Stelle des Infinitivs ist in den neuern Sprachen zwar häufig das

mit einer Präposition zusammengesetzte Supin (zu sprechen, fr. à parler, de parler) getreten z. B. Il commence de und à parler, zu sprechen; aber das eben bezeichnete Gesetz tritt auch in diesen Sprachen noch bestimmt hervor. Die italiänische Sprache gebraucht den Infinitiv nicht nur nach: volere, dovere, bisogna u. s. f., sondern auch nach: bramare, desiderare, osare, sperare, temere, ardire und nach: sembrare, parere, solere, sapere u. m. A., welche ein Wollen oder ein logisches Verhältniß, oder, wie: solere, ein Zeitverhältniß bezeichnen. Eben so gebraucht die französische Sprache den Infinitiv nach: désirer, souhaiter, oser, espérer, aimer, daigner, paraître, sembler, savoir, croire, prétendre und mehreren andern Verben ähnlicher Bedeutung.

Am meisten ist der Gebrauch des Infinitivs in der deutschen Sprache durch den Gebrauch des Supins beschränkt. Dies gilt jedoch eigentlich nur von dem Neudeutschen. Im Altdeutschen und Mitteldeutschen, wie im Gothischen, finden wir den Infinitiv, wenn auch nicht mehr so durchgreifend, wie in der griechischen und lateinischen Sprache, doch noch entschieden vorwaltend nach denjenigen Verben, welche ein Zeit- oder Modusverhältniß des Prädikats bezeichnen z. B. nach: eilen, beginnen, fortfahren (gistantan), pflegen, sich gewöhnen *) und nach: gelüsten, würdigen (giwerdan), sich getrauen (sih peitan), begehren, fürchten, gedenken, auf Etwas achten (G. atsaihvan), lieben (G. frijon, gern thun), erlaubt sein, verbieten, geruhen (ruahan), währen **). Wir ersehen hieraus, daß das eben angedeutete Gesetz für den Gebrauch des Infinitivs ursprünglich auch für die deutsche Sprache gültig ist: und wenn wir jetzt nach den Verben der eben bezeichneten Bedeutung das Supin gebrauchen; so ist dieses aus dem oben angedeuteten Wechsel der Partizipialformen zu erklären (§. 98). Ein solcher Wechsel konnte um desto leichter eintreten, da Verben, wie: beginnen, pflegen, fortfahren, bitten, begehren u. s. f., auch mit einem Substantiv in Form eines regirten Kasus verbunden werden, und daher das Supin, das ebenfalls die Form eines regirten Kasus hat, leicht an seine Stelle trat z. B. „Er beginnt die Arbeit" und: „Er beginnt zu arbeiten".

In den eben bezeichneten Verbindungen des Infinitivs mit einem andern Verb drückt der Infinitiv das eigentliche Prädikat und das

---

*) S. Ulfila Matth. 11, 7. 20. — 27, 15. — Otfrid I. 1, 45. 110. — 17, 43. — II. 6, 35. 40. — Nibel. N. 61, 2. — 92, 4. — Iwein 643.

**) S. Ulfila Matth. 6, 1. 5. — 27, 6. — Otfrid I. 1, 20. — III. 5, 19. — Notker Ps. 31, 1. 2. — 36, 18. — 38, 7. — Nibel. N. 56, 4. — 61, 3. — 122, 2. — 213, 2. — 259, 1. — Iwein 519. — Parzival 42, 2. — 224, 1.

andere Verb eben so, wie die Hülfsverben, nur ein Zeitverhältniß z. B. incipio, soleo, desino, oder nur ein Modusverhältniß des Prädikats aus z. B. cupio, audeo, videor; und der Infinitiv kann, weil er das Prädikat ausdrückt, nicht zu einem Substantivsatze erweitert werden. Es liegt daher in diesen Verbindungen als wesentliche Bedingung, daß der Infinitiv mit dem andern Verb dasselbe Subjekt habe. Von dem Verhältnisse dieses Infinitivs, den wir den prädikativen Infinitiv nennen wollen, muß man das Verhältniß des objektiven Infinitivs unterscheiden, der nicht mit dem andern Verb dasselbe Subjekt hat, der nicht das Prädikat des Satzes, sondern ein Objekt des durch das andere Verb ausgedrückten Prädikates ausdrückt und sich daher insgemein auch zu einem Substantivsatze erweitern läßt z. B. „Er macht mich lachen" (daß ich lache). Als objektive Infinitive sind anzusehen die Infinitive nach: *βιάζομαι, κελεύω, κωλύω, πείθω, ἀναπείθω* u. m. A., nach: l. jubeo, spero, cogo, sino u. m. A. In der deutschen Sprache ist an die Stelle des objektiven Infinitivs meistens, z. B. nach: bitten, befehlen, erlauben, rathen, zwingen, das Supin getreten. Im Gothischen und Altdeutschen findet sich jedoch nach: erlauben, rathen, verbieten, bitten u. m. A. noch der Infinitiv *). Nach: heißen (befehlen und genannt werden), nennen, lehren, lernen, helfen, machen und lassen hat sich der Infinitiv erhalten.

Der Gebrauch eines objektiven Infinitivs nach den Verben: sehen, hören, fühlen, finden z. B. „Ich sehe ihn laufen" „Ich höre ihn singen" ist uralt und findet sich auch in dem Angelsächsischen **). Statt dieses Infinitivs finden wir aber nicht nur im Griechischen und Lateinischen, sondern auch im Gothischen das Partizip des Präsens z. B. l. vidit jacentem, G. gasahv ligandein ***). Auch im Alt- und Mitteldeutschen kömmt nicht selten das Partizip vor †); und im Englischen wird gewöhnlich das Partizip und nicht der Infinitiv gebraucht z. B. I heard him singing. Obgleich wir im Neudeutschen nur den Infinitiv gebrauchen, und auch die romanischen Sprachen diesen Gebrauch angenommen haben; so hat sich doch der Gebrauch des Partizips im Allgemeinen weiter verbreitet, und wir müssen schon darum das Partizip als die ursprüngliche Form dieses Verhältnisses ansehen, und den Gebrauch des Infinitivs aus dem leichten Wechsel

*) S. Ulfila Matth. 8, 21. 31. — Otfrid II. 4, 44. — IV. 3, 14. — Nibel N. 37, 1. — 38, 1. — 122, 2. — 296, 3.

**) S. Otfrid I. 4, 21. — 15, 47. — 25, 15. 23. — Nibel. N. 1278, 1. — Hickes a. a. O. p. 93.

***) S. Ulfila Matth. 6, 16. 18. — 8, 14. — 9, 9.

†) S. Isidor 4, 1. — Parzival 516, 23. — Iwein 283.

der Partizipialformen herleiten (§. 98). Aber noch bestimmter spricht für diese Annahme das Beziehungsverhältniß selbst. So ist zwar in: „Ich höre den Vogel singen" das Mittelwort singen Objekt des Verbs hören; aber es wird als ein von Vogel Prädizirtes dargestellt, und fordert daher die adjektivische Form des Partizips, an welchem auch in den alten Sprachen — auch im Gothischen — die attributive Beziehung durch die Flexion bezeichnet wird (S. §. 247). Bei der großen Unbestimmtheit der Partizipialien in Bedeutung und Form darf man sich nicht wundern, wenn der Infinitiv hier auch in passiver Bedeutung gebraucht wird z. B. „Muget ir nu Wunder hören sagen" Nibel. N. 1, 4.

Der Infinitiv in den Ausdrücken: „Ich bleibe sitzen" „Er reitet, fährt spazieren" scheint ebenfalls aus einem ursprünglichen Partizip hervorgegangen zu sein. Im Altromanischen wird anar (gehen) bald mit dem Partizip, bald, wie im Deutschen z. B. „Er geht betteln", mit dem Infinitiv gebraucht *). Nach bleiben wird in der oberdeutschen Mundart noch jetzt, wie im Dänischen, das Partizip gebraucht **). Eben so verhält sich der Infinitiv in den mundartischen Ausdrücken: „Eines Dinges erwarten sein" „Er war sich darüber wundern" „Er ist sich nichts Gutes vermuthen" ***) und in Ausdrücken, wie: „Er hat das Schwert an der Seite hangen" „Er hat es im Schranke liegen".

Wie die Partizipien häufig die partizipiale Bedeutung verlieren, und sich alsdann in der Bedeutung nicht von andern Adjektiven unterscheiden (§. 98); so gibt auch der Infinitiv oft die partizipiale Bedeutung auf, und verhält sich nun gänzlich wie ein Substantiv z. B. das Reiten, das Fahren. In der deutschen Sprache kann jeder Infinitiv auf diese Weise als ein Substantiv gebraucht werden. Von dem partizipialen Infinitiv, auf den noch eben so, wie auf das Verb selbst, ein Objekt kann bezogen werden, und den die deutsche Sprache mit den andern Sprachen gemein hat, unterscheiden wir aber den eigentlich substantivischen Infinitiv, der der deutschen Sprache eigenthümlich ist. Der substantivische Infinitiv drückt ebenfalls, wie der substantivisch gebrauchte partizipiale Infinitiv, den abstrakten Begriff der Thätigkeit aus, aber er läßt nicht mehr die Beziehung eines Objektes zu z. B. „Das Besuchen ist angenehm"; nicht aber: „Das einen Freund Besuchen ist angenehm". Er wird, wie jedes andere Substantiv, deklinirt, und hat zur Unterscheidung insgemein den

---

*) S. Raynouard Grammaire de la langue romane p. 324.

**) S. Schmeller a. a. O. 973.

***) Daselbst.

bestimmten Artikel. Der substantivische Infinitiv verhält sich daher in Hinsicht auf Form und Bedeutung, wie die andern von dem Verb gebildeten Abstrakta z. B. das Besuchen, das Fahren, das Erziehen, wie: der Besuch, die Fahrt, die Erziehung. Er unterscheidet sich aber von diesen Abstrakten gerade dadurch, daß er nicht wohl, wie diese, die Beziehung eines Objektes, und auch nicht die Beziehung eines attributiven Adjektivs oder Genitivs des Subjektes zuläßt; und die Eigenthümlichkeit dieser Form besteht gerade darin, daß sie den abstrakten Begriff der Thätigkeit, und nur diesen, auf die allgemeinste und unbestimmteste Weise bezeichnet. Man sagt daher nicht wohl z. B. „das Reisen nach der Schweiz" „das Einziehen in die Stadt" „das Versenden der Gelder" „das schnelle Laufen" „das Aufgehen der Sonne" statt: „die Reise nach der Schweiz" „der Einzug in die Stadt" „die Versendung der Gelder" „der schnelle Lauf" „der Aufgang der Sonne". Der Gebrauch des substantivischen Infinitivs kömmt in der eben bezeichneten Weise schon im Altdeutschen vor *).

Die vorwaltende Richtung der deutschen Sprache auf die logische Unterscheidung der Begriffe und ihrer Verhältnisse tritt besonders hervor in den Formen der von dem Verb gebildeten Abstrakta; und in keiner Sprache sind die Bedeutungen dieser Formen wol so scharf geschieden, als in der deutschen. Die Stämme bezeichnen insgemein den abstrakten Begriff als einen solchen, der entweder an sich schon als der Begriff individuell unterschiedener Thätigkeiten gedacht, oder durch die Beziehung auf ein Subjekt oder Objekt auf Individuelles zurückgeführt wird. Sie nehmen daher meistens auch einen Plural und auch den unbestimmten Artikel an z. B. der Lauf der Sonne, der Zug der Vögel, die Flucht nach Ägypten, die mühsamen Gänge, ein Ritt, ein Spiel, ein Wunsch. Die Form ung drückt insgemein eine transitive Beziehung der Thätigkeit aus z. B. die Erbauung der Stadt (§. 50). Dagegen bezeichnet der substantivische Infinitiv den Begriff der Thätigkeit ohne alle Beziehung auf ein Subjekt oder Objekt, und als einen solchen, der nicht als eine individuelle Thätigkeit gedacht wird: er nimmt daher auch nicht den Plural oder den unbestimmten Artikel an z. B. „Das Gehen macht müde" „Das Fahren ist bequem" „Er schämt sich des Spielens" „Er findet Vergnügen an dem Reiten, an dem Bauen".

Die Richtigkeit des Ausdruckes fordert eine genaue Beachtung dieser Unterscheidung in dem Gebrauche der Formen. Da uns aber nicht von jedem Verb ein Stamm abstrakter Bedeutung zu Gebote

*) Otfrid I. 1, 6. —2, 16. — II. 11, 37. — IV. 30, 24. — V. 7, 21. — Notker Ps. 20, 14.

steht, auch nicht alle Verben die Bildung der Form ung zulassen, der substantivische Infinitiv hingegen von jedem Verb kann gebildet werden; so erlaubt sich die Sprache häufig, diese Form statt einer andern Form, und besonders statt eines mangelnden Stammes abstrakter Bedeutung zu gebrauchen. Man sagt daher z. B. das Weinen eines Kindes, das Lesen im Bette, das Sprechen im Schlafe, das Einsteigen in den Wagen, das laute Lesen, das fortgesetzte Trommeln; und manche substantivische Infinitive, wie z. B. Vermögen, Vergnügen, Vergehen, Verlangen, haben auf diese Weise gänzlich die Bedeutung von Stämmen angenommen. Auch gebraucht man wol den substantivischen Infinitiv, wenn zwar ein Stamm abstrakter Bedeutung vorhanden ist, dieser aber den Begriff der Thätigkeit nicht in der zu bezeichnenden Weise darstellt. So sagt man z. B. „das Fahren auf dem Dampfboote“ „das Reisen im Eilwagen“ (die Art der Bewegung) unterschieden von: „die Fahrt nach Rotterdam“ „die Reise nach Berlin“; „Das Schreien des Kindes (die Thätigkeit) nimmt kein Ende“ unterschieden von: „Das Geschrei des Kindes (der Laut) betäubt mich“. Aber immer hat der Gebrauch des substantivischen Infinitivs in der Verbindung mit einem Attribute oder mit einem Objekte eine fühlbare Unbequemlichkeit, welche sich verlieret, wenn man statt desselben den partizipialen Infinitiv oder das Supin braucht z. B. „Auf dem Dampfboote fahren ist bequem“ „Im Eilwagen reisen ist angenehm“ „Es ist nicht rathsam im Bette zu lesen“ „Er übt sich laut zu lesen“ „Er gewöhnt sich leise zu sprechen“. Ganz unzulässig ist im Allgemeinen der Gebrauch des substantivischen Infinitivs in der Verbindung mit dem Genitiv des leidenden Objektes z. B. „das Essen unreifer Äpfel“ „das Tragen seidener Kleider“. Man läßt jedoch häufig das leidende Objekt im Akkusativ dem substantivischen Infinitiv vorangehen, und der ganze Ausdruck nimmt alsdann die Gestalt einer Zusammenfügung an z. B. das Weintrinken, das Kuchenbacken, das Bibellesen, das Romanlesen, das Briefschreiben, das Fuchsjagen. Auch Verbindungen mit andern Objekten werden eben so behandelt z. B. das Nachhausegehen, das Zuhausebleiben, das Frühaufstehen, das Schönschreiben, das Leisesprechen. Jedoch sind Formen der Art immer unbequem und nicht zu empfehlen, obgleich Einige derselben, wie: das Mittagsessen, das Abendessen, das Wettrennen, das Blaufärben, das Müßiggehen, als Zusammensetzungen allgemeine Aufnahme gefunden haben.

## §. 100.

In der deutschen Sprache ist der Gebrauch des objektiven Infinitivs so sehr beschränkt, daß man die oben bezeichneten Verhältnisse,

in denen noch der objektive Infinitiv gebraucht wird (§. 99), als Ausnahmen ansehen, und den Gebrauch des Supins für die Verhältnisse des objektiven Infinitivs überhaupt als die Regel annehmen kann. Dieses Supin entspricht nicht nur dem objektiven Infinitiv der griechischen und lateinischen Sprache, sondern auch den lateinischen Gerundien und Supinen z. B. cupio videre, peritus navigandi, eo visum, facile dictu. Es bezeichnet nur die objektive Beziehung des Infinitivs als eines substantivischen Mittelwortes, ohne, wie die Kasus des lateinischen Gerundiums und die lateinischen Supinen, die besondern Kasusverhältnisse zu unterscheiden; und wir gebrauchen das Supin nicht nur für die objektive Beziehung der Richtung Wohin z. B. „bereit zu helfen" „geboren zu arbeiten", sondern auch für die Beziehung der Richtung Woher, welche als solche sonst durch den Genitiv bezeichnet wird z. B. „Er freute sich, dem Freunde zu begegnen" „Ich erinnere mich, ihn gesehen zu haben". Daß die Präposition zu aufs bestimmteste die Richtung Wohin bezeichnet, läßt schon zum Voraus vermuthen, daß das Supin ursprünglich nicht für die Beziehungsverhältnisse der Richtung Woher, sondern nur für die der Richtung Wohin gebraucht wurde: und dies findet sich auch bei einer näheren Betrachtung vollkommen bestätiget. Im Gothischen kömmt das mit du (zu) gebildete Supin selten vor, indem statt desselben, wenn es den lateinischen Supinen entspricht z. B. nach: kommen, senden und nach: leicht, und wenn es bei: bitten, erlauben, bei: würdig u. m. A. steht, noch der Infinitiv gebraucht wird *). Wo es aber gebraucht wird, bezeichnet es eine Absicht oder einen Zweck z. B. hvazuh saei saihvith quinan du luston (πᾶς ὁ βλέπων γυναῖκα πρὸς τὸ ἐπιθυμῆσαι Matth. 5, 28) atsaihvith armaion izvara ni taujan in andavairthja manne du saihvan im (πρὸς τὸ θεαθῆναι αὐτοῖς Matth. 6, 1). Im Altdeutschen finden wir das Supin nur statt des lateinischen Supins auf um nach: kommen, senden u. s. f.; statt des Supins auf u nach: schwer, viel, lang (weitläufig) u. s. f.; statt des Gerundiums mit ad nach: erschaffen, bereit, genug u. s. f. und wenn eine Absicht oder ein Zweck bezeichnet wird **). Dagegen wird im Altdeutschen die sonst durch den Genitiv bezeichnete Richtung Woher z. B. nach: meiden, gelüsten, beginnen, sich freuen, entweder durch den Genitiv des Infinitivs

*) S. Ulfila Matth. 8, 21. 31. — 9, 5. — 11, 7. — Mark. 1, 7.

**) S. Otfrid I. 1, 75 — 4, 51. 63. — 9, 7. — 17, 48. — 27, 58. — II. 1, 26. — 3, 55. — 8, 28. — 9, 73. — 14, 40. — III. 9, 3. — 14, 86. — 16, 24. — 23, 2. — IV. 11, 28. — 13, 24. — 24, 16. — 35, 20 33. — V. 1, 22. — 4, 14. — 6, 52. — 8, 56. — 11, 33 — 12, 27. 36. 37. — 14, 4.

z. B. bigonda suimmannes (begann zu schwimmen), oder durch den Infinitiv mit dem vorangehenden Genitiv des Demonstrativs ausgedrückt z. B. wolla thes biginnen, thaz Muat zi Wage bringan *). Wir ersehen hieraus, daß unser Supin ursprünglich nur die Verhältnisse der Richtung Wohin bezeichnete. Erst später wurde der Gebrauch dieser Form auch auf Verhältnisse der Richtung Woher ausgedehnt. Die romanischen Sprachen haben das Supin aus den germanischen Sprachen aufgenommen; und der Gebrauch desselben hat in diesen Sprachen eine noch größere Ausdehnung, als in der deutschen. Sie haben daher auch die Richtungen Wohin und Woher durch die Präpositionen (fr. à und de) unterschieden z. B. encourager à faire quelque chose und: s'aviser de faire quelque chose. Die Richtung Wohin, welche die eigentliche und ursprüngliche Bedeutung des deutschen Supins ausmacht, kann aber, weil sie eine Richtung auf eine Thätigkeit ist, nur gedacht werden als Richtung auf eine Thätigkeit, die wirklich werden kann oder soll; daher bezeichnet das Supin an dem Begriffe zugleich das Verhältniß der Möglichkeit oder der Nothwendigkeit, und die Thätigkeit wird durch das Supin, wo es noch seine ursprügliche Bedeutung hat, immer nicht als eine wirkliche, sondern entweder als eine mögliche oder als eine nothwendige dargestellt. Hierin liegt der natürliche Grund, warum das deutsche Supin eben so, wie das ihm entsprechende lateinische Gerundium, in ein adjektivisches Partizipiale mit der Bedeutung eines Modusverhältnisses übergeht (S. §. 101), und als solches, seine objektive Bedeutung verlierend, sowol prädikativ als attributiv gebraucht wird.

Aus der hier angedeuteten Bedeutung des deutschen Supins ist es auch zu erklären, daß das Supin, obgleich seine Form durch die Präposition zu aufs bestimmteste als die Form eines Objektes bezeichnet ist, sehr häufig statt des Infinitivs als Subjekt des Satzes gebraucht wird. Wenn nämlich die Thätigkeit, welche als Abstraktum das Subjekt des Satzes ist, in einem Verhältnisse der Möglichkeit oder Nothwendigkeit dargestellt wird, so bedient man sich des Supins, indem man auf die Bedeutung und nicht auf die Form sieht z. B. „Durch den Strom zu waten ist jetzt leicht" „Es ist gefährlich hindurchzuwaten" „Die Armen zu unterstützen ist Pflicht". So sagt schon Otfrid V. 17, 5: N'ist iu, noh manne, thaz zi ƿizanne (non est vestrum nec hominis, hoc nosse). Etwas ganz Analoges findet sich in der lateinischen Sprache. Diese drückt nämlich ebenfalls,

---

*) S. Otfrid III. 18, 50. 58. — IV. 19, 72. — V. 7, 21. — 13, 25. — Notker 62, 4.

wenn sie eine mögliche oder nothwendige Thätigkeit als das Subjekt des Satzes darstellt, sehr häufig das Subjekt durch einen Substantivsatz aus, der die Form eines Objektivsatzes hat. So steht nach: fit, accidit, evenit, contingit, reliquum est u. m. A. als Subjekt ein Substantivsatz, der mit ut verbunden ist, welches in Hinsicht auf seine Bedeutung sich als Konjunktion ganz so verhält, wie zu als Präposition, z. B. fit, ut cernamus; reliquum est, ut certemus; parum est, ut in curiam veniat.

## §. 101.

Die adjektivischen Partizipialien unterscheiden sich von andern Adjektiven dadurch, daß sie noch eben so, wie das Verb, von dem sie gebildet sind, die objektiven Beziehungen zulassen (§. 98), und zugleich mehr oder weniger die aktive und passive Begriffsform und Zeit- und Modusverhältnisse unterscheiden. Auch sind die Partizipien, so lange sie die partizipiale Bedeutung haben, keiner Komparation fähig.

In Hinsicht auf aktive und passive Bedeutung macht das Partizip des Präsens mit dem von den transitiven Verben gebildeten Partizip des Präteritums einen Gegensatz; und das Zeitverhältniß tritt in dieser Bedeutung in den Hintergrund z. B. „der fragende Lehrer" und: „der gefragte Schüler" (welcher gefragt wird), „der belagernde Feind" und: „die belagerte Stadt" (die belagert wird). Eben so drückt das Partizip in: melior est certa pax, quam sperata victoria, keineswegs ein Zeitverhältniß aus.

Das Partizip des Präteritums bezeichnet in den mit ihm zusammengesetzten Zeitformen immer die Vergangenheit und zwar eine vollendete Vergangenheit z. B. „Ich habe geschrieben" „Er ist gestorben". Bei denjenigen intransitiven Verben, die das Präteritum mit dem Hülfsverb haben zusammensetzen, wird das Partizip nur in diesen Zeitformen gebraucht. Bei denjenigen intransitiven Verben hingegen, welche das Präteritum mit dem Hülfsverb sein zusammensetzen, wird das Partizip auch in der Form eines Attributs gebraucht; und es bildet dann mit dem Partizip des Präsens einen Gegensatz des Zeitverhältnisses, indem das Partizip des Präsens die Gegenwart und zugleich die Dauer, und das Partizip des Präteritums die Vergangenheit und zugleich die Vollendung bezeichnet z. B. „der fallende und: der gefallene Schnee" „der sterbende und: der gestorbene Vater". Die englische Sprache hat eben so, wie die angelsächsische *), das Partizip des Präsens in

*) S. Hickes a. a. O. p. 53.

dieser Bedeutung benutzt, um eine besondere Form für das Verhältniß der Dauer zu bilden z. B. I was writing (§. 90). In den Ausdrücken: „Er kömmt geritten, gelaufen, geflogen", welche schon im Mitteldeutschen vorkommen *), bezeichnet das Partizip nicht eine Vergangenheit, sondern ist dem Partizip des Präsens ganz gleichbedeutend.

Das aus dem deutschen Supin hervorgegangene Partizip des Futurs verdient in Hinsicht auf Form und Bedeutung eine nähere Betrachtung. Im Altdeutschen wird der Infinitiv, wenn er als Genitiv oder Dativ gebraucht wird, flektirt, und nimmt mit Verdoppelung der Liquida n im Genitiv die Endung es und im Dativ, also auch im Supin (nach zu), die Endung e an z. B. suimmannes, suimmanne (zi suimmanne). Nun ist aber das geschärfte (verdoppelte) n der Endung in manchen deutschen Mundarten, und zwar nicht nur im Niedersächsischen, sondern auch in manchen oberdeutschen Mundarten in nd übergegangen z. B. Reynke de Voß: to merkende, to bytende, to donde und im Oberdeutschen: ze lauffend, ze lebend, ze sprechent **); und diese Endung hat sich im Niedersächsischen, wie im Dänischen, sogar an dem substantivischen Infinitiv auch im Nominativ geltend gemacht z. B. Ns. Lopent, Vechtend D. Forlangende, Befindende. Auf diese Weise wurde der Unterschied der Form zwischen dem substantivischen Infinitiv und dem Partizip des Präsens verwischt. Im Altenglischen hat sich neben der Endung des Partizips and, end die Endung ing geltend gemacht ***), wie in der Thüringer Mundart, in welcher auch z. B. törmeling, wütening, schlaffening statt: tormelnd, wüthend, schlafend gesprochen wird †). In Folge dieses Überganges hat in der englischen Sprache sowol der substantivische Infinitiv, als das Partizip die Endung ing angenommen, so daß z. B. eating das Essen und essend bedeutet; und es ist wol kein Zweifel, daß die deutsche Form ung z. B. Leitung auf dieselbe Weise aus dem Infinitiv hervorgegangen ist, und sie hat daher noch die Eigenthümlichkeit der Bedeutung, daß sie, wie ein Mittelwort, die transitive Beziehung auf ein leidendes Objekt ausdrückt (§. 50). Das Supin in der eben bezeichneten ursprünglich mundartischen Form wird nun auch als Partizip des Futurs gebraucht z. B. „die zu hoffende Ernte" „der zu schreibende Brief". Das Partizip hat diese Form jedoch nur, wenn es als ein Attribut

---

*) S. Parzival 61, 21. 23. — 129, 7. — 133, 16. — 230, 21.

**) S. Schmeller a. a. O. 917.

***) S. Horne Tooke Diversions of Purley Vol. I. XXIV.

†) S. Schmeller a. a. O. 917.

gebraucht und daher flektirt wird: wenn es prädikativ gebraucht und daher nicht flektirt wird, so hat es die unveränderte Form des Supins z. B. „Eine gute Ernte ist zu hoffen" „Der Brief ist zu schreiben".

Dieser Übergang des Supins in ein Partizip ist ganz analog dem Übergange des lateinischen Gerundiums (amandum) in das Partizip (amandus); und das deutsche Partizip hat mit dem lateinischen auch gewissermaßen gleiche Bedeutung. Es bezeichnet nämlich eben so, wie das lateinische Partizip, die passive Bedeutung, aber zugleich die dem Supin ursprünglich eigene (§. 100) Bedeutung einer Möglichkeit oder Nothwendigkeit. Das lateinische Partizip drückt eigentlich nur eine Nothwendigkeit aus, und auch diese Bedeutung tritt, wenn das Partizip statt der deutschen Form ung gebraucht wird, in den Hintergrund z. B. in condenda urbe (bei Erbauung der Stadt). Wie die lateinische Sprache durch die Verbindung des Partizips mit esse eine Modusform für das Verhältniß der Nothwendigkeit, so bildet auch die deutsche Sprache auf dieselbe Weise eine Modusform, durch welche jedoch eben sowol und sogar häufiger das Verhältniß der Möglichkeit ausgedrückt wird, als das der Nothwendigkeit z. B. legati mittendi sunt „Gesandte sind abzuschicken"; urbs capienda est „Die Stadt ist einzunehmen"; clamor non est audiendus „Das Geschrei ist nicht zu hören". Der deutsche Ausdruck bezeichnet hier in dem ersten Beispiele ebenfalls eine Nothwendigkeit, aber in den andern Beispielen nicht, wie der lateinische, eine Nothwendigkeit, sondern eine Möglichkeit. Wie die aus dem Partizip und aus dem Verb sein zusammengesetzte Form, so ist auch die aus dem Supin mit haben zusammengesetzte Form als eine Modusform für die Möglichkeit und Nothwendigkeit anzusehen z. B. „Ich habe zu arbeiten" „Du hast zu befehlen" „Du hast nichts mehr zu schenken". Beide Formen kommen schon im Altdeutschen vor *). Die mit haben gebildete Form findet sich auch im Gothischen **), wie im Griechischen, nur mit dem Unterschiede, daß in diesen Sprachen der Infinitiv gebraucht wird z. B. ἔχω σοί τι εἰπεῖν. Der Gebrauch des Partizips in der attributiven Form z. B. „die zu hoffende Ernte" scheint jedoch erst später in der deutschen Sprache Aufnahme gefunden zu haben, und er ist ihr auch jetzt noch nicht sehr geläufig.

Die lateinische Sprache hat auch von dem Partizip des Futurs im Aktiv durch Zusammensetzung mit esse eine Form gebildet, welche

---

*) S. Otfrid II. 9, 55. — V. 7, 23. — 19, 2. 13. — Notker Ps. 4, 7. — 13, 5. — Isidor 4, 4. — Tatian 56, 9. — 240, 2.

**) S. Ulfila Mark. 10, 33. — Joh. 6, 6. — 12, 26.

als Modusform das Wollen ausdrückt z. B. scripturus eram (ich wollte schreiben), ea, quae dicturus eram (was ich sagen wollte).

Unter den nur noch als Adjektiven gebrauchten Partizipien (§. 98) sind manche von Verben gebildet, welche jetzt nicht mehr im Gebrauche sind z. B. verstohlen, gewogen, verschieden. In andern hat sich eine ältere Form erhalten, welche von derjenigen Form, in welcher das Partizip jetzt von dem Verb gebildet wird, abweicht z. B. erhaben, bescheiden, gewohnt. Noch andere sind nicht eigentlich von wirklichen Verben, sondern als Adjektiven in der Form eines Partizips von Substantiven gebildet z. B. gehörnt, gestielt, gestirnt, gestiefelt, wie l. cornutus, barbatus, togatus. Insbesondere gehören hierher viele Partizipien aktiver Bedeutung, welche von noch vorhandenen oder verschollenen reflexiven Verben gebildet sind z. B. bescheiden, vermessen, betrübt, entschlossen, verstellt, verlegen, verwegen, betrunken, besonnen u. m. A. von: sich bescheiden, sich vermessen u. s. f. Im Allgemeinen läßt sich bemerken, daß das Partizip des Präteritums leichter, als das des Präsens, die partizipiale Bedeutung aufgibt, und gänzlich zum Adjektiv wird.

## §. 102.

Die deutsche Sprache hat nur zwei einfache — durch die Flexion des Verbs selbst gebildete — Zeitformen, nämlich das Präsens (ich spreche) und ein Präteritum (ich sprach); und sie scheint ursprünglich überhaupt nur diese zwei Zeitformen gehabt und gebraucht zu haben. Noch im Altdeutschen, wie im Gothischen, wird meistens das einfache Präteritum statt unserer zusammengesetzten Präteriten, und das Präsens statt des Futurs gebraucht (§. 90. 96).

Die Sprache unterscheidet die relativen Zeitverhältnisse des Präteritums durch besondere Zeitformen nur in dem Indikativ, der das Prädikat als die wirkliche Aussage des Sprechenden selbst bezeichnet, nicht aber in dem Konjunktiv, und nicht in dem Konditionalis.

Auch hat der Konditionalis eigentlich keine Zeitformen des Futurs. Man nennt zwar die mit dem Hülfsverb werden gebildeten Zeitformen des Konditionalis, weil sie den Futuren des Indikativs in der Form entsprechen, auch Future: aber das Futur: „ich würde sprechen" ist nach seiner Bedeutung ein Präsens (ich spräche), und das Futurum exactum: „ich würde gesprochen haben" ein Präteritum (ich hätte gesprochen). Man gebraucht diese Zeitformen nur, wenn eine angenommene Wirklichkeit als eine durch eine andere angenommene Wirklichkeit bedingte, also in dem Verhältnisse der Möglichkeit dargestellt wird z. B. „Ich würde sprechen, wenn ich Etwas

wüßte". Wie nun in der Sprache sehr häufig sowol die Möglichkeit (was wirklich werden kann), als die Nothwendigkeit (was wirklich werden soll) mit der Zukunft durch dieselben Formen ausgedrückt wird (§. 10. 95. 101); so bedient sich hier die deutsche Sprache zur Bezeichnung einer bedingten Möglichkeit des Hülfsverbs werden, das sonst die Zukunft bezeichnet.

## §. 103.

Wir unterscheiden in der Flexion des Verbs die alte Form als die eigenthümliche Konjugationsform der Wurzelverben, und die neue Form als die Konjugationsform der abgeleiteten Verben. Unregelmäßig nennen wir die Konjugation derjenigen Wurzelverben, welche die den Wurzelverben eigenthümliche Ablautung beibehalten und zugleich Flexionsendungen angenommen haben, welche der neuen Form angehören. Es ist oben (§. 37) schon bemerkt worden, daß nicht nur die germanischen, sondern auch andere Sprachen Wurzelverben und abgeleitete Verben durch die Konjugationsform unterscheiden. Auch sind in den andern Sprachen die unregelmäßigen Verben meistens Wurzelverben, die theils in alter, theils in neuer Form konjugiren z. B. im Lateinischen: sto, do, cubo, lavo.

Die alte Form unterscheidet sich von der neuen Form vorzüglich durch denjenigen ihr eigenthümlichen Wandel des Wurzelvokales, den wir Ablautung nennen z. B. ich binde, band, gebunden. Im Gothischen haben jedoch manche Wurzelverben, welche nach der alten Form flektirt werden, keinen Ablaut; und diese Verben, so wie einige andere, die einen Ablaut haben, nehmen im Präteritum eine Reduplikation des Anlautes an z. B. fahan (fahen, fangen) faifah, stautan (stoßen) staistaut und laian (lachen) lailo. Auch in der lateinischen Sprache findet sich die Reduplikation nur bei Wurzelverben (§. 37).

## §. 104.

Die Konjugationsendungen alter und neuer Form nebst ihren Nebenformen sind im Althochdeutschen, wie folgt:

### Alte Form.

#### Indikativ.

| | Präsens. | Präteritum. |
|---|---|---|
| Sing. | 1 — u (o) | 1 — |
| | 2 — is (est) | 2 — i (e) |
| | 3 — it (et) | 3 — |

| Präsens. | | Präteritum. |
|---|---|---|
| Plur. | 1 — amês (emês, en) | 1 — unês (un, en) |
| | 2 — at (et, ent) | 2 — ut (et) |
| | 3 — ant (ent) | 3 — un (en) |
| Konjunktiv. | | Konditionalis. |
| Sing. | 1 — e | 1 — i (e) |
| | 2 — ês (êst) | 2 — îs (îst) |
| | 3 — e | 3 — i (e) |
| Plur. | 1 — êmês (ên) | 1 — îmes (în) |
| | 2 — êt (ênt) | 2 — ît (îst) |
| | 3 — ên | 3 — în |

| Imperativ. | Infinitiv. | Partizip. |
|---|---|---|
| Sing. 2 — | — an | Präsens. — ant |
| Plur. 2 — at | | Präteritum. — an |

## Neue Form.

### Indikativ.

| Präsens. | | Präteritum. |
|---|---|---|
| Sing. | 1 — u (ôm, on, êm) | 1 — ita (ôta, êta) |
| | 2 — is (ôs, ês) | 2 — itôs (ôtôs, êtôs, êtes) |
| | 3 — it (ôt, êt) | 3 — ita (ôta, êta) |
| Plur. | 1 — amês (ômês, êmês) | 1 — itumês (ôtumês, êtumês) |
| | 2 — at (ôt, êt) | 2 — itut (ôtut, êtut) |
| | 3 — ant (ônt, ênt) | 3 — itun (ôtun, êtun) |
| Konjunktiv. | | Konditionalis. |
| Sing. | 1 — e (ôe, êe) | 1 — iti (ôti, êti) |
| | 2 — ês (ôês, êês) | 2 — itîs (ôtîs, êtîs) |
| | 3 — e (ôe, êe) | 3 — iti (ôti, êti) |
| Plur. | 1 — êmês (ôêmês, êêmês) | 1 — itîmês (ôtîmês, êtîmês) |
| | 2 — êt (ôêt, êêt) | 2 — itît (ôtît, êtît) |
| | 3 — ên (ôên, êên) | 3 — itîn (ôtîn, êtîn) |
| Imperativ. | | Infinitiv. |
| Sing. | 2 — i (ô, ê) | — an (on, en) |
| Plur. | 2 — at (ôt, êt) | |

### Partizip.

Präsens. — ant (ônt, ênt)  Präteritum. — it (ôt, êt).

Im Mittelhochdeutschen haben die Konjugationsendungen meistens schon dieselben Formen angenommen, welche sie im Neudeutschen haben. Die zweite Person Singular des Präsens hat schon est,

neben dem man jedoch zuweilen noch das ältere es findet. Die dritte Person Plural des Präsens im Indikativ hat noch ent, und man findet dieselbe Endung häufig auch in der ersten und zweiten Person des Plurals und im Plural des Imperativs. Das Partizip des Präsens hat ende. In der alten Form hat die zweite Person Singular des Präteritums noch e; und der Singular des Imperativs hat keine Endung. Der Singular des Imperativs kömmt jedoch häufig in der alten, wie in der neuen Form, mit der Endung â vor.

Vergleichen wir nun die altdeutschen Formen mit den neudeutschen, so finden wir, daß sich die Lautverhältnisse der Endungen sehr verflacht haben: insbesondere haben sich die Endungsvokale i, a, u sämmtlich zu e verflacht, und alle langen Vokale sind kurz geworden. Eine Folge dieser Verflachung ist, daß sehr viele Unterscheidungen von Modus-, Zeit- und Personalformen für uns verloren gegangen sind. Weniger fühlbar ist dieser Verlust bei den Personalformen, welche zugleich durch das ausgedrückte Subjekt unterschieden werden z. B. wir binden (bindamês) und sie binden (bindant): er ist aber sehr fühlbar bei dem Konjunktiv z. B. ich binde, du bindest (bindu, bindis) und: daß ich binde, daß du bindest (binde, bindês), und noch mehr bei dem Konditionalis der neuen Form, der jetzt von dem Präteritum gar nicht mehr, wie im Altdeutschen z. B. neriti, neritis, neriti von: nerita, neritês, nerita, unterschieden wird.

Durch die Verflachung aller Endungsvokale in das kurze tonlose e wurde im Mittelhochdeutschen insbesondere die häufige Wegwerfung dieses Vokales begünstiget, welche nicht nur in den Personalformen z. B. sprichst, spricht (st. sprichest, sprichet), sondern auch in der Endung et des Präteritums und Partizips neuer Form z. B. liebte, geliebt (st. liebete, geliebet) Statt findet. Im Mittelhochdeutschen findet sich diese Wegwerfung des Endungsvokales auch häufig in der ersten Person des Präsens, besonders bei denjenigen Verben alter Form, bei denen sich der sonst in e übergegangene Wurzelvokal i noch in der ersten Person, wie in der zweiten und dritten, erhalten hat z. B. ich nim, ich hil (neben: du nimst, du hilst u. s. f. von: nemen, helen u. s. f.). Sie hängt aber überhaupt von dem Wohllaute ab. Sie findet im Mittelhochdeutschen Statt vorzüglich nach auslautendem l und r z. B. ich mal, var, du melst, er melt, seltener nach m und n. Das e wird nicht abgeworfen nach auslautender Media z. B. grabe, lade, pflige; es wird jedoch nach b und g zuweilen abgeworfen in den Endungen est und et z. B. grebt, gibst, tregt, ligt. Die Endungen est und et werden insbesondere mit dem Stamme zusammengezogen nach auslautendem s und h z. B. list (l. legis und

legit), siehst, sieht; sie werden aber nicht zusammengezogen nach den Wurzelvokalen a und o z. B. schabet, traget, tobet, und nach t z. B. mitet; jedoch wird et mit dem auslautenden t zuweilen zu Einem t zusammengezogen z. B. bit, trit (st. bitet, tritet) *). — Im Neudeutschen ist die Wegwerfung des Endungsvokals nicht mehr zulässig in der ersten Person des Präsens und, wenn man die Verben mit den tonlosen Endungen el und er (handeln, dauern) und das Partizip des Präteritums alter Form z. B. verwegner ausnimmt, auch nicht in der Endung en. Dagegen ist sie gesetzlich geworden in der zweiten und dritten Person des Präsens im Indikativ bei denjenigen Verben alter Form, die in der zweiten und dritten Person einen andern Vokal haben, als in der ersten z. B. gibst, gibt, brichst, bricht, trägst, trägt, nicht: gibest, gibet u. s. f. Ausgenommen sind hier nur: issest, frissest, vergissest, stößest, lässest, liesest, bläsest, wächsest, bei denen das auslautende ss oder s die Zusammenziehung nicht zuläßt. Luther hat noch: „Du erheltest" und: „man verlesset" **). Wenn der Wurzelvokal nicht verändert ist, wird die Endung est überhaupt nie nach einem Zungenlaute, und die Endung et nie nach d und t zusammengezogen z. B. reitest, beißest, tanzest, reitet, findet. Die Zusammenziehung der Endung et und der Partizipialendung en hängt vorzüglich von der rhythmischen Form des Wortes und insbesondere davon ab, ob eine zweite Flexionsendung hinzukömmt z. B. lobte, der Gelobte, erfahrner, vollkommner und: lobet, gelobet, erfahren, vollkommen. Bei den Hülfsverben: werden und haben finden, weil sie als Formwörter an sich untergeordnete Betonung haben, sonst ungewöhnliche Zusammenziehungen Statt z. B. wirst, wird, hast, hat, hatte, statt: wirdest, wirdet, habest, habet, habete. Daß die Endungen est und et im Konjunktiv nie zusammengezogen werden, hat seinen Grund wol nicht so sehr in der bezweckten Unterscheidung des Konjunktivs, als darin, daß diese Endungen im altdeutschen Konjunktiv immer langen Vokal haben.

Wir dürfen die Verflachung der altdeutschen Konjugationsendungen nicht ganz und gar als eine Veränderung auffassen, die nur aus einem Verfalle der Sprache und aus einer Abnahme ihrer bildenden Kraft zu erklären, und nur als ein Verlust für die Sprache anzusehen ist. Offenbar steht die Verflachung und besonders die Zusammenziehung der Endungen in einer innigen Verbindung mit der logischen Richtung, die in der Entwickelung der deutschen Sprache immer mehr über die phonetische Richtung vorherrschend geworden, und vermöge

---

*) S. J. Grimm d. Gr. Th. I. S. 929 u. fl.
**) S. Jes. 26, 3.

deren sie immer mehr nach einer rhythmischen Vollkommenheit der Formen strebte (§. 17). Im Altdeutschen ist noch das leibliche Element der Sprache gewissermaßen vorwaltend, das in einer reichen Fülle von Endungen mit noch ungetrübten und zum Theile langen Vokalen hervortritt. Nachdem aber in der Entwickelung der deutschen Sprache die logische Richtung vorherrschend geworden, und nachdem insbesondere das logische Element eine fast ausschließliche Herrschaft über die rhythmische Form der Wörter erlangt hatte; mußten die in phonetischer Fülle ausgebildeten Endungen nothwendig zurücktreten und sich oft sogar auf Kosten des Wohllautes zusammenziehen. Die Sprache strebte nun überall nur nach rhythmischer Einheit und rhythmischem Ebenmaße der Form; und die Verflachung der Endungen wurde gewissermaßen mit einer inneren Nothwendigkeit durch die eigenthümliche Richtung herbeigeführt, welche die deutsche Sprache in ihrer Entwickelung genommen hat. So sehr wir auch den Vorzug einer größeren Fülle und eines größeren Wohllautes in den altdeutschen Endungen anerkennen müssen; so würden doch Formen, wie z. B. salpômês (salben), salpôtîmês (salbten) oder G. salbôdêdeima (salbten), jetzt unserm durch und für die eigenthümliche Richtung unserer Sprache gebildeten rhythmischen Gefühle nicht zusagen.

## §. 105.

Die Veränderungen, welche der Wurzelvokal in der Konjugation alter Form durch die Ablautung erleidet, sind sehr mannigfaltig. Grimm hat in der gothischen Sprache nach den unterschiedenen Wurzelvokalen und ihrer Verwandlung in dem Präteritum und Partizip zwölf besondere Konjugationen alter Form unterschieden, nämlich vier, welche nicht ablauten, aber ihr Präteritum durch Reduplikation bilden z. B. faha, faifah (fangen), zwei, welche ablauten und zugleich das Präteritum durch Reduplikation bilden z. B. laia, lailo (lachen) und sechs, welche ohne Reduplikation ablauten z. B. hilpa, Präter. Sing. halp, Plur. hulpum, Partiz. hulpans (helfen). Er hat dieselbe Zahl der Konjugationen auch für die deutsche, wie für die andern germanischen Sprachen zum Grunde gelegt, obgleich schon im Altdeutschen die fünfte und sechste Konjugation der gothischen Sprache mangelt, und unterscheidet im Althochdeutschen folgende Formen der Ablautung als besondere Konjugationen:

| | Präs. | | Präter. | | Partiz. | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| I. | a | — | îa | — | a | z. B. vallu (falle) |
| II. | ei | — | îa | — | ei | z. B. skeidu (scheide) |
| III. | ou (ô) | — | îa | — | ou (ô) | z. B. hloufu (laufe) |

| | Präs. | | Präter. | | Partiz. | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| IV. | â | — | ia | — | â | z. B. slâfu (schlafe) |
| V. und VI. mangeln. | | | | | | |
| VII. | a | — | uo | — | a | z. B. malu (male) |
| VIII. | î | — | ei Pl. i | — | i | z. B. krîfu (greife) |
| IX. | iu | — | ou(o) Pl. u | — | o | z. B. sciupu (schiebe) |
| X. | i | — | a Pl. â | — | e | z. B. kipu (gebe) |
| XI. | i | — | a Pl. â | — | o | z. B. brihhu (breche) |
| XII. | i | — | a Pl. u | — | u (o) | z. B. hillu (schalle). |

Diese genaue Unterscheidung der Konjugationen, welche in dem Wurzelvokale und in dem Ablaute des Präteritums und Partizips nicht nur den Laut an sich, sondern auch seine Quantität und zugleich den Unterschied des Ablautes in dem Singular und Plural des Präteritums beachtet, ist in sehr vielen Hinsichten und besonders für die etymologischen Forschungen von großer Wichtigkeit. In dem Laufe der Zeit haben aber sowol die Wurzelvokale und die Ablaute an sich, als auch die Quantität derselben mannigfaltige Veränderungen erlitten. Auch ist der zwischen dem Singular und Plural früher vorhandene Unterschied des Ablautes bis auf wenige Überreste verschwunden. Auf diese Weise haben sich im Neudeutschen Ablautungsverhältnisse gebildet, welche, wenn sie auch aus den älteren Ablautungsverhältnissen hervorgegangen, doch auf mannigfaltige Weise von ihnen unterschieden sind. Da nun die Grammatik zunächst den gegenwärtigen Stand der Sprache darstellen und zugleich die Formen auf eine leicht faßliche Weise ordnen soll; so fassen wir die ablautenden Verben nach ihren Wurzelvokalen unter drei Konjugationen zusammen, und unterscheiden in jeder dieser Konjugationen nach dem Ablaute besondere Unterabtheilungen.

Die erste Konjugation umfaßt die bei weitem größere Anzahl von ablautenden Verben, nämlich alle Verben, welche jetzt ein kurzes oder langes i (i oder ie), oder auch das aus einem früheren i hervorgegangene e zum Wurzelvokale haben. Sie begreift daher nicht nur Grimms zehnte, elfte und zwölfte Konjugation, welche i haben, sondern auch die neunte, welche iu hat. Auch: schwören und heben, aus der siebenten Konjugation, sind nach ihrer jetzigen Ablautungsform hierher gezogen.

Die zweite Konjugation begreift diejenigen Verben, welche jetzt den aus dem früheren langen i hervorgegangenen Diphthong ei haben, und entspricht Grimms achter Konjugation. Das Verb scheiden (skeidan) ist jedoch ebenfalls hierher gezogen.

Die dritte Konjugation umfaßt endlich diejenigen Verben, welche a, o, u, oder au zum Wurzelvokale haben und im Partizip

nicht ablauten. Wir begreifen unter ihr Grimms erste, dritte, vierte und siebente Konjugation und heißen aus der zweiten Konjugation. Auch gehen und stehen, Ersteres wegen seiner früheren Form (kankan) unter die erste, und Letzteres wegen seiner früheren Form (stantan) unter die siebente Konjugation gestellt, gehören ebenfalls hierher. Die hierher gehörigen Verben der ersten, zweiten, dritten und vierten Konjugation sind dieselben, welche im Gothischen das Präteritum durch die Reduplikation bilden, und der Umstand, daß bei diesen Verben der Ablaut im Gothischen gänzlich mangelt und im Deutschen auf das Präteritum beschränkt ist, scheint mit der früheren Reduplikation in einer inneren Beziehung zu stehen.

Die unter jeder der drei Konjugationen begriffenen Unterabtheilungen und die unter jede Abtheilung gestellten Verben sind in der Schulgrammatik näher bezeichnet.

## §. 106—108.

Schon im Altdeutschen ist der ursprünglich kurze Wurzelvokal i in den Verben der zehnten, elften und zwölften Konjugation in e übergegangen. Nur bei denjenigen Verben der zwölften Konjugation, welche im Auslaute ein geschärftes oder verstärktes n oder m haben z. B. in: beginnen, schwimmen, finden, trinken, hat sich das i erhalten. Jedoch hat sich das ursprüngliche i im Altdeutschen durch alle Personen des Singulars im Präsens des Indikativs und im Singular des Imperativs, und im Neudeutschen nur in der zweiten und dritten Person Singulars des Präsens und im Singular des Imperativs erhalten z. B. kipu, kipis, kipit, kepamês (gebe, gibst, gibt, geben). Nur: genesen, gebären, bewegen, pflégen, gähren, schwären und scheren, von dem noch mundartisch schierst und schiert vorkommen, sind hier als Ausnahmen zu bezeichnen. Schwören (suerjan) und heben (heffan) hatten ursprünglich a (G. svaran, hafjan), und gehören zu der siebenten Konjugation: daher noch bei Luther (Jes. 37, 23) das Partizip erhaben, welches wir jetzt nur noch als Adjektiv gebrauchen. Bei kommen, welches nach seiner älteren Form (quimu, quimis, quimit, quam, quoman) unter die erste Konjugation gestellt ist, schwankt der Sprachgebrauch zwischen: kömmst, kömmt und: kommst, kommt. Luther sagt immer: kommst, kommt*). Dagegen hört man im Oberdeutschen meistens kömmst, kömmt,

*) S. Spr. Sal. 1, 11. — 14, 13. — 21, 31.

und im Niederdeutschen kümmst, kümmt. Der Laut ö, welcher nicht im Imperativ vorkömmt, ist offenbar, wie in: stößt (S. unten), der durch die Endung bewirkte Umlaut von o; und es ist eine Thatsache, daß man jetzt überall mit wenig Ausnahmen: kömmst, kömmt spricht: und man sollte daher auch: kömmst, kömmt, und nicht: kommst, kommt schreiben. Für: kömmst, kömmt spricht noch insbesondere der Umstand, daß in diesen Formen der Vokal der Endung immer ausgelassen wird, was nur für diejenigen Verben Regel ist, bei denen der Vokal der zweiten und dritten Person von dem der ersten unterschieden ist.

Die ablautenden Verben haben in dem Singular des Imperativs, der früher keine Endung hatte (§. 104), die Endung e angenommen. Nur diejenigen Verben der ersten Konjugation, in denen der Vokal der zweiten und dritten Person des Präsens und mithin auch der Vokal des Singulars im Imperativ von dem der ersten unterschieden ist, haben noch jetzt keine Endung z. B. gib, sprich.

Im Altdeutschen haben die Verben der fünf letzten Konjugationen in dem Präteritum einen zwiefachen Ablaut, nämlich Einen (ei, ou, a) im Singular, und einen andern (i, o, â, u), der meistens mit dem Ablaute des Partizips zusammenfällt, in dem Plural; und der Konditionalis hat bei diesen Verben immer den Ablaut des Plurals z. B. wirfu, Präter. warf, Plur. wurfumês, Kondit. wurfi. Im Neudeutschen wird der Konditionalis von dem Präteritum durch Umlautung gebildet z. B. sprach, spräche. Bei einigen Verben hat sich jedoch der von der alten Pluralform gebildete Konditionalis erhalten z. B. würfe, stürbe, stöhle, empföhle.

Bei einigen Verben der neunten Konjugation hat sich der Vokal iu in der zweiten und dritten Person des Singulars von dem Präsens des Indikativs und in dem Singular des Imperativs gewissermaßen erhalten in: beutst, beut, fleugst, fleugt, fleug u. s. f. Dem Altdeutschen iu entspricht nämlich im Niederdeutschen ü und im Oberdeutschen eu (§. 31).

Die Verben der zweiten Konjugation, bei denen wir jetzt zwei Formen (beißen, biß, gebissen und: steigen, stieg, gestiegen) als Unterabtheilungen unterscheiden, haben im Altdeutschen nur Eine Form (pîza, peiz, Plur. pizumês, pizan und: stiku, steic, stikamês, stikan).

Diejenigen Verben der dritten Konjugation, welche den Wurzelvokal a haben — Grimms erster und siebenter Konjugation — haben schon im Altdeutschen in der zweiten und dritten Person des Singulars vom Präsens des Indikativs den durch die Endung bewirkten Umlaut z. B. heltis, grebit (hältst, gräbt). Später haben auch: stoßen und laufen den Umlaut angenommen.

## §. 109.

Einige Wurzelverben haben neben der alten Konjugationsform mundartisch die neue Form angenommen z. B. erschrak und erschreckte, bewog und bewegte; und die Sprache hat dann den Unterschied der Flexion benutzt, um Unterschiede der Bedeutung zu bezeichnen. Nur in: erschrecken und löschen (erlöschen) wird auf diese Weise die transitive Bedeutung von der intransitiven unterschieden; und es bedarf wol kaum der Erinnerung, daß es höchst verwerflich ist, wenn Grammatiker bei ablautenden Verben, wie: sieden, braten, die in transitiver und intransitiver Bedeutung gebraucht werden, zur Unterscheidung der Bedeutung einen Unterschied der Konjugationsform einführen wollen, welcher der Sprache gänzlich fremd ist.

## §. 110.

Die neue Konjugationsform unterscheidet sich von der alten durch den Mangel des Ablautes und Umlautes, durch die Endung et in dem Präteritum und in dem Partizip des Präteritums (red-et-e, gered-et) und durch die Personalendungen der ersten und dritten Person des Singulars im Präteritum. Alle abgeleitete Verben konjugiren in der neuen Form; und auch viele Wurzelverben haben in dem Laufe der Zeit die neue Form angenommen (§. 37).

## §. 111 u. 112.

Die Verben: bringen, denken, thun, wie auch die Verben: brennen, kennen, nennen, rennen, senden, wenden, haben schon im Altdeutschen, und: bringen und denken schon im Gothischen die unregelmäßige Konjugation; doch werden: bringen und brennen im Altdeutschen auch noch regelmäßig konjugirt (prinku, pranc, prunkan und: prinnu, pran, prunnan). Senden und wenden werden auch regelmäßig nach der neuen Form konjugirt.

Neben denken haben wir dünken, welches regelmäßig nach der neuen Form konjugirt wird. Dünken hat jedoch in der dritten Person des Singulars im Präsens des Indikativs eine Nebenform däucht, welche jetzt meistens nur unpersönlich gebraucht wird. Die unpersönlichen Formen: „mich dünket“ „mich däucht“ (E. methinks), welche schon im Altdeutschen vorkommen*), verhalten sich in Hinsicht auf die Bedeutung zu: „ich denke“, wie: „mich hungert“ „mich frieret“ zu: „ich hungere“ „ich friere“ (§. 87. b).

---

*) S. Otfrid II. 9, 27. — III. 13, 19. — Nibel. N. 102, 11. — 150, 1. — 381, 4. — 1192, 2.

Bei gönnen hat sich neben dem regelmäßigen gönnte, gegönnt das ältere gonnte (Mittelhochd. gunde *), gegonnt erhalten.

Die Verben: dürfen, können, mögen, müssen, sollen, wollen und wissen haben schon im Gothischen und Altdeutschen die eigenthümliche Anomalie der Konjugation, welche wir an ihnen gewahr werden. Diese Anomalie ist daher zu erklären, daß das ursprüngliche nach der alten Form gebildete Präteritum dieser Verben: darf, kann, mag u. s. f. eben so, wie: οἶδα, l. novi, memini, odi, die Bedeutung eines Präsens angenommen hat, und später von dem Verb das neue Präteritum: durfte, konnte u. s. f. nach der neuen Form gebildet worden. Zugleich haben anomale Veränderungen der Vokale Statt gefunden; daher hat der Infinitiv bei: dürfen, können u. s. f. den Umlaut, der im Präteritum und Partizip des Präteritums fehlt.

## §. 113.

Der Konjugation des Verbs sein liegen, wie der Konjugation des ihm entsprechenden Formwortes in den slavischen Sprachen (esm und budu) und im Lateinischen (es, eram und fui), unterschiedene Wörter zum Grunde, welche sich mit Wahrscheinlichkeit auf zwei Grundformen zurückführen lassen, die sich in den indischen Verben as und bhû darstellen. Wenn man nämlich die Formen: sei, sind u. s. f. (Ad. sî, sîn u. s. f.) auf ein früheres isî, isîn u. s. f., wie das lateinische sum auf esum zurückführt; so gehören: ist, sei, sind u. s. f. zu dem indischen as und: bin, bist, war, gewesen zu bhû **). Den Formen: bin, bist entsprechen im Angelsächsischen außer beo (bin), bist auch: bith (ist), beoth (sind und seid), beo (sei), beon (sein) und beande (seiend); daher noch im Englischen: be, been, being. Die Konjugation des Verbs sein (wesan) ist im Altdeutschen, wie folgt:

Indikativ.

| | Präsens. | Präteritum. |
|---|---|---|
| Sing. | 1 pim (bim, pin, bin) | 1 was |
| | 2 pist (bist) | 2 wâri |
| | 3 ist | 3 was |
| Plur. | 1 pirumês (pirum, pirun, birun) | 1 wârumês (wârum, wârun) |
| | 2 pirut (birut, birint) | 2 wârut |
| | 3 sint | 3 wârun |

*) S. Nibel. N. 1633, 3. — 2030, 2.

**) S. J. Grimm d. Gr. Th. I. S. 1064.

| | Konjunktiv. | Konditionalis. |
|---|---|---|
| Sing. | 1 sî | 1 wâri |
| | 2 sîs | 2 wârîs |
| | 3 sî | 3 wâri |
| Plur. | 1 sîmês (sîn) | 1 wârîmês |
| | 2 sît | 2 wârît |
| | 3 sîn | 3 wârîn |

| Imperativ. | Infinitiv. | Partizip. |
|---|---|---|
| wis | wesan und: sîn | Präsens. wesent. |

Neben diesen Formen findet man im Altdeutschen ein von wesan gebildetes Präsens des Indikativs und Konjunktivs, nämlich Indikativ: wisu wisis wisit u. s. f. und Konjunktiv: wese weses wese u. s. f.

Im Mittelhochdeutschen nähert sich die Konjugation des Verbs sein schon dem Neudeutschen. Der Plural des Präsens Indikat. hat: sîn sît sint; das Präteritum hat: was wäre was, wâren wâret wâren; der Imperativ heißt noch: wis, und das Partizip des Präteritums: gesîn.

## §. 114.

Es ist oben (§. 35) schon gezeigt worden, daß das Augment ge, mit dem die deutsche Sprache in der Regel das Partizip des Präteritums bildet, als eine ursprünglich bedeutungslose Verstärkung des Anlautes anzusehen ist. Der Gebrauch des Augmentes in der Bildung des Partizips war dem Gothischen, und ist noch jetzt der niederdeutschen Mundart fremd. Im Alt- und Mittelhochdeutschen *) und noch bei Luther **) wird das Partizip bald mit, bald ohne Augment gebildet, ohne daß sich hierüber ein bestimmtes Gesetz auffinden ließe. Im Neudeutschen hat aber das Partizip immer das Augment, wenn nicht durch das Tonverhältniß des Wortes eine Ausnahme bedingt ist. Diese Ausnahmen lassen sich nämlich auf das Eine Gesetz zurückführen, daß das Partizip das Augment nicht annimmt, wenn die erste Silbe des Verbs nicht den Hauptton hat, wie bei den mit Vorsilben zusammengesetzten Verben z. B. erlauben, unterlassen, und bei den fremden Verben mit der Endung iren z. B. regiren.

Bei den mit der Vorsilbe miß zusammengesetzten Verben (§. 82) ist der Sprachgebrauch schwankend; und man spricht auch wol: gemißbilligt, gemißbraucht, gemißdeutet neben: mißlungen, mißverstanden u. s. f.; und in den Vorschriften, welche die Grammatiker darüber

*) S. J. Grimm d. Gr. Th. II. S. 845.

**) S. Jes. 10, 10. — Hiob 3, 25.

geben, ob und wie das Augment in diesen Verben zu gebrauchen sei, tritt eine auffallende Verwirrung hervor. Dieser Verwirrung entgehen wir aber, wenn wir nur das eben ausgesprochene Gesetz folgerecht in Anwendung bringen. Die nicht betonte Vorsilbe miß ist mit dem Augmente so unverträglich, daß selbst diejenigen Verben, welche für sich schon das Augment haben, wie: gefallen, gelingen, gerathen, in der Zusammensetzung mit dieser Vorsilbe das Augment abwerfen z. B. „es mißfällt, mißlingt, mißräth". Das Partizip aller Verben, in denen miß untergeordnete Betonung hat, muß daher ohne Augment gebildet werden. Wir sprechen daher: mißbilliget, mißbraucht, mißgönnt, mißhandelt, mißkannt, und nicht: gemißbilligt u. s. f. Wenn man für den Gebrauch des Augments in diesen und ähnlichen Verben anführt, daß manche derselben nicht als Verben mit der Vorsilbe zusammengesetzt, sondern von einem zusammengesetzten Substantiv oder Adjektiv abgeleitet sind z. B. mißbilligen, mißbrauchen von: mißbillig, Mißbrauch, und daß sie daher eben so, wie z. B. antworten, urtheilen von: Antwort, Urtheil, das Augment haben sollen: so übersieht man, daß diese Verben nicht mehr, wie: antworten und urtheilen, auf der ersten Silbe den Hauptton haben. Allerdings sind die Zusammensetzungen mit Substantiven, wie: Mißfall, Mißstand, Mißwachs, Mißgeschick, häufiger, als die Zusammensetzungen mit Verben, und in jenen liegt der Hauptton immer auf miß. Es scheint jedoch, daß man häufig mit miß zusammengesetzte Verben nicht sowol von als nach den zusammengesetzten Substantiven gebildet hat z. B. mißbrauchen, mißgönnen, mißgreifen, mißbieten nach: Mißbrauch, Mißgunst, Mißgriff, Mißgebot. Aber wie die Verben auch gebildet sein mögen, so haben sie in dem jetzigen Sprachgebrauche, wenn sie in der Sprache überhaupt eine allgemeine Aufnahme gefunden haben, auf der Vorsilbe den untergeordneten Ton, und können daher kein Augment annehmen z. B. mißgönnen, mißglücken, mißhandeln, mißkennen, mißdeuten. Nur in: mißverstehen und mißbehagen hat miß, weil es vor einer zweiten Vorsilbe steht, den Hauptton. Auch im Englischen hat mis, wenn nicht eine zweite Vorsilbe nachfolgt, wie in: misbelieve, immer den untergeordneten Ton z. B. mistake, mislead. Mißbrauchen von: Mißbrauch kann nach den rhythmischen Gesetzen der deutschen Sprache im Partizip eben so wenig das Augment annehmen, als offenbaren von: offenbar, welches schon Luther ohne Augment gebraucht*); weil in dem Ersteren miß eben so, wie in dem Letzteren offen, den untergeordneten Ton hat. Verben, wie: mißachten,

*) S. Röm. 1, 17. 18. — 1. Petr. 1, 7.

mißbieten, mißgreifen u. s. f. mit volltonigem miß, sind, wenn sie auch von Einigen gebraucht werden, unserer Sprache eigentlich fremd. Wären sie wirklich in der Sprache aufgenommen, so müßte im Partizip das Augment dem miß nachfolgen (mißgeachtet), und sie müßten überhaupt als trennbare Verben behandelt werden z. B. „Ich greife miß". Wenn wir nach dem gegenwärtigen Stande der deutschen Sprache, da die rhythmischen Gesetze auf eine besondere Weise die Formen der Wörter beherrschen, es als ein durchgreifendes Gesetz ansehen, daß die Vorsilbe miß kein Augment zuläßt; so wollen wir darum nicht in Abrede stellen, daß in einer frühern Zeit, weil miß noch den Ton hatte, oder weil überhaupt der Rhythmus in der deutschen Sprache noch nicht zu einer solchen Herrschaft über die Formen gelangt war, die Vorsilbe miß auch wol das Augment zulassen mochte. So bildet noch Luther das Partizip von: mißhandeln bald mit (mißgehandelt), bald ohne Augment *).

Weil die Hülfsverben: werden, dürfen, können, mögen, wollen, sollen, müssen und lassen als Formwörter untergeordnete Betonung haben, wird das Partizip derselben ebenfalls ohne Augment gebildet z. B. „Er ist geschlagen worden" „Er hat sprechen wollen, aber er hat schweigen müssen". Nur wenn der Infinitiv des Begriffswortes ausgelassen wird, und das Hülfsverb, indem es zugleich den Begriff ausdrückt, die Betonung eines Begriffswortes annimmt, wird das Partizip mit dem Augmente gebildet z. B. „Er hat gewollt, aber er hat nicht gekonnt". Jedoch gebraucht man auch in diesem Falle häufig das ohne Augment gebildete Partizip. Ob die Formen der Partizipien: dürfen, können, mögen u. s. f., welche von dem Infinitiv nicht unterschieden sind, auf ältere Partizipien alter Form zurückzuführen, oder aus einem bei den Partizipien auch sonst häufig vorkommenden und hier vielleicht durch den Mangel des Augments zunächst veranlaßten Wechsel der Formen (§. 98) zu erklären seien, bedarf noch einer näheren Untersuchung.

Wie bei den Hülfsverben des Modus, so nimmt auch bei den Verben: heißen, helfen, hören, sehen, lehren, lernen, wenn sie mit dem Infinitiv eines andern Verbs verbunden sind, das Partizip die Form des Infinitivs an. Offenbar hat der Nichtgebrauch des Augmentes auch hier seinen Grund in dem Tonverhältnisse. Das Partizip hat in diesen Verbindungen z. B. „Er hat ihn gehen heißen" „Ich habe ihn kommen sehen" „Ich habe ihn sprechen hören" immer eben so, wie die Hülfsverben, untergeordnete Betonung: und da diese Partizipien eben so, und unter denselben Verhältnissen, wie die

---

*) S. 1. Mos. 31, 36. — 1. Sam. 20, 1. — Ps. 106, 6.

Hülfsverben des Modus, die Form des Infinitivs annehmen; so scheint es, daß dieser Wechsel der Form bei Diesen, wie bei Jenen, zunächst durch den Mangel des Augments ist veranlaßt worden. Dieser Übergang scheint jedoch erst in einer spätern Zeit Statt gefunden zu haben *).

## §. 115.

In den zusammengesetzten Konjugationsformen wird der Begriff des Prädikats durch das Verb selbst in der Form eines Mittelwortes (§. 98), die Verhältnisse der Modus-, Zeit- und Personalbeziehung aber durch ein Hülfsverb ausgedrückt. Die zusammengesetzte Konjugation hat überhaupt erst später, als man das Bedürfniß fühlte, die Beziehungsverhältnisse des Prädikats mannigfaltiger zu unterscheiden, in der Sprache Aufnahme gefunden (§. 90): wir finden daher, daß dieselben Beziehungsverhältnisse in unterschiedenen Sprachen und sogar in unterschiedenen Mundarten derselben Sprache durch unterschiedene Hülfsverben bezeichnet werden (S. §. 116. 117).

## §. 116.

Die passive Form des transitiven Verbs, statt deren ältere Sprachen meistens die reflexive Form gebrauchen (§. 86), wird in den neuern Sprachen vermittelst besonderer Hülfsverben gebildet, die mit dem Partizip des Präteritums verbunden werden. Schon in der gothischen Sprache finden wir neben dem durch Flexion des Verbs gebildeten Präsens des Passivums zugleich Passivformen des Präteritums, die mit sein (wisan) und werden (vairthan) zusammengesetzt sind **). Das Verb sein ist demnächst auch von den romanischen Sprachen als Hülfsverb des Passivums aufgenommen worden. Auch die angelsächsische und nach ihr die englische Sprache bildet das Passivum durch sein. Dagegen bildet die deutsche Sprache jetzt das Passivum durch werden. Das Altdeutsche schwankt jedoch auf eine merkwürdige Weise zwischen sein und werden. Otfrid bildet das Passivum insgemein durch werden ***); eben so Notker †). Otfrid gebraucht jedoch diese Form selten, indem er statt unseres Passivums meistens entweder die reflexive Form oder das mit man verbundene

---

*) Von wilden Getwergen han ich gehöret sagen. Nibel. N. Ems-Laßberg. Handschr. 1356. a.

**) S. Ulfila Mark. 15, 15. — Joh. 18, 36. — 9, 19. — 17, 12.

***) S. Otfrid I. 1, 117. — 3, 37. — 4, 68. — 9, 1. — 15, 22. — 17, 5. — 18, 1. — 22, 17. — 31, 73.

†) S. Notker Ps. 2, 6. — 4, 5. — 6, 2. — 7, 5. — 8, 1. 4. — 9, 4. 17. 18. 20.

Aktivum gebraucht z. B. „wio man thiu Kindilin irsluag" statt: „wie die Kinder erschlagen wurden". Selten kömmt ein mit sein gebildetes Passiv vor z. B. „wio mag thaz sin firlougnit?" (II. 3, 20). Dagegen übersetzt Kero immer das lateinische Passivum durch die mit sein gebildete Form; und Isidor und Tatian gebrauchen bald sein bald werden *). Im Mittelhochdeutschen wird das Präsens und Imperfekt des Passivums mit werden, das Perfekt und Plusquamperfekt dagegen bloß mit sein (ohne worden) zusammengesetzt. Auch Luther kennt noch keine mit worden gebildete Form.

## §. 117 u. 118.

Die deutsche Sprache bildet die zusammengesetzten Zeitformen der Vergangenheit bei den transitiven Verben durch haben, und bei den intransitiven Verben theils durch haben, theils durch sein. Sie gebraucht bei den reflexiven Verben, weil diese den intransitiven Begriff in der Form eines transitiven darstellen, ebenfalls das Hülfsverb haben, indeß die romanischen Sprachen bei denselben Verben nach ihrem Begriffe das Hülfsverb sein gebrauchen. Durch haben gebildete Präteriten transitiver Verben kommen auch im Lateinischen vor z. B. Si habes jam statutum, quid tibi agendum putes — Nondum eum habes satis cognitum — Nimium saepe expertum habemus — Id habeo perspectum.

Im Allgemeinen bedienen wir uns bei den intransitiven Verben des Hülfsverbs haben, wenn der Begriff des Verbs als eine nach außen gerichtete Thätigkeit gedacht wird, wie z. B. schreien, lachen, weinen, und insbesondere, wenn das Verb zu den objektiven Verben gehört, wie z. B. helfen, gefallen, spotten: wir gebrauchen hingegen sein, wenn der Begriff nicht als eine nach außen gerichtete, sondern als eine auf das Subjekt beschränkte Thätigkeit gedacht wird, und insbesondere, wenn das Verb eine Ortsbewegung, wie z. B. gehen, kommen, fallen, steigen, oder den als ein Leiden gedachten Übergang aus einem Zustande in einen andern Zustand bezeichnet, wie z. B. erwachen, schwinden, sterben, wachsen. Diejenigen Verben, welche einen bleibenden Zustand ausdrücken, wie z. leben, schlafen, wachen, ruhen, schweigen, wohnen, fordern das Hülfsverb haben. Wir finden schon im Altdeutschen diesen auf die Bedeutung der Verben gegründeten Unterschied in dem Gebrauche der Hülfsverben. Bei denjenigen Verben, welche eine Ortsbewegung ausdrücken, wie: kommen,

*) S. Isidor c. 3, 1. 2. 3. 4. 5. u. s. f. — Tatian 3, 3. 5. 8. — 4, 4. — 5, 9. und: 2, 4. -- 3, 1. 7. — 4, 9. 13. 19.

gehen, fallen, steigen, erstehen *) und bei denen, die eine Veränderung eines Zustandes ausdrücken, wie: werden, veralten, vergehen, schwinden, erharten, wachsen, ersterben **) wird das Hülfsverb sein gebraucht. Da das Passivum im Altdeutschen ebenfalls sehr häufig vermittelst des Hülfsverbs sein gebildet wird (§. 116), da ferner der Begriff des Passivs als ein intransitiver Begriff anzusehen ist (§. 86), und da der Begriff derjenigen Verben, welche das Hülfsverb sein fordern, mit dem Begriffe des Passivs insbesondere noch das gemein hat, daß er nicht als eine nach Außen gerichtete, sondern als eine auf das Subjekt beschränkte Thätigkeit, und gewissermaßen als ein Leiden gedacht wird: so scheint dieselbe Vorstellungsweise, welche dem Gebrauche des Verbs sein bei der Bildung des Passivs zum Grunde liegt, auch den Gebrauch desselben bei der Bildung des Präteritums herbeigeführt zu haben. Auch ist hier der passive Begriff von dem bloß intransitiven so wenig unterschieden, daß man bei Verben, die auch in transitiver Bedeutung gebraucht werden, wie z. B. schmelzen, heilen, ersticken, verderben, verbrennen, fahren, scheiden, leicht versucht wird, das zusammengesetzte Präteritum z. B. „Das Blei ist geschmolzen" „Die Wunde ist geheilet" „Er ist erstickt" für eine Passivform zu nehmen („Das Blei ist geschmolzen worden" „Er ist erstickt worden" u. s. f.).

Obgleich es nun im Allgemeinen sehr bestimmt hervortritt, daß das Hülfsverb sein nur bei denjenigen intransitiven Verben gebraucht wird, deren Begriff auf die eben bezeichnete Weise als eine auf das Subjekt beschränkte Thätigkeit gedacht wird; so tritt diese Unterscheidung des intransitiven Begriffes doch im Besondern nicht immer so klar und so bestimmt hervor, daß nicht Schwankungen in dem Gebrauche der Hülfsverben vorkommen sollten. So nimmt im Mittelhochdeutschen: fahren (reisen) das Hülfsverb haben, und: mir träumet das Hülfsverb sein an ***); und im Oberdeutschen gebraucht man bei: stehen, sitzen, liegen, knien, hangen, kleben, schweben, stecken das Hülfsverb sein, indeß man bei: gelingen, gerathen und gehen häufig haben gebraucht †).

*) S. Isidor 5, 6. — Otfrid II. 7, 45. — Notker Ps. 15, 6. — 17, 11. — 27, 7. — 34, 21. — Tatian 2, 8. — Willeram 2, 12.
**) S. Otfrid II. 7, 44. — Notker Ps. 6, 8. — 11, 2. — 12, 5. — 17, 46. — 21, 16. — 30, 11. — Tatian 7, 1. — 9, 1. — Willeram 2, 12.
***) S. Parzival 8, 9. — Nibel. N. 1449, 3.
†) S. Schmeller a. a. O. 965.

## Zweites Kapitel.

### Von dem Substantiv.

#### §. 119.

Die auf die Wortform gegründete Unterscheidung der Substantiven in Stämme und Sproßformen ist nicht nur in Hinsicht auf die Bedeutung von großer Wichtigkeit (§. 38. 42): auch die Lehre von dem Geschlechte und von der Deklination der Substantiven gründet sich vorzüglich auf die Unterschiede der Wortform. Die auf die Begriffsform gegründete Unterscheidung in Konkreta und Abstrakta, in Gemeinnamen, Eigennamen und Stoffnamen ist insbesondere in Hinsicht auf den Gebrauch der Artikel und der Pluralform wichtig.

Man begreift unter den Substantiven insgemein nur Begriffswörter, wie z. B. Sprache, Sprecher, welche den Begriff einer Thätigkeit (sprechen) in der Begriffsform eines Seins darstellen. Diejenigen Formwörter, welche den Begriff eines Seins nur durch seine Beziehungen bezeichnen, nämlich die Substantivpronomen (S. §. 159), müssen jedoch ebenfalls gewissermaßen als Substantiven angesehen werden.

#### §. 120.

Man nennt das Geschlecht der Substantiven, in so fern es in der Sprache als männliches, weibliches und sächliches Geschlecht bezeichnet wird, das grammatische Geschlecht der Substantiven. Dieser Unterscheidung des grammatischen Geschlechtes liegt ein doppelter Gegensatz zum Grunde. Der in der Sprache zunächst erscheinende Gegensatz ist der von Person und Sache. An der Person aber tritt sogleich der Gegensatz des natürlichen Geschlechtes hervor. Die Personennamen so wie die Namen derjenigen Thiere, welche dem Menschen auf irgend eine Weise näher stehen, haben daher vermöge ihrer Bedeutung ein natürliches Geschlecht, welches insgemein mit dem grammatischen Geschlechte zusammenfällt z. B. der Bruder, die Schwester; der Stier, die Kuh. Die Differenz des natürlichen Geschlechtes wird, weil die Unterscheidung desselben zuerst mit dem Gegensatze des weiblichen Geschlechtes gegen das männliche hervortritt, bestimmter und vollkommener an dem weiblichen, als an dem männlichen Sein bezeichnet. Den Sachnamen kömmt vermöge ihrer Bedeutung kein natürliches Geschlecht zu; sie sind an sich nicht männlich und nicht weiblich (generis

neutrius). Diesem Mangel eines natürlichen Geschlechtes entspricht das sächliche Geschlecht. Der Gegensatz des natürlichen Geschlechtes hat sich aber in den meisten Sprachen auf Kosten des Gegensatzes von Person und Sache geltend gemacht. Das sächliche Geschlecht hat sich daher nur unvollkommen ausgebildet, und fällt theils mehr oder weniger mit dem männlichen zusammen, dessen Form ja gegen die Form des weiblichen Geschlechtes weniger ausgebildet ist; theils hat die Sprache auch vielfältig den Sachnamen das männliche oder weibliche Geschlecht beigelegt, und es ist sogar auffallend, daß unter den Sachnamen diejenigen, welche sächlichen Geschlechtes sind, eine verhältnißmäßig sehr geringe Anzahl ausmachen. In den semitischen Sprachen fehlt das sächliche Geschlecht gänzlich; und in den romanischen Sprachen wird es nicht mehr von dem männlichen unterschieden. Man ersieht daraus, daß die Sprache überhaupt, und nicht bloß im Einzelnen geneigt ist, auf die Sachnamen ein natürliches Geschlecht zu übertragen und Sachen gewissermaßen als belebte Dinge aufzufassen und darzustellen; und hier, wie in so manchen andern Verhältnissen der Sprache, tritt uns noch die ursprünglich in ihrer Entwickelung vorherrschende Vorstellungsweise entgegen, welche alles Sein unter den Begriff der Thätigkeit stellt, und in der angeschauten Natur überall ein verwandtes Leben ahndet. Auch ist überall das weibliche Geschlecht von dem männlichen vollkommner durch die Wortform unterschieden, als das sächliche von dem männlichen und weiblichen. Das sächliche Geschlecht unterscheidet sich nämlich meistens nicht so sehr, wie das männliche und weibliche, durch besondere Endungen, als vielmehr durch den Mangel derjenigen Endungen, welche das männliche und weibliche Geschlecht kenntlich machen z. B. G. thaurn-us (der Dorn), airth-a (die Erde) und: haurn (das Horn); l. lac-us, leg-s (lex) und: lac, collis, moles und: mel, fel.

Die Lehre von dem Geschlechte der Substantiven hat überhaupt keine feste Grundlage, so lange man nicht darüber im Reinen ist, wovon überhaupt das Geschlecht der Substantiven abhange. Personennamen haben vermöge des Begriffes, den sie ausdrücken, ein natürliches Geschlecht. Man könnte das sächliche Geschlecht, als das eigentliche Geschlecht der Sachnamen, in so fern es dem männlichen und weiblichen als genus neutrum gegenübersteht, ebenfalls ein natürliches — durch den Begriff gegebenes — Geschlecht nennen. Da aber Sachnamen öfter männlich oder weiblich, als sächlich sind, so fragt sich vorzüglich, wovon das grammatische Geschlecht der Sachnamen abhange. Man hat häufig angenommen, und Viele sind noch der Meinung, die Sprache habe den Sachnamen, je nachdem sie in dem besondern Begriffe derselben entweder besondere Attribute

der männlichen oder besondere Attribute der weiblichen Natur aufgefaßt habe, das männliche oder das weibliche Geschlecht beigelegt; so seien z. B. Berg, Baum, Blitz, Donner, Strom männlich nach den Attributen der Größe, Stärke und Gewalt, hingegen: Rebe, Taube, Blume, Rose, Wiese, Quelle weiblich nach den Attributen der Schwäche, Milde, Schönheit u. s. f. Nach dieser Ansicht würde das Geschlecht bei den männlichen und weiblichen Sachnamen ebenfalls von der Bedeutung abhangen. Aber wenn man auch im Allgemeinen annehmen muß, daß die Sprache hier die Sachen gewissermaßen als belebte Wesen auffasset; so lassen sich doch solche Beziehungen der Begriffe im Besondern nur bei sehr wenig Sachnamen nachweisen: bei den meisten würde man sich vergebens bemühen, sie aufzufinden. Auch ist ein solches Spiel des Witzes der Sprache im Allgemeinen fremd. Bei einer näheren Betrachtung sieht man bald, daß das Geschlecht der Sachnamen nicht sowol von dem besondern Begriffe und seinen Beziehungen zu den natürlichen Geschlechtern lebender Wesen, als vielmehr von der Form des Wortes abhängt. Das Geschlecht der Sproßformen hängt überall nicht von der Bedeutung, sondern von der Endung ab: im Deutschen sind z. B. die Abstrakta der Formen e, heit und ung weiblich, und die der Form sel sächlich; und im Lateinischen sind die Abstrakta der Formen us (visus) und or (amor) männlich, und die der Formen tia, tio und tas (stultitia, actio, pietas) weiblich. In der deutschen Sprache werden sogar Personennamen sächlich in den Diminutivformen chen und lein. Daß auch bei den Stämmen die Form des Wortes das Geschlecht beherrscht, tritt insbesondere in der deutschen Sprache sehr bestimmt hervor; indem die Stämme der Ablautsform in der Regel männlich oder sächlich, und die der Mittelform in der Regel weiblich sind. Personennamen, wie: Barn (Kind), Weib, Kind sind sogar sächlich nach der Analogie von Stämmen, die, wie: Horn, Haus, keine Endung haben, und auch im Gothischen kein s haben, wie z. B. die männlichen: Fisch, Tag (fisks, dags). Auch finden wir, daß mit der Wortform sich das Geschlecht verändert: so sind: Kohle (Cholo), Blume (Pluomo), Saite (Seito), Heuschrecke (Hewiscrecho,) Schnecke (Snecco), Schnepfe, Traube, Fahne, Flocke, die im Altdeutschen männlich sind, und: Beere (Peri), Rippe (Rippi), Tenne (Tenni), die im Altdeutschen sächlich sind, nachdem die Endungsvokale o und i sich eben so, wie a in: Zunka (Zunge), Wehha (Woche), zu e verflacht haben, weiblich geworden; und umgekehrt sind: Schooß, Schmerz (Scôza, Smerza) u. m. A., die weiblich waren, nach Abschleifung des Endungsvokals männlich geworden. Daher sind noch jetzt manche Stämme der Mittelform im Oberdeutschen, da sie den Endungsvokal

abgeworfen haben, männlich z. B. der Lerch, der Schank (die Schenke), der Aufnahm, der Rach, der Schneck, der Schnepf, der Schurz, der Spitz, der Tauf *).

Wenn wir hier das Geschlecht der Substantiven als von der Wortform abhängig darstellen, so könnte man die Frage aufwerfen, ob nicht vielleicht umgekehrt die Wortform von dem Geschlechte, und somit Geschlecht und Wortform zuletzt davon abhange, wie die Sprache den besondern Begriff des Substantivs in Beziehung auf das Geschlecht aufgefaßt habe. Aber die in der Sprache vorhandenen Thatsachen sprechen sehr bestimmt gegen eine solche Annahme. In den Sproßformen bezeichnet die Wortform — wenn man die das weibliche Geschlecht bezeichnenden Formen (gallina, Heldin) ausnimmt, welche ursprünglich adjektivische Flexionsformen zu sein scheinen (§. 47) — nur die Begriffsform ohne Beziehung auf Geschlecht. Bei den Stämmen könnte das Geschlecht nur durch diejenigen Endungen bezeichnet werden, welche wir als nicht bedeutsame Endungen bezeichnet haben; allein das Vorhandensein dieser Endungen hängt überhaupt nicht von der Bedeutung des Substantivs und von dem Geschlechte ab, sondern von den phonetischen Verhältnissen desselben (§. 38—40). Die Stämme der durch die Endungen e, t (d) unterschiedenen Mittelform sind zwar insgemein weiblich (§. 40); aber man kann darum nicht annehmen, daß diese Endungen ursprünglich der Ausdruck des Geschlechts seien. Die Unterscheidung des Geschlechtes durch die Wortform scheint überhaupt dem eigentlichen Substantiv ursprünglich fremd zu sein. Die Sprache unterscheidet das Geschlecht durch eine besondere Flexion — die Geschlechtsflexion: diese Flexion gehört aber nicht dem Substantiv an. Das Geschlechtsverhältniß steht in einer innigen Beziehung zu der Personalbeziehung; die Geschlechtsflexion hat sich daher überall am bestimmtesten und vollkommensten entwickelt in dem Pronom, und sie tritt in manchen Sprachen z. B. in den semitischen und in der altslavischen Sprache mit der Personalflexion in den Konjugationsendungen des Verbs hervor. Auch ist in diesen Sprachen die Unterscheidung des Geschlechtes in dem Pronom und in den Konjugationsendungen nicht auf die dritte Person beschränkt, sondern hat in den semitischen Sprachen auch bei der zweiten, und in dem Dual der Altslavischen bei der ersten Person Statt. Die Sprache bezeichnet hier das Geschlecht nur als ein Kongruenzverhältniß; und sie bezeichnet es eben so in der Geschlechtsflexion des Adjektivs, welche in der Form meistens mit der

*) S. Schmeller a. a. O. 881.

Geschlechtsflexion des Pronoins zusammenfällt *). Man muß jedoch bei den Stämmen die Adjektivsubstantiven von den ursprünglichen Substantiven unterscheiden. Als ursprüngliche Adjektiven haben die Adjektivsubstantiven ursprünglich die Geschlechtsflexion und unterscheiden daher das Geschlecht durch die Wortform z. B. θεός und θεά, l. filius und filia, Ad. Herro (Herr) und Herra (Herrin) (§. 41). In der deutschen Sprache sind jedoch die Geschlechtsendungen theils ganz abgeschliffen z. B. Herr, Herzog (Ad. Herizoho), theils zu e verflacht z. B. Knabe, Erbe (Ad. Chnapo, Erpo). Die meisten Personen- und Thiernamen gehören zu den Adjektivsubstantiven, und sie sind zum Theile noch daran kenntlich, daß sie nach der neuen Form dekliniren.

Daß bei den Sachnamen das Geschlecht von der Wortform abhängig ist, obgleich die Wortform nicht als der eigentliche Ausdruck des Geschlechtes anzusehen ist, läßt sich vielleicht am besten dadurch erklären, daß das Geschlecht nach der Analogie der Wortform von den Adjektivsubstantiven auf die ursprünglichen Substantiven übertragen worden. Die ältere Sprache hatte einen sehr großen Reichthum von Adjektivsubstantiven und besonders von Personen- und Thiernamen dieser Form (§. 41); und es scheint, daß die eigentlichen Substantiven das Geschlecht derjenigen Adjektivsubstantiven angenommen haben, denen sie in der Wortform analog waren. So finden wir z. B. im Altdeutschen neben den männlichen Adjektivsubstantiven: Ano (Ahn), Aro (Aar), Chempho (Kämpfer), Herro (Herr) u. s. f. die männlichen Sachnamen: Cherno (Kern), Chimo (Keim), Cholo (Kohle), Chrampho (Krampf), Huso (Haufen), Karto (Garten) u. m. A.; und neben den weiblichen Adjektivsubstantiven: Ana (Großmutter), Herra (Herrin), Quena (Frau), Spinna (Spinne) die weiblichen Sachnamen: Asca (Asche), Hutta (Hütte), Luta (Laut), Repa (Rebe) u. m. A. Eben so mag im Gothischen z. B. das männliche Geschlecht der Sachnamen: dauthus (Tod), flôdus (Fluß), lustus (Lust), sakkus (Sack), neben: magus (Knabe), sunus (Sohn), airus (Bote); im Griechischen z. B. ὁ νόμος, ὁ τόπος, ὁ πόνος neben: ὁ θεός, ὁ φίλος und: ἡ σκία, ἡ πέτρα neben: ἡ θεά, so wie im Lateinischen z. B. campus, annus neben: equus und: aqua, planta neben: filia zu erklären sein. Für diese Erklärung des grammatischen Geschlechtes spricht insbesondere, daß auch die Deklination des Substantivs, welche mit dem Geschlechte in einer innigen Beziehung steht, überall der Analogie der Wortform folgt. Wenn die Übertragung eines natürlichen Geschlechtes von den Personennamen auf Sachnamen

*) S. Organism der Sprache. Zweite Ausgabe. §. 51. 69.

nicht überhaupt in der Sprache als etwas ganz Willkührliches erscheinen soll; so muß dieser Vorgang entweder aus der Analogie der Wortformen oder aus einer Analogie der Bedeutung erklärt werden. Offenbar ist es aber einfacher und natürlicher, ihn aus der Analogie der Wortformen, als aus Analogien der Begriffe zu erklären, die man meistens erst ersinnen müßte: und die uns zu Gebote stehenden Thatsachen sprechen eben so bestimmt für die erstere, als gegen die letztere Erklärungsweise.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich nun Folgendes als die allgemeine Grundlage für die Lehre von dem Geschlechte der Substantiven in der deutschen und in den andern Sprachen.

Bei den Personennamen und bei den Namen derjenigen Thiere, bei denen die Sprache das natürliche Geschlecht unterscheidet, fällt das grammatische mit dem natürlichen Geschlechte zusammen, und wird daher durch die Bedeutung bestimmt. Nur die deutschen Diminutiven der Personen- und Thiernamen und Weib machen hier eine Ausnahme.

Bei allen Sachnamen hängt das grammatische Geschlecht von der Wortform ab; man muß daher bei den Sachnamen zunächst die Stämme von den Sproßformen, und dann die besondern Formen der Stämme sowol als der Sproßformen von einander genau unterscheiden. Auch müssen die Adjektivsubstantiven von den andern Substantiven unterschieden werden.

Da die Wortformen der Stämme nur nach den nicht bedeutsamen Endungen unterschieden werden (§. 38), diese Endungen aber in dem Laufe der Zeit theils mannigfaltige Veränderungen erlitten haben, theils gänzlich abgeschliffen worden; so hat die Bestimmung des Geschlechtes nach der Wortform bei den Stämmen im Besondern oft große Schwierigkeiten, und ist oft nach dem gegenwärtigen Stande der Sprache nicht mehr möglich. Diese Schwierigkeiten können großentheils dadurch überwunden werden, daß wir die Stämme in ihren älteren Wortformen auffassen und vergleichen. So sind z. B. der Tag und das Joch, der Wind und das Land, der Dorn und das Horn, der Vogel und die Nadel, der Acker und das Silber, die Sucht und das Licht, die jetzt nicht mehr durch die Wortform unterschieden werden, in den gothischen Formen: dag-s und juk, vind-s und land, thaurn-us und haurn, fug-ls und neth-la, ak-rs und silub-r, sauh-ts und liuh-ath noch unterschieden. Eben so sind z. B. der Same, die Erde und das Ende, der Sieg und das Loch, der Hagel und die Schüssel noch in den altdeutschen Formen: Sam-o, Erd-a und Ent-i, Sik-u und Loh, Hak-al und Scuz-ila unterschieden. Da aber theils die ältern Formen der nicht bedeutsamen Endungen

durch mannigfaltigen Wandel unkenntlich geworden, theils auch die ältesten Formen der Stämme für uns nicht mehr zugänglich sind; so ist es zwar im Einzelnen oft nicht mehr möglich, das Geschlecht der Stämme nach der Wortform zu bestimmen: wenn man aber versucht, das Geschlecht der Stämme auf Analogien der Bedeutung zurückzuführen, so ist der Erfolg, wie die Erfahrung vielfältig gelehrt hat, noch weniger befriedigend; und diese Versuche sind schon darum zu tadeln, weil sie eine an sich grundlose Ansicht von dem grammatischen Geschlechte der Sachnamen in die Grammatik einführen.

Es bedarf kaum der Erinnerung, daß die hier entwickelte Ansicht auch auf die Lehre von dem Geschlechte in den alten Sprachen anzuwenden ist, und daß auch in diesen Sprachen das Geschlecht der Personennamen auf die Bedeutung, das Geschlecht der Sachnamen aber auf die Wortform muß zurückgeführt werden. Die ganze Lehre von dem Geschlechte der Substantiven kann aber in diesen Sprachen erst dann mit größerer Bestimmtheit und Klarheit gefaßt werden, wenn man zuerst die Personennamen von den Sachnamen, und dann bei den Sachnamen die Sproßformen von den Stämmen und die bedeutsamen von den nicht bedeutsamen Endungen und diese von einander mit scharfer Bestimmtheit scheidet, und nun das grammatische Geschlecht der Sachnamen auf die Unterschiede der Wortformen zurückführt.

## §. 121—123.

Die Substantiven der **Ablautsform** (§. 39) sind im Allgemeinen **männlichen** Geschlechtes. Die Zahl der **sächlichen** Substantiven dieser Form ist verhältnißmäßig sehr geringe, und diese können als Ausnahmen betrachtet werden.

Im Neudeutschen sind nur diejenigen sächlichen Substantiven dieser Form, welche das Augment haben, und meistens auch im Gothischen und Altdeutschen sächlich sind, durch die Wortform unterschieden. Im Gothischen sind jedoch auch die andern sächlichen Substantiven noch von den männlichen unterschieden theils durch den Mangel der den männlichen angehörigen Endungen z. B. in: Fell, Haus, Jahr, Joch, Korn, Lamm, Land, Schiff (G. fill, hûs, jêr, juk, kaurn, lamb, land, skip) (§. 120), theils durch die Endungen i und o z. B. badi (Bett), reiki (Reich) und augo (Auge), auso (Ohr). Im Altdeutschen hat sich die Endung i erhalten z. B. in: Enti (Ende), Hirni (Hirn), Petti (Bett); und o ist in a übergegangen in: Ouga, Ora, Herza.

Auch die Stämme mit den nicht bedeutsamen Endungen er, el, en sind im Gothischen noch durch die Endungen unterschieden: die

männlichen Stämme haben: rs, ls, ns, die weiblichen: ra, la, na und die sächlichen: r, l, il, an, in z. B. vokrs (Wucher), hleithra (Leiter), silubr (Silber). Im Altdeutschen findet sich diese Unterscheidung nur noch in so fern, daß die männlichen und weiblichen Stämme der neuen Deklinationsform, jene: aro, alo, ilo u. s. f.; diese: ara, ala, ila, ana u. s. f. haben z. B. Habaro (Hafer), Scultira (Schulter), Wassar. Die männlichen Stämme mit en haben im Altdeutschen die Endung o z. B. Mako (Magen), Prato (Braten).

Die Stämme der Mittelform sind mit sehr wenig Ausnahmen weiblich. Viele weibliche Stämme, die früher meistens, wie Schar, Scham, Qual, Pein, Zahl u. m. A., eine vokalische Endung (a und später e) hatten, müssen ebenfalls zur Mittelform gezählt werden.

Im Altdeutschen kömmt Muth (Muot) bald mit männlichem, bald mit sächlichem und in Zusammensetzungen auch mit weiblichem Geschlechte vor: daher haben wir männliche und weibliche Zusammensetzungen mit diesem Substantiv z. B. Hochmuth, Unmuth und: Sanftmuth, Großmuth.

Unter die Adjektivsubstantiven konkreter Bedeutung gehören nicht bloß diejenigen männlichen Personen- und Thiernamen, welche, wie: Graf, Held, Bürge, Ochs, Falke, jetzt in der neuen Form dekliniren, sondern auch viele andere, welche, wie: Aar, Hahn, Herzog, Schultheiß, Wiedehopf, früher in der neuen Form deklinirten. Einige, wie: Schnecke, Schnepfe, Heuschrecke, Blindschleiche und Waise, in denen sich die Endung o zu e verflacht hat, sind weiblich geworden.

Zu den weiblichen Adjektivsubstantiven scheinen außer: Frau und Waise auch: Amme, Base, Muhme, Mücke, Spinne, Taube, Fliege und mehrere andere weibliche Personen- und Thiernamen zu gehören, welche von den Stämmen der Mittelform in der Wortform nicht unterschieden sind. Die Adjektivsubstantiven abstrakter Bedeutung sind sächlich z. B. das Grün, das Recht, das Dunkel.

## §. 124 u. 125.

Das Geschlecht der Sproßformen hängt von den besondern Endungen ab, durch welche sie gebildet werden. — Die Substantiven der Form niß sind im Altdeutschen meistens weiblichen Geschlechtes; daher noch z. B. die Betrübniß, die Finsterniß.

Zu den Sproßformen gehören auch die männlichen Substantiven: Hering, Pfenning, Schilling, als Überreste einer ältern Form für Personennamen (§. 49).

Unter den zusammen gesetzten Substantiven haben: Langohr, Langbein, Grünrock, Neunauge und diesen Ähnliche die Bedeutung von

substantivisch gebrauchten Adjektiven (der Langöhrige u. s. f.); und sie haben das Geschlecht des hinzugedachten Personen- oder Thiernamens.

## §. 126 u. 127.

Die fremden Substantiven behalten in der deutschen Sprache insgemein ihr Geschlecht. Wenn sie jedoch in der Wortform und besonders in der Betonung ursprünglich deutschen Wörtern ähnlich geworden sind, so haben sie häufig auch nach der Analogie der Wortform ein anderes Geschlecht angenommen z. B. Körper, Tempel, Fenster, Marsch, Kanone, Zitrone, Bajonet.

Da in der französischen Sprache das sächliche Geschlecht nicht von dem männlichen unterschieden wird; so gibt die deutsche Sprache den aus dieser Sprache aufgenommenen männlichen Sachnamen bald das männliche, bald das sächliche Geschlecht z. B. der Degout, der Koup, der Pas und: das Genie, das Billet, das Schaffot, das Buffet. Da die englische Sprache bei den Sachnamen kein Geschlecht unterscheidet; so haben die aus dieser Sprache aufgenommenen Sachnamen bald männliches, bald weibliches, bald sächliches Geschlecht z. B. der Park, der Toast, der Porter, die Bill und das Budget.

Die Ländernamen sind wegen des hinzugesetzten oder hinzugedachten „Land, Reich" meistens sächlich; diejenigen, welche mit einem andern Gemeinnamen zusammengesetzt sind, behalten, mit wenigen Ausnahmen, wie: Steiermark und Dänemark, das Geschlecht des Gemeinnamens. Die Städtenamen sind jetzt ebenfalls mit wenigen Ausnahmen, wie: der Hamm, der Haag, sächlich; im Mittelhochdeutschen kommen jedoch Städtenamen auch mit männlichem und weiblichem Geschlechte vor.

## §. 128.

Da das Geschlecht der Sachnamen von der Wortform abhängt (§. 120), die Wortform aber theils nicht immer vollkommen unterschieden, theils auch wandelbar ist; so haben manche Sachnamen in unterschiedenen Zeiten und Mundarten unterschiedene Geschlechter angenommen. So sind z. B. die im Altdeutschen noch männlichen Sachnamen: Kohle, Niere, Saite, Traube, Flocke (Cholo, Nioro u. s. f.) und: Locke, Zähre (Loch, Zahar), wie die früher sächlichen: Waffe, Wolke (Wafan, Wolchan), Ähre (Ahar), Rippe, Tenne, Beere (Rippi u. s. f.) und Borste (Porst) nach veränderter Wortform weiblich geworden. Auch kommen mundartische Verschiedenheiten, wie: der Lerch, der Eis, das Eck, noch jetzt häufig

vor *). Insbesondere schwankt das Geschlecht häufig bei Stämmen der Ablautsform, bei denen das männliche und sächliche Geschlecht nicht durch die Wortform unterschieden sind. So sind: Speer, Sporn, Gesang, Zweig im Altdeutschen noch sächlich, und Glied (Lid) ist männlich; und noch jetzt werden: Band, Bund, Lohn, Schild, Theil und Ort in beiden Geschlechtern gebraucht. Die Sprache hat jedoch bei Letztern an den Unterschied des Geschlechtes einen Unterschied der Bedeutung geknüpft, der dem Worte ursprünglich fremd ist.

## §. 129.

Die Artikel sind Formwörter, durch welche bezeichnet wird, ob das durch einen Gemeinnamen ausgedrückte Sein von dem Sprechenden als ein bestimmtes oder nur als ein unbestimmtes Individuum seiner Art gedacht wird. Wir bezeichnen ein bestimmtes Individuum durch den bestimmten, und ein unbestimmtes durch den unbestimmten Artikel z. B. „Er brachte einen Apfel und eine Birne, und schenkte mir den Apfel, aber nicht die Birne“ „Mir begegnete ein Mann, dem Manne folgte ein Knabe und der Knabe trug einen Korb“. Die Bedeutung der Artikel wird gerade dadurch klar, daß wir insgemein, wie in diesen Beispielen, ein noch nicht besprochenes Sein zuerst als ein unbestimmtes Individuum seiner Art in die Rede einführen, und mit dem unbestimmten Artikel bezeichnen, es dann aber als ein schon besprochenes und dadurch bestimmtes Individuum mit dem bestimmten Artikel bezeichnen. Ein jeder Gemeinname drückt an sich die ganze Art und das Individuum nur als ein von andern Individuen derselben Art nicht unterschiedenes aus; und wir bedienen uns des Zahlwortes Ein als unbestimmten Artikels, um dieses Verhältniß des nicht unterschiedenen Individuums zu bezeichnen. Indem der Sprechende das Individuum als ein von allen andern Individuen derselben Art unterschiedenes denkt, wird der Begriff ein bestimmter; und wir bedienen uns zur Bezeichnung dieses Verhältnisses des Demonstrativpronoms (S. §. 158). Der bestimmte Artikel macht den Gemeinnamen gewissermaßen zu einem Eigennamen.

Da man aus dem ganzen Zusammenhange der Rede meistens leicht versteht, ob der Gemeinname ein bestimmtes oder nur ein unbestimmtes Individuum ausdrücken soll; so bedarf die Sprache nicht nothwendig der Artikel, und die Sprache überhaupt hat ursprünglich, wie die lateinische und die slavischen Sprachen, keinen Artikel. Erst später, als das Bedürfniß einer genaueren Unterscheidung der Begriffe fühlbarer wurde, bedienten sich manche Sprachen, wie

*) S. Schmeller a. a. O. 881.

die griechische, die germanischen und nach diesen auch die romanischen Sprachen, des Demonstrativpronoms, um ein bestimmtes Individuum, und des Zahlwortes, um das von dem Sprechenden gemeinte Sein als ein unbestimmtes Individuum der durch den Gemeinnamen ausgedrückten Art zu bezeichnen; und diese Sprachen haben dadurch offenbar an logischer Bestimmtheit des Ausdrucks gewonnen. Der Gebrauch eines Artikels war der ältesten griechischen Sprache, wie sie sich in Homer darstellt, eigentlich fremd. Auch beschränkt sich die griechische Sprache auf den Gebrauch des bestimmten Artikels; das Verhältniß eines nicht bestimmten Individuums ist an dem Mangel des Artikels kenntlich; nur selten bezeichnet sie ihn besonders durch das unbestimmte Pronom τις. Die lateinische Sprache sucht dem fühlbar gewordenen Mangel der Artikel einigermaßen durch den häufigen Gebrauch der unbestimmten Pronomen: quidam und aliquis zur Bezeichnung eines unbestimmten Individuums abzuhelfen z. B. Uterque alio quodam modo sapiens est appellatus. Doctum quendam virum carminibus graecis vaticinatum ferunt. Aliud quoddam expetimus filum orationis. Dirimuntur interdum contentione commodi alicujus. Si casu aliquo inciderint. Ut aliquam a se ipse mercedem exigat.

Der Gebrauch des Artikels ist in der deutschen Sprache uralt; aber der ausgedehnte Gebrauch desselben, wie er jetzt Statt findet, gehört der späteren Zeit an. Die gothische Sprache beschränkt sich noch auf den bestimmten Artikel bei Gemeinnamen; der unbestimmte Artikel ist ihr noch gänzlich fremd z. B. Luk. 2, 25. tharuh vas manna in Jairusalêm — jah sa manna vas garaihts (es war ein Mann in Jerusalem, und der Mann war gerecht). Matth. 8, 23. 24. Jah innatgaggandin imma in skip — — svasve thata skip gahulith etc. Selbst der bestimmte Artikel fehlt oft vor Gemeinnamen, die als individuelle und bestimmte gedacht werden z. B. Matth. 5, 25. ibai hvan atgibai thuk sa andastava stavin, jah sa stava thuk atgibai andbahta, jah in karkara galagjaza (auf daß dich der Widersacher nicht überantworte dem Richter, und der Richter überantworte dich dem Diener, und werdest in den Kerker geworfen). Matth. 8, 32. galithan in hairda sveine (fuhren in die [schon besprochene] Herde Säue); und 9, 15. ibai magun sunjus bruthfadis quainon und thata hveilos thei mit im ist bruthfaths (Wie können die Söhne des Bräutigams weinen, so lange der Bräutigam bei ihnen ist?). Im Angelsächsischen und im Altdeutschen ist der Gebrauch des bestimmten Artikels fast noch eben so beschränkt, als im Gothischen. Auch der unbestimmte Artikel kömmt in diesen Sprachen noch äußerst selten vor

z. B. „In Dagon eines Kuninges" (In den Tagen eines Königs)*); die Gemeinnamen haben, wenn sie einen nicht bestimmten Begriff bezeichnen sollen, insgemein keinen Artikel z. B. „Er mo Quenun las" (Er wählte ihm eine Frau) „Tho quam Boto" (Da kam ein Bote)**); und selbst Gemeinnamen bestimmter Bedeutung haben oft keinen Artikel z. B. „Engil floug zi Himile" (der [besprochene] Engel flog zum Himmel)***). Auch jetzt nehmen Gemeinnamen keinen Artikel an, wenn das Individuum schon durch ein vorangehendes Adjektivpronom oder durch ein vorangehendes attributives Substantiv im Genitiv als ein bestimmtes bezeichnet ist. Durch das vorangehende Adjektivpronom wird nämlich die Person oder Sache schon nach ihrer Beziehung zum Sprechenden als ein Individuum bestimmt; und das vorangehende Substantiv individualisirt den Beziehungsbegriff dadurch, daß es selbst stets mit dem Artikel verbunden ist z. B. „der Menschen Thaten" „der Thiere König" „des Schwertes Spitze". Im Alt- und Mittelhochdeutschen jedoch, wie auch im Gothischen, haben Substantiven, welche mit einem Possessivpronom verbunden sind, häufig auch noch den bestimmten Artikel, der aber nicht eine unterschiedene Fassung des Begriffes zu bezeichnen scheint. So finden wir z. B. bei Otfrid: „thero sinero Worto" „thera thinera Gescafti" neben: „Sunes thines" „bi unser Frehtin" und: „in thia Zungun mina" neben: „in sina Zungun" „Fingar thinan dua anan Mund minan". Auch in der italiänischen Sprache, in welcher die Possessivpronomen insgemein mit dem bestimmten Artikel, und nur ausnahmweise z. B. bei Verwandtschaftsnamen ohne ihn gebraucht werden, läßt sich kein bestimmter Unterschied der Bedeutung auffinden. Anders verhält es sich mit dem unbestimmten Artikel z. B. un mio amico (Einer meiner Freunde). Eben so wenig bezeichnet in der griechischen Sprache der vor den Possessivpronomen, und sogar vor den Demonstrativpronomen, wie auch vor Eigennamen, stehende Artikel einen Unterschied der Bedeutung; und der pleonastische Gebrauch des Artikels scheint aus der Neigung der Sprache, überall die Begriffe möglichst zu individualisiren und dadurch anschaulich zu machen, hervorgegangen zu sein.

Die deutsche Sprache gibt in Übereinstimmung mit der französischen und italiänischen nicht nur dem Abstraktum und Stoffnamen, sondern auch dem Gemeinnamen — im Singular — den bestimmten Artikel, wenn durch das Abstraktum der ganze Umfang des Begriffes, und durch den Stoffnamen und Gemeinnamen die ganze Art des

*) S. Otfrid I. 4, 1.
**) S. Otfrid I. 4, 3. 29. — 5, 3.
***) S. Otfrid I. 5, 71.

Dinges bezeichnet, und gewissermaßen als Ein Individuum dargestellt wird z. B. „Der Glaube macht selig“ „Das Quecksilber ist flüssig“ „Die Pflanze nährt sich durch ihre Wurzeln“. In diesem Falle bezeichnet der Artikel die durch den Gemeinnamen ausgedrückte Person oder Sache nicht als eine sinnlich konkrete, sondern im Gegensatze gegen die sinnliche Anschauung als Begriff. Von dem Plural unterscheidet sich diese Form dadurch, daß jener entweder bloße Mehrheit, oder zwar die Allheit, aber in der Form sinnlicher Anschauung ausdrückt; diese dagegen die Allheit in der Form des Begriffes. Wie der griechischen, so mangelt der englischen Sprache diese Unterscheidung, indem sie in diesem Falle das Abstraktum und den Stoffnamen ohne Artikel und den Gemeinnamen im Plural gebraucht.

## §. 130.

Im Gothischen, Angelsächsischen und meistens auch im Altdeutschen werden viele Substantiven, die wir zu den Gemeinnamen zählen, deren Begriff aber, wie der der Eigennamen, nicht als eine Art von Dingen, sondern als das einzige Individuum seiner Art gedacht wird, ohne Artikel gebraucht. Solche Substantiven sind: Himmel, Erde, Welt, Hölle, Paradies, der Herr (Gott), der Heiland, der (göttliche) Vater, der (göttliche) Sohn, der Tempel (in Jerusalem). Dieser Gebrauch hat sich im Englischen in so fern erhalten, daß manche Substantiven, wie: heaven, hell, paradyse, purgatory, town (Hauptstadt), parliament insgemein ohne Artikel gebraucht werden. Im Neudeutschen brauchen wir jetzt, wie schon im Mittelhochdeutschen, in diesem Falle in der Regel den Artikel, eben so wie wir im Familienkreise sagen: der Vater, die Mutter. Doch haben sich auch im Deutschen von jenem Gebrauche Spuren erhalten. Tauler hat noch: „auf Erdreich“ und: „zu Himmel“; und wir sagen noch: „auf Erden“ „gen Himmel“ „an Hof gehen“ (mittelhd. ze Hove) „zu Grunde gehen“ „zu Thal, zu Berg, zu Walde gehen“ „vor Augen haben“ „zu Ohren kommen“ „über Land und Meer“ „über Bord werfen“ „zu Herzen gehen“, und Haus wird in der Bedeutung von Heimat immer ohne Artikel gebraucht z. B. „zu, von, nach Hause“. Die im Kanzleistile ohne Artikel gebrauchten: Richter, Kläger, Beklagter u. s. f. scheinen ebenfalls hierher zu gehören. Im Alt- und Mitteldeutschen ist die Auslassung des Artikels in diesem Falle noch häufiger z. B. Ad. „untar Fuaz“ „in Erda“ „zi Stade“ „bî Manne“ Mhd. „über Ahsel“ „über Bart und über Kinne“ „uf Hant“ „under Arm“ „ze Brücke, Gazzen, Kirchen“. Doch tritt es im Allgemeinen im Mittelhochdeutschen schon als ein bestimmtes Gesetz hervor, daß alle Gemeinnamen, je nachdem sie in bestimmter oder unbestimmter

Bedeutung gebraucht werden, entweder den bestimmten oder den unbestimmten Artikel haben. Nur selten kommen ausnahmweise Gemeinnamen in unbestimmter Bedeutung auch noch ohne Artikel vor z. B. „Waz saget ir mir von Manne" „von Mannes Minne" „Waz wäre Mannes Wünne" „Er solde Krône tragen" „Alsô hôher Gîsêl gewan nie Künic mêr" „Daz wir iu Märe sagen" „Dâ Sîfrid Ritters Namen gewan" „Mit der besten Wäte, die Rîter ie getruoc" „Daz iemen drumbe tôt gelige vor Heldes Handen" „sô bistu Küneges Man" „Ein Jude Pfandes gert" „Es gediente noch nie Recke" *). Sehr geläufig ist dem Mittelhochdeutschen insbesondere die Auslassung des bestimmten Artikels in Ausdrücken, wie: Bürge unde Lant" „Zepter unde Krone" „Schilt unde Swert" „Palas unde Sal" „Wip unde Man" „Ritter unde Kneht" „Maget unde Wîp" „Ere unde Lîp" „Liute unde Lant". Durch die Auslassung des Artikels in diesen Ausdrücken wird die Verbindung unterschiedener Dinge zu Einer Gesammtheit bezeichnet; andererseits aber auch dadurch, besonders wenn die verbundenen Substantiven mit demselben Buchstaben anlauten, die rhythmische Form des Ausdruckes gefördert. Die Auslassung des Artikels in diesem Falle hat sich daher auch noch im Neudeutschen erhalten. Im Altdeutschen steht bald der Artikel z. B. „Mano joh thiu Sunna" „Houbit joh thio Henti" „Sela joh thaz Herza" „Erdun joh thes Sewes", bald wird er ausgelassen z. B. „Fater endi Sunu" „Dages indi Nahtes" „Lichamon joh Sela" „Hanton joh ouh Ougon". Der Artikel tritt in diesem Falle aber nur zu dem zweiten Substantiv, und scheint nur deßhalb hinzugesetzt zu werden, um den trochäischen Rhythmus hervorzubringen.

Die Gemeinnamen werden ferner insgemein ohne Artikel gebraucht, wenn sie nicht sowol den konkreten Begriff von Individuen, als die abstrakte Eigenschaft der Art ausdrücken, und in dieser Bedeutung die Stelle des Prädikates oder eines Attributes oder auch eines Objektes und besonders eines Adverbs der Weise einnehmen. Der Gemeinname nimmt in diesen Fällen gewissermaßen die Bedeutung eines Verbs, Adjektivs oder Adverbs der Weise, oder eines Abstraktums und somit die Begriffsform der Thätigkeit an z. B. „Er ist König oder Sklave" (herrscht oder dient) „nach Weidmanns (weidmännischer) Sitte" „nach Ritters (ritterlicher) Weise" „Er wird Soldat" „Er handelt als Freund" (freundschaftlich). Besonders gehören die mit der Präposition zu gebildeten Ausdrücke hierher, welche die Absicht oder Weise einer Bewegung bezeichnen

---

*) S. Nibel. N. 15, 1. — 16, 3. — 32, 4. — 64, 3. — 114, 3. — 117, 3. — 142, 1. — 249, 2. — 273, 1. — 295, 4.

z. B. „zu Tische, zu Bette, zu Markte gehen" (um zu essen, zu schlafen, einzukaufen) „zu Wasser, zu Lande, zu Schiffe, zu Pferde, zu Fuße kommen" (gefahren, geritten, gegangen), und manche andere adverbiale Ausdrücke z. B. „stehendes Fußes" „trocknen Kleides" „ruhigen Gesichtes" (S. §. 252). Die romanischen Sprachen unterscheiden diese Verhältnisse durch Auslassung des Artikels auf eine mehr durchgreifende Weise, als die deutsche z. B. fr. Il est homme de parole, il a été élu Roi, le rang de Duc; It. ella e ricca donna. Der Gebrauch des attributiven Genitivs zur Bezeichnung der Art ohne Artikel ist im Gothischen, Altdeutschen und Mittelhochdeutschen viel ausgedehnter, als im Neudeutschen, wo wir statt des attributiven Satzverhältnisses meistens eine Zusammensetzung brauchen z. B. G. sunum manne (Söhnen der Menschen) blômans haithjos (Haideblumen) Ad. „Folo Rosses" (Roßfüllen) „Hus Hirto" (Hirtenhaus) „Zwîg Oliboumo" (Ölzweig) Mhd. „bî Lerchen Sanc" „von Spers Krache" „Kindes Spil". Auch der in der objektiven Beziehung des Faktitivs nach den Verben: werden, machen, wählen u. s. f. stehende Gemeinname, der im Neudeutschen den mit der Präposition zu zusammengezogenen unbestimmten Artikel hat (S. §. 245) z. B. „zum Verräther werden" „zum Herrn machen", wurde im Mittelhochdeutschen noch, wie das Prädikat, ohne Artikel gebraucht z. B. „ze Künege kiesen" „ze Schalke machen".

Der bestimmte Artikel wird immer erfordert, wenn ein Gemeinname oder auch ein substantivisch gebrauchtes Adjektiv mit einem vorangehenden Substantiv oder Personalpronom in Apposition steht z. B. „Johannes der Täufer" „Friedrich der Große" „Ich, der Vernünftige, grüße zuerst", und wenn ein Gemeinname, oder auch ein Stoffname und Abstraktum mit einem vergleichenden Superlativ (S. §. 154) verbunden ist z. B. „der höchste Thurm" „des höchsten Jammers Gewalt" „vom besten Wein".

Die unterschiedenen Sprachen weichen besonders in dem Gebrauche der Artikel auf mannigfaltige Weise von einander ab. So geben die französische, die italiänische und englische Sprache, abweichend von der deutschen, den Namen der Himmelsgegenden insgemein den Artikel; und die französische und die englische Sprache gebrauchen die Namen der Monate und Jahrszeiten meistens ohne Artikel. Und wie in den unterschiedenen Sprachen, so ist auch in jeder besondern Sprache der Gebrauch der Artikel mannigfaltigen Schwankungen unterworfen, welche sich nicht leicht auf bestimmte Gesetze und Regeln zurückführen lassen.

## §. 131.

Der Artikel kann, weil er ein bestimmtes oder unbestimmtes Individuum einer ganzen Art von Dingen bezeichnet, eigentlich nur vor Gemeinnamen stehen. Jedoch hängt der Gebrauch des Artikels nicht eigentlich davon ab, ob das Substantiv an sich ein Gemeinname sei, als vielmehr davon, ob es in der Rede die Bedeutung eines Gemeinnamens habe. Wenn daher ein Eigenname für mehrere Individuen desselben Namens, oder ein Stoffname für unterschiedene Arten desselben Stoffes gebraucht wird; so werden Eigennamen und Stoffnamen zu Gemeinnamen, und nehmen daher auch einen Artikel an z. B. „ein Stuart, die Bourbonen, ein Salz, die Weine". Eben so können Stoffnamen, welche mit einem attributiven Adjektiv verbunden sind und dadurch, da das Adjektiv eine Art des Seins von andern Arten desselben scheidet, zu Gemeinnamen geworden sind, den Artikel annehmen z. B. „die oder eine feine Wolle" „der oder ein starker Wein". Eigennamen haben in diesem Falle im Deutschen immer den Artikel z. B. „der alte Peter" (unterschieden von einem jungen Peter). Die englische Sprache gebraucht jedoch in solchem Falle, wenn das Adjektiv mehr eine müßige Zugabe (müßiges Attribut S. §. 227) ist, als daß es eine besondere Art des Seins unterschiede, keinen Artikel z. B. poor James, fair Sophia, little John. Eben so verhalten sich im Französischen saint Jean, und im Italiänischen santo Ambrosio.

Vor Eigennamen von Personen bezeichnet der bestimmte Artikel ein näheres Verhältniß der Person zu dem Sprechenden z. B. das eines Hausgenossen, Verwandten, Freundes oder guten Bekannten. So sagt man z. B. „Grüße die Marie", wenn man eine Verwandte oder Freundin meint; und wenn es bei Schiller heißt: „Bringt mir den Wrangel in mein Kabinet", so wird dadurch der dem Sprechenden wohl bekannte Wrangel bezeichnet.

Die Eigennamen sind ursprünglich Gemeinnamen (§. 6); und der Gemeinname wird erst dann in der Sprache zu einem Eigennamen, wenn in ihm der durch seine etymologische Bedeutung gegebene Artbegriff nicht mehr erkannt oder doch nicht mehr aufgefaßt wird. Dies geschieht, wenn das Wort, wie z. B. Elbe, das in den nordischen Sprachen noch als Gemeinname Fluß bedeutet, nur noch als Eigenname gebraucht wird, oder wenn es, wie z. B. Bürger, Schäfer, als ein Wort genommen wird, welches mit dem Gemeinnamen nicht mehr eins und dasselbe, sondern von ihm in der Bedeutung gänzlich geschieden ist. Der Eigenname Bürger ist nämlich dem Begriffe des Gemeinnamens ganz fremd geworden, und wird

als ein anderes Wort angesehen. Diese Scheidung des Eigennamens von dem Gemeinnamen findet nun früher und weit vollkommener Statt bei Eigennamen der Personen, als bei Eigennamen von Sachen, und zwar aus dem natürlichen Grunde, weil der Artbegriff des Gemeinnamens nicht an den Personen, aber an den Sachen z. B. Flüssen, Bergen, haften bleibt. Daher werden im Allgemeinen auch die Eigennamen der Personen durch die Form bestimmter und vollkommener unterschieden, als die Eigennamen der Sachen. So haben noch viele Namen von Städten, Dörfern u. s. f., wie Gemeinnamen, den bestimmten Artikel z. B. der Haag, die Wartburg, das Neuedorf, die Falkenflucht, der Weißestein, der Rothestein, der Gräfenstein, der Grafenbruch, der Drachenfels. Wenn diese Namen mit Adjektiven zusammengesetzt sind, so wird das Adjektiv insgemein flektirt z. B. „zum Neuendorfe" „zum Rothensteine"; und da man solche Namen am häufigsten mit einer Präposition gebraucht hat, so hat sich in sehr vielen Eigennamen, die jetzt nicht mehr den Artikel annehmen, noch die Flexion des Adjektivs erhalten z. B. Weißenfels, Schwarzenborn, Neuenkirchen, Hohenlinden, Langenhagen (zum Weißenfels u. s. f.). Insbesondere haben aber die Namen der Flüsse, Seen, Berge und Wälder noch, wie Gemeinnamen, den bestimmten Artikel. Jedoch kömmt der Rhein im Mittelhochdeutschen sehr häufig, besonders nach Präpositionen, auch ohne Artikel vor z. B. „von Rine" *). Die Namen der Länder haben in den romanischen Sprachen meistens den Artikel; im Deutschen aber nur, wenn sie mit einem Adjektiv verbunden sind, wie die Namen der Städte.

Die Abstrakta zerfallen nach den Begriffen, die sie ausdrücken, in zwei Arten, welche man in Beziehung auf die Artikel unterscheiden muß. Viele Abstrakta drücken nämlich Begriffe von Thätigkeiten aus, die als etwas Individuelles — als Handlungen (§. 6) — von andern Thätigkeiten derselben Art unterschieden werden z. B. der Sprung, der Schlag, der Stoß, der Zug, der Wunsch. Diese Begriffe werden als Individuen einer Art gedacht. Die Abstrakta, welche sie ausdrücken, sind meistens daran kenntlich, daß sie auch im Plural gebraucht werden; und sie verhalten sich in Beziehung auf die Artikel, wie Gemeinnamen. Andere Abstrakta hingegen drücken Begriffe von Thätigkeiten aus, welche nicht auf diese Weise von andern Thätigkeiten derselben Art unterschieden werden, sondern als Eigenschaften, Zustände oder Verhältnisse der Dinge ohne alle Individualität gedacht werden z. B. Fleiß, Ernst, Durst, Schlaf, Liebe, Ruhe, Friede, Freude, Verstand, Geduld, Weisheit, Schönheit, Freiheit. Da die

*) S. Nibel. N. 166, 3. — 175, 1.

Begriffe dieser Abstrakten nicht als Individuen einer Art gedacht werden, so behandelt die Sprache sie überhaupt in Hinsicht auf die syntaktischen Formen, wie die Stoffnamen. Wie diese, haben sie insgemein keinen Plural und lassen eigentlich keinen Artikel zu z. B. „mit Fleiß“ „in Furcht“ „Ich habe Durst“. Die Abstrakta dieser Art und die Stoffnamen werden auch dann ohne Artikel gebraucht, wenn der Begriff durch ein adjektivisches oder substantivisches Attribut näher bestimmt wird z. B. „beharrlicher Fleiß“ „milder Ernst“ „Durst nach Wahrheit“ „Ruhe der Seele“ und: „altes Eisen“ „neuer Wein“ „Wein vom Kap“. Da jedoch durch das Attribut immer das Ding von einem anderen Dinge derselben Art z. B. milder Ernst von strengem Ernste, und neuer Wein von altem Weine unterschieden und gewissermaßen individualisirt wird; so gebraucht man, wenn diese individualisirende Unterscheidung soll in der Rede hervorgehoben werden, insgemein den bestimmten Artikel, und wenn die individuelle Besonderheit als eine unbestimmte soll dargestellt werden, auch wol den unbestimmten Artikel z. B. „der größte Fleiß“ „der gezwungene Ernst“ „der Durst nach Wahrheit“ „der Schlaf der Pflanzen“ „die Weisheit Salomos“ „die Ruhe des Gewissens“ und: „das beste Eisen“ „das Wasser des Nils“ „der Wein vom Kap“, ferner: „ein heiterer Ernst“ „ein sanfter Schlaf“ „ein heller Verstand“ „eine Ruhe der Seele“ „eine Reinheit der Gesinnung“ und: „ein alter Wein“ „ein Wein aus Ungarn“. Im Mittelhochdeutschen wird vor Stoffnamen auch wol der unbestimmte Artikel gebraucht, wo wir den bestimmten brauchen z. B. „Ein Wazzer iesch der junge Man“ Parzival 228, 1. „Er tranc eines Wazzers“ Iwein 3311. „Da legen uns an ein Gras“ Nibel. N. 1563, 3.

## §. 132.

Der Artikel wird im Deutschen häufig gebraucht, um einem Worte, das kein Substantiv ist, substantivische Bedeutung zu geben z. B. „das Für und Wider“ „das Wenn und Aber“ (τὸ νῦν, τὸ λέγω). So gebraucht man ihn besonders bei dem substantivischen Infinitiv (§. 99) und bei den substantivisch gebrauchten Adjektiven abstrakter Bedeutung. Dieser Gebrauch des Artikels findet sich schon im Altdeutschen. Dagegen unterscheidet sich das Neudeutsche von dem Altdeutschen insbesondere dadurch, daß wir bei Eigennamen, Stoffnamen und Abstrakten sehr häufig den Artikel gebrauchen, um den Kasus und das Geschlecht des Substantivs zu bezeichnen. Noch im Mitteldeutschen finden wir da, wo wir jetzt durch den Artikel den Kasus eines Abstraktums bezeichnen, insgemein keinen Artikel z. B.

„Sich vlizen Kurzewile die Künege (beflissen sich der Kurzweile) „Frides er dô gerte“ „daz man in Lobes jähe“ „Man brâhte si ze Ruowe“ „dô gerte ouch Urloubes Sifrit“ „daz er was Gegenstrites vri“ *). Auch der substantivische Infinitiv wurde ohne Artikel gebraucht z. B. „der gein im Tjostierens pflac“ „Sine heten Vliehens keinen Rat“ **). Dieser Gebrauch des Artikels scheint besonders durch die Abschleifung der Deklinationsendungen und vorzüglich dadurch herbeigeführt zu sein, daß die weiblichen Substantiven späterhin im Singular nicht mehr flektirt wurden. Jedoch mag der Gebrauch des Artikels wieder die Abschleifung der Endungen gefördert haben.

Wir bezeichnen durch den Artikel vorzüglich den Genitiv, bei dem mehr als bei den andern Kasus die Sprache überall es sich angelegen sein läßt, ihn durch die Form zu unterscheiden z. B. „der Tod des Sokrates“ „der Glanz des Goldes“ „die Folge der Furcht“. Wir bezeichnen auf diese Weise auch den Dativ z. B. „Er folgte dem Darius“ „Ich ziehe Wasser der Milch vor“ „Er widersteht der Furcht“; aber sehr selten den Akkusativ, auf dessen Unterscheidung die Sprache überhaupt weniger Sorgfalt verwendet. Wir gebrauchen nun zwar auch häufig besonders bei Abstrakten den Artikel, obgleich der Kasus schon durch die Flexion bezeichnet ist z. B. „Worte des Trostes, des Glaubens“ „Mangel des Ernstes, des Fleißes“ „ein Gefühl des Zornes, des Neides, des Hasses“ „des Spottes, des Trotzes müde“ „ähnlich dem Stolze, dem Zorne, dem Schlafe“. Der Artikel ist hier überflüssig und wird daher insgemein ausgelassen, wenn das Substantiv mit einem attributiven Adjektiv verbunden ist z. B. „Worte lindernden Trostes“ „Mangel gehörigen Fleißes“. Auch läßt die französische Sprache, welche sonst mit dem Artikel sehr freigebig ist, in diesen Fällen, weil die Präposition (de und à) den Kasus bezeichnet, insgemein den Artikel aus. Wenn nun der Artikel hier als eine überflüssige Form schon zu tadeln ist, so hat er als tonloses Formwort noch insbesondere den Nachtheil, daß er sehr häufig das rhythmische Verhältniß des Ausdruckes entstellt und dadurch die Rede schleppend macht. Es ist daher überhaupt im Interesse der Sprache, daß der Gebrauch des Artikels in den hier bezeichneten Verhältnissen beschränkt werde. Man soll daher, in so fern nicht der einmal aufgenommene Sprachgebrauch, wie z. B. in: „Worte des Trostes“, es fordert, nie zur Bezeichnung des Kasus den Artikel gebrauchen, wenn der Kasus schon durch die Flexion bezeichnet oder

---

*) S. Nibel. N. 129, 1. — 16, 2. — 219, 3. — 251, 1. — 257, 1. — Parzival, 15, 22.

**) S. Parzival 15, 29. — 21, 28.

auch durch eine Präposition nur angedeutet ist. Bei den Präpositionen hält sich unsere Sprache meistens noch jetzt strenge an dieses Gesetz, und gebraucht auch den substantivischen Infinitiv noch häufig ohne Artikel z. B. „vor Schmerz" „mit Fleiß" „mit Liebe" „zu Hülfe" „zu Rathe" „in Ruhe" „mit Lachen" „durch Vorlesen": sie erlaubt sich nur dann eine Ausnahme, wenn der Artikel mit der Präposition zusammengezogen wird z. B. „im Streite" „im Zorne" „im Ernste" „zur Ruhe" „zum Schlafe" „zum Troste" „zum Lohne" „vom Schlafe" „vom Tode" „vom Ruhme" „zum Arbeiten" „im Schreiben", wo das Mittelhochdeutsche noch keinen Artikel hat z. B. „in Strîte" „in Sturme" „ze Ruowe" „ze Strîte" „ze Miete".

## §. 133—135.

Eigennamen nehmen, weil ihr Begriff als nur Ein Individuum gedacht wird, keinen Plural an. Eben so nehmen auch die Stoffnamen, weil ihr Begriff kein Individuum unterscheidet und wol in dem Verhältnisse einer Menge, aber nicht in dem Verhältnisse einer Zahl gedacht wird (§. 10), keinen Plural an. Bei den Abstrakten muß man in Hinsicht auf den Plural, wie in Hinsicht auf den Artikel, unterscheiden zwischen den Namen der Handlungen, deren Begriff als ein Artbegriff gedacht wird, indem einzelne Thätigkeiten gleichsam als Individuen ihrer Art unterschieden werden, und den Namen der Zustände und Eigenschaften, deren Begriff nicht als ein Artbegriff, sondern, wie die Stoffbegriffe, ohne alle Unterscheidung des Individuellen gedacht wird (§. 6). Eine Thätigkeit wird als eine individuelle gedacht, wenn sie nur Einen abgeschlossenen Zeitmoment ausfüllt, und dadurch von einer andern Thätigkeit derselben Art unterschieden wird. Die Begriffe der Handlungen verhalten sich, wie Artbegriffe, und die Benennungen derselben, wie Gemeinnamen; sie nehmen daher insgemein den bestimmten oder unbestimmten Artikel und auch den Plural an z. B. Schlag Schläge, Sprung Sprünge, Wurf Würfe, Gang Gänge, Kuß Küsse, Schuß Schüsse, That Thaten. Die Begriffe dauernder Zustände und der an den Dingen haftenden Eigenschaften (§. 6) z. B. Schlaf, Tod, Glanz, Friede, Ruhe, Hunger, Durst, Neid, Haß, Scham, Stolz, Geiz und: Stärke, Milde, Güte, Weisheit, Tapferkeit, Reinheit verhalten sich, weil sie nicht als Individuelles aufgefaßt werden, wie Stoffbegriffe, und die Benennungen derselben wie Stoffnamen: sie nehmen daher insgemein keinen Artikel an, und lassen keinen Plural zu. So bestimmt nun auch diese Unterscheidung der abstrakten Begriffe in der Sprache im Allgemeinen hervortritt, so hängt es doch im Besondern vielfältig von der Fassung des Begriffes ab, ob er

als ein individueller oder nicht individueller anzusehen ist. So kann z. B. der Begriff Tod, je nachdem man darunter das Sterben oder den Zustand des erloschenen Lebens begreift, als ein individueller oder nicht individueller aufgefaßt werden. Daher werden sehr viele Abstrakta, welche in der Einen Sprache keinen Plural zulassen, wie im Deutschen: Ankunft, Untergang, Haß, Neid, Tod, Furcht, Schlaf, in einer andern Sprache auch im Plural gebraucht. So sagt man im Lateinischen z. B. frequentes adventus imperatorum, tales exitus bellorum, odia hominum, animi militum, nostrae levitates, und im Englischen: they pursued their labours, we looked upon our fortunes as once more rising, their vocations, many arrivals, wo die deutsche Sprache insgemein den Singular: Ankunft, Ausgang, Haß, Muth, Leichtsinn, Arbeit, Glück, Beruf, gebraucht. Manche Abstrakta, welche nach der jetzigen Fassung ihres Begriffes den Plural annehmen sollten, wie sie den unbestimmten Artikel annehmen, lassen, weil ihr Begriff vielleicht früher anders gefaßt wurde, keinen Plural zu z. B. Druck, List, Lob, Rath, Raub, Tadel, Streit, Sturz, Zank, indeß andere, wie: Stoß, Kunst, Vorwurf, Diebstahl, Fall, bei ganz analoger Bedeutung den Plural annehmen. Und wie die substantivischen Infinitive: Einkommen und Vermögen, obgleich sie jetzt eine konkrete Bedeutung haben, doch vermöge ihrer ursprünglich abstrakten Bedeutung keinen Plural zulassen; so nehmen sogar manche Substantive konkreter Bedeutung, wie: Lohn, Mund, Raub (das Geraubte), Schmuck, Strand, wol nur darum keinen Plural an, weil sie ursprünglich eine abstrakte Bedeutung hatten. Unter den Sproßformen lassen die substantivischen Infinitive und die Abstrakta der Formen ung, e, heit, schaft und thum keinen Plural zu, es sei denn, daß diese Formen eine Nebenbedeutung angenommen haben, in welcher der Begriff als ein individueller gefaßt wird z. B. Erfahrungen, Flächen, Schönheiten, Wissenschaften (§. 50. 55. 56. 99.).

Diejenigen Substantiven, welche nur im Plural gebraucht werden, sind theils solche, deren Begriff wirklich in der Mehrzahl gedacht wird oder doch früher in der Mehrzahl gedacht wurde, wie: Eltern, Pfingsten, l. artus, fores, Treviri, theils aber solche, bei denen der Stoffbegriff durch die Pluralform bezeichnet wird z. B. Molken, Treber, Einkünfte, Gefälle, Sporteln, Kosten; auch Trümmer, von dem veralteten Trum, gehöret hierher. Die Bezeichnung des Stoffbegriffes durch den Plural kömmt mehr oder weniger in allen Sprachen vor z. B. im Griechischen: τὰ ἔντεα, τὰ τρωγάλια, τὰ βρωτά; im Lateinischen: sentes, vepres, impedimenta, reliquiae, bellaria, sordes; und im Französischen: arrérages, broussailles, béatilles, décombres, dépens, frais, hardes, matériaux, vivres.

Besonders geläufig ist diese Bezeichnung der englischen Sprache z. B. ashes, hops, oats, weeds, lees, victuals, wages, riches, contents, news, alms, means. Die italiänische Sprache gebraucht bei den Stoffnamen überhaupt neben dem Singular auch den Plural z. B. le arene, le farine, i frumenti, i butiri, i latti. Hierher gehört endlich, daß in der griechischen und lateinischen Sprache der ganz unbestimmt und stoffartig gedachte Begriff von Sachen durch das sächliche Geschlecht der Adjektiven im Plural bezeichnet wird. Auch findet das nur im Plural gebräuchliche Leute und fr. gens darin seine Erklärung, daß es die Menschen ohne Unterscheidung von Individuen gleichsam stoffartig bezeichnet.

Der abstrakte Begriff hat unter vielen andern auch das mit dem Stoffbegriffe gemein, daß er sehr häufig durch den Plural bezeichnet wird z. B. im Griechischen: τὰ θάλεα, τὰ κτέρεα, τὰ τάρχεα, αἱ ἔνοχαι; im Lateinischen: preces, grates, lamenta, insidiae, minae, deliciae, tenebrae, nuptiae und im Englischen: thanks, nuptials, fears, suspicions, precautions, transports (Entzücken), proposals of marriage (ein Heirathsantrag), directions (eine Anweisung), affections (Liebe), intentions (Absicht), injunctions (Befehl), appearances (wie im Französischen les apparences der Schein). Die italiänische Sprache gebraucht bei den Abstrakten, wie bei den Stoffnamen, neben dem Singular auch den Plural z. B. le fami, le seti, le poverta, i sonni, i timori, gli amori, gli orgogli. In der deutschen Sprache dürften: Ränke, Zeitläufte und Possen hierher gehören. Auch gebraucht man häufig: Aussichten und Absichten, ohne gerade eine Mehrheit zu denken.

Daß an den nicht weiblichen Benennungen von Zahl, Maß und Gewicht, wenn sie nach einem Zahlworte stehen z. B. drei Paar, sechs Fuß, der Plural nicht durch die Flexion bezeichnet wird, scheint darin seinen Grund zu haben, daß diese Benennungen nicht Begriffe, sondern nur Beziehungsverhältnisse von Begriffen, nämlich Quantitätsverhältnisse ausdrücken. Sie haben daher, wie Formwörter, insgemein untergeordnete Betonung und werden, wie die meisten Zahlwörter, nicht mehr flektirt. Im Altdeutschen warfen nur die Gemäßnamen sächlichen Geschlechtes (und sie sind meistens sächlich) die Pluralendung ab, wie überhaupt die sächlichen Substantiven im Plural gern die Endung abstreiften; später warfen nach Analogie der Deklinationsform auch die Gemäßnamen männlichen Geschlechtes die Endung im Plural ab. Und nach Analogie der Deklinationsform sagen wir auch: „drei Hand breit", weil Hand, obgleich weiblichen Geschlechtes, nach der alten Form deklinirt.

## §. 136.

Die deutsche Sprache hat nur drei Kasus, nämlich den Genitiv, Dativ und Akkusativ. Die Bedeutung dieser Kasus und ihr Verhältniß zu den Kasus anderer Sprachen kann erst in der Syntax erörtert werden. Da die Kasus besondere Formen des auf das Prädikat bezogenen Objektes sind, so sind der Nominativ und der Vokativ, obgleich man sie gewöhnlich auch Kasus nennt, doch eigentlich keine Kasus. Der Nominativ ist die Form des Subjektes, an welchem noch keine Beziehung auf einen andern Begriff durch die Flexion bezeichnet ist. Der Vokativ ist die Form der angesprochenen Person, an welcher ebenfalls kein solches Beziehungsverhältniß durch die Flexion bezeichnet ist. Auch ist der Vokativ in der Form von dem Nominativ entweder gar nicht oder nur dadurch unterschieden, daß in ihm die Form des Nominativs verflacht und geschwächt ist z. B. *παῖς παῖ, βοῦς βοῦ, μήτηρ μῆτερ, ῥήτωρ ῥῆτορ.*

## §. 137.

Wie sich die Konjugation des Verbs in zwei bestimmt geschiedenen Formen darstellt, welche als alte und neue Form unterschieden werden; so stellt sich auch die Deklination des Substantivs in zwei unterschiedenen Formen dar, welche wir ebenfalls als die alte und neue Form bezeichnen. Bei dem Verb ist dieser Unterschied der Flexionsformen ursprünglich an ein etymologisches Verhältniß der Verben geknüpft, indem die Wurzelverben die alte, und die abgeleiteten Verben die neue Konjugationsform haben (§. 103). Wir müssen wol annehmen, daß auch die zwiefache Deklinationsform der Substantiven einen innern Grund hat, und daß dieser Grund ebenfalls ursprünglich in einem etymologischen Verhältnisse der Substantiven zu suchen ist.

Da die Kasus die Formen für gewisse objektive Beziehungen des Substantivs zum Prädikate sind; so ist die Deklination überhaupt die eigentliche Flexion des Substantivs, wie die Konjugation die eigentliche Flexion des Verbs, und die Geschlechtsflexion die eigentliche Flexion des Adjektivs. Das Adjektis deklinirt zwar auch; aber der Kasus des Adjektivs drückt nicht, wie der Kasus des Substantivs, eine objektive Beziehung zu dem Prädikate, sondern nur die Kongruenz mit dem Substantiv aus, und das Adjektiv deklinirt nur, in so fern es kongruirend an der Flexion des Substantivs Theil nimmt. In der Flexion des Adjektivs ist die ihm eigenthümliche Geschlechtsflexion mit der von dem Substantiv ausgehenden Deklination verschmolzen; und in den meisten Sprachen haben sich zwei unterschie-

dene Flexionsformen des Adjektivs entwickelt, nämlich Eine, in welcher die Geschlechtsflexion noch die vorwaltende ist, und eine andere, in welcher die Geschlechtsflexion durch die substantivische Deklination mehr oder weniger zurückgedrängt ist. Wir bezeichnen die Erstere als die alte und die Letztere als die neue Form der Adjektivdeklination (S. §. 149). Bei einer nähern Betrachtuug der uns noch zugänglichen Thatsachen unterliegt es nun keinem Zweifel, daß ursprünglich die alte Deklinationsform der Substantiven die Deklinationsform der ursprünglichen Substantiven ist, die neue Form aber aus der neuen Form der Adjektivflexion hervorgegangen und ursprünglich die Deklinationsform der substantivisch gebrauchten Adjektiven, und somit insbesondere die Deklinationsform der Adjektivsubstantiven ist; daß demnach die zwiefache Form der Substantivdeklination ebenfalls, wie die zwiefache Form der Konjugation, ursprünglich in einem etymologischen Verhältnisse der Substantiven ihren Grund hat.

Für die ursprüngliche Identität der Substantivdeklination neuer Form mit der Adjektivdeklination neuer Form spricht zuerst sehr bestimmt die Identität der Kasusformen. Nicht nur im Neudeutschen, sondern auch im Gothischen, Angelsächsischen und Altdeutschen, wo noch die Formen der Kasus nach den drei Geschlechtern unterschieden sind, fallen durch alle Geschlechter die Kasus der Substantiven neuer Form mit den Kasus der Adjektiven neuer Form genau zusammen. Nun gehört zwar nur ein Theil derjenigen Substantiven, welche in der neuen Form dekliniren, zu den Adjektivsubstantiven, und schon im Gothischen dekliniren manche ursprüngliche Substantiven, wie: funa (Feuer), vilja (Wille), brinno (Fieber), namo (Name), nach der neuen Form; auch dekliniren manche Substantiven, welche wir für Adjektivsubstantiven halten müssen, in der alten Form: aber wie im Laufe der Zeit viele Wurzelverben die neue Konjugationsform angenommen haben, so haben auch vielfältig die Substantiven nach Analogien der Wortform die alte Deklinationsform gegen die neue, und die neue gegen die alte vertauscht. Dieser Wechsel der Deklinationsformen muß sehr früh Statt gefunden haben, da schon in den ältesten Urkunden der germanischen Sprachen manche ursprüngliche Substantiven in der neuen Form dekliniren. Indessen ersieht man noch leicht aus den in den altgermanischen Sprachen vorhandenen Thatsachen, daß die neue Form ursprünglich die Deklinationsform der Adjektivsubstantiven ist. Im Gothischen, Angelsächsischen und Altdeutschen haben alle Substantiven der neuen Form vokalische Endungen, die meistens mit den Geschlechtsendungen des Adjektivs neuer Form zusammenfallen z. B. G. hana (Hahn), dubô (Taube), augô (Auge) wie: blinda blindô blindô. Die Substantiven der neuen Form sind größtentheils

noch jetzt Adjektivsubstantiven, nämlich Personen- und Thiernamen männlichen und weiblichen Geschlechtes; die Zahl der Substantiven sächlichen Geschlechtes, welche in neuer Form dekliniren, ist so geringe, daß sie müssen als Ausnahmen von der Regel angesehen werden. Wenn auch ursprüngliche Substantiven in der neuen Form dekliniren, so ist dies aus der Analogie der Form zu erklären. Die in der neuen Form deklinirenden Adjektivsubstantiven haben nämlich in den ältern germanischen Sprachen sämmtlich noch die vokalischen Geschlechtsendungen; und wenn ursprüngliche Substantiven dieselben Endungen hatten, so nahmen sie leicht nach dieser Analogie der Wortform auch die neue Deklinationsform an z. B. funa (Feuer) neben atta (Vater) und daurô (Thür) neben dubô (Taube). Im Gothischen haben die substantivischen Stämme männlichen Geschlechtes insgemein keine vokalische Endung, und es finden sich nur wenig ursprüngliche Substantiven männlichen Geschlechtes, die eine vokalische Endung haben und daher in der neuen Form dekliniren, wie: blôma (Blume), galga (Galgen), hôha (Pflug). Auch sind vielleicht Manche derselben, wie: blôma, mêna (Mond), sunna (Sonne), smakka (Feige), obgleich sie Sachnamen sind, als Adjektivsubstantiven anzusehen. Unter den ursprünglichen Substantiven weiblichen Geschlechtes haben dagegen sehr viele, wie: airtha (Erde), bida (Bitte), eine vokalische Endung; und wir finden daher mehr ursprüngliche Substantiven weiblichen, als männlichen Geschlechtes, die in der neuen Form dekliniren z. B. daurô (Thür), tainjô (Korb) neben: dubô, und die Abstrakta faurhtei (Furcht), frôdei (Weisheit) neben: gaitei (Geiß), aithei (Mutter). Indessen scheinen auch hier manche Sachnamen, wie: rinnô (Strom), stairnô (Stern), sunnô (Sonne), Adjektivsubstantiven zu sein, wofür besonders Sonne spricht, das in beiden Geschlechtern — sunna und sunno — vorkömmt. Im Alt- und Mittelhochdeutschen verhalten sich die Substantiven in Hinsicht auf die Deklinationsformen im Allgemeinen noch, wie im Gothischen. Die Substantiven der neuen Form sind größtentheils Personen- und Thiernamen mit vokalischer Endung; nur wenige sind Sachnamen, und manche von diesen, wie: Chimo (Keim), Dûmo (Daumen), Sporo (Sporn), und: Repa (Rebe), Winta (Winde), Zunka (Zunge), scheinen ursprünglich Adjektivsubstantiven zu sein. Es verdient hier besonders bemerkt zu werden, daß die weiblichen Abstrakta, wie: Klage, Ehre, Härte, Rede, und die Sproßformen auf heit und schaft als ursprüngliche Substantiven mit sehr wenig Ausnahmen nach der alten Form dekliniren. Da die in der neuen Form deklinirenden Adjektivsubstantiven größtentheils Personen- und Thiernamen sind; so nahmen auch viele Personen- und Thiernamen, die keine

Adjektivsubstantiven sind, diese Deklinationsform an z. B. G. aurtja (Gärtner), fiskja (Fischer) und: Mensch (Mennisko), Gevatter, Jünger, Christ, Einhorn u. m. A. Daß der Gebrauch der neuen Form bei Personennamen überhaupt gewissermaßen in das Sprachgefühl übergegangen ist, ersieht man insbesondere daraus, daß die deutsche Sprache insgemein die fremden Personennamen, wie: Prälat, Phantast, Starost, Musikant, Student, Jurist, Jesuit, Theolog, Pädagog, Philosoph nach der neuen, fremde Sachnamen hingegen meistens nach der alten Form deklinirt. Nach diesem Sprachgefühle dekliniren die oberdeutschen Mundarten noch sehr viele Personen- und Thiernamen z. B. Arzt, Probst, Schelm, Dachs, Fuchs, Storch, Hirsch, die im Hochdeutschen die alte Form haben, nach der neuen Form *). Auch bilden im Altdeutschen männliche Personennamen, wie: Kot (Gott), Truhtin (Herr), welche bei dem Mangel einer vokalischen Endung sonst in der alten Form dekliniren, den Akkusativ noch nach der neuen Form.

Die ursprüngliche Bedeutung der unterschiedenen Deklinationsformen ist in der deutschen Sprache besonders dadurch unkenntlich geworden, daß die neue Form allmählich die Deklinationsform fast aller weiblichen Substantiven geworden ist. Im Gothischen unterscheiden sich die weiblichen Adjektivsubstantiven durch die Endung o von den ursprünglichen Substantiven weiblichen Geschlechts, welche die Endung a oder i oder keine vokalische Endung haben. Dieser Unterschied der Form wurde im Altdeutschen großentheils dadurch verwischt, daß die Endung o der weiblichen Adjektivsubstantiven in a überging, und so z. B. Foha (Fuchs), Tûba nicht mehr von: Geba, Klaga in der Form unterschieden wurden. Daher dekliniren schon im Altdeutschen manche weibliche Substantiven, die im Gothischen in der alten Form dekliniren, in der neuen Form. Als sich späterhin die vokalischen Endungen der Adjektivsubstantiven sowol als der ursprünglichen Substantiven weiblichen Geschlechtes in e verflachten, wurde der Unterschied der Form zwischen Ersteren und Letzteren gänzlich verwischt; und man fing nun an, alle weiblichen Substantiven mit der Endung e, auch die Abstrakta z. B. Buße, Ehre, Klage, Rache, Rede, Sorge, Sprache, die noch im Mittelhochdeutschen in der alten Form deklinirten, in der neuen Form zu dekliniren. Endlich fing man an, die neue Form überhaupt als die Deklinationsform der weiblichen Substantiven anzusehen; und nun deklinirte man auch weibliche Substantiven ohne vokalische Endung, wie: Arbeit, Burg, That, Fahrt, Schrift, Schuld, nach der neuen Form, so daß sich nur in sehr

*) S. Schmeller a. a. O. 835. 836. 837.

wenigen, wie: Angst, Kunst, Nacht, ausnahmweise die alte Form erhalten hat. Auf diese Weise haben die Deklinationsformen der Substantiven in der neuern Sprache eine Bedeutung angenommen, die ihnen ursprünglich ganz fremd ist.

Die ursprüngliche Bedeutung der alten und neuen Deklinationsform tritt noch bestimmter hervor in der griechischen und lateinischen Sprache, in denen der Unterschied der Wortformen nicht so, wie in der deutschen, durch die Verflachung der Endungen verwischt worden. In diesen Sprachen entspricht nämlich die dritte Deklination, unter der wir im Lateinischen auch die vierte und fünfte begreifen, der alten, und die erste und zweite der neuen Form. Die erste und zweite Deklination fallen vollkommen mit der Deklination der Adjektiven dreier Endungen zusammen, indem sie, wie die neue Form im Gothischen und Altdeutschen, noch die drei Geschlechter unterscheiden; und sie geben sich dadurch als die Deklinationsformen der Adjektivsubstantiven zu erkennen. Die Personen- und Thiernamen gehören vorzüglich diesen Deklinationen an. Da jedoch in diesen Sprachen das Adjektiv häufig mit zurücktretender Geschlechtsflexion Form und Deklination eines Substantivs angenommen z. B. turpis und capax (S. §. 149); so gehören auch manche Personen- und Thiernamen, die als Adjektivsubstantiven anzusehen sind, wie: mas, bos, mus, der dritten Deklination an. Im Lateinischen sind noch die Substantiven der zweiten Deklination, welche nicht Personen- oder Thiernamen sind, fast ausschließlich konkrete Sachnamen, die großentheils auch können als Adjektivsubstantiven angesehen werden z. B. ramus, rivus, gladius und: cavum, jugum, arvum, telum, ovum, vinum, foenum (§. 41). Daß sich unter der zweiten Deklination und unter der ersten und zweiten der griechischen Sprache auch viele Abstrakta finden, dürfte wol auch hier der Analogie der Wortformen zuzuschreiben sein, nach welcher z. B. νόμος wie λύκος deklinirte. Dagegen ist die dritte Deklination, unter der wir hier in der lateinischen Sprache auch die vierte und fünfte begreifen, die eigentliche Deklinationsform der ursprünglichen Substantiven. Die Geschlechtsunterscheidung ist ihr fremd, und ihr gehören vorzüglich die Sachnamen und unter diesen besonders die Abstrakta an. Alle lateinischen Abstrakta auf us und die meisten griechischen Abstrakta auf ος dekliniren, obgleich sie mit den männlichen Adjektivsubstantiven in der Form zusammenfallen, nach dieser Form. Daß übrigens auch in den alten Sprachen Wechsel der Deklinationsformen vorkommen, sehen wir an: anima, dea, filia, mula, equa, domus, vas u. m. A., von denen nach beiden Formen Kasus gebildet werden.

## §. 138.

Abgesehen von der Unterscheidung zwischen der alten und neuen Deklinationsform (§. 137), hängt die Form der Deklination im Besondern von der **Wortform** des Substantivs, und weil von dieser vorzüglich das Geschlecht der Sachnamen abhängt (§. 120), von dem **Geschlechte** des Substantivs ab. So haben im Lateinischen die mit wenigen Ausnahmen männlichen Abstrakta auf us (visus), so wie die sächlichen Sachnamen auf u (genu) und einige weibliche Abstrakta auf es (spes), die sämmtlich der alten Form angehören, besondere Formen, die von der gemeinen Deklination alter Form unterschieden sind.

Die altdeutsche Sprache unterscheidet noch in der **alten** Deklinationsform nach dem Geschlechte und nach der Wortform, je nachdem nämlich das Substantiv einen Endungsvokal hat z. B. Vrid-u (Friede), oder nicht z. B. Visk, folgende besondere Formen:

| | Männlich. | | | | Weiblich. | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Ohne Vok. | Mit Vok. | | | Ohne Vok. | Mit Vok. | |
| | (Visk) | (Hirti) | (Vridu) | | (Lust) | (Minna) | (Milti) |
| S. N. | — | — i | — u | S. N. | — | — a | — î |
| G. | — es | — es | — es | G. | — î | — ô | — î |
| D. | — a | — a | — ju | D. | — î | — ô | — î |
| A. | — | — i | — u | A. | — | — a | — î |
| Pl. N. | — â (î) | — â | — i | Pl. N. | — î | — ô | — î |
| G. | — ô (jô eo) | — ô | — eô | G. | — jo (eo) | — ônô | — ônô |
| D. | — um (im) | — um | — im | D. | — im | — ôm | — im |
| A. | — â (î) | — â | — î | A. | — î | — ô | — î |

Sächlich.

| | Ohne Vok. | Mit Vok. | | Ohne Vok. | Mit Vok. |
|---|---|---|---|---|---|
| | (Wort) | (Hirni) | | (Wort) | (Hirni) |
| S. N. | — | — i | Pl. N. | — | — i |
| G. | — es | — es | G. | — ô | — jô (eô) |
| D. | — a | — e | D. | — um | — um |
| A. | — | — i | A. | — | — i |

Nachdem im Mittelhochdeutschen sowol die Endungsvokale der Substantiven, als die Vokale der Endungen sich sämmtlich zu e verflacht hatten, gingen manche im Altdeutschen noch vorhandene Unterscheidungen der Formen verloren, wie man aus folgender Zusammenstellung der besondern Formen ersieht:

| | Männlich. (Visch, Hirte) | Weiblich. (Lust) | (Minne) | Sächlich. (Wort) | (Hirne) |
|---|---|---|---|---|---|
| S. N. | — | — | — e | — | — e |
| G. | — es | — e | — e | — es | — es |
| D. | — e | — e | — e | — e | — e |
| A. | — | — | — e | — | — e |
| Pl. N. | — e | — e | — e | — | — e |
| G. | — e | — e | — en | — e | — e |
| D. | — en | — en | — en | — en | — en |
| A. | — e | — e | — e | — | — e |

Der Umlaut des Plurals findet im Altdeutschen nur bei denjenigen männlichen und weiblichen Stämmen ohne vokalische Endung Statt, welche im Nominativ des Plurals die Endung i annehmen z. B. Ast Esti, Palk Pelki und Fart Ferti. Auch findet er sich im Altdeutschen nur bei dem Vokal a, und nicht bei o und u; selbst bei dem Vokal a hat er nicht immer Statt. Dagegen findet er sich häufig auch, wenn die Endung den Vokal i hat, in dem Genitiv und Dativ des Singulars nicht nur in der alten, sondern auch in der neuen Form z. B. Henti (der Hand) und Nemin (des Namens); und dieser Umlaut hat sich in manchen Zusammensetzungen erhalten z. B. Gänseleber, behende. Obgleich im Mittelhochdeutschen der ursprünglich den Umlaut bewirkende Endungsvokal i sich in e verflacht hatte, so erhielt sich doch der Umlaut; er beschränkte sich aber noch auf diejenigen Stämme mit dem Vokale a, welche im Altdeutschen ihren Plural durch den Vokal i gebildet hatten. Erst später wurden auch o und u umgelautet z. B. Böcke, Zölle, Küsse, Süne. Im Neudeutschen haben auch viele derjenigen Substantiven, welche im Altdeutschen den Plural nicht durch den Vokal i bilden, wie: Hof, Gang, Baum, Bock, Schatz, Stab, Frosch, Wolf, den Umlaut angenommen; andere aber, wie: Arm, Tag, Halm, Hund, Luchs, Schuh lassen noch jetzt keinen Umlaut zu.

Der Plural auf er (Ad. ir) kömmt zuerst im Altdeutschen, jedoch nur bei Stämmen sächlichen Geschlechtes vor; und der Vokal a nimmt dann den Umlaut an z. B. Pentir, Pletir (Bänder, Blätter). Erst später nahmen auch einige männliche Substantiven diese Pluralform an z. B. Geist, Mann; und auch die Vokale o und u wurden bei dieser Form umgelautet. Diese Pluralformen hatten im Alt- und Mittelhochdeutschen im Genitiv und Dativ zugleich die gewöhnlichen Kasusendungen z. B. Husiro Husirum und: Kindere Kinderen. Gott in der Bedeutung von Abgott ist im Ad. und Mhd. sächlichen Geschlechtes, und bildet daher den Plural: Götter.

Die **neue** Deklinationsform der Substantiven, die im Gothischen noch drei nach den Geschlechtern bestimmt unterschiedene Formen darbietet, unterscheidet im Altdeutschen die Geschlechter nur noch im Singular, wie man aus folgender Zusammenstellung ersieht:

| | Männlich. (Hano) | Weiblich. (Zunka) | Sächlich. (Herza) |
|---|---|---|---|
| S. N. | — o | — a | — a |
| G. | — in (en) | — ûn | — in |
| D. | — in (en) | — ûn | — in |
| A. | — un (on) | — ûn | — a |

Alle Geschlechter.

| | |
|---|---|
| Pl. N. | — ûn (on) |
| G. | — ônô |
| D. | — ôm |
| A. | — ûn (on) |

Im Mittelhochdeutschen haben sich schon alle Endungsvokale zu e verflacht; in dem Dativ des Plurals ist n an die Stelle des m getreten, und so finden wir hier die Deklination neuer Form schon in derjenigen Gestalt, in welcher sie sich im Neudeutschen darstellt.

Nicht nur im Altdeutschen, sondern auch noch im Mittelhochdeutschen dekliniren die weiblichen Substantiven auch im Singular. Da jedoch im Mittelhochdeutschen schon alle Endungsvokale zu e verflacht waren, und dieses tonlose e überhaupt häufig abgeworfen wurde; so verloren schon im Mittelhochdeutschen die weiblichen Substantiven der alten Deklinationsform im Singular, weil in dieser Form die Kasus durch e gebildet wurden, häufig die Flexion. Auf diese Weise ging die Deklination des Singulars besonders häufig bei denjenigen weiblichen Substantiven alter Form verloren, welche ursprünglich keine vokalische Endung haben, wie: Hand, Kraft, oder die vokalische Endung abgeworfen haben, wie: Wahl, Zahl, Scham. Der Mangel der Flexion im Singular veranlaßte nun zugleich, da bei den weiblichen Substantiven der Plural neuer Form von dem Plural alter Form nur im Nominativ und Akkusativ unterschieden ist, daß sehr viele weibliche Substantiven alter Form, wie: Scham, Schar, Zahl, die neue Deklinationsform annahmen. Am längsten hat sich die Deklination des Singulars bei weiblichen Substantiven der neuen Form erhalten, die im Nominativ den Endungsvokal e beibehalten haben. Noch im siebenzehnten Jahrhunderte deklinirten solche Substantiven auch im Singular *); und erst später hat sich in der deutschen Sprache

---

*) S. J. G. Schottelius Ausführliche Arbeit von der deutschen Hauptsprache. Braunschw. 1663. S. 310.

die Deklination des Singulars bei weiblichen Substantiven bis auf einige Überreste, wie: „auf Erden" „zu Gunsten" „von Seiten" u. s. f. gänzlich verloren.

## §. 139.

Nachdem im Mittelhochdeutschen die Endungsvokale sich sämmtlich zu einem tonlosen e verflacht hatten, wurde dieses e häufig in den Deklinationsendungen gänzlich abgeworfen. Diese Abwerfung des e hängt jedoch von den Lautverhältnissen des Substantivs ab, und hat im Mittelhochdeutschen besonders Statt nach einer auslautenden Liquida z. B. Mans, Man statt: Manes, Mane. Sie wurde besonders durch das rhythmische Verhältniß herbeigeführt in denjenigen Substantiven, welche eine tonlose Endung haben, wie: Acker, Engel. Auf diese Weise ist es im Neudeutschen gesetzlich geworden, daß alle Substantiven, welche eine der tonlosen Endungen el, er, em, en, chen, lein haben, den Vokal der Flexionsendung abwerfen. Sie haben daher eine Deklinationsform, die man früher als eine besondere unterschieden hat, die aber von den gemeinen Deklinationsformen durch Nichts als durch die Abwerfung des Endungsvokals unterschieden ist z. B. des Vaters, dem Vater statt: Vater-es, Vater-e und Nadeln statt: Nadel-en. Diese Substantiven hatten indessen noch im siebenzehnten Jahrhunderte im Plural die Endung e z. B. Bürgere *).

Der Endungsvokal wird jetzt auch außer dem eben bezeichneten Falle im Genitiv und Dativ des Singulars alter Form häufig abgeworfen. Diese Abwerfung des Vokals ist jedoch keineswegs willkürlich, sondern hängt theils von dem Wohllaute, theils von den rhythmischen Verhältnissen ab. Sie ist in Hinsicht auf den Wohllaut mehr zulässig nach einer auslautenden Liquida, besonders wenn ein langer Vokal vorangeht; weniger zulässig hingegen nach einer auslautenden Muta, besonders nach einer weichen Muta: man spricht daher meistens z. B. des Throns, vom Thron, des Schwans, dem Schwan, im Raum, am Stiel, des Stuhls, auf dem Stuhl, und: des Stockes, am Stocke, des Bettes, im Bette, des Grabes, im Grabe, des Tages, am Tage, des Sieges, im Siege, des Todes, zum Tode. Die Abwerfung des e ist insbesondere im Genitiv übellautend nach einer Muta, wenn ein kurzer Vokal vorangeht z. B. Stocks, Ritts, Rangs, Bergs, Golds, Bilds; und sie ist ganz unzulässig nach Zischlauten und nach st z. B. bei: Schloß, Frosch, Glanz, Sitz, Trost. Der Rhythmus fordert die Abwerfung des e insgemein in zwei- oder

*) S. J. G. Schottelius a. a. O. S. 305. 307.

mehrsilbigen Substantiven mit einer tonlosen oder halbtonigen Endsilbe z. B. König, Monat, Jüngling, Schicksal, Anwalt, Bischof, Oheim, Vorwurf, Unglück, Übermuth, Hauptmann, Frankreich, England. Auch fordert der Rhythmus, daß man das Tonverhältniß der nachfolgenden Silbe beachte. Man spricht in dieser Hinsicht richtig z. B. „meines Geschlechts und Ranges" „des Volks Unterwerfung" „Vom obern Stock ward er herabgeworfen" „des Throns entsetzt" „leerem Prunk entsagen" „in diesem Schloß mich überfallen" „in Eurem Blick zu lesen" „aus dem Grab empor"; hingegen: „des Amtes Pflichten" „des Volkes Flüche" „des Thrones Glanz" „mit heißem Wunsche suchend" „im Grabe ruhen" „dem Glücke trotzen" „vom Throne steigen" „mit Ruhme enden".

Die deutsche Sprache hat die ursprünglich von Wohllaut und Rhythmus abhängige Abwerfung des Endungsvokals in dem Dativ des Singulars bei Stoffnamen und Abstrakten benutzt, um einen Unterschied der Bedeutung zu bezeichnen. Wenn nämlich der Begriff dieser Substantiven ganz allgemein in einer höchst unbestimmten Bedeutung dargestellt, und nicht durch ein attributives Begriffswort oder Formwort näher bestimmt ist; so wird im Dativ, wenn der Kasus durch eine Präposition angedeutet ist, die Endung abgeworfen z. B. aus Zinn, von Thon, von Gold, mit Fleiß, aus Neid, mit Ruhm. Diese Bezeichnungsweise scheint mit einem allgemeinen Gesetze in Verbindung zu stehen, nach welchem die Sprache überhaupt den Begriff der Sache als eines leidenden Seins von dem Personenbegriffe, und den Begriff eines unbestimmt und stoffartig gedachten Seins von dem Begriffe eines mehr individualisirten Seins durch eine unvollkommnere Flexion unterscheidet. Dieses Gesetz thut sich auf mannigfaltige Weise kund. Der Akkusativ, der vorzüglich Sachkasus ist, hat meistens eine unvollkommnere Form, als der Dativ (Personenkasus) und als der Genitiv, der gewissermaßen ein thätiges Sein bezeichnet; er ist häufig und bei sächlichen Substantiven immer nicht von dem Nominativ unterschieden. Insbesondere ist der Genitiv vollkommner entwickelt und weniger der Abschleifung unterworfen, als die andern Kasus. In der englischen Sprache hat sich unter allen Kasus nur der Genitiv erhalten, aber nur von Personen- und Thiernamen und von solchen Sachnamen, welche als Personennamen gedacht werden z. B. ship. Auch hat im Altdeutschen der Nominativ und Akkusativ des Plurals bei den sächlichen Substantiven alter Form meistens keine Flexionsendung, und dies hat sich in der oberdeutschen Mundart bei manchen sächlichen Substantiven, wie: Jahr, Kind, Roß, Schaf, Wort, erhalten *). Manche Sprachen gebrauchen

*) S. Schmeller a. a. O. 784.

unter übrigens gleichen Verhältnissen bei Personennamen den Genitiv oder Dativ und bei Sachnamen den Akkusativ; und die persische Sprache unterscheidet Personen und Sachen durch verschiedene Formen des Plurals, läßt aber bei Sachnamen häufig den Plural ohne Flexion. Auch die Adjektiven und manche der unbestimmten Zahlwörter verlieren, wenn sie mit Stoffnamen verbunden sind, häufig die Flexion (S. §. 150. 183).

## §. 140 u. 141.

Die Deklination alter Form muß, nachdem die weiblichen Substantiven bis auf wenig Ausnahmen die neue Deklinationsform angenommen haben (§. 137), als die Deklinationsform der ursprünglichen Substantiven männlichen und sächlichen Geschlechtes bezeichnet werden.

Der Plural auf er kömmt nur bei Stämmen und fast nur bei solchen Stämmen vor, die mit einer Muta oder mit s auslauten. Er kömmt mundartisch bei manchen Substantiven vor, bei denen er im Hochdeutschen nicht gebräuchlich ist z. B. Better, Gebeter, Gemüser, Hemder, Scheiter (wovon Scheiterhaufen), Rösser, Seiler, Stücker u. m. A.*). Von einigen Substantiven hat die hochdeutsche Sprache neben der gewöhnlichen Pluralform auf e auch die ursprünglich mundartische Pluralform auf er aufgenommen, und dann meistens die zwiefache Pluralform benutzt, um einen Unterschied der Bedeutung zu bezeichnen z. B. Worte und Wörter, Dinge und Dinger.

## §. 142.

Es ist oben (§. 137) schon bemerkt worden, daß in dem Laufe der Zeit viele Substantiven die alte Deklinationsform gegen die neue oder auch umgekehrt die neue gegen die alte vertauscht haben. Bei manchen Substantiven hat dieser Wechsel nur im Singular oder nur im Plural Statt gefunden, und diese dekliniren jetzt im Singular nach der alten und im Plural nach der neuen Form. So dekliniren: Dorn, Gau, Strauß, Mast, See, Strahl (früher weiblich), Bett und Ende, die früher ganz nach alter Form deklinirten, jetzt im Plural nach der neuen Form; und Ahn, Pfau, Sporn, Vetter, Gevatter, Auge, Ohr, die früher ganz nach der neuen Form deklinirten, haben jetzt nur im Plural diese Form. — Herz und Schmerz dekliniren im Plural noch, wie früher, nach der neuen Form, und bilden auch den Dativ des Singulars nach dieser Form; aber sie haben im Genitiv des Singulars auf eine anomale Weise die Endungen beider

*) S. Schmeller a. a. O. 798.

Formen angenommen (Herzens, Schmerzens). Schmerz wird jedoch auch durch den ganzen Singular nach der alten Form deklinirt.

Die Substantiven: Funke, Haufe, Name, Same, Schade, Glaube, Wille u. s. f. hatten im Altdeutschen den Endungsvokal o (Namo, Samo u. s. f.), der im Neudeutschen häufig in en übergegangen ist, und deklinirten nach der neuen Form. Friede (Ad. Vridu) deklinirte nach der alten Form. Diese Substantiven dekliniren nun auch jetzt noch in der neuen Form, nehmen aber im Genitiv des Singulars zu der Endung en noch die Endung alter Form (s) an (Funkens).

## §. 143.

Es ist schon oben (§. 138) bemerkt worden, daß in der Deklination alter Form ursprünglich nur diejenigen Stämme im Plural umlauten, welche im Altdeutschen im Plural den Endungsvokal i oder die Endung ir annahmen. Nachdem sich aber der Endungsvokal zu e verflacht hat, haben auch manche Stämme, die im Altdeutschen eine andere Pluralendung hatten, den Umlaut angenommen z. B. Hals, Hof, Gang, Krampf, Bauch, Baum, Bock, Stab, Stuhl, Hahn u. m. A.; und andere, die im Altdeutschen den Plural auf i hatten, werden nicht mehr umgelautet z. B. Halm, Pfad, Luchs. Nun gehören zwar noch jetzt im Allgemeinen die nicht umlautenden Stämme zu denjenigen, die im Altdeutschen den Plural nicht durch i bildeten; im Besondern entscheidet jedoch der Sprachgebrauch, ob ein Substantiv im Plural umlautet, oder nicht.

Da der Umlaut überhaupt durch die Rückwirkung des Endungsvokals bewirkt wird, und diese Rückwirkung eigentlich nicht über die der Endung unmittelbar vorangehende Silbe hinausschreitet; so findet der Umlaut im Allgemeinen nicht Statt bei denjenigen Stämmen, welche eine der nicht bedeutsamen Endungen: er, el, en haben. Aber wir finden schon im Altdeutschen: Aphol Ephili (Äpfel); und mehrere andere, wie: Acker, Hammer, Nagel, Vogel, Garten, Graben, haben späterhin den Umlaut angenommen. Jedoch ist besonders bei diesen Substantiven, wie: Laden, Magen, Wagen, Boden, der Sprachgebrauch schwankend. Die Stämme sächlichen Geschlechtes lauten nur dann um, wenn sie den Plural durch er (Ad. ir) bilden z. B. Lämmer, Bänder, Löcher.

## §. 144.

Die Deklination der neuen Form muß jetzt als die Deklinationsform der weiblichen Substantiven angesehen werden (§. 137). Die ursprüngliche Bedeutung dieser Form, als der eigentlichen

Deklinationsform der Adjektivsubstantiven, hat sich nur noch in der Deklination weniger männlichen Personen- und Thiernamen, wie: Graf, Hirt, Bote, Bär, Ochs, Affe, erhalten, zu denen auch die meisten Völkernamen gehören, wie: Böhme, Schwede, Tartar. Manche der Letzteren, besonders solche, die mit einem Konsonanten auslauten, wie: Svap, Walah, Westval, Alaman, Hun (Hunne), Chrich, dekliniren im Altdeutschen noch in der alten Form: viele Personen- und Thiernamen, die früher in der neuen Form deklinirten, wie: Herzog, Schultheiß, Aar, Hahn, Greif, Schwan, Wiedehopf, Käfer, dekliniren dagegen jetzt in der alten Form.

## §. 145.

Bei manchen Substantiven, die im Laufe der Zeit ihre Deklinationsform verändert haben (§. 137), hat sich im Hochdeutschen neben der neuen Pluralform zugleich die alte Pluralform erhalten; und die Sprache hat dann häufig diese zwiefache Pluralform benutzt, um Unterschiede der Bedeutung zu bezeichnen z. B. Bande und Bänder, Bänke und Banken, Gesichter und Gesichte, Wörter und Worte. Die Art der Unterscheidung hat jedoch nicht ein bestimmtes Gesetz z. B. daß der Plural auf e eine Gesammtheit, und der auf er die einzelnen Dinge bezeichne. Auch läßt sich bei manchen Substantiven ein eigentlicher Unterschied der Bedeutung nicht nachweisen, sondern man gebraucht nur in besondern Ausdrücken vorzugsweise die eine oder die andere Pluralform z. B. „Keine Rose ohne Dornen“ „aller Orten“ „in Stücken zerschlagen“. Der ältere Plural: Lande hat sich vorzüglich in dem Kanzleistile für Territorien erhalten.

## §. 146.

Die Deklination der fremden Substantiven folgt im Allgemeinen der Analogie der ursprünglich deutschen Substantiven: die männlichen und sächlichen Substantiven dekliniren nach der alten, und die weiblichen nach der neuen Form; die Personennamen dekliniren, weil sie entweder wirklich Adjektivsubstantiven sind, wie: Prälat, Student, oder doch als solche in der deutschen Sprache sind aufgefaßt worden, wie: Phantast, Starost, größtentheils entweder ganz oder doch im Plural nach der neuen Form, wie: Advokat, Klient, Eleve, Philosoph und: Doktor, Konsul. Außer den Personennamen auf: al, ar, an, aner und iner gibt es sehr wenig Personennamen, wie: Abt, Probst, Spion, Magister, die ganz nach der alten Form dekliniren. — Der Umlaut kömmt, wie der Plural auf er, bei fremden Wörtern eigentlich nur ausnahmweise vor z. B. Äbte, Bischöfe und: Hospitäler, Regimenter.

Früher wurden die aus der lateinischen Sprache oder durch Vermittelung derselben aus dem Griechischen aufgenommenen Substantiven, wenn sie in ihrer Wortform noch nicht dem Deutschen mehr oder weniger assimilirt waren, meistens noch nach lateinischer Weise deklinirt z. B. dem Alumno, die Studia, den Astronomis. Später deklinirte man sie allgemein nach deutscher Weise; und man deklinirte insbesondere diejenigen Substantiven, welche entweder ursprünglich Adjektiven oder doch den Adjektiven in der Form analog sind, entweder ganz oder doch im Plural nach der neuen Form. Dies ist insbesondere der Fall bei den männlichen und sächlichen Substantiven der zweiten Deklination, die im Lateinischen auf us und um ausgehen, und bei den sächlichen der Endungen ale und ile z. B. Alumne, Konfirmande, Adjektiv, Adverb, Regal, Fossil. Die Substantiven, deren Plural im Lateinischen auf ii und ia ausgeht, haben in dem deutschen Plural häufig mit Beibehaltung des i die Endung ien statt: en z. B. Notarien, Studien, Adverbien, Kapitalien, Regalien, Mobilien. Weil aber die Sprache bei der Deklination der fremden Wörter nur Analogien folgt, die oft dunkel sind; so ist hier der Sprachgebrauch oft schwankend z. B. bei: Notare und Notarien, Substantiven neben: Vomitive. Auch widerstreben die fremden Wörter mehr oder weniger der deutschen Deklination. So wird in der alten Form zwar insgemein der Genitiv, aber meistens nicht der Dativ des Singulars durch die Endung bezeichnet z. B. dem Kaplan, dem Instinkt, dem Adjektiv, dem Adverb; Manche, wie: Kasus, Modus, können keine deutsche Pluralform annehmen; und die aus den neuern Sprachen aufgenommenen Substantiven männlichen und sächlichen Geschlechtes behalten meistens die ausländische Pluralform auf s z. B. die Genies, die Lords, die Kasinos.

## §. 147.

Im Alt- und Mittelhochdeutschen dekliniren die Eigennamen der Personen theils in der alten, theils in der neuen Form. Die männlichen Eigennamen dekliniren, wenn sie mit einem Konsonanten auslauten, wie: Hartmuot, Petrus, Sivrit, nach der alten Form, haben jedoch, wie manche Gemeinnamen von Personen z. B. Kôt, Man, Truhtin (§. 137), im Akkusativ die der neuen Form angehörige Endung an (en): wenn sie aber mit einem Vokale auslauten, wie: Pruno, Kero, Ezilo, Otte, so dekliniren sie meistens nach der neuen Form. Die weiblichen Eigennamen dekliniren meistens in der neuen Form. Weibliche Eigennamen, die mit einem Konsonanten auslauten, wie: Kriemhilt, Prünhilt, schwanken häufig zwischen der alten und neuen Deklinationsform.

Im Neudeutschen dekliniren die männlichen Eigennamen nicht nur, wenn sie mit einem Konsonanten, sondern auch wenn sie mit einem Vokale auslauten, in der alten Form z. B. Friedrich, Albert und: Otto, Göthe. Die männlichen Eigennamen mit konsonantischem Auslaute haben nicht mehr, wie im Altdeutschen, im Akkusativ die Endung en: Akkusativformen, wie: Ludwigen, Leibnitzen, sind veraltet. Eben so ist der Dativ auf en bei den männlichen Eigennamen mit vokalischem Auslaute, die früher nach der neuen Form deklinirten, z. B. Göthen, Seumen, jetzt veraltet. Die Dativendung e, welche auch bei andern Substantiven häufig fehlt (§. 139), wird bei den männlichen Eigennamen durchgängig abgeworfen; und dies scheint zunächst in dem rhythmischen Verhältnisse der größtentheils zusammengesetzten oder schon mit einer Endung begabten Eigennamen seinen Grund zu haben. Männliche Namen, die vermöge ihres Auslautes nicht unmittelbar die Endung es (s) annehmen können, haben im Genitiv Wohllauts halber die Endung ens z. B. Voßens, Fritzens.

Die weiblichen Eigennamen mit konsonantischem Auslaute dekliniren ganz so, wie die männlichen, nach der alten Form z. B. Gertrud, Adelheid. Auch die weiblichen Namen mit vokalischem Auslaute, wie: Martha, Bertha, Laura, Hebe, Sappho, Betty, dekliniren nach der alten Form. Nur wenn sie ein tonloses e zur Endung haben, dekliniren sie nach der neuen Form, nehmen aber im Genitiv zu der Endung en zugleich die Endung alter Form s an z. B. Marie, Sophie, Karoline, Louise, Katharine.

Sowol die weiblichen als die sächlichen (§. 127) Ortsnamen dekliniren im Altdeutschen nach der alten Form, und sie werden im Mittelhochdeutschen überhaupt nicht deklinirt; jedoch nehmen manche derselben im Dativ die Endung e oder auch en an z. B. Kolne, Wormße, Metzen, Wienen. Im Neudeutschen wird nur der Genitiv durch die Endung alter Form es (s) bezeichnet. Die Unvollkommenheit der Deklination scheint bei den Ortsnamen, wie bei den Personennamen, in dem rhythmischen Verhältnisse derselben, nämlich darin ihren Grund zu haben, daß die Ortsnamen größtentheils Zusammensetzungen sind (§. 139).

---

# Drittes Kapitel.

## Von dem Adjektiv.

### §. 148.

Die Unterscheidung der Adjektiven in Stämme und Sproßformen ist nicht nur für die etymologische Bedeutung des Wortes wichtig (§. 38. 42); sie verdient auch in Hinsicht auf den syntaktischen Gebrauch der Adjektiven einige Beachtung. Wir haben oben (§. 38) den Unterschied der Bedeutung zwischen adjektivischen Stämmen und Wurzeln so bestimmt, daß jene den in den Wurzeln noch unbestimmten Begriff der Thätigkeit in einem Gegensatze der Art darstellen und ihn durch den Gegensatz hervorheben. Die Stämme sind daher gleichsam durch den Gegensatz individualisirte Verben, und nach ihrer grammatischen Bedeutung nur darin von den Verben unterschieden, daß sie selbst nicht die Modus-, Zeit- und Personalbeziehung bezeichnen. Wir dürfen also schon von vorne herein voraussetzen, daß sie, wie die Verben, besonders prädikativ gebraucht werden; und dies findet sich in der Sprache bestätigt. Zwar werden sie insgemein auch attributiv gebraucht; aber manche Stämme, wie: bereit, brach, feind, flau, gar, gänge, gebe, gedenk (eingedenk), gehaß, getrost, gewahr, gram, heil, irre, kund, leid, nütz, quer, schuld, werden im Deutschen nie, und andere, wie: bange, los, satt, wach, werth, selten anders, als prädikativ gebraucht. Dagegen scheinen die adjektivischen Sproßformen, welche von konkreten Substantiven gebildet sind, mehr für den attributiven Gebrauch geeignet zu sein; und sehr viele Sproßformen werden nie oder doch sehr selten auf prädikative Weise gebraucht. Von dieser Art sind insbesondere manche von Personen- und Ländernamen gebildete Adjektiven der Form **isch** (§. 59) z. B. diebisch, buhlerisch, räuberisch und: schwäbisch, spanisch, schottisch, nordisch, höllisch. Von den von Abstrakten oder Adjektiven gebildeten Adjektiven gehören hierher viele Adjektiven der Form **lich**, welche die Grundbedeutung einer **Weise** haben (§. 62), wie: eidlich, schriftlich, wörtlich, absichtlich, ausdrücklich, anfänglich, endlich, stündlich, jährlich, nächtlich, täglich und: reichlich, heimlich, weislich; endlich werden auch die von Stoffnamen gebildeten Adjektiven der Form **en** z. B. golden, silbern jetzt insgemein nur auf attributive Weise gebraucht; sie werden jedoch im Altdeutschen auch prädikativ gebraucht z. B. „Die Sule waron silberin, diu Lineberga was guldin" *). Auch

*) S. **Willeram** 3, 9.

in andern Sprachen finden wir Sproßformen, die nur attributiv vorkommen z. B. im Lateinischen: patrius, regius, fraternus, paternus, votivus, aestivus u. m. A. Auch das Partizip des Präsens, welches als eine adjektivische Sproßform anzusehen ist, wird im Deutschen insgemein nur als Attribut gebraucht.

Wie bei den Substantiven (§. 119), so muß man auch bei den Adjektiven unterscheiden zwischen Begriffswörtern, wie: froh, wach, thätig, welche den Begriff einer Thätigkeit (freuen, wachen, thun) ausdrücken, und Formwörtern, welche nicht den Begriff einer Thätigkeit, sondern nur, wie: mein, dieser, ein Beziehungsverhältniß zu dem Sprechenden, oder, wie: drei, viel, wenig, ein Größenverhältniß, oder, wie: hiesig, dortig, obig, heutig, ein Orts- oder Zeitverhältniß in Beziehung auf den Sprechenden bezeichnen. Da das Prädikat seiner Natur nach immer durch ein Begriffswort ausgedrückt wird (S. §. 217); so können die adjektivischen Formwörter nicht wohl anders als auf attributive Weise gebraucht werden.

## §. 149.

Man muß in der Flexion des Adjektivs die Geschlechtsflexion und die Deklination unterscheiden. Die Geschlechtsflexion bezeichnet das Geschlecht, und die Deklination das objektive Beziehungsverhältniß desjenigen Seins, auf welches die durch das Adjektiv ausgedrückte Thätigkeit bezogen ist. Die Flexion des Adjektivs unterscheidet sich von der Flexion des Verbs und Substantivs durch diese Eigenthümlichkeit, daß sie nicht eigentlich ein besonderes Beziehungsverhältniß des Begriffes selbst, der ein Thätigkeitsbegriff ist, sondern nur das Kongruenzverhältniß zwischen diesem Thätigkeitsbegriffe und dem Begriffe eines Seins bezeichnet. Das Verb hat mit dem Adjektiv diese Bezeichnung des Kongruenzverhältnisses nur in so fern gemein, als es durch die Personalflexion ebenfalls die Kongruenz der Thätigkeit mit dem Sein (dem Subjekte) ausdrückt. Es ist oben (§. 120) schon bemerkt worden, daß in manchen Sprachen an dem Verb das Kongruenzverhältniß auch in Hinsicht auf das Geschlecht durch die Personalflexion bezeichnet wird; und die Geschlechtsflexion überhaupt scheint sogar als Ausdruck der Kongruenz uranfänglich von dem Verb auszugehen. Dies wird noch insbesondere dadurch sehr wahrscheinlich, daß die Geschlechtsflexion überall am vollkommensten an den Personalpronomen hervortritt, deren ursprüngliche Identität mit den Personalendungen des Verbs kaum zu bezweifeln ist *), und daß die Geschlechtsflexion des Adjektivs mit

*) S. Organism der Sprache. Zweite Ausgabe. §. 51.

der Geschlechtsflexion des Personalpronoms dritter Person überall in der Form mehr oder weniger zusammenfällt. Auch wird das Geschlecht in jeder Sprache, in welcher es an dem Pronom unterschieden wird, auch an dem Adjektiv unterschieden: und wo die Geschlechtsflexion dem Pronom mangelt, da mangelt sie auch dem Adjektiv. Die Geschlechtsflexion gehöret also, weil sie durch die Kongruenz der Form die prädizirte Einheit von Thätigkeit und Sein bezeichnet, dem prädikativen Beziehungsverhältnisse an, und ist von den Personalendungen des Verbs und den mit diesen identischen Personalpronomen auf das Adjektiv übergegangen. Auf der andern Seite geht die Deklination des Adjektivs offenbar von dem Substantiv aus; die Einheit von Thätigkeit und Sein wird an dem attributiven Adjektiv durch die Kongruenz des Kasus ausgedrückt: der Kasus drückt aber nur ein objektives Beziehungsverhältniß eines Seins aus.

Wie das Adjektiv in Hinsicht auf seine Bedeutung gewissermaßen zwischen das Verb und Substantiv gestellt ist, so steht es auch in Hinsicht auf seine Flexion zwischen Verb und Substantiv, indem die Geschlechtsflexion vom Verb, und die Deklination von dem Substantiv ausgeht. Diese zwei Flexionsarten sind nun zwar in dem Adjektiv mit einander verschmolzen; aber man sieht bei einer nähern Betrachtung bald, daß sie überall mit einander in einem Gegensatz stehen, vermöge dessen sie einander beschränken, indem insgemein die eine in demselben Maße zurücktritt, wie die andere vorwaltet. So tritt die Geschlechtsflexion, die wir, weil sie zunächst von dem Pronom ausgeht, als die pronominale Form bezeichnen, am vollkommensten hervor in dem Nominativ des Singulars, der noch nicht deklinirt ist; sie ist unvollkommner in den eigentlichen Kasus, und sie verschwindet ganz oder doch größtentheils in dem Plural der germanischen und mancher andern Sprachen, in denen der Plural sehr vollkommne Kasusformen hat. In der finnischen Sprache, welche überhaupt kein Geschlecht unterscheidet, ist die Deklination des Substantivs sehr vollkommen und die Deklination des Adjektivs fällt mit ihr gänzlich zusammen *). Dieser Gegensatz zwischen Geschlechtsflexion und Deklination tritt nun in manchen Sprachen wieder auseinander in zwei besondere Flexionsformen des Adjektivs, welche sich dadurch unterscheiden, daß in der Einen die Geschlechtsflexion noch vorwaltet und die Deklination ihr ganz untergeordnet ist, in der andern hingegen die Deklination vorherrscht und die Geschlechtsflexion in den Hintergrund tritt oder ganz verschwindet. Diese unterschiedenen Flexionsformen treten in manchen Sprachen z. B. in der griechischen und

*) S. Organism der Sprache. Zweite Ausgabe. §. 96.

lateinischen an unterschiedenen Adjektiven hervor; und es scheint, daß ursprünglich die Form mit vorwaltender Geschlechtsflexion, welche wir als die eigentlich adjektivische Form bezeichnen können, die eigentliche Flexionsform der Stämme, die Form mit vorwaltender Deklination hingegen, welche wir als die substantivische Flexionsform der Adjektiven bezeichnen können, die eigentliche Flexionsform der Sproßformen war *), und daß demnach der Unterschied der Flexionsform bei dem Adjektiv eben so, wie bei dem Verb und Substantiv, ursprünglich mit dem etymologischen Verhältnisse der Adjektiven in Verbindung steht (§. 137). In der griechischen und lateinischen Sprache haben die Adjektiven dreier Endungen (ός ή όν und: us a um) z. B. καλός, καλή, καλόν und: bonus, bona, bonum die pronominale Flexionsform, welche auch in den Kasus das Geschlecht unterscheidet: dagegen haben die Adjektiven Einer oder zweier Endungen z. B. φυγάς, ἅρπαξ, ἀληθής ἀληθές, ἄῤῥην ἄῤῥεν und: rapax, crudelis crudele, die substantivische Flexionsform, welche in den Kasus und selbst im Nominativ das Geschlecht gar nicht oder doch höchst unvollkommen unterscheidet. In den Adjektiven zweier Endungen wird im Nominativ nicht sowol das grammatische Geschlecht, als der Personen- und Sachbegriff unterschieden, indem sich die Endung ής, ην, is in der sächlichen (geschlechtlosen) Form zu ές, εν, e verflacht. Bei den griechischen Adjektiven der drei Endungen: ύς εῖα ύ, ίς ῦσα ύν, εις εσσα εν, ας ασα αν, ούς οῦσα όν, ων ουσα ον u. s. f. sind die beiden Flexionsformen vermischt, indem das Maskulinum und Neutrum die substantivische, das Femininum hingegen die pronominale Form hat. In der vollkommnern Geschlechtsform des Femininums bei diesen Adjektiven offenbart sich aber das oben (§. 120) schon angedeutete Gesetz, nach welchem die Sprache vorzüglich darauf ausgeht, das weibliche Geschlecht von dem männlichen in der Form zu unterscheiden, indeß das Neutrum meistens nur als eine verflachte Form des Maskulinums hervortritt **).

In den germanischen wie auch in den slavischen Sprachen tritt der eben bezeichnete Gegensatz zwischen einer eigentlich pronominalen und einer substantivischen Flexionsform der Adjektiven ebenfalls hervor; jedoch tritt der Gegensatz in diesen Sprachen nicht, wie in der griechischen und lateinischen, in unterschiedenen Adjektiven auseinander, sondern dasselbe Adjektiv ist insgemein beider Flexionsformen empfänglich. Wir haben zwar Gründe zu vermuthen, daß auch in den germanischen Sprachen in einer Zeit, welche unsern Forschungen

*) S. Organism der Sprache. Zweite Ausgabe. §. 97.

**) S. Fr. Bopp Krit. Gramm. der Sanskrita-Sprache §. 216 u. flg.

nicht mehr zugänglich ist, die pronominale Flexionsform die eigentliche Form der Stämme, und die substantivische die Form der Sproßformen war *); aber so weit unsere Forschungen reichen, finden wir Stämme und Sproßformen mit beiden Flexionsformen, welche wir in diesen Sprachen als die alte und neue Form unterscheiden. Im Neudeutschen ist der eigentliche Unterschied der Bedeutung zwischen alter und neuer Form verschwunden, und der Gebrauch der alten oder neuen Form hängt davon ab, ob der Artikel oder ein anderes in alter Form deklinirendes Formwort dem Adjektiv vorangeht, oder nicht. Dagegen tritt im Altdeutschen und Mittelhochdeutschen der Unterschied der Bedeutung noch sehr bestimmt hervor, daß nämlich die alte Form gebraucht wird, wenn der durch das Adjektiv bezeichnete Gegensatz der Art soll hervorgehoben werden; die neue Form aber, wenn dieser Gegensatz gegen den Gegensatz der Individualität zurücktritt. In dem ersteren Falle hat das Adjektiv größeren logischen Werth, und daher die vollkommnere (alte) Flexion; in dem letzteren untergeordneten logischen Werth und daher die unvollkommnere (neue) Flexion (S. §. 228) **). In der alten Form werden nicht nur im Nominativ, sondern auch in den Kasus des Singulars die Geschlechter, wie in den lateinischen Adjektiven dreier Endungen, vollkommen unterschieden. Die Unterscheidung der Geschlechter in dem Plural, die sich im Neudeutschen verloren hat, findet sich im Gothischen noch durch alle Kasus mit Ausnahme des Dativs, und auch im Altdeutschen noch in dem Nominativ. In der neuen Form tritt die Geschlechtsflexion zurück, und die ganze Flexion des Adjektivs beschränkt sich, da alle Kasus mit Ausnahme des Akkusativs im Singular des Femininums und Neutrums durch die Endung en gebildet werden, auf eine unvollkommene Deklination. Zwar unterscheidet das Gothische noch einigermaßen das Geschlecht durch den Endungsvokal (blinda blindô blindô), und diese Unterscheidung tritt auch noch in den Kasus hervor z. B. Genit. blindins blindôns blindins; aber die Unterscheidung der Geschlechter ist, wenn man die alte Form vergleicht, höchst unvollkommen, wie bei den lateinischen und griechischen Adjektiven zweier Endungen. Die neue Form ist nun zu sehr von der alten Form der Adjektivflexion verschieden, als daß man annehmen könnte, sie sei etwa durch Verflachung aus dieser hervorgegangen. Wir müssen vielmehr annehmen, daß sie eben so, wie die Deklination der Adjektiven zweier Endungen in der griechischen und lateinischen Sprache, ursprünglich aus der Substantivdeklination alter

*) S. Organism der Sprache. Zweite Ausg. §. 97.

**) S. Organism der Sprache. Zweite Ausg. §. 98.

Form hervorgegangen ist: die Substantivdeklination neuer Form ist, wie oben gezeigt worden (§. 137), selbst erst aus der Adjektivdeklination neuer Form hervorgegangen. — Wir finden zwar in der neuen Form, wie sie sich in dem Neudeutschen darstellt, keine Ähnlichkeit mit der Substantivdeklination alter Form; und auch in den altgermanischen Sprachen können die Kasusformen der neuen Form schon darum nicht vollkommen mit den Kasusformen der Substantiven zusammenfallen, weil die Adjektiven der neuen Form noch eine, wenn auch höchst unvollkommne, Geschlechtsflexion haben: aber im Gothischen und Altdeutschen hat die Adjektivflexion neuer Form noch manche Endungen, welche auf die Substantivdeklination alter Form zurückweisen; und diese finden sich besonders in dem Plural, in dem überhaupt, wie oben schon bemerkt worden, die Geschlechtsflexion durch die substantivische Deklination mehr zurückgedrängt wird. So hat im Gothischen noch der Nominativ des Maskulinums und Femininums ein s (blindans blindôns), wie die Substantiven alter Form (dagos gibôs). Ferner findet sich die Endung des Genitivs (G. blindanê blindônô blindanê, A. blindena, Ad. plintônô) auch in der altdeutschen und angelsächsischen Substantivdeklination alter Form der weiblichen Substantiven z. B. Ad. Kepônô, Heilônô und A. gifena. Die Endung des Dativs (G. blind-am-ôm-am, Ad. plintôm) ist wie bei den Substantiven alter Form; und sie geht im Altdeutschen, wie die Dativendung der Substantiven, in on über. Auch ist im Gothischen der Akkusativ des Maskulinums und Femininums (blindans blindôns) von dem Akkusativ männlicher und weiblicher Substantiven alter Form (fiskans, handuns, anstins) wenig unterschieden. Eine auffallende und schwer zu erklärende Erscheinung ist die durch alle Kasus des Singulars und Plurals (den Dativ des Plurals ausgenommen) hervortretende Liquida n. Man könnte jedoch, da der Nominativ neuer Form immer eine vokalische Endung hat (G. blinda blindô), vielleicht annehmen, daß der Endungsvokal in dem Kasus in die mit n gebildete Endung (an, in, on u. s. f.) übergegangen sei, wie häufig auch bei Substantiven z. B. Ad. Hnacco, Hûfo, Huosto, Kalko, Karto, Palcho der Endungsvokal in en übergegangen ist (Nacken, Haufen, Husten, Galgen, Garten, Balken).

Die neudeutsche Adjektivflexion unterscheidet sich von der altdeutschen besonders dadurch, daß alle Endungsvokale sich im Neudeutschen zu e verflacht haben, und wenn sie am Ende einer zweisilbigen Endung standen, wie in emu, êrô, abgeworfen worden, wodurch in dem Plural alter Form alle Unterscheidung des Geschlechtes und in dem Plural neuer Form alle Unterscheidung der Kasus verloren gegangen. Auch ist die Dativendung des Plurals êm und ôm in en

übergegangen. Die Formen der altdeutschen Adjektivflexion sind, wie folgt:

### Alte Form.

| | Männlich. (plint-er) | Weiblich. (plint-u) | Sächlich. (plint-az) |
|---|---|---|---|
| S. N. | — êr | — u | — az |
| G. | — es | — êrâ | — es |
| D. | — emu (emo) | — êru | — emu (emo) |
| A. | — an | — a | — az |
| Pl. N. | — ê | — ô | — u |
| G. | — êrô | — êrô | — êrô |
| D. | — êm | — êm | — êm |
| A. | — ê | — ô | — u |

### Neue Form.

| | (plint-o) | (plint-a) | (plint-a) |
|---|---|---|---|
| S. N. | — o | — a | — a |
| G. | — in | — ûn | — in |
| D. | — in | — ûn | — in |
| A. | — un (on) | — ûn | — a |
| Pl. N. | — un (on) | — ûn | — ûn |
| G. | — ônô | — ônô | — ônô |
| D. | — ôm | — ôm | — ôm |
| A. | — un (on) | — ûn | — ûn |

## §. 150.

In der Adjektivdeklination alter Form wurde schon im Gothischen die Flexionsendung bei dem Nominativ und Akkusativ des Singulars sächlichen Geschlechtes häufig abgeworfen z. B. blind statt: blindata. Im Altdeutschen kömmt diese Abwerfung der Endung bei demselben Kasus auch im Plural und bei allen Geschlechtern, und im Mittelhochdeutschen sogar bei allen Kasus in allen Geschlechtern vor z. B. plint statt: plintaz und plintu. Das Neudeutsche beschränkt sie jedoch, wie das Gothische, auf den Nominativ und Akkusativ des Singulars sächlichen Geschlechtes, und gestattet sie für die andern Kasus und für die andern Geschlechter nur bei den unbestimmten Zahlwörtern: viel, mehr, wenig, weniger (S. §. 183); auch kömmt sie häufiger in der Volkssprache vor z. B. „ein alt Männchen" „ein gut Wort" „schön Wetter". Diese Abwerfung der Flexionsendung, welche in der niederdeutschen Mundart immer Statt findet, hat wol, da sie zuerst an dem sächlichen Geschlechte hervortritt, und sich auch

nur in diesem Geschlechte erhalten hat, zuerst ihren Grund darin, daß überhaupt die Flexion bei dem sächlichen Geschlechte unvollkommner ist, als bei den andern Geschlechtern (vergl. §. 139). Sie ist aber in der deutschen Sprache durchaus nicht als etwas Willkürliches anzusehen. Sie hängt nämlich zunächst von dem Tonverhältnisse des Adjektivs ab und findet vorzüglich dann Statt, wenn das Adjektiv untergeordnete Betonung hat, oder eine Sproßform mit tonloser oder halbtoniger Endung ist z. B. „alt Eisen" „kalt Wasser" „baar Geld" „ein groß Gewühl" und: „ein fröhlich Volk" „ein vertraulich Wort" „ein uralt Wort". Fehlerhaft ist die Auslassung der Endung, wenn das Adjektiv einsilbig ist und den Hauptton hat z. B. „ein groß Glück". Sie hat vorzüglich dann Statt, wenn das Substantiv, mit dem das Adjektiv verbunden ist, zugleich ein Stoffname oder Abstraktum ist, dessen Begriff nicht durch den unbestimmten Artikel oder durch ein Pronom näher bestimmt ist z. B. „frisch Wasser" „neu Licht" „auf gut Glück". Die Abwerfung der Endung bezeichnet hier, wie die Abwerfung der Dativendung bei den Substantiven (§. 139), einen Unterschied der Bedeutung.

## §. 151.

Die Sprache unterscheidet in der durch das Adjektiv ausgedrückten Thätigkeit verschiedene Stufen der Intensität (§. 10), und bezeichnet diese durch die Komparation. Die Sprache bezeichnet durch den Komparativ eine Intensitätsstufe der Thätigkeit, die im Vergleiche mit einem oder mehr Subjekten als ein höherer Grad aufgefaßt wird z. B. „schneller als ein Pfeil" „stärker als ein Pferd", und durch den Superlativ eine Intensitätsstufe, die überhaupt als der höchste Grad aufgefaßt wird z. B. „der schnellste (von Allen)" „der stärkste". Nur diejenigen Adjektiven, welche einen polarischen Gegensatz hervorheben (§. 38), also die meisten adjektivischen Stämme und von Abstrakten gebildeten Sproßformen lassen die Komparation zu; und die Komparationsformen bezeichnen eigentlich Verhältnisse des gesteigerten Gegensatzes.

Im Altdeutschen wurde der Komparativ durch die Endung or oder ir, und der Superlativ durch die Endung ost oder ist gebildet z. B. blindor blindost und: jungir jungist. Im Mittelhochdeutschen verflachten sich die Vokale o und i zu e; und im Neudeutschen wird bei dem Superlativ der Endungsvokal, in so fern es der Wohllaut erlaubt, insgemein ausgelassen z. B. der stärkste, der jüngste. Da nämlich der Superlativ des Adjektivs außer der Komparationsendung est immer noch eine Flexionsendung hat, so wurde in Folge der immer mehr durchgreifenden Herrschaft des Rhythmus die Komparations-

endung mit der andern Flexionsendung in Eine Silbe zusammengezogen. Bei dem Komparativ hat diese Zusammenziehung insgemein nicht Statt, theils weil bei dem Komparativ nicht immer eine zweite Flexionsendung hinzukömmt, theils weil die Liquida r sich nicht eben so leicht, wie st, wohllautend unmittelbar mit dem Auslaute des Adjektivs verbindet.

Im Altdeutschen hatten diejenigen adjektivischen Stämme, welche in der Komparation die Endungen ir und ist annahmen, häufig den Umlaut (§. 43). Später nahmen auch solche Stämme den Umlaut an, die früher die Endungen or und ost hatten; und so ist im Neudeutschen die Umlautung der Stämme in der Komparation zur Regel geworden, und die nicht umlautenden Stämme, wie: schlank und froh, sind als Ausnahmen anzusehen.

Statt des Komparativs und Superlativs von gut gebraucht die deutsche Sprache die Formen besser und best, welche von baß (Ad. paz) gebildet sind. Dieses baß, welches wahrscheinlich aus dem gothischen Komparativ batiza (besser) hervorgegangen ist, hat im Altdeutschen und noch bei Luther *) die Bedeutung des Komparativs besser. Es ist bemerkenswerth, daß bei gut und schlecht, wie auch bei den unbestimmten Zahlwörtern viel und wenig (S. §. 155), in den meisten Sprachen der Komparativ und Superlativ von einem andern verschollenen Positiv gebildet sind z. B. im Lateinischen: melior und pejor, im Griechischen κρείσσων, βελτίων und ἄριστος, im Russischen: luzsche (besser), im Englischen: worse (Ad. wirs). Diese und ähnliche Erscheinungen sind wol dadurch zu erklären, daß für denselben Begriff der Sprache früher mehrere Wörter zu Gebote standen, von denen sich das eine für den Positiv, und das andere für den Komparativ und Superlativ erhalten hat.

## §. 152 u. 153.

Diejenigen Adjektiven, welche keinen polarischen Gegensatz enthalten, also besonders die von konkreten Substantiven gebildeten Sproßformen z. B. golden, heidnisch, kaiserlich, natürlich, milchicht, aber auch manche Stämme z. B. blind, stumm, besonders die nur prädikativ gebrauchten Adjektiven: bereit, gänge, gebe u. s. f. (§. 148) nehmen keine Komparation an. Wenn aber die von konkreten Substantiven gebildeten Sproßformen die Hervorhebung eines Gegensatzes in sich aufnehmen, so lassen sie die Komparation zu z. B. weibisch, ritterlich, schalkhaft, waldig, sandig, fürstlich. Manche Adjektiven werden zwar in einem Gegensatze gedacht, aber in einem solchen, welcher der

---

*) S. 1. Mos. 12, 13. — Klagl. Jerem. 4, 9. — Daniel 1, 15.

Steigerung nicht fähig ist z. B. todt, leer. Wenn jedoch solche Adjektiven in einer Bedeutung gebraucht werden, in welcher sich Grade des gesteigerten Gegensatzes unterscheiden lassen, z. B. leer in der Bedeutung von geistesarm, so werden sie auch komparirt.

Insbesondere sind die Partizipien als solche in der deutschen, wie in andern z. B. der griechischen und lateinischen Sprache, weil sie noch den Begriff des ohne Gegensatz gedachten Verbs ausdrücken, der Komparation eigentlich nicht fähig. Wenn aber Partizipien die partizipiale Bedeutung aufgeben, und als Adjektiven einen Gegensatz der Art hervorheben (§. 98), wie: prudens, sapiens, eloquens, apertus, dilectus, doctus, reizend, rührend, berühmt, geschickt, gelehrt, gewandt; so nehmen sie ebenfalls die Komparation an.

Manche Adjektiven widerstreben der Komparation vermöge ihrer Wortform. So lassen im Deutschen die von Substantiven auf er gebildeten Adjektiven der Form isch z. B. heuchlerisch, räuberisch wegen ihres Tonverhältnisses nicht wohl die Komparation zu; und bei den lateinischen Adjektiven auf eus, ius und uus z. B. idoneus, dubius, vacuus kömmt die Komparation nur ausnahmweise vor z. B. piissimus, tenuior.

Die Komparative und Superlative haben, wie der Positiv, die Adjektivflexion alter und neuer Form. Die Komparative und Superlative hatten jedoch im Gothischen immer, und im Altdeutschen meistens die Flexion neuer Form, da beide weniger den Gegensatz der Art, als den an den Individuen hervortretenden Gegensatz der Intensität bezeichnen (§. 149); die Flexionsendung wurde daher im Mittelhochdeutschen meist abgeworfen z. B. „Schöner (st. schöner er) Troum enwart nie mê“ Walther v. d. Vogelw. S. 94.

## §. 154.

Neben den einfachen durch Flexion gebildeten Komparationsformen finden sich in allen Sprachen besondere Komparationsformen, die mit adverbialen Formwörtern zusammengesetzt sind z. B. „mehr bescheiden“ „höchst bescheiden“ magis assiduus, maxime arduus, fr. plus fort. Die Sprache bedient sich dieser zusammengesetzten Formen vorzüglich bei solchen Adjektiven, deren Wortform der durch Flexion gebildeten Komparation widerstrebt z. B. „höchst verschwenderisch“ magis und maxime dubius (§. 152), und wenn in abgeleiteten Sprachen, wie in den romanischen, die der Komparation entsprechende Flexion ist verloren gegangen. Wie der Gebrauch der zusammengesetzten Komparationsformen von der Wortform des Adjektivs abhängt, sieht man besonders in der englischen Sprache, welche nur von den Stämmen und von den Sproßformen auf y einfache,

aber von allen andern Sproßformen zusammengesetzte Formen bildet z. B. greater greatest, happier happiest, aber more und most gracious, more und most troublesome.

Obgleich wir nun annehmen müssen, daß auch in der deutschen Sprache der Gebrauch der zusammengesetzten Formen ursprünglich von der Wortform des Adjektivs abhing, und daß daher die zusammengesetzten Formen in der Bedeutung von den einfachen Formen ursprünglich nicht unterschieden sind; so hat doch die Sprache später an den Gebrauch der unterschiedenen Formen einen Unterschied der Bedeutung geknüpft. Wenn nicht die Intensität derselben Thätigkeit an unterschiedenen Subjekten, sondern die Intensität unterschiedener Thätigkeiten an demselben Subjekte verglichen wird (§. 151); so gebraucht man immer die zusammengesetzte Form des Komparativs z. B. „Er ist mehr klug, als rechtschaffen“ „Eine mehr höfliche, als freundliche Unterredung“, während im Lateinischen auch in diesem Falle die einfache Form gebraucht wird z. B. acrius quam constantius proelium inierunt; callidius quam cautius pericula adiit. Außerdem gebraucht man die zusammengesetzte Form häufig bei adjektivisch gebrauchten Partizipien und bei solchen Sproßformen, die vermöge ihrer rhythmischen Form der Bildung des Komparativs widerstreben z. B. „Er ist mehr geliebt, als sein Bruder“ „Eine mehr niederschlagende und: eine mehr beruhigende Nachricht, als diese“ „Die mehr sorgsame Mutter“ „Die mehr empfindsame Schwester“ „Ein mehr argwöhnischer Vater“. Der einfache Komparativ solcher Adjektiven verletzt besonders, wenn er flektirt wird z. B. argwöhnischerer, unser rhythmisches Gefühl. Es ist aber eine tadelhafte Ziererei, außer den hier bezeichneten Fällen die zusammengesetzte Form des Komparativs zu gebrauchen z. B. „Er ist mehr frei, als ich“ „Eine mehr frohe Nachricht, als diese“.

Die deutsche Sprache unterscheidet ferner durch die mit höchst zusammengesetzte Form den absoluten Superlativ d. h. einen sehr hohen, aber ohne eigentliche Vergleichung gedachten Intensitätsgrad der Thätigkeit, und sie gebraucht diese Form nie anders, als wenn dieser absolute Superlativ soll bezeichnet werden z. B. „Er ist höchst bescheiden“ „Ein höchst langweiliges Buch“ unterschieden von: „Er ist der bescheidenste von Allen“ „Das langweiligste Buch von allen“. Die lateinische Sprache bezeichnet das Verhältniß des absoluten Superlativs häufig durch die als Vorsilben gebrauchten Präpositionen per und prae (§. 75) z. B. permagnus, praeclarus. Wenn der vergleichende Superlativ d. h. die im Vergleiche mit andern Subjekten höchste Intensität soll bezeichnet werden, und das Adjektiv vermöge seines Tonverhältnisses der Komparation widerstrebt; so ge-

braucht man insgemein die mit am meisten zusammengesetzte Form z. B. „Die am meisten verführerische Gesellschaft“ „Der am meisten argwöhnische Mann“. Außer diesem Falle ist der Gebrauch dieser Form schleppend und darum verwerflich.

Das Verhältniß des vergleichenden Superlativs wird besonders hervorgehoben durch die Zusammensetzung des Superlativs mit aller (von Allen) z. B. „Die allerschönste Blume in dem Garten“ „Der allerreichste Mann im Lande“. Diese Form bezeichnet jedoch zuweilen auch einen absoluten Superlativ z. B. „Ein allerliebstes Kind“; und sie wird insbesondere als Adverb in dieser Bedeutung gebraucht z. B. „Er singt allerliebst“.

Der absolute Superlativ wird von dem vergleichenden Superlativ in den andern Sprachen z. B. der lateinischen und französischen nicht so bestimmt durch die Form unterschieden als in der deutschen; und sie bezeichnen den absoluten Superlativ mehr durch adverbiale Formwörter der Intensität (S. §. 187) z. B. l. valde, perquam, admodum, fr. très, fort, extrêmement. In der englischen Sprache bezeichnet zwar der Superlativ mit dem unbestimmten Artikel immer den absoluten Superlativ z. B. a most tiresome company; aber der Superlativ mit dem bestimmten Artikel hat oft dieselbe Bedeutung z. B. the most tiresome company of this man („Die höchst langweilige Gesellschaft“).

Wir werden weiter unten (S. §. 186) sehen, daß bei einigen Adverbien der höchstmögliche Grad der Intensität durch besondere Formen des Superlativs bezeichnet wird. Indeß wir außerdem dieses Verhältniß nur durch das dem Adjektiv vorangehende adverbiale möglichst bezeichnen; bezeichnet die lateinische Sprache dieses Verhältniß durch das dem Superlativ vorangehende Relativadverb quam z. B. Aurum quam occultissime (auf möglichst geheime Weise) in praetorium deferunt; Helvetii sementes quam maximas (möglichst große) faciunt.

## §. 155.

Wir begreifen unter den adjektivischen Formwörtern die Adjektivpronomen (S. §. 159), ferner alle bestimmte und unbestimmte Zahlwörter (S. §. 178), endlich alle Adjektiven, die von adverbialen Formwörtern gebildet sind, wie: hiesig, dortig, sonstig, obig, vorig, heutig von: hier, dort, sonst, oben u. s. f.

Insbesondere sind hier die anomalen Komparationsformen: mehr, meist, minder zu bemerken, welche im Deutschen, wie die ihnen in den meisten andern Sprachen entsprechenden Formen z. B. πλείων,

μείων, l. plus, minus, von einem verschollenen Positiv gebildet sind (vergl. §. 151).

Mehr (G. maiza und als Adverb mais), verwandt mit G. mikils (groß) und μέγας, kömmt überall nur in der Bedeutung eines Komparativs, und meist (G. maists Ad. meist), welches mit mehr dieselbe Abkunft hat, nur in der Bedeutung des Superlativs vor. Im Altdeutschen findet sich für das Adverb (magis) die Form mêra oder mêr, und für das Adjektiv die in der neuen Form flektirte (§. 153) Form mêro. Neben dieser Form kömmt aber schon die durch Verdoppelung der Endung gebildete Form mêriro vor, jedoch nur im männlichen Geschlechte und im Genitiv und Dativ des sächlichen Geschlechtes. Diese Form wurde im Mittelhochdeutschen in merre zusammengezogen, und kam nun bei allen Kasus aller Geschlechter in Gebrauch *); und aus dieser Form ist das neudeutsche mehrere hervorgegangen, dessen Bedeutung und Gebrauch weiter unten (§. 182) näher wird bezeichnet werden.

Minder, dessen adjektivische Form im Gothischen minniza, im Altdeutschen minniro und im Mittelhochdeutschen minner, und dessen adverbiale Form im Gothischen mins und im Alt- und Mittelhochdeutschen min ist, kömmt überall, wie in dem verwandten l. minus, ebenfalls nur in der Bedeutung des Komparativs vor. Nur in der niederdeutschen Volkssprache hat min auch die Bedeutung des Positivs z. B. „Dat is min" (Das ist wenig), minneachten (geringschätzen).

Letzt ist der Superlativ des altdeutschen laz (tardus), welches in dem englischen late und in dem niederdeutschen late die Bedeutung von spät hat. Im Neudeutschen hat man auf eine anomale Weise von den Superlativformen: erst (S. §. 180) und letzt die Komparativformen: ersterer und letzterer gebildet, durch die man eben so, wie durch: dieser und jener und im Englischen durch the former und the latter, zwei schon besprochene Gegenstände als den Erstgenannten und den Letztgenannten unterscheidet.

Von den Ortsadverbien: außen, innen, vorn, hinten, oben, unten werden die adjektivischen Formen: äußer, inner, vorder, hinter, ober, unter und: äußerst, innerst, vorderst, hinterst u. s. f. gebildet, die, wie die ihnen in andern Sprachen entsprechenden Formen z. B. ἀνώτερος ἀνώτατος, ὑπέρτερος ὑπέρτατος, l. exterior extremus, interior intimus, superior supremus, inferior infimus, die Form und gewissermaßen auch die Bedeutung von Komparativen und Superlativen haben. Man könnte: äußer, inner, vorder u. s. f. zwar

*) S. J. Grimm d. Gr. Th. III. S. 609.

nach ihrer Form und Bedeutung auch für Positive nehmen; aber im Altdeutschen wird von dem Positiv: innaro (internus), ûzaro (exterus), oparo (superus) u. s. f. ein durch Verdoppelung der Endung gebildeter Komparativ: innarôro (interior), ûzarôro (exterior), oparôro (superior) u. s. f. unterschieden *). Die hier bezeichneten Komparationsformen werden nur von solchen Ortsadverbien gebildet, welche diejenigen Raumverhältnisse bezeichnen, die oben als Dimensionsverhältnisse sind unterschieden worden (§. 10). Da diese Verhältnisse als Verhältnisse eines Gegensatzes im Raume z. B. des Oben und Unten aufgefaßt werden; so bezeichnet die Sprache bei diesen Adverbien einen gesteigerten Gegensatz eben so, wie bei den Adjektiven (§. 151), durch Komparationsformen: und die Sprache bildet überhaupt da, wo analoge Verhältnisse eines Gegensatzes gedacht werden, gern Komparationsformen z. B. mittler und mittelst von mitten, δεξιτερός und ἀριστερός, ἡμέτερος, δεύτερος, l. ipsissimus u. m. A. (vergl. §. 180).

Die Formen: mehrere, ersterer, letzterer, so wie die altdeutschen Komparativformen mit verdoppelten Endungen: innarôro, ûzarôro, oparôro, nidarôro u. s. f. haben ihren organischen Grund wol in einem allgemeinen Gesetze, das oben (§. 17. 19) schon angedeutet worden, aber um so mehr verdient, hier näher bezeichnet zu werden, da es vorzüglich in den Lautverhältnissen der Formwörter hervortritt, und wir besonders bei der Betrachtung der Pronomen und Zahlwörter auf dasselbe oft zurückkommen müssen. Der volle Ton fixirt nicht nur das Lautverhältniß des Wortes, und widerstrebt so aller Verflachung des Lautverhältnisses, sondern er begünstiget auch die Entwickelung des Lautverhältnisses durch Verstärkung des An- und Auslautes und durch Endungen, und führt auf diese Weise leicht Erweiterungen der Wortformen herbei: Tonlosigkeit hingegen begünstiget die Verflachung des Lautverhältnisses und den Abfall der Endungen. Nach diesem Gesetze finden wir überall und besonders in der deutschen Sprache, in welcher der Ton eine größere Gewalt ausübt, bei den Formwörtern eine besondere Neigung zur Verflachung des Lautverhältnisses und zur Abwerfung der Endungen. Wir haben diese Verflachung schon bei den Hülfsverben z. B. in: hast, hat, wirst, wird, und bei den Hülfsverben des Modus (§. 104. 110. 112) wahrgenommen; und der Abfall der Flexionsendungen wird uns insbesondere häufig bei den Pronomen und bei den bestimmten und unbestimmten Zahlwörtern begegnen. Wenn aber Formwörter, die an sich tonlos sind, volltonig werden, weil sie entweder ein Bezie-

---

*) S. J. Grimm d. Gr. Th. III. S. 622.

hungsverhältniß hervorheben, wie z. B. die demonstrativen und interrogativen Substantivpronomen, oder, substantivisch gebraucht, gewissermaßen die Bedeutung eines Begriffswortes annehmen, wie z. B. Einer, Keiner, Meiner; so behalten sie nicht nur diejenigen Endungen, welche sonst abgeworfen werden, wie in den eben angeführten Beispielen, sondern sie entwickeln sich häufig auch zu Formen, die ihnen ursprünglich fremd sind, wie in: dessen, wessen (statt des, wes), der meinige (st. mein), derjenige (st. der jene), selbiger (st. selber); fr. moi, toi (st. me, te). Was nun die Formen: ersterer, letzterer und mehrerer insbesondere betrifft, so haben die Komparative insgemein an sich schon einen verstärkten Ton, der bei ersterer und letzterer dadurch noch mehr gehoben wird, daß sie immer mit Auslassung des substantivischen Begriffswortes substantivisch und zwar in einer demonstrativen Bedeutung gebraucht werden. Auch mehrere wird am häufigsten substantivisch gebraucht.

---

# Viertes Kapitel.

## Von den Pronomen.

### §. 156.

Das Substantiv drückt den Begriff eines Seins aus, indem es das Sein z. B. Schlange, Fluß, Dach, Mehl, als ein unter dem Begriffe einer Thätigkeit (schlingen, fließen, decken, malen) als Art begriffenes Sein darstellt, und so das Sein unter einen Thätigkeitsbegriff stellt (§. 4). Das Pronom drückt nicht auf diese Weise den Begriff eines Seins aus, sondern bezeichnet nur das Individualitätsverhältniß eines Seins nach seinen Beziehungen zu dem Sprechenden. So bezeichnen die Personalpronomen das Sein als den Sprechenden selbst oder als einen Angesprochenen oder als ein besprochenes Sein; und sie haben diese Bedeutung mit den Personalendungen des Verbs gemein. Auch vertreten die Personalpronomen, in denen die Grundbedeutung der Pronomen überhaupt am reinsten hervortritt, nicht nur in vielen Sprachen die Stelle der Personalendungen, sondern es finden sich auch so auffallende Verwandtschaften zwischen den ursprünglichen Lautformen der Pronomen und denen der Personalendungen, daß man eine ursprüngliche Identität

derselben angenommen hat *). Mag man nun, um diese Identität zu erklären, annehmen, daß die Personalendungen ursprünglich agglutinirte Pronomen, oder daß die Pronomen ursprünglich von dem Verb abgelösete Endungen sind **); so erscheinen die Pronomen als Wörter besonderer Art, welche sowol in ihrer Bedeutung als in ihrer Form von den Begriffswörtern gänzlich geschieden sind, und die wir als ursprüngliche Formwörter ansehen müssen. Ihre phonetische Gestalt ist in allen Sprachen weniger entwickelt und individualisirt, und darum mehr dem Wandel unterworfen, als die aller andern Wortarten, bei denen ursprünglich das Wort sich mit einem Begriffe entwickelte, und der Begriff die Lautform fixirte ***). Auch unterscheiden sie sich von den andern Formwörtern dadurch, daß man bei allen Nachforschungen keine Spur gefunden hat, welche auf irgend eine Weise auf die Abkunft von Begriffswörtern deutete.

Auch die Bedeutung der Pronomen ist, weil Beziehungsverhältnisse überhaupt in unserer Vorstellung weniger bestimmt aufgefaßt werden, als Begriffe, und darum leichter mit verwandten Beziehungsverhältnissen verwechselt werden, weit mehr dem Wandel unterworfen, als die Bedeutung der Begriffswörter und solcher Formwörter, die ursprünglich Begriffe ausdrückten. Die mannigfaltigen Wechsel der Bedeutung, welche bei den Pronomen vorkommen, würden nicht zu erklären sein, wenn man nicht die ursprünglich eigenthümliche Natur derselben erkennte, und sie nach Form und Bedeutung eben so, wie die andern Wortarten, auffassen wollte. Die eigentliche Funktion des Pronoms besteht darin, daß es in der Darstellung des Gedankens die Begriffe des Seins, die an sich Artbegriffe sind, durch ihre Beziehung auf den Sprechenden auf die der sinnlichen Anschauung entsprechende Individualität zurückführt †); es entwickelt sich daher in einer großen Mannigfaltigkeit von Formen, durch welche nicht nur jedes Sein, sondern auch die objektiven Richtungen einer prädizirten Thätigkeit nach ihren Beziehungen zu dem Sprechenden als Individuelles dargestellt werden. Die Entwickelung dieser Formen, die man nur uneigentlich Flexion nennen kann — denn ein Wort wird flektirt, indem die Beziehung des Begriffes durch eine Endung an dem Stamme ausgedrückt wird, das Pronom aber hat keinen Begriff und ist kein Stamm, — ist bei

---

*) S. J Dobrowsky Instit. ling. slavic. dialecti vet. p. 396. — Bopp Über das Conjugationssystem der Sanskritasprache S. 147. — Organism der Sprache. Zweite Ausg. §. 51.

**) S. Organism der Sprache. Zweite Ausgabe. §. 51.

***) S. Organism der Sprache. Zweite Ausgabe. S. 202.

†) S. Organism der Sprache. Zweite Ausgabe. §. 52.

weitem reicher, als die Flexion des Substantivs; und es treten an dem Pronom zur Bezeichnung der rein räumlichen Beziehungen des Prädikates nach ihren unterschiedenen Richtungen Flexionsformen hervor, die dem Substantiv mangeln.

## §. 157.

Die eigentlichen Pronomen machen gewissermaßen Eine große Familie von Wörtern aus. Die Personalpronomen sind die Stämme dieser Familie, und werden daher als die Grundpronomen bezeichnet: alle andere Pronomen sind nach Form und Bedeutung aus den Personalpronomen hervorgegangen, und wir bezeichnen sie als Pronominalien. Die Pronominalien werden nicht nach Art der Begriffswörter nach bestimmten Gesetzen durch Ablaut und bestimmte Endungen von den Grundpronomen abgeleitet; denn alle Ableitung ist Individualisirung des Begriffes: bei den Pronomen aber ist nur Individualisirung der Beziehung möglich. Nur einige Pronominalien, wie: meinig, deinig, jenig, welich (welch), solich (solch), sind den Begriffswörtern der Formen ig und lich auf eine unvollkommene Weise nachgebildet. Die Demonstrativ- und Interrogativpronomen, welche unter den Pronominalien die oberste Stelle einnehmen, gehen aus den Grundpronomen, nämlich aus dem dreigeschlechtigen Personalpronom dritter Person durch einen Vorgang hervor, der überall in der Sprache nicht als ein eigentlicher Ableitungsvorgang, sondern als ein an sich bedeutungsloser Vorgang erscheint, nämlich durch eine Verstärkung des Anlautes (§. 27. 35). Wenn man die Personalpronomen dritter Person in den germanischen Sprachen betrachtet z. B. G. is si ita, A. he heo heo, d. er sie es, und sie mit den altslavischen i iu ie und mit den lateinischen is ea id vergleicht, und zugleich erwäget, daß diese Formen außer der Personalbeziehung dritter Person zugleich das Geschlecht bezeichnen, und daher eigentlich schon flektirte Formen sind; so sieht man wol, daß die Grundform dieser Pronomen nur aus einem Vokale besteht, der besonders durch Spiranten zu mannigfaltigen Formen verstärkt wird z. B. A. he, heo, d. sie, Ad. her (er), hir (ihr) *). Aus diesen Grundpronomen gehen nun durch Verstärkung des Anlautes die demonstrativen und interrogativen Pronomen hervor z. B. G. sa thata und hvas hva aus is ita; Ad. der diu daz und hwer hwaz aus ir siu iz. Die Verstärkung des Anlautes scheint ursprünglich durch Spiranten bewirkt zu sein. Der Spirant hat sich in dem germanischen Interrogativpronom, wie auch in dem indischen Relativpronom

*) S. Tatian 4, 8. — 29, 1.

jas jâ jad erhalten. Auch bei den Demonstrativen hat er sich in: G. sa sô, A. se seo und in dem indischen sas sâ erhalten, ist jedoch in G. thata, d. **der die das**, in den starren Zungenlaut übergegangen. Da der verstärkende Laut als solcher an sich nicht bedeutsam ist (§. 27. 35), so kann man wol eben so wenig annehmen, daß der Zungenlaut d in **der** ursprünglich und an sich eine demonstrative, als daß der Spirant w in **wer** oder der Kehllaut k in ind. kas an sich eine interrogative Bedeutung habe.

Auf diese Weise erscheinen die Demonstrativen und die Interrogativen, so wie die mit den Interrogativen ursprünglich identischen Relativen (S. §. 158), ihrer Form nach als Abänderungsformen der Personalpronomen dritter Person (§. 27); und hieraus ist insbesondere die für die Lehre von den Pronomen wichtige Erscheinung zu erklären, daß überall die Demonstrativen leicht mit den Personalpronomen und die Interrogativen (als Relativen) mit den Demonstrativen wechseln, und Eins für das Andere gebraucht wird. So wird z. B. im Deutschen sehr häufig das Demonstrativ statt des Personalpronoms und statt des Reflexivpronoms (S. §. 166), und im Lateinischen das Personalpronom (is ea id), wie im Englischen (he), statt des Demonstrativs gebraucht. Das Personalpronom: **er sie es** kömmt auch im Altdeutschen in demonstrativer Bedeutung vor *).

Die Entwickelung der Pronomen verhält sich in der griechischen und lateinischen Sprache im Wesentlichen eben so, wie in den germanischen Sprachen. Die griechischen Grammatiker bezeichnen als die Grundformen der Personalpronomen dritter Person den Vokal *ἵ*, von dem sich noch der Dativ und Akkusativ *ἵν* vorfindet, und die Formen *οὗ οἷ ἕ*, die zuerst die Bedeutung des Reflexivpronoms hatten, und demnächst auch in nicht reflexiver Bedeutung gebraucht wurden **). Aus der Form *ἵ* ist durch Verstärkung des Anlautes das Interrogativ *τίς, τί,* und aus den Formen *οὗ οἷ ἕ* sind die Formen *ὁ ἡ τό* und *ὅς ἥ ὅ* hervorgegangen. Die Formen *ὁ ἡ τό* werden insgemein als Demonstrativen, und die Formen *ὅς, ἥ ὅ* als Relativen gebraucht: jedoch sind hier personale, demonstrative und interrogative Bedeutung noch weniger bestimmt geschieden, als in den germanischen Pronomen. Das Demonstrativ *ὁ ἡ τό* wird auch als Personalpronom und als Relativ gebraucht z. B. *„ὥς ἔφατ' εὐχόμενος, **τοῦ** δ' ἔκλυε Φοῖβος Ἀπόλλων“ „**τοῦ** γάρ κράτος ἐστὶ μέγιστον“* und: *„Πυλίων ἀγορητής, **τοῦ** ῥέεν αὐδή“ „Ἀπόλλωνι ἄνακτι, **τὸν** τέκε Λητώ“*: und das Relativ *ὅς ἥ ὅ* kömmt ebenfalls als Demonstrativ vor z. B. *μηδ' ὅντινα γαστέρι μήτηρ κοῦρον ἐόντα φέροι, μηδ'*

---

*) S. **Otfrid** I. 1, 10. — II. 3, 9.

**) S. R. **Kühner** Ausführl. Gramm. der griech. Sprache S. 385.

ὃς φύγοι. Die frühere interrogative Bedeutung von ὅς ἥ ὅ tritt noch in ὅστις hervor: indessen hat die griechische Sprache das Interrogativ von dem Relativ bestimmter als die germanischen Sprachen in der Form geschieden, indem sie die interrogative Bedeutung ausschließlich durch τίς und durch die Formen ποῖος, ποῦ, πῶς u. s. f. bezeichnete, in denen der Anlaut der Grundform durch den Lippenlaut verstärkt ist. So treten auch in der griechischen, wie in den germanischen Sprachen, die Demonstrativ- und Interrogativpronomen als Abänderungsformen der Personalpronomen dritter Person hervor. — In der lateinischen Sprache ist das Pronom is ea id, welches zunächst mit der griechischen Form ἵ verwandt scheint, als das Grundpronom, und nicht die demonstrative, sondern die Personalbeziehung als die Grundbedeutung dieses Pronoms anzusehen. Aus diesem Grundpronom ist nun durch Verstärkung des Anlautes einerseits das Demonstrativ hic haec hoc und andererseits das Interrogativ quis quae quid hervorgegangen. Daß dem lateinischen hic haec hoc das auslautende c nicht ursprünglich angehört, sieht man noch an hi, hae, his, horum. Die Verstärkung des Anlautes ist auch in den griechischen und lateinischen, wie in den germanischen Pronomen, vorzüglich durch Spiranten bewirkt (in ὁ, ἡ, ὅς, hic); in quis ist der Lippenspirant mit dem starren Kehllaute verschmolzen, und in τό, τίς, wie in der, in den starren Zungenlaut übergegangen. Auch das griechische π in ποῦ πῶς u. s. w., welches mit κ in dem äolischen und ionischen κοῦ κῶς u. s. f. wechselt, scheint aus einem Spiranten hervorgegangen zu sein. Die Verstärkung des Anlautes, welche überall in der Sprache den Übergang des Personalpronoms in das Demonstrativ- und Interrogativpronom bezeichnet, scheint sich am natürlichsten dadurch zu erklären, daß das tonlose Personalpronom, indem es ein Demonstrativ oder Interrogativ wird, den vollen Ton annimmt. Wir werden noch öfter Gelegenheit haben zu bemerken, wie bei Formwörtern überhaupt die Steigerung des Tones eine zunehmende Individualisirung des Lautverhältnisses und der Wortform zur Folge hat (§. 155. S. §. 165. 166).

In der deutschen, wie in der gothischen Sprache finden sich Demonstrativformen z. B. hier, her, hin, G. himmadaga (heute), welche auf eine nicht mehr vorhandene Form des Demonstrativs zurückweisen, die, wie l. hic haec hoc, gr. ὁ ἡ und das angelsächsische he heo, durch die Verstärkung des Anlautes vermittelst des Spiranten aus der Grundform des Personalpronoms hervorgegangen ist. Mit diesem Demonstrativ, für welches Grimm die Form hir annimmt, scheint auch das demonstrative Adjektivpronom jener G. jains, N. hin, Ad. gener ursprünglich verwandt zu sein.

Zu den Pronomen zählt man auch einige Formwörter, welche man die unbestimmten Pronomen nennt. Diese haben mit den eigentlichen Pronomen gemein, daß sie nicht den Begriff eines durch eine Thätigkeit individualisirten Seins ausdrücken; und sie unterscheiden sich von den andern Pronomen dadurch, daß sie immer das Sein nur als Person oder Sache und zwar in einem nicht entschiedenen Gegensatze der Individualität — als ein unbestimmtes Individuum — bezeichnen *) z. B. Jemand, Jedermann, Etwas. Die Grammatik schwankt häufig in der Scheidung der unbestimmten Pronomen von den unbestimmten Zahlwörtern. Wir begreifen diejenigen Formwörter, welche substantivisch das Sein selbst auf unbestimmte Weise bezeichnen, wie: Jedermann, Niemand, Nichts, unter den unbestimmten Pronomen, und diejenigen Formwörter, welche adjektivisch ein unbestimmtes Zahlverhältniß als ein Attribut eines Seins bezeichnen, wie: keiner, einige unter den Zahlwörtern. Unbestimmte Pronomen, wie τις, l. aliquis, quisquis, werden jedoch auch adjektivisch gebraucht, und sie werden alsdann leicht zu unbestimmten Zahlwörtern: so wird im Deutschen Etwas zu einem unbestimmten Zahlworte in: „etwas Wein". Dagegen nehmen Zahlwörter, indem sie substantivisch gebraucht werden, die Bedeutung von unbestimmten Pronomen an z. B. Keiner und Einer.

## §. 158.

Die Pronomen zerfallen nach den besonderen Arten von Beziehungsverhältnissen, nach denen sie ein Sein bezeichnen, in drei Arten, nämlich:

a. die Personalpronomen, welche das Sein entweder als die sprechende oder als die angesprochene Person oder endlich als ein besprochenes Sein, und zwar Letzteres mit Unterscheidung der drei Geschlechter bezeichnen.

b. die demonstrativen Pronomen, welche ein besprochenes Sein von jedem andern besprochenen Sein unterscheiden. Da das Demonstrativ (der die das) aus dem Personalpronom dritter Person (er sie es) hervorgegangen ist (§. 157); so drückt es immer das Verhältniß der dritten Person aus, und unterscheidet immer nur Ein besprochenes Sein von dem andern. Bei der ersten und zweiten Person bedürfen wir einer solchen Unterscheidung nicht. Wir nennen die Beziehung, durch welche Ein besprochenes Sein von dem andern unterschieden wird, die demonstrative Beziehung; und diese ist zweifacher Art, nämlich entweder eine Beziehung des Seins zu dem

*) S. Organism der Sprache. Zweite Ausg. S. 208.

Sprechenden (§. 10) oder eine Beziehung des Seins auf einen Begriff als Attribut des Seins (§. 12).

Das Demonstrativ drückt die Beziehung zu dem Sprechenden aus, indem es nur ein Sein als dasjenige bezeichnet, welches von dem Sprechenden ausschließlich unter allen Dingen derselben Art gemeint ist z. B. „Der hat es gethan" „Gib mir das". Da für die sinnliche Anschauung Ein Sein von dem andern zunächst durch den Ort im Raume unterschieden ist, so bezeichnet der Sprechende diese Beziehung insgemein zugleich dadurch, daß er den Ort des Seins durch einen Fingerzeig oder durch irgend eine Gebärde andeutet. Insbesondere wird bei dieser Art der demonstrativen Beziehung der räumliche Gegensatz der Nähe und Ferne bezeichnet; und alle Sprachen haben für diesen Gegensatz besondere Demonstrativen z. B. dieser und jener, οὗτος und ἐκεῖνος, hic und ille, fr. celui-ci und celui-là. Von dieser demonstrativen Beziehung auf den Sprechenden muß man diejenige Beziehung unterscheiden, bei welcher Ein Sein von dem andern auf demonstrative Weise durch einen Begriff unterschieden wird, der ein Attribut des Seins ist, und insgemein durch einen adjektivischen Nebensatz, seltener durch ein attributives Substantiv ausgedrückt wird z. B. „Der, den Du suchest, ist nicht hier" und: „Kinder sind immer fröhlich, die der Armen (ceux des pauvres) oft mehr, als die der Reichen". Die Demonstrativen haben uranfänglich wol nur die demonstrative Beziehung auf den Sprechenden, und erst später auch die Beziehung auf einen Begriff bezeichnet. Manche Demonstrativen, wie: dieser, jener, hier, dort, l. hic illic, bezeichnen noch jetzt nur die Beziehung auf den Sprechenden; andere, wie: der, ille, fr. ce, bezeichnen außer dieser Beziehung auch die Beziehung auf einen Begriff; und manche Sprachen haben sich besondere Demonstrativen gebildet, welche nur die Beziehung auf einen Begriff bezeichnen z. B. derjenige, fr. celui, celle, E. those.

c. die interrogativen Pronomen, welche den in der demonstrativen Beziehung liegenden Gegensatz als einen noch unentschiedenen Gegensatz in einer Frage darstellen. Wie das Demonstrativ, drückt das Interrogativ, weil es ebenfalls aus den Personalpronomen dritter Person hervorgegangen ist (§. 157), immer das Verhältniß der dritten Person aus, und es stellt seiner Natur nach nur die Unterscheidung eines besprochenen Seins in Frage. Auf die durch das Interrogativ gestellte Frage gibt das Demonstrativ die Antwort z. B. „Wer hat es gethan?" „Der hat es gethan" oder: „Der, dem Du es aufgetragen hattest, hat es gethan": daher entspricht dem Interrogativ (Wer) immer ein Demonstrativ (Der); und wir sagen, daß Demonstrativ- und Interrogativpronomen untereinander

korrelativ sind. Da die Formen des Interrogativpronoms nun nicht nur das Sein selbst (wer, was), sondern auch manche attributiv gedachte Beziehungsverhältnisse des Seins, nämlich Zahl, Größe und Art, und manche adverbiale Verhältnisse einer Thätigkeit, nämlich Ort, Zeit, Weise und Intensität bezeichnen; so finden sich in allen Sprachen diesen Verhältnissen entsprechende Korrelativformen, welche von dem Interrogativ- und Demonstrativpronom durch Endungen gebildet sind z. B. *πόσος τόσος*; und wo die ursprünglichen Formen später verloren gegangen, hat die Sprache sie wieder durch Zusammensetzung eines Interrogativ- und Demonstrativadverbs mit einem entsprechenden Formworte ersetzt z. B. wie viel (quot), so viel (tot), woher (A. hwanon) daher (A. thanan). Wir finden auf diese Weise überall in der Sprache:

*α.* adjektivische Korrelativformen für die Verhältnisse:

| | | |
|---|---|---|
| *αα.* der Größe und Zahl: | *πόσος* | *τόσος* |
| | quantus | tantus |
| | wie groß | so groß |
| | quot | tot |
| | wie viel | so viel |
| *ββ.* der Art: | *ποῖος* | *τοῖος* |
| | qualis | talis |
| | welcher | solcher |

*β.* adverbiale Korrelativformen für die Verhältnisse:

| | | |
|---|---|---|
| *αα.* des Ortes: | *ποῦ* | |
| | *πόθι* | *τόθι* |
| | ubi | ibi |
| | A. hwaer | A. thaer |
| | wo | da |
| | *πόθεν* | *τόθεν* |
| | A. hwanon | A. thanon |
| | woher | daher |
| | *ποῖ* | |
| | *πῆ* | *τῆ* |
| | quo | eo |
| | A. hwider | A. thider |
| | wohin | dahin |
| *ββ.* der Zeit: | *πότε* | *τότε* |
| | quando | tum |
| | wann | dann |

| | | |
|---|---|---|
| γγ. der Weise: | πῶς | τώς |
| | qui | ita |
| | quomodo | sic |
| | wie | so |
| δδ. der Intensität: | | |
| | quam | tam |
| | wie | so |

Da die Interrogativen den demonstrativen Gegensatz, durch welchen das besprochene Sein als ein individuelles von jedem andern besprochenen Sein unterschieden wird, in einer Frage als einen nicht entschiedenen Gegensatz darstellen; so werden sie auch, wie wir weiter unten (S. §. 177. 182) sehen werden, theils ganz unverändert, wie quis, τίς, πόσος, ποῦ, πῶς, theils in mancherlei Zusammensetzungen, wie z. B. quisque, aliquis, quisquis, ὅστις, etwer, etwas, etwelche, häufig als unbestimmte Pronomen und unbestimmte Zahlwörter gebraucht. Diese Unbestimmtheit der Bezeichnung, verbunden mit dem korrelativen Verhältnisse des Interrogativs zu dem Demonstrativ, erkläret wol, warum die Sprache das Interrogativ meistens als Relativpronom gebraucht, wenn ein durch einen Nebensatz ausgedrückter Begriff als Attribut eines Seins dargestellt wird z. B. „Wer (quisquis) Pech anrührt, der besudelt sich" „Wer (quicunque) lügt, der stiehlt". Die relative Beziehung wird jedoch nicht immer und nothwendig durch ein Interrogativ ausgedrückt. Sie wird im Gothischen insgemein durch das wahrscheinlich aus dem Personalpronom is (er) hervorgegangene ei bezeichnet, welches dem Demonstrativ und den Personalpronomen angehängt wird z. B. saei, izei, ikei (der ich), juzei (die ihr). Im Altdeutschen wird die relative Beziehung häufig auf dieselbe Weise durch thar (da), wie im Gothischen durch ei, bezeichnet z. B. ther thar, ih da (der ich), ir da (die ihr); auch wird bei der ersten und zweiten Person das Relativ oft ganz ausgelassen z. B. „du, in Himile bist" („der du im Himmel bist"); meistens wird aber das Demonstrativ der als Relativ gebraucht*). Der Gebrauch des Adverbs da hat sich im Neudeutschen erhalten in Ausdrücken, wie: „Wer da steht, der sehe, daß er nicht falle" „Alles, was da kreucht und fleugt". — Manche Sprachen, wie die griechische und lateinische, unterscheiden das Interrogativpronom, wenn es als Relativ gebraucht wird, auch in der Form z. B. ὅς ἥ ὅ und qui von τίς und quis.

---

*) S. J. Grimm d. Gr. Th. III. S. 14—18.

## §. 159.

Da das Pronom ein Sein als ein Individuelles durch seine Beziehungen zu dem Sprechenden bezeichnet, und das Substantiv den Begriff des Seins ausdrückt (§. 156); so verhält sich das Pronom als Formwort, wie sich das Substantiv als Begriffswort verhält. Wie aber das Substantiv, indem es zu einem Attribute eines andern Substantivs wird, die Form eines Adjektivs z. B. feurig, golden, und, indem es bestimmendes Objekt einer Thätigkeit wird, die Form eines Adverbs annimmt z. B. nachts, abends, täglich; so nimmt auch das Pronom, welches ursprünglich und an sich substantivisch ein Sein bezeichnet, indem es zu einem Attribute eines andern Seins oder zu einem bestimmenden Objekte einer Thätigkeit wird, die Form eines Adjektivs und Adverbs an. Wir unterscheiden daher Substantivpronomen, Adjektivpronomen und Adverbialpronomen.

Der Charakter des Substantivpronoms, daß es das Sein selbst bezeichnet, tritt am bestimmtesten und ganz unzweideutig in den Grundpronomen: ich, du, er, sie, es, hervor. Wir müssen jedoch auch das Demonstrativ der und das Interrogativ wer schon darum als Substantivpronomen ansehen, weil sie aus den substantivischen Personalpronomen nicht durch Flexion und nicht durch eine eigentliche Ableitung, sondern durch einen Vorgang hervorgehen, der an sich die Bedeutung nicht verändert (§. 157). Daß das Interrogativ wer, was als Substantivpronom das Sein selbst bezeichnet, leuchtet von selbst ein. Das Demonstrativ der bezeichnet aber häufig nicht das Sein selbst, sondern nur das demonstrative Beziehungsverhältniß als ein Attribut eines durch ein Substantiv ausgedrückten Seins z. B. „der Baum" (der durch eine Gebärde des Sprechenden bezeichnete Baum) „das Buch" (das eben so bezeichnete Buch); und man könnte versucht werden, das Demonstrativ der überhaupt als ein Adjektivpronom anzusehen: aber es bezeichnet in Ausdrücken, wie: „Der hat es gethan" „Das ist ein Insekt" „Dem traue ich nicht", eben so, wie er und es, nicht ein Attribut eines Seins, sondern das Sein selbst. Auch gebraucht man in diesem Falle in andern Sprachen z. B. in der englischen häufig statt der das substantivische Personalpronom. Man muß daher annehmen, daß auch das Demonstrativ der nach seiner Grundbedeutung ein Substantivpronom ist, daß es aber auch adjektivisch gebraucht wird, und dann in seiner Bedeutung von dem Substantivpronom wesentlich unterschieden ist (S. §. 166).

Die Adjektivpronomen stellen entweder das durch ein Substantivpronom bezeichnete Sein selbst, oder nur die Beziehung zu dem

Sprechenden oder endlich die Beziehung zu einem andern Begriffe als ein Attribut eines durch ein Substantiv ausgedrückten Seins dar z. B. mein, dein, sein, welche dem attributiven Genitiv von: ich, du, er gleichbedeutend sind; dieser und jener, welche die Verhältnisse der Nähe und Ferne, und derjenige, derselbe, welche die Beziehung auf einen andern Begriff als Attribute eines Seins bezeichnen. Die Adjektivpronomen werden von den Substantivpronomen gebildet z. B. dein von du, dieser von der, welcher von wer.

Die Adverbialpronomen stellen die durch die demonstrativen und interrogativen Substantivpronomen ausgedrückten Beziehungsverhältnisse als Verhältnisse dar, durch welche eine prädizirte Thätigkeit nach ihrem Orts- und Zeitverhältnisse, nach ihrer Weise und Intensität individualisirt wird z. B. da, wo, dann, wann, so, wie. Sie werden von dem Demonstrativ und Interrogativ durch besondere Formänderungen gebildet, welche meistens die Gestalt besonderer Flexionsformen haben. In den neuern Sprachen sind viele Formen dieser Art theils verloren gegangen, theils unkenntlich geworden; aber in den alten Sprachen treten sie noch bestimmt geschieden und in großer Mannigfaltigkeit hervor. Bemerkenswerth sind insbesondere die Adverbialpronomen des Raumverhältnisses, durch welche die ältern Sprachen insgemein den Ort (Wo) und die Richtungen (Woher und Wohin) unterscheiden, indem sie von dem Interrogativ sowol, als von dem Demonstrativ eine Reihe von drei diesen Verhältnissen entsprechenden Formen bilden. Unmittelbar von dem Substantivpronom wird nur die Woform gebildet, und von dieser Woform wieder, indem in dieselbe der Gegensatz der Richtungen aufgenommen wird, die Wohin- und Woherform. Wenn in einer solchen Reihe ein Glied verloren gegangen, so wird es insgemein durch Zusammensetzung wieder ersetzt z. B. im Neudeutschen: wo, woher, wohin. So bieten die älteren Sprachen folgende Reihen dar:

| | | | |
|---|---|---|---|
| gr. | οὗ | οἷ | ὅθεν |
| | ποῦ | ποῖ | πόθεν |
| l. | hic | huc | hinc |
| | illic | illuc | illinc |
| L. | szia (hier) | szen (hierher) | sze (von hier) |
| G. | hvar | hvath | hvathrô |
| | thar | thath | thathrô |
| | hêr | hith | hidrô |
| Ad. | huâr | huara | huanân |
| | dâr | dara | danân |
| | hiar | hera | hinân |

| Mittelhd. wâ | war | wannen |
|---|---|---|
| dâ | dar | dannen |
| hie | her | hinnen. |

Im Englischen haben sich noch diese altgermanischen Formen erhalten in: where whither whence, there thither thence und: here hither hence; im Neudeutschen haben wir nur noch: wo, da, hier, her, hin (hinnen), und: wannen, dannen, hinnen nur mit der Präposition von, so wie dar nur in den Zusammensetzungen z. B. darbringen. Die Sprache hat nun diese und andere Formen, welche ursprünglich meistens nur Raumverhältnisse ausdrücken, und die mannigfaltigen Abänderungen derselben benutzt, um auch Zeitverhältnisse und kausale Verhältnisse zu bezeichnen z. B. wann und wenn, dann und denn: und eine sehr große Anzahl der adverbialen Formwörter besteht in allen Sprachen theils aus Adverbialpronomen, theils aus Zusammensetzungen mit denselben z. B. gr. ὅτε, πότε, πηνίκα, ἡνίκα, πῇ, ποσάκις, πότερον, εἶτα, ὅποι, ὁπόθεν, ὁπόταν, ὅπως; l. tam, tum, tunc, quam, quum, quia, quando, quondam, quoque, quare, quorsum, ut, ita, sicut, veluti, item, inde, unde, etiam, hodie u. m. A.

## §. 160.

In der Lehre von den Pronomen, wie sie in den ältern Grammatiken dargestellt ist, wird ein Mangel an Klarheit und Bestimmtheit fühlbar, dem nur dadurch kann abgeholfen werden, daß man die Arten derselben und zwar nicht nur als Personal=, Demonstrativ= und Interrogativpronomen z. B. er, der, wer, sondern auch als Substantiv=, Adjektiv= und Adverbialpronomen z. B. der, dieser, da, aufs bestimmteste unterscheidet. Diese Unterscheidung wird aber besonders dadurch erschwert, daß die Bedeutung der Pronomen mehr, als die Bedeutung irgend einer andern Wortart, dem Wandel unterworfen ist. Beziehungsverhältnisse werden in unserer Vorstellung weniger klar gedacht und weniger bestimmt unterschieden; sie werden daher leichter in unserer Vorstellung mit verwandten Beziehungsverhältnissen verwechselt, und haften darum weniger fest an dem Worte, als Begriffe: darum ist die Bedeutung der Formwörter überhaupt mehr dem Wandel unterworfen, als die der Begriffswörter. Weil aber die Pronomen ursprünglich nur Beziehungsverhältnisse ausdrücken, und diese Verhältnisse sich in einer großen Mannigfaltigkeit von Verhältnissen entwickelt haben, die nach ihrer Art und Gestalt unterschieden und doch miteinander verwandt sind; so ist bei ihnen der Wechsel der Bedeutung größer und mannigfaltiger, als bei den andern Formwörtern. Es ist oben (§. 157) schon angedeutet

worden, daß ein solcher Wechsel zwischen dem Demonstrativ- und Personalpronom und zwischen dem Demonstrativ- und Relativpronom Statt findet. Eben so wechselt das dreigeschlechtige Personalpronom häufig mit dem Reflexivpronom (S. §. 162); und das Reflexivum dritter Person wechselt sogar mit dem Personalpronom erster und zweiter Person (§. 13). Insbesondere werden die demonstrativen und interrogativen Substantivpronomen auch als Adjektivpronomen gebraucht z. B. der, *τίς*, quis, E. who. Im Deutschen wird sogar das Adverbialpronom so, und mundartisch auch wo als relatives Adjektivpronom gebraucht z. B. „Die Bücher, so (in der Mundart der Rheingegenden wo) ich gekauft habe". In den Pronominaladverbien wechseln endlich die Bedeutungen von Raum, Zeit, Kausalität, Weise und Intensität auf die mannigfaltigste Weise. Daher ist für das Verständniß der Pronomen die Unterscheidung der Formen noch weniger hinlänglich, als bei den andern Wortarten. Auch ist es nicht genug einem jeden Pronom überhaupt als Personal-, Demonstrativ- oder Interrogativpronom und als Substantiv-, Adjektiv- oder Adverbialpronom seine Stelle zu bezeichnen; sondern es ist nöthig, aufs bestimmteste auch die Verhältnisse zu bezeichnen, unter denen ein Personalpronom die Bedeutung eines Demonstrativs oder ein Demonstrativ die Bedeutung eines Personal- oder Relativpronoms annimmt, das Substantivpronom zu einem Adjektivpronom wird, und dasselbe Adverbialpronom ein Raum- oder Zeitverhältniß, eine Weise oder ein Intensitätsverhältniß u. s. f. ausdrückt. Auch werden uns manche beim ersten Blicke auffallende Besonderheiten, welche unterschiedene Sprachen und Mundarten in dem Gebrauche der Pronomen darbieten, weniger befremden; wenn wir wissen, daß die Pronomen ihrer Natur nach mehr als die andern Wortarten einem Wandel der Bedeutung unterworfen sind: und wir werden leichter das anscheinend Abnorme auf eine Norm zurückführen können.

## §. 161.

Die Personalpronomen erster und zweiter Person haben in den meisten Sprachen eine Deklination, in welcher die Kasus so sehr von dem Nominativ abweichen, daß sie von verschiedenen Stämmen gebildet zu sein scheinen z. B. Ich, mir, wir, uns; du, ihr; ego, mihi, nos. Diese Eigenthümlichkeit der Pronomen läßt sich vielleicht daraus erklären, daß ihre phonetische Gestalt ursprünglich höchst einfach und unentwickelt war (§. 156), und daher aus den Grundformen der Pronomen erster und zweiter Person eben so, wie aus den Grundformen des Pronoms dritter Person, leicht Abänderungsformen

hervorgehen konnten (§. 157), von denen dann Kasus gebildet wurden.

Die Pronomen erster und zweiter Person dekliniren im Altdeutschen wie folgt:

| I. | | II. | |
|---|---|---|---|
| Singular. | Plural. | Singular. | Plural. |
| N. ih | wîr | dû | ir |
| G. mîn | unsar (unser) | dîn | iwar (iwer iuwer) |
| D. mir | uns | dir | iu (iuwih) |
| A. mih | unsih | dih | iwih (iuwih) |

Im Mittelhochdeutschen dekliniren diese Pronomen noch eben so: jedoch geht h in: ih, mih, dih, unsih in ch über (ich, mich u. s. f.); auch ist iuch an die Stelle von iwih (iuwih) getreten; und statt unsich wird schon häufig uns gebraucht. — Von dem Dual dieser Pronomen, der noch im Gothischen, Angelsächsischen und Altnordischen vorhanden ist, finden sich im Altdeutschen nur noch einige Spuren. Jedoch finden sich auch in der oberdeutschen Volkssprache noch Spuren des Dualis *).

Bei der Deklination des dreigeschlechtigen Personalpronoms dritter Person: er sie es ist besonders zu bemerken, daß im Laufe der Zeit einige Kasusformen desselben durch Formen des reflexiven Pronoms (S. §. 162) sind verdrängt worden. Man sieht dies deutlich, wenn man die gothische und alt- und mittelhochdeutsche Flexion dieses Pronoms mit der neudeutschen vergleicht.

Gothisch.

| Singular. | | | Plural. | | |
|---|---|---|---|---|---|
| N. is | si | ita | eis | ijôs | ija |
| G. is | izôs | is | izê | izô | izê |
| D. imma | izai | imma | im | im | im |
| A. ina | ija | ita | ins | ijôs | ija |

Althochdeutsch.

| Singular. | | | Plural. | | |
|---|---|---|---|---|---|
| N. ir (er) | siu | iz | siê | siô | siu |
| G. sîn | irâ (irô) | es | irô | irô | irô |
| D. imu (imo) | iru (irô) | imu (imo) | im (in) | im (in) | im (in) |
| A. inan (in) | sia | iz | siê | siô | siu |

*) S. Schmeller a. a. O. 721.

Mittelhochdeutsch.

| Singular. | | | Plural aller Geschlechter. |
|---|---|---|---|
| N. er | sie | ez | sie |
| G. sin | ir | es | ir |
| D. im | ir | im | in |
| A. in | sie | ez | sie |

Wir ersehen aus dieser Zusammenstellung, daß im Gothischen noch alle Kasus des dreigeschlechtigen Pronoms vorhanden sind. Nur der Nominativ des Singulars beim Femininum (si) ist den Kasus (izôs, izai u. s. f.) im Gothischen, wie im Deutschen, fremd, und scheint den reflexiven Formen seina, sis, sik (seiner, sich) anzugehören. Im Alt- und Mittelhochdeutschen tritt dieses Reflexivpronom nicht nur im Akkusativ Singular des Femininums und im Nominativ und Akkusativ Plural aller Geschlechter, sondern auch im Genitiv Singular des Maskulinums an die Stelle des dreigeschlechtigen Pronoms; und im Neudeutschen ist auch der Genitiv Singular des Neutrums es durch das reflexive seiner verdrängt.

In Beziehung auf den Genitiv Plural des Pronoms zweiter Person ist zu bemerken, daß zwar die deutschen Grammatiken sämmtlich euer nach Ad. iuwer als die Form des Genitivs bezeichnen, daß man jetzt aber insgemein eurer spricht und auch schreibt z. B. „Ihr saht es nie, wie er nur Augen hat für sie, bei Tafel Eurer selbst nicht achtet?" Sch. „Mit diesem zweiten Pfeil durchschoß ich — Euch, wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte; und Eurer — wahrlich, hätt' ich nicht gefehlt." Sch. — Auch für den Genitiv Plural des Pronoms erster Person gebraucht man im Sprechen gewöhnlich die Form unserer statt unser; und es scheint, daß unser und euer nur später die Endung er angenommen haben, als mein, dein, sein. Auch ihrer hat im Mittelhochdeutschen die Form ir.

In den Formen: meinesgleichen, deinesgleichen, seinesgleichen u. s. f. sind meines, deines u. s. f. eben so als Genitive der Personalpronomen anzusehen, wie deß in deßgleichen als Genitiv des substantivischen Demonstrativs. Im Altdeutschen kömmt gleich auch mit dem Genitiv vor*); und der Grund der anomalen Form scheint, wie bei: meinetwegen meinethalben, in dem Wohllaute zu liegen.

Die Deklination der Personalpronomen hat sich in den neuern Sprachen zwar mehr erhalten, als die Deklination der Substantiven:

*) S. Notker 8, 5. „Wannan mag Adames kelicho dina Huldi gefrehton?"

indessen unterscheiden die romanischen Sprachen bei der ersten und zweiten Person, und die englische Sprache bei allen Personen in der Form nicht mehr den Dativ von dem Akkusativ; und auch in der niederdeutschen Volkssprache ist diese Unterscheidung verloren gegangen. Die französische Sprache gebraucht statt der Kasusformen: me, te, le in besonderen Verhältnissen, in denen das Pronom den vollen Ton hat z. B. in den Verbindungen mit Präpositionen, die Formen: moi, toi, lui (§. 155). Durch einen sonderbaren Wechsel gebraucht sie diese Kasusformen häufig auch statt des Nominativs, besonders wenn dieser den Redeton hat z. B. c'est moi. Auch in der Schweiz spricht man: „'s ist mich"; und in der englischen Volkssprache wird die Kasusform me, und in einer oberdeutschen Mundart die Kasusform enk (euch) (ursprünglich eine Form des Dualis) oft statt des Nominativs gebraucht *).

Von den altdeutschen Kasus der Personalpronomen hat sich der Genitiv mein dein sein (mîn, dîn, sîn) in: „Gedenke mein" „Vergiß mein nicht" u. s. f. erhalten. Auch in: „Es gehöret mein" scheint mein der Genitiv des Personalpronoms zu sein, indem gehören in seiner ursprünglichen Bedeutung (hören) im Altdeutschen den Genitiv regirt. Auch das im Kanzleistile noch vorkommende ihro (Ihro Gnaden, Ihro Majestät) ist der altdeutsche Genitiv des Personalpronoms.

Wie im Griechischen und Lateinischen (§. 157), so wird auch im Alt- und Mittelhochdeutschen das Personalpronom dritter Person sehr häufig als Demonstrativpronom gebraucht **); und noch jetzt gebrauchen wir es nicht selten auf dieselbe Weise.

## §. 162.

Wir nennen das Personalpronom reflexiv, wenn es in der Form eines Kasus oder auch in der Form eines Adjektivpronoms das Subjekt des Satzes bezeichnet z. B. „Ich schade mir" „Du rühmst dich" „Er sorgt für sich" „Ich suche meinen Hut" „Er lobt seinen Sohn". Nur bei der dritten Person wird das reflexive Verhältniß z. B. „Er schadet sich" von dem nicht reflexiven Verhältnisse z. B. „Er schadet ihm" (einem Andern) durch die Form unterschieden; und die meisten Sprachen haben ein besonderes Reflexivpronom

---

*) S. Schmeller a. a. O. 721.

**) S. Otfrid I. 1, 10. „Joh wol er sih firwesti, then lesan iz gilusti" (Der sehe sich wohl vor, den es zu lesen gelüste) „Ni ward sie io in Giburti, thiu io sulih wurti" (Nie hat die geboren, die eine solche war). — Iwein 1364. „Er was bi im, der in sluoc".

dritter Person z. B. l. sui, sibi, d. seiner, sich. Es scheint jedoch, daß diese Pronomen nicht ursprünglich das reflexive Verhältniß bezeichnen, sondern nur als Nebenformen des Pronoms dritter Person benutzt wurden, um das reflexive Verhältniß zu unterscheiden. Auch werden die reflexiven Pronomen mit den nicht reflexiven im Gebrauche häufig verwechselt z. B. im Griechischen, wo das reflexive οὗ auch in nicht reflexiver Bedeutung gebraucht wird, und im Deutschen, wie wir sogleich sehen werden. Da, wo das Reflexivum mangelt oder verloren gegangen ist, bildet die Sprache insgemein durch Zusammensetzung besondere reflexive Formen z. B. ἑαυτόν und E. himself; und es verdient bemerkt zu werden, daß diese Sprachen durch dieselben zusammengesetzten Formen gern auch das reflexive Verhältniß der ersten und zweiten Person unterscheiden. So gebraucht man im Griechischen sehr häufig ἐμαυτόν, σαυτόν, und im Englischen myself, yourself, wo man im Lateinischen nur me, te, und im Deutschen nur: mich, Euch gebraucht.

Von dem deutschen Reflexivpronom, welches eben so, wie das lateinische sui sibi se, die Geschlechter nicht unterscheidet, sind nur noch die Formen seiner für den Genitiv des Singulars und sich für den Dativ und Akkusativ des Singulars und Plurals vorhanden. Im Gothischen findet sich noch außer dem Genitiv seina, der auch für den Plural gilt, sis für den Dativ und sik für den Akkusativ des Singulars und Plurals. Im Altdeutschen findet sich nur sîn für den Genitiv des Singulars und sih für den Akkusativ des Singulars und Plurals; der Genitiv des Plurals, so wie der Dativ des Singulars und Plurals mangelt; und eben so verhält es sich im Mittelhochdeutschen. Dem Angelsächsischen und Englischen mangelt das Reflexivum gänzlich. Daß auch das deutsche Reflexivpronom nicht ursprünglich die reflexive Bedeutung hatte, wird dadurch wahrscheinlich, daß das schon im Gothischen als Nominativ Singular des Femininums gebrauchte si und das im Alt- und Neudeutschen auch für den Nominativ des Plurals gebrauchte sie der Form nach offenbar nicht den andern Formen des dreigeschlechtigen Pronoms z. B. G. izôs, izai und Ad. irô, iru, sondern dem Reflexivpronom G. seina, sis, sik angehört.

Im Neudeutschen wird der Genitiv seiner nicht mehr, wie das gothische seina für alle Geschlechter des Singulars und Plurals, sondern nur für das Maskulinum und Neutrum im Singular, und nicht nur in reflexiver, sondern auch in nicht reflexiver Bedeutung gebraucht. Dagegen wird das dem dreigeschlechtigen Pronom angehörige ihrer auch als Reflexiv sowol für den Genitiv des Femininums im Singular, als für den Genitiv des Plurals gebraucht. Dies hat die

Folge, daß im Neudeutschen bei den Genitiven seiner und ihrer, so wie bei den von diesen Genitiven gebildeten Possessivpronomen sein und ihr, die reflexive und nicht reflexive Bedeutung nicht mehr unterschieden wird. Außerdem wird im Neudeutschen sich nicht, wie im Altdeutschen, bloß für den Akkusativ, sondern auch für den Dativ des Singulars und Plurals gebraucht. Im Altdeutschen wurde das reflexive Verhältniß des Dativs immer durch den Dativ des dreigeschlechtigen Pronoms (imo, in) ausgedrückt *). Auch Luther gebraucht im Dativ noch immer das dreigeschlechtige Pronom **); und dieser Gebrauch hat sich in manchen oberdeutschen Mundarten erhalten ***).

Es ist oben (§. 13) schon bemerkt worden, daß im Griechischen und in den slavischen Sprachen durch einen seltsamen Wechsel der Bedeutung das Reflexiv auch für die erste und zweite Person gebraucht wird. Ein solcher Gebrauch des Reflexivs kömmt jedoch auch häufig in der deutschen Volkssprache vor z. B. „Wir bedanken sich" „Wir fürchten sich" „Wir machen sich auf den Weg" †). Auch des der deutschen Sprache eigenthümlichen Gebrauches der Reflexiven in der reziproken Bedeutung ist oben (§. 85) schon erwähnt worden. Andere Sprachen bezeichnen das reziproke Verhältniß durch zusammengesetzte Formwörter z. B. ἀλλήλων, l. invicem, E. one another; und auch die deutsche Sprache gebraucht, um das reziproke Verhältniß besonders hervorzuheben, häufig das durch Zusammenziehung von Einer und Ander gebildete Formwort einander (Einer dem oder den Andern).

## §. 163.

Da die Personalpronomen dritter Person das Sein nur als ein besprochenes bezeichnen, so können sie im Allgemeinen nur verstanden und gebraucht werden, wenn das zu bezeichnende Sein schon durch ein vorangegangenes Substantiv ausgedrückt worden z. B. „Ich habe Deinen Bruder gesehen, er ist krank". Nur das Neutrum des Pronoms dritter Person es macht hierin eine Ausnahme, indem es bei den unpersönlichen Formen des Verbs das grammatische Subjekt bezeichnet (§. 87). Die italiänische Sprache gebraucht

---

*) S. Otfrid I. 17, 41. „Zi imo er ouh ladota thie Wisun" (zu sich lud er auch die Weisen); 22, 6. „thaz Kind mit in frumitun" (brachten das Kind mit sich).

**) S. 1. Mos. 3, 7. Anmerk. zu Ps. 10, 5. „leßts im sawr werden". Jer. 7, 19.

***) S. Schmeller a. a. O. 738.

†) S. Schmeller a. a. O. 739.

in diesem Falle egli oder e' und nicht esso z. B. egli e' verissimo, e' pare. Eben so steht das Personalpronom es oft als Ausdruck des Prädikates statt eines in der vorangegangenen Rede ausgedrückten Adjektivs oder Partizips z. B. „Er scheint ein verständiger Mensch; und so werden die Eltern es sein". — Die deutsche Sprache bedient sich außerdem des Pronoms es auf eine ganz eigenthümliche Weise, indem sie durch dasselbe das Subjekt des Satzes auf eine höchst unbestimmte Weise als ein Sein überhaupt bezeichnet, und es in dieser Bedeutung nicht nur für das sächliche Geschlecht oder überhaupt für Sachen, sondern auch für Personen und auch für den Plural gebraucht z. B. „Es ist eine Gräfin" „Es sind Zigeuner". Die französische Sprache gebraucht auf dieselbe Weise das Demonstrativ ce, das dem eben so gebrauchten Demonstrativ das entspricht (S. §. 167) z. B. c'est la princesse, ce sont des soldats.

Das Pronom es wird, weil es tonlos ist, sehr häufig mit Auslassung des Vokals mit dem vorangehenden oder auch mit dem nachfolgenden Worte zusammengezogen z. B. nimm's. Die Gesetze des deutschen Rhythmus (§. 21) fordern diese Zusammenziehung besonders dann, wenn dem Pronom andere tonlose Silben vorangehen oder nachfolgen z. B. „Ist's gelungen?" „Hast Du's gesehen?" „Er hat's versprochen" „'S ist ein Schelm" „'S war just ein neugebautes Nest".

## §. 164.

Indem man bei der fortschreitenden Bildung und Verfeinerung des äußern Lebens dem Unterschiede des Ranges und den Formen des geselligen Umganges eine größere Aufmerksamkeit schenkte, wurde in der deutschen, wie in den meisten andern Sprachen, das früher in der Anrede gebrauchte natürliche du durch mancherlei Formen der Anrede, wie: Ihr, Er, Sie, verdrängt, die an sich unnatürlich sind, aber als konventionelle Formen des Umganges nicht Gegenstand der Grammatik sein können. Erst gegen das dreizehnte Jahrhundert wurden Personen höhern Standes mit dem wahrscheinlich aus Frankreich und Italien zuerst eingeführten Ihr angeredet; und diese Form wurde bald allgemein angewendet: nur für das Verhältniß der Vertraulichkeit und für das einer dem Sprechenden untergeordneten Person erhielt sich das natürliche Du. Erst im siebenzehnten Jahrhunderte fing man an, Vornehmere in der dritten Person des Singulars (Er, Sie) anzureden. Gegen Anfang des achtzehnten Jahrhunderts fing man an, sich gegen Vornehmere der dritten Person des Plurals zu bedienen; und man gebrauchte nun meistens nur gegen Untergeordnete oder in vertraulichen Verhältnissen die dritte Person des Singulars. In der neuesten Zeit hat der Gebrauch der

dritten Person des Plurals in der Sprache des gebildeten Umganges allgemeine Aufnahme gefunden: jedoch bedient sich die deutsche Sprache noch des natürlichen Du mit größerer Freiheit, als die andern neuern Sprachen z. B. die französische und englische, um theils vertrauliche Verhältnisse zu bezeichnen, theils einen pathetischen Ausdruck hervorzuheben *).

## §. 165.

Die Possessivpronomen sind aus dem Genitiv der Personalpronomen hervorgegangen, indem der Genitiv z. B. mein adjektivische Flexion angenommen hat: sie sind adjektivische Formen der Personalpronomen, und müssen daher als die personalen Adjektivpronomen bezeichnet werden. Sie werden insgemein nur auf attributive Weise gebraucht, und haben die Bedeutung des attributiven Genitivs. Auch gebraucht nicht nur die griechische Sprache, sondern auch die angelsächsische **) und die altdeutsche ***) sehr häufig den Genitiv des Personalpronoms statt des Possessivs. Auch die lateinische Sprache gebraucht bei dem Pronom dritter Person, wenn es nicht reflexiv ist, immer den Genitiv (ejus).

Da die Genitive der Personalpronomen seiner und ihrer jetzt in reflexiver und nicht reflexiver Bedeutung gebraucht werden (§. 162), so werden auch die von ihnen gebildeten Possessivpronomen sein und ihr eben so gebraucht; und die deutsche Sprache unterscheidet sich hierin von der griechischen und lateinischen Sprache, in denen die Possessivpronomen dritter Person (ἑός und suus) nur in reflexiver Bedeutung gebraucht werden. Erst im Mittelhochdeutschen wird von dem Genitiv ihrer (ir) ein Possessivpronom gebildet: früher gebrauchte man statt desselben immer den Genitiv.

Die Possessivpronomen haben im Altdeutschen nur die Adjektivflexion alter Form. Erst später haben sie, wenn das Substantiv der Beziehung ausgelassen war, und der bestimmte Artikel voranging, die Flexion neuer Form angenommen z. B. der meine, die deinen. Schon im Altdeutschen werden die Possessivpronomen im Nominativ des Maskulinums und Neutrums häufig ohne Flexionsendung gebraucht (§. 155). — Die vermittelst der Endung ig gebildeten Formen:

---

*) Über die Geschichte der Anredeformen S. J. Grimm d. Gr. Th. I. Erste Auflage S. 340.

**) S. Hickes Institut. Gramm. Anglosax. p. 29.

***) S. Otfrid I. 1, 4. „thio iro Chuanheiti" — 1, 72. „in iro Sante" — 1, 77. „thaz iro Lant" — 1, 119. „in iro Lante" — 2, 2. „arma Muater min" — 15, 17. „thiu min Ougun".

der meinige, der deinige u. s. f. statt der meine, der deine u. s f. sind erst sehr spät nach Luthers Zeit in Aufnahme gekommen *). Die Erweiterung der Formen: der meine u. s. f. in die Formen: der meinige u. s. f. scheint zunächst dadurch herbeigeführt zu sein, daß der meine, indem das Substantiv der Beziehung immer ausgelassen wird, selbst eine substantivische Bedeutung und darum den vollen Ton annimmt, den mein, dein u. s. f. sonst nicht haben (Vergl. §. 155).

In Beziehung auf das Idiom der Sprachen verdient hier bemerkt zu werden, daß die lateinische Sprache die Possessiven bei der reflexiven Bedeutung insgemein ausläßt, wenn nicht ihre Bedeutung durch einen besondern Nachdruck soll hervorgehoben werden z. B. patri nunciavi „Ich berichtete meinem Vater" filium adscivit „Er berief seinen Sohn" hortum vendidi „Ich habe meinen Garten verkauft". Dagegen gebrauchen die neuern Sprachen und unter diesen besonders die englische das reflexive Possessiv auch da, wo es ganz überflüssig ist z. B. I have it in my hands, I see it before my eyes, he put it into his pocket, into his mouth, upon his shoulders. Die deutsche Sprache hält sich hier in der Mitte; sie gebraucht in diesen Fällen das Pronom häufiger als die lateinische, aber bei weitem sparsamer, als die englische Sprache z. B. „Ich habe es in den Händen, vor Augen" „Er steckte es in die Tasche, in den Mund" „Er nahm es auf die Schultern".

## §. 166.

Bei dem Demonstrativ: der, die, das hat die Grammatik genau die verschiedenen Bedeutungen zu unterscheiden, in denen es gebraucht wird.

In der Bedeutung des demonstrativen Substantivpronoms, die als die Grundbedeutung dieses Pronoms anzusehen ist (§. 159), bezeichnet es auf demonstrative Weise das Sein selbst. Es drückt in dieser Bedeutung sowol die demonstrative Beziehung auf den Sprechenden, als die auf einen andern Begriff aus (§. 158) z. B. „Der hat es gethan" und: „Wer lügt, der stiehlt". Wenn man die von der gebildeten Demonstrativformen: da, dort, dann mit den von dem verschollenen Demonstrativ hir (§. 157) gebildeten Formen: hier, her, heute zusammenhält, so scheint es, daß ursprünglich dieses hir, wie l. hic, das dem Sprechenden nähere, und der, wie ille, das von ihm entferntere Sein bezeichnete. Diese Unterscheidung von Nähe und Ferne findet bei der nicht mehr

*) S. J. Grimm d. Gr. Th. III. S. 9.

Statt. Die besondern Verhältnisse der demonstrativen Beziehung, welche wir ohne Unterscheidung durch das Pronom der bezeichnen, werden in andern Sprachen durch besondere Formen des demonstrativen Substantivpronoms unterschieden. So unterscheidet die lateinische Sprache Nähe und Ferne als Beziehungen zu dem Sprechenden durch hic und ille; und sie bezeichnet die Beziehung auf einen andern Begriff vorzüglich durch das demonstrativ gebrauchte Personalpronom is z. B. Qui id, quod vitari non potest, metuit, is vivere animo quieto nullo modo potest. Die Sprache bedient sich jedoch überhaupt gern desjenigen Demonstrativs, welches die Ferne als Beziehung zu dem Sprechenden ausdrückt, um die Beziehung auf einen andern Begriff zu unterscheiden z. B. derjenige von jener; daher wird auch ille häufig in dieser Bedeutung gebraucht z. B. illud absurdum est, quod quidam dicunt. Das Pronom iste bezeichnet eigentlich nur die Beziehung auf den Sprechenden, ohne Nähe und Ferne zu unterscheiden z. B. Iste semper proderit civitati; domus nulla erat ante istum praetorem locupletior.

In der Bedeutung eines Adjektivpronoms drückt der die demonstrative Beziehung ebenfalls als Beziehung zu dem Sprechenden ohne Unterscheidung von Nähe und Ferne und zugleich als Beziehung auf einen andern Begriff aus, und stellt die demonstrative Beziehung als ein Attribut eines Seins dar z. B. „Dem Volke kann weder Wasser bei noch Feuer“ „Der Baum, welcher keine Früchte trägt, wird abgehauen“. Auch die lateinische Sprache gebraucht ihre demonstrativen Substantivpronomen als Adjektivpronomen z. B. hic liber, ille liber, is vir, ista mulier. Das Demonstrativ der hat nun als Adjektivpronom in der deutschen Sprache eben so, wie das Demonstrativ ὁ im Griechischen, die Bedeutung des bestimmten Artikels angenommen, indem es durch die demonstrative Beziehung als ein Attribut das Sein als ein Individuum von den andern Individuen derselben Art unterscheidet. Die demonstrative Beziehung, welche der Artikel ursprünglich ausdrückte, wird jedoch jetzt bei dem Gebrauche desselben nicht mehr klar gedacht; er bezeichnet nur überhaupt als Formwort das Sein als ein bestimmtes Individuum seiner Art, und hat daher auch nicht die dem Demonstrativ eigne Betonung.

Daß das Demonstrativ der schon im Altdeutschen in der Bedeutung eines Relativpronoms gebraucht worden, ist schon oben (§. 158) bemerkt worden (S. §. 174). Diese Gebrauchsweise ist auch aus der angelsächsischen *) in die englische Sprache

*) S. J. Bosworth Elements of Anglos. Gramm. p. 120.

übergegangen z. B. A traveller, that distrusts every person, and turns back upon the appearance of every man, that looks like a robber.

Wie in der deutschen Sprache das Demonstrativ der, so wurde auch in der lateinischen das Demonstrativ ille (neben is) häufig in der Bedeutung des Personalpronoms gebraucht z. B. simulavit, se suas fortunas illorum fidei credere; biduum hic manendum est sine illa; und ille hat in den romanischen Sprachen in fr. il, lui, le, It. egli, lo u. s. f. gänzlich die Funktion des Personalpronoms übernommen. In der deutschen Sprache wird aber das in der Bedeutung des Personalpronoms, so wie das in der Bedeutung des Relativs gebrauchte Pronom aufs bestimmteste von dem in demonstrativer Bedeutung gebrauchten Pronom durch die Betonung unterschieden: nur das Letztere, nicht aber die Ersteren haben immer den vollen Ton z. B. „Der (derjenige) Mann, den (welchen) Du meinst, ist unschuldig; ich weiß das (es)".

Da das demonstrative Substantivpronom in den meisten Sprachen auch als Adjektivpronom gebraucht wird, so hat die Grammatik es häufig schlechtweg als ein Adjektivpronom genommen. Aber die substantivische Bedeutung desselben tritt nicht nur in seiner Abkunft von dem substantivischen Personalpronom durch bloße Verstärkung des Anlautes (§. 159), sondern auch in dem Gebrauche desselben sehr bestimmt als die Grundbedeutung hervor. Nur als ein Substantivpronom konnte es insbesondere die Funktion des personalen Substantivpronoms übernehmen, und wieder von dem Personalpronom vertreten werden (§. 161). Die in l. hic, ille, wie in der noch nicht unterschiedene Bedeutung wird auch durch die Form unterschieden in der und dieser, It. costui und questo, fr. celui und ce u. m. A. Die Unterscheidung einer zwiefachen Bedeutung des Demonstrativs der ist für die deutsche Grammatik besonders darum wichtig, weil der nur in der substantivischen Bedeutung das Personalpronom vertritt, und nur in dieser Bedeutung mit Präpositionen in: daraus, darin u. s. f. zusammengezogen wird (S. §. 167).

Das demonstrative Substantivpronom unterscheidet, wie das Personalpronom dritter Person, aus dem es hervorgegangen ist, durch die Flexion die drei Geschlechter und wird im Altdeutschen flektirt, wie folgt:

| | Singular. | | | Plural. | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| N. | der | diu | daz | diê | diô | diu |
| G. | des | derâ | des | derô | derô | derô |
| D. | demu | deru | demu | dêm | dêm | dêm |
| A. | den | dia | daz | diê | diô | diu |

Im Mittelhochdeutschen hat das Demonstrativ schon dieselbe Flexion, welche sich noch jetzt in der Flexion des bestimmten Artikels darstellt, mit Ausnahme des Nominativs im Singular des Femininums und des Nominativs und Akkusativs im Plural des Neutrums, die noch diu haben. Auch wird der Nominativ und Akkusativ im Singular des Neutrums noch daz geschrieben. Im Neudeutschen hat sich wieder der Genitiv des Singulars zu den Formen: dessen deren dessen, und der Genitiv und Dativ des Plurals zu: derer und denen erweitert; und man gebraucht diese Formen immer, wenn das Pronom als demonstratives Substantivpronom oder als Relativpronom, nicht aber wenn es als demonstratives Adjektivpronom und als Artikel gebraucht wird. Jedoch hat es als Relativpronom und als Personalpronom im Genitiv des Plurals nicht derer, sondern deren z. B. „Die Namen derer, die fochten, und dessen, der sie anführte“ „Gib denen, die dürftig sind“ „Männer, deren Tugend bewährt ist; es gibt deren wenige“. Die Erweiterung dieser Kasusformen scheint zunächst dadurch herbeigeführt zu sein, daß das Demonstrativ den vollen Ton hat, indem der Ton überall die phonetische Entwickelung der Formen begünstiget (§. 155. vergl. §. 157. 165). Daß die erweiterten Kasusformen auch dann gebraucht werden, wenn das Pronom die Bedeutung des Relativs und Personalpronoms hat und daher nicht volltonig ist, darf uns nicht wundern, da man sich des Unterschiedes der Bedeutung hier wol nicht klar bewußt war.

Aus der älteren Deklinationsform des demonstrativen Substantivpronoms hat sich der nur im Kanzleistile noch gebräuchliche Genitiv dero erhalten. Auch gebraucht noch Luther für den Dativ des Plurals den (Pred. 8, 14), und für den Genitiv sächlichen Geschlechtes im Singular deß (Matth. 12, 34), das sich in deßwegen, deßhalb, deßgleichen erhalten hat.

## §. 167.

Das Demonstrativ der die das bezeichnet, wenn es als Substantivpronom gebraucht wird, wie das Personalpronom, das Sein selbst und unterscheidet nur das Geschlecht. Es kann aber seiner Natur nach nicht das grammatische Geschlecht, das nur dem eigentlichen Substantiv als Begriffsworte eigen ist, sondern nur das natürliche Geschlecht bezeichnen: der eine männliche Person, die eine weibliche Person und das eine Sache z. B. „Ich meine den da“ „Ich meine die da“ „Ich meine das da“. Wenn es das grammatische Geschlecht bezeichnet z. B. „Ich meine den (Stuhl)“ „Ich meine die (Blume)“; so hat es die Bedeutung eines

Adjektivpronoms. Das Maskulinum der bezeichnet sogar häufig eben so, wie das Interrogativ wer, den Personenbegriff ohne Unterscheidung des natürlichen Geschlechtes z. B. „Wer (Mann und Frau) Pech anrührt, der (Mann und Frau) besudelt sich". Das demonstrative Substantivpronom der die das unterscheidet daher, wie das Interrogativ wer was, nur Person und Sache.

Auf eine besondere Weise wird in der deutschen Sprache das Neutrum das, jedoch nur als Subjekt eines Satzes, wie das Personalpronom es (§. 163), in einer so unbestimmten Bedeutung gebraucht, daß es den Begriff des Seins überhaupt umfaßt, und auf demonstrative Weise überhaupt das Ding, von dem man spricht, bezeichnet. Es unterscheidet in dieser Bedeutung weder Person, noch natürliches Geschlecht, noch den Numerus, sondern stellt das Subjekt bloß als angeschautes Sein, und im Gegensatze zu der anschauenden Person als Sache dar z. B. „Das ist meine Tochter" „Das sind meine Richter" und bei Luther 2. Mos. 32, 4. „Das sind deine Götter". Dieser Gebrauch ist besonders der Volkssprache sehr geläufig z. B. „Das schlendert, wie die Schnecken" „Das denkt, wie ein Seifensieder" „Das fürchtet sich auch vor den engen Stuben" „Das muß immer saufen und fressen". Auf dieselbe Weise gebraucht die lithauische Sprache das Demonstrativ tai (das) *) und die französische ce z. B. c'est le frère, ce sont des brigands. Andere Sprachen, wie die lateinische und englische, lassen in Ausdrücken der Art das Demonstrativ mit dem im Prädikate stehenden Substantiv kongruiren z. B. ista est filia, E. those are the judges.

Die Pronomen bezeichnen mehr als irgend eine andere Wortart den Unterschied zwischen Personen und Sachen; und manche Sprachen haben für diese Unterscheidung besondere Formen von Pronomen z. B. It. costui und cio, und die französische Sprache, die sonst nur das natürliche Geschlecht unterscheidet und das Neutrum mit dem Maskulinum zusammenfallen läßt, unterscheidet in dem Demonstrativ- und Interrogativpronom Person und Sache durch celui und cela, qui und quoi. Diese Unterscheidung von Person und Sache tritt im Deutschen unter Anderm auch darin hervor, daß das Personalpronom es für Sachen nur im Nominativ und Akkusativ, in den andern Kasus aber und in Verbindung mit Präpositionen statt des Personalpronoms insgemein das Demonstrativ gebraucht wird z. B. „Gib mir Geld, ich bedarf dessen (st. seiner), ich will dafür (st. für es) Etwas kaufen". Man gebraucht aber nicht das Demonstrativ statt des Personalpronoms für eine Person. Nur wenn bei dem

*) S. Chr. G. Mielcke Anfangsgründe der Lith. Sprachl. S. 175.

Gebrauche des zugleich reflexiven und nicht reflexiven Possessivpronoms (§. 165) ein Doppelsinn eintritt, erlaubt man sich, für Personen statt des nicht reflexiven Possessivs den Genitiv des Demonstrativs zu gebrauchen z. B. „Sie spricht von ihrer Schwester und von deren (der Schwester) Tochter".

Wenn das Demonstrativ im Dativ oder Akkusativ des Neutrums (das) mit einer Präposition verbunden wird, so gebraucht die deutsche Sprache häufig statt des Kasus die adverbiale Form da (Ad. dara, dar, thara, thar) und zieht diese mit der nachfolgenden Präposition zusammen: vor einer Präposition mit anlautendem Vokale wird die ältere Form dar beibehalten z. B. damit, dafür, dazu (Ad. tharmit, darfure, tharzua) und: daran, darin, daraus (Ad. darana, darinne, daruze). Diese Formen werden nur für Sachen, und nur dann gebraucht, wenn das Pronom die Bedeutung eines demonstrativen Substantivpronoms oder die des Personalpronoms hat: in dem ersteren Falle hat da den Ton und in dem letzteren Falle ist es tonlos z. B. „Davon (von dem da) will ich nicht essen, ich habe davor (vor ihm) einen Ekel" „Dazu (zu dem) rathe ich nicht, ich bin nicht dafür (für es)". Auch gebraucht man diese Formen in demonstrativer Bedeutung nur dann, wenn eine demonstrative Beziehung auf den Sprechenden, nicht aber, wenn eine demonstrative Beziehung auf einen andern Begriff ausgedrückt wird z. B. „Davon weiß ich nichts" und „Ich weiß nichts von dem (nicht davon), was er erzählt". Diesen Formen entsprechen, wenn sie in der Bedeutung des Personalpronoms gebraucht werden, im Französischen die Pronominaladverbien en (aus l. inde) und y (aus l. ibi): en bezeichnet die Richtung Woher und daher auch den Genitiv z. B. Il en a parlé, Il en a peur, Il en a, Il en a besoin, il en fait un jardin, Il en est surpris; und y bezeichnet die Richtung Wohin und auch das Wo z. B. Vous y allez, Y avez vous pensé? Il n'y est pas. Im Altdeutschen werden die Formen: darana, darinne, daruze, darmit, darfure u. s. f. insgemein nur gebraucht, wenn das Demonstrativ die Bedeutung des Personalpronoms (es) hat *): wenn es die Bedeutung des demonstrativen Substantivpronoms hat, wird insgemein der Kasus des Pronoms mit vorangehender Präposition gebraucht z. B. in thiu, ze diu, umbe daz, pi diu **).

---

*) S. Notker Ps. 1, 1. 2. — 2, 4. 6 9. — 5, 9. — 7, 5. 14. — 8, 2. 4. 8. — 10, 7. 9. 13. 15.

**) S. Otfrid I. 1, 9. — 2, 42. — 7, 12. — 25, 7. — II. 6, 12. — 7, 38. — 11, 28. — III. 6, 24. — 7, 78. — 14, 105. — Notker Ps. 2, 8. — 15, 4. — 41, 5. — 61, 8. — 85, 13.

Wir haben einige Zusammenziehungen von Präpositionen mit dem nachfolgenden Demonstrativ, wie: indem, indeß, indessen, nachdem, zudem, seitdem, unterdessen. In diesen Formen hat das Pronom die Bedeutung eines demonstrativen Substantivpronoms und daher auch den Ton. Sie bezeichnen ebenfalls immer den Begriff einer Sache und zwar den abstrakten Begriff der in einem Satze prädizirten Thätigkeit: sie werden daher nur als Konjunktionen gebraucht z. B. „Er kam an, nachdem die Sonne untergegangen war" (nach Sonnenuntergang) „Er ist reich, zudem (zu dem Reichthum) verdient er viel". — In den altdeutschen Zusammenziehungen dieser Art findet sich insgemein für den Dativ des Neutrums die Nebenform thiu oder diu statt: demu z. B. bithiu (daher), inthiu (indem), aftardiu (nachdem).

## §. 168.

Alle Sprachen haben besondere Demonstrativformen, durch welche ein besprochenes Sein im Gegensatze mit jedem andern Sein als das ausschließlich gemeinte bezeichnet wird, und die man ausschließende Demonstrativen nennen kann. Manche Sprachen bilden solche Formen durch eine Verstärkung ihres Personal- oder Demonstrativpronoms, wie αὐτός und l. ipse (wahrscheinlich aus is-pe); andere, wie die germanischen, bedienen sich abgeleiteter Formwörter; und manche Sprachen, wie die englische und italiänische, haben sogar mehr als Ein ausschließendes Demonstrativ E. the same und self It. stesso und medesimo. Das deutsche selbst findet sich im Altdeutschen als adjektivisches Formwort mit der Adjektivflexion alter und neuer Form: selpêr selpiu selpaz und: selpo selpa selpa *); und es hat sich in dieser Form in dem Demonstrativ derselbe erhalten, in dem das altdeutsche ther selbo zusammengezogen ist **). Ob unser selbst aus dem im Mittelhochdeutschen häufig gebrauchten adverbialen Genitiv selbes hervorgegangen, oder eine dem l. ipsissimus und It. medesimo (fr. même) analoge Superlativform ist, läßt sich vor der Hand nicht mit Bestimmtheit entscheiden ***). Das früher statt selbst häufig gebrauchte selber ist jetzt veraltet.

Obgleich unser selbst nicht flektirt wird und die Form eines Adverbs hat, so muß es doch eigentlich, wie αὐτός, l. ipse und It. stesso und medesimo, als ein demonstratives Adjektivpronom angesehen werden, das die Ausschließung jedes andern Seins als ein

*) S. Otfrid I. 1, 29. — 1, 42. — 4, 68. — 8, 23.
**) S. Otfrid I. 5, 45. — 15, 46. — 27, 26.
***) S. J. Grimm d. Gr. Th. III. S. 646.

Attribut des besprochenen Seins ausdrückt. Es kann auf ein Substantiv und auf ein Substantivpronom bezogen werden, folgt ihm nach, und hat den vollen Ton z. B. „Der Vater selbst" (kein Anderer) „Du selbst".

Es ist oben (§. 162) schon angedeutet worden, daß Sprachen, denen ein besonderes Reflexivpronom gänzlich mangelt, wie die englische, oder die dasselbe auch in der nicht reflexiven Bedeutung gebrauchen, wie die griechische, die reflexive Beziehung durch das ausschließende Demonstrativ bezeichnen, und dadurch die nicht reflexive Bedeutung ausschließen. Man gebraucht aber auch überall dieses Pronom, wenn die an sich hinlänglich unterschiedene reflexive Beziehung besonders soll hervorgehoben werden z. B. te ipsum fallis, se ipsum laesit „Er steht sich selbst im Lichte".

Man gebraucht statt des Demonstrativs der die zusammengesetzte Form derselbe (Ad. ther selbo), wenn das Pronom die demonstrative Beziehung auf einen andern Begriff ausdrückt (§. 158), und zugleich die Ausschließung jedes andern Seins soll bezeichnet werden z. B. „Derselbe, der gestern hier war" „Du meinst den da? Derselbe (von Dir gemeinte) kam auch zu mir".

Man gebraucht das Demonstrativ derselbe zuweilen, wie der, statt des Personalpronoms und statt der Possessivpronomen dritter Person, um durch die Ausschließung die nicht reflexive von der reflexiven Bedeutung zu unterscheiden z. B. „Der Vater schrieb seinem Sohne, derselbe (nicht der Vater) müsse nach London reisen". Dieser Gebrauch ist jedoch verwerflich, wenn die Unterscheidung an sich schon leicht verstanden wird, z. B. „Er schenkte seinem Sohne eine Uhr, und machte demselben durch dieselbe (statt ihm dadurch) eine große Freude".

Wenn selbst (und fr. même) mit untergeordnetem Tone dem Substantiv oder Substantivpronom vorangeht; so bezeichnet es nicht eine wirkliche Ausschließung, sondern nur die Hervorhebung eines Seins im Gegensatze mit andern nicht ausgeschlossenen Dingen. Wenn man sagt z. B. „Selbst der Bruder haßt ihn"; so wird der Bruder unter allen Andern, die in der Wirklichkeit nicht ausgeschlossen sind, nur in der Darstellung ausschließlich hervorgehoben. Indem selbst in dieser Bedeutung die Nichtausschließung der andern Dinge voraussetzt, nimmt es gewissermaßen eine einschließende Bedeutung an, welche auch durch: auch, l. quoque, E. even (zugleich) ausgedrückt wird (auch der Bruder, frater quoque, E. even his brother), und die noch Luther immer durch auch ausdrückt Matth. 12, 8. — 6, 29. In dieser Bedeutung gehört selbst zu denjenigen adverbialen Formwörtern, welche, wie:

allein, auch, nur, auf attributive Weise gebraucht werden (S. §. 187).

Im Altdeutschen wurde selbst auch mit dem Possessivpronom oder auch mit einem attributiven Genitiv des Personalpronoms verbunden, um eine Ausschließung zu bezeichnen z. B. „mit mînern selbes Henti“ „in sînes selbes Brusti“ „mit sîn selbes Hant“ *). Wir drücken dieses Verhältniß jetzt durch das Adjektiv eigen aus z. B. „mit meiner eigenen Hand“; und das Adjektiv eigen muß in dieser Bedeutung als ein Formwort angesehen werden. Der Gebrauch des pleonastischen selbsteigen ist zu verwerfen.

Ausdrücke, wie: „Er kam selbdritte“, bedeuten soviel, als: Er kam mit zwei Andern, er selbst war der dritte **).

## §. 169.

Wenn das Demonstrativ der — als Substantiv- oder Adjektivpronom — die demonstrative Beziehung nicht als Beziehung auf den Sprechenden, sondern als Beziehung auf einen andern in einem Nebensatze ausgedrückten Begriff bezeichnet; so gebraucht man, um diese Beziehung zu unterscheiden und mehr hervorzuheben, statt der die Form derjenige. Diese Form, welche erst spät im Mittelhochdeutschen in Aufnahme gekommen, ist zusammengesetzt aus der und dem demonstrativen Adjektivpronom jener, welches sich jedoch zu jeniger erweitert hat (§. 155. vergl. §. 165). Die Sprache gebraucht überhaupt gern diejenigen Demonstrativen, welche, wie: jener, an sich die Ferne als Beziehung zu dem Sprechenden bezeichnen, um auch die Beziehung auf einen andern Begriff auszudrücken (§. 166); und so unterscheidet derjenige diese Beziehung, welche durch der nicht unterschieden wird. Eine besondere Form für die demonstrative Beziehung auf einen andern in einem Nebensatze ausgedrückten Begriff mangelt den andern Sprachen: jedoch gebraucht auch die lateinische Sprache das Personalpronom is nur dann als Demonstrativ, wenn diese Beziehung soll ausgedrückt werden z. B. is, quem prae ceteris diligo „derjenige, den ich vor Andern lieb habe“.

## §. 170.

Alle Sprachen unterscheiden in der demonstrativen Beziehung zu dem Sprechenden die Verhältnisse der Nähe und Ferne durch be-

*) S. J. Grimm d. Gr. Th. IV. S. 355 flg. — Otfrid Ludovic. 15. — — II. 3, 49. — Parzival 165, 14. — 185, 1.

**) S. J. Grimm a. a. O. Th. II. S. 950.

sondere Demonstrativen, wie: ουτος und ἐκεῖνος, hic und ille, It. questo und quello, fr. celui-ci und celui-là, d. dieser und jener. Wenn man die von dem verschollenen Substantivpronom hir (§. 157) gebildeten Formen: hier, her, hinnen, E. hither, hence mit den von dem Substantivpronom der gebildeten Formen: da, dort, dannen, E. thither, thence zusammenstellt; so sieht man leicht, daß der Gegensatz von Nähe und Ferne in den germanischen Sprachen ursprünglich, wie in der lateinischen, schon durch die demonstrativen Substantivpronomen bezeichnet wurde. Die lateinische Sprache gebraucht ihre Substantivpronomen hic und ille in dieser Bedeutung auch als Adjektivpronomen; die deutsche Sprache bezeichnet den Gegensatz von Nähe und Ferne, da er nicht mehr durch das Substantivpronom der bezeichnet wird, durch die Adjektivpronomen dieser und jener; und diese Pronomen bezeichnen nur die Beziehung auf den Sprechenden (Nähe und Ferne) und nicht die demonstrative Beziehung auf einen andern Begriff. Offenbar ist dieser aus dem Substantivpronom der, das im Gothischen auch in der Bedeutung unseres dieser gebraucht wird und den Genitiv thes hat, und jener (altn. hinn) aus dem verloren gegangenen Substantivpronom hir (§. 157) hervorgegangen, wobei jedoch in Hinsicht auf den Gegensatz von Nähe und Ferne eine Vertauschung der ursprünglichen Bedeutung Statt gefunden.

Dieser wird im Alt- und Mittelhochdeutschen flektirt, wie folgt:

## Altdeutsch.

Singular.

| | männl. | weibl. | sächl. |
|---|---|---|---|
| N. | desêr (therêr) | dessu (thisu) | diz (thiz) |
| G. | deses (theses) | desêrâ (therêrâ) | deses (theses) |
| D. | desemu (thesemo) | desêru (therêru) | desemu (thesemo) |
| A. | desan (thesan) | desa (thesa) | diz (thiz) |

Plural.

| | | | |
|---|---|---|---|
| N. | desê (thesê) | desô (thesô) | dessu (thisu) |
| G. | desêrô (therêrô) | desêrô (therêrô) | desêrô (therêrô) |
| D. | desêm (thesêm) | desêm (thesêm) | desêm (thesêm) |
| A. | desê (thesê) | desô (thesô) | dessu (thisu) |

Zu bemerken ist jedoch, daß schon im Altdeutschen häufig der Stammvokal i vorkömmt z. B. diser, dises und die Endungsvokale a und o sich in: desan und desô in e, und m im Dativ des Plurals in n verflachen (disen): auch werden desêrô, desêrâ und desêru häufig in: dirro zusammengezogen.

Mittelhochdeutsch.

| | Singular. | | Plural. |
|---|---|---|---|
| männl. | weibl. | sächl. | |
| N. dirre | disiu | diz (ditze) | dise, sächl. disiu |
| G. dises | dirre | dises | dirre |
| D. diseme | dirre | diseme | disen |
| A. disen | dise | diz (ditze) | dise, sächl. disiu |

Jener (Ad. genêr genu genaz, Mittelhd. jener jeniu jenez) hat im Alt- und Mittelhochdeutschen, wie im Neudeutschen, die Adjektivflexion alter Form.

Die Pronomen dieser und jener werden nur als Adjektivpronomen gebraucht, indem sie immer die Nähe und Ferne als das Attribut eines Seins bezeichnen. Nur der Nominativ und Akkusativ des Singulars vom Neutrum bezeichnet oft das Sein selbst, und muß alsdann als ein Substantivpronom angesehen werden: man gebraucht in diesem Falle insgemein statt: dieses die Form: dies, in der sich wahrscheinlich das altdeutsche diz oder thiz erhalten hat. Diese Form bezeichnet eben so, wie das Substantivpronom das (§. 167), jedoch zugleich die demonstrative Beziehung als Nähe bezeichnend, immer eine Sache z. B. „Dies ist eine Rose" „Dies ist Kupfer" „Nimm dies". Auch wird sie eben so, wie das, häufig gebraucht, um ein angeschautes Ding überhaupt zu bezeichnen, ohne Person, natürliches Geschlecht oder Numerus zu unterscheiden z. B. „Dies ist ein Bergmann" „Dies sind Birnen, und das da Äpfel". Wenn dies in der eben bezeichneten Bedeutung eines Substantivpronoms mit einer Präposition soll verbunden werden, so gebraucht man statt dies die von dem Demonstrativ hir gebildete Adverbialform hier und zieht sie mit der nachfolgenden Präposition zusammen in: hieran, hierauf, hiermit u. s. f. (Ad. hier ana u. s. f.).

## §. 171.

Alle Sprachen haben ein besonderes demonstratives Adjektivpronom und als Korrelativ desselben (§. 158) ein interrogatives Adjektivpronom, welche die Art eines Seins bezeichnen, wie: τοῖος und ποῖος, l. talis und qualis, G. svaleiks und hvêleiks. Das Pronom kann nun seiner Natur nach den Begriff nicht eigentlich auf eine Unterart, sondern nur auf ein Individuum zurückführen: wenn es daher die Art eines Seins bezeichnet, so kann es dies nur, indem es die Art des Seins nach seiner Ähnlichkeit oder Gleichheit mit einem andern individuellen Sein darstellt (§. 11). Die germanischen Sprachen

bilden diese Adjektivpronomen von den Adverbialpronomen der Weise z. B. G. svaleiks von sva (so), hvêleiks von dem adverbialen Dativ hvê, Ad. solîh von so, wielih von wieo. Die Art als ein Verhältniß des Seins und die Weise als ein Verhältniß der Thätigkeit sind nämlich einander so sehr entsprechend, daß diese Verhältnisse in unserer Vorstellung, wie die Wörter: Art und Weise in der Rede, leicht verwechselt werden (§. 11); und so wird das Pronominaladverb der Weise leicht zu einem Prominaladjektiv der Art. Auch haben wir von so und wie das jetzt veraltete sothan, Ad. sogethan (talis) und Ad. wiegethan; und man gebraucht noch zuweilen das Adverb so statt des Adjektivs solcher z. B. „Wenn die Sache so ist“ *).

Da solcher nur die Art bezeichnet, kann es die demonstrative Beziehung nicht, wie dieser und jener, als das Attribut eines bestimmten Individuums ausdrücken z. B. „ein solcher Mann“ „ein solches Haus“; es läßt daher nie den bestimmten Artikel zu, sondern hat bei Stoffnamen keinen und bei Gemeinnamen nur den unbestimmten Artikel vor sich. Es bezeichnet übrigens sowol die demonstrative Beziehung zu dem Sprechenden, als die auf einen andern Begriff z. B. „Mache eine solche Bewegung“ (wie die des Sprechenden) und: „Er macht solche Bewegungen, wie ein Wahnsinniger“.

Da das Adverb so auch das Intensitätsverhältniß bezeichnet (S. §. 172), so gebraucht die deutsche Sprache beim Mangel besonderer den Demonstrativen τόσος und tantus und G. svalauds entsprechender Formen solcher bei Abstrakten auch, um auf demonstrative Weise die Intensität zu bezeichnen z. B. „Es war ein solcher (so großer) Sturm, daß Bäume umstürzten“ „Solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden“ Matth. 8, 10.

## §. 172.

Die demonstrativen Adverbialpronomen sind von den demonstrativen Substantivpronomen gebildet: da (Ad. dâr), dar (Ad. dara), dann (Ad. danân) von der; hier (Ad. hiar), her (Ad. hera), hin (Ad. hinân) von dem Demonstrativ hir (§. 157), und so von G. sa. Diese Adverbien sind ursprünglich, wie: τώς, οὕτως, und l. ibi, illic, illinc, illuc, tam, tum, tunc, hic, hinc, huc, sic, Kasus des Demonstrativs und zwar des Neutrums. Sie sind jedoch ältere, später nicht mehr vorhandene Kasusformen, die

*) S. Tatian 156, 2. „Ir heizet mih Meistar inti Herro, inti wola quedet, ih bin so (Ich bin der)“.

sich in diesen Adverbien, wie z. B. in: l. diu, noctu, erhalten haben.

Da das demonstrative Substantivpronom in seiner Grundbedeutung zunächst Raumverhältnisse unterscheidet (§. 158), so bezeichnen die Demonstrativadverbien vorzüglich Raumverhältnisse; und diese Bedeutung scheint auch der Bezeichnung der Zeitverhältnisse und vermittelst dieser der Bezeichnung der kausalen Verhältnisse in: da, dann, denn, l. tum, tunc u. s. f. ursprünglich zum Grunde zu liegen.

Hier und da bezeichnen noch jetzt den Gegensatz von Nähe und Ferne, der ursprünglich auch durch die Substantivpronomen hir und der bezeichnet wurde (§. 166). Nachdem diese Bedeutung bei da, wie bei der, in den Hintergrund getreten, bedient man sich, wenn der Gegensatz zu hier bestimmter zu bezeichnen ist, der Form dort (Ad. tharot). Die altdeutsche Form dara (dahin) hat sich nur noch in den Zusammensetzungen mit Verben z. B. darstellen, darreichen, darbringen erhalten. — Unser da bezeichnet außer dem Ortsverhältnisse (ibi) auch das Zeitverhältniß (tum), und als Relativ das als Zeitverhältniß dargestellte Kausalverhältniß eines Grundes (cum). Die altdeutsche Sprache bezeichnete das Zeitverhältniß durch die von dar unterschiedene Nebenform dô, thô *). Als Zeitadverb wird da in demonstrativer und relativer Bedeutung gebraucht z. B. „Da er hereintrat, da freute sich ein Jeder". Im Altdeutschen wird auch das Ortsadverb in relativer Bedeutung statt wo gebraucht **).

Obgleich unser Zeitadverb dann (Ad. danne) schon im Altdeutschen von dem Ortsadverb dannen (Ad. danân) in der Form unterschieden ist; so scheint Ersteres doch ursprünglich nur eine Nebenform von Letzterem zu sein, wie das kausale denn (nam) nur eine Nebenform von dann ist.

Wie hier den Ort (wo) als Nähe, so bezeichnet her die Richtung nach, und hin die Richtung von dem Sprechenden. In der erzählenden Darstellung wird die Richtung jedoch auch auf das besprochene Subjekt bezogen, wie wir denn noch öfter darauf hindeuten werden, daß das Subjekt in der Sprache gern als Person gedacht wird, mit der der Sprechende sich identifizirt z. B. „Er rief ihn (zu sich) herein" „Er schob es (von sich) hinweg". Der Gebrauch der Richtungswörter dar, her und hin in den Zusammensetzungen mit Verben z. B. darstellen, darreichen, darbringen, herkommen, herleiten, hernehmen, hergeben, hersagen, herstellen,

---

*) S. J. Grimm d. Gr. Th. III. S. 169. — Notker Ps. 7, 1. — Otfrid I. 4, 11. — 5, 82. — 13, 1.

**) S. Otfrid I. 5, 53. — II. 1, 22.

und: hingehen, hinfallen, hinrichten, hinreichen und in den Zusammensetzungen mit Ortsadverbien, wie: herein, herauf und: hinein, hinauf (§. 72), ist der deutschen Sprache eigenthümlich; und diese Eigenthümlichkeit unserer Sprache verdient um so mehr hervorgehoben zu werden, da durch sie vorzüglich die sinnliche Anschaulichkeit und Lebendigkeit der Darstellung erhöhet wird. Indem nämlich diese Richtungswörter einerseits eben so, wie die trennbaren Präpositionen, mit Verben, und andererseits tonlos mit den die Dimensionsverhältnisse des Raumes bezeichnenden Adverbien zusammengesetzt werden; wird die Bewegung im Raume und die als Bewegung im Raume dargestellte Thätigkeit auf eine besondere Weise nach ihrer Richtung auf den Sprechenden bezogen, und dadurch auf eine für die sinnliche Auffassung klarere und lebendigere Weise dargestellt. Der Mangel dieser Zusammensetzungen in den — alten und neuen — Sprachen ist sehr fühlbar, indem diese die in solchen Zusammensetzungen ausgedrückten Richtungen gar nicht, oder doch nur unvollkommen und auf unbequeme Weise auszudrücken vermögen. Dadurch verlieren diese Sprachen zwar nicht an Verständlichkeit, besonders bei nicht sinnlichen Begriffen, wol aber an sinnlicher Anschaulichkeit, Frische und Lebendigkeit, die überall in der Sprache dadurch erreicht wird, daß das Nichtsinnliche als ein sinnlich Angeschautes dargestellt wird.

Wenn die Richtungswörter her und hin den Ton haben und mit einer vorangehenden Präposition zusammengezogen sind, haben sie die Bedeutung eines Kasus des demonstrativen Substantivpronoms z. B. vorher (vor dem), nachher (nach dem), hinterher (hinter dem), vorhin (vor diesem), mithin (mit diesem), ohnehin (ohne das), umhin (um das). Auch in hernach hat her diese Bedeutung: hernach (nach diesem d. h. nach jetzt) bezieht sich auf die Gegenwart des Sprechenden; und nachher (nach dem) auch auf eine andere Zeit z. B. „Ich will hernach einen Brief schreiben und nachher (nach dem Briefschreiben) in den Garten gehen". Auf ähnliche Weise werden umher und herum unterschieden: umher drückt die Richtung auf das Subjekt aus und bedeutet: um das Subjekt; herum drückt die Richtung auf ein Objekt aus und bedeutet: um ein Objekt z. B. „Er sieht umher" (um sich) „Die Eiche beschattet das Land umher" „Der Pokal geht herum" (um die Tafel) „Er fuhr um den Berg herum". — In: daher, dahin, hierher, hierhin, und: woher, wohin bezeichnen her und hin nur schlechtweg die Richtung und haben so die Bedeutung der Präpositionen von und zu angenommen; da und wo stehen hier statt der Kasus von das und was. Zuweilen jedoch hat her in: woher, daher, hierher, dorther noch die besondere Bedeutung, daß es die

Richtung einer Bewegung durch einen Raum bezeichnet z. B. „Wo geht der Zug her? Er geht dorther" (fr. par où? par là).

Das Adverb so ist von G. sa, wie das angelsächsische thus (so) von thaet gebildet, und bezeichnet demonstrativ die Weise einer Thätigkeit, sowol in Beziehung auf den Sprechenden, als auf einen in einem Nebensatze ausgedrückten Begriff. Es bezeichnet aber auch, wie l. tam (unterschieden von ita) demonstrativ die Intensität z. B. „so schnell" (tam celer). Die lateinische Sprache gebraucht jedoch tam nur, und die deutsche so insgemein nur bei Adjektiven: bei Verben gebraucht die lateinische tantopere, und die deutsche insgemein: so sehr z. B. „Er eilet so sehr" (tantopere festinat). Das Adverb so wird ferner oft in einer kausalen Bedeutung gebraucht z. B. „Er hat gesündigt, so muß er büßen". Auf eine besondere Weise wird das Demonstrativ so oft in der Bedeutung von ohnehin gebraucht z. B. „Öffne nicht die Fenster, es ist so (ohnehin) kalt genug" „Wir haben so der guten Freunde wenig". Wie das demonstrative Substantivpronom der, so wird auch das demonstrative Adverb besonders im Altdeutschen sehr häufig in relativer Bedeutung statt wie gebraucht *). Dieser Gebrauch hat sich besonders in der Bedeutung der Intensität erhalten z. B. „So gerecht er ist, so strenge ist er" „So lange er arbeitete, war er gesund". Auch in der Bedeutung des relativen Adjektivpronoms (welcher) **) und der Konjunktionen da (l. cum) und wenn ***) kömmt das Adverb so im Alt- und Mittelhochdeutschen sehr häufig vor.

Statt so wird im Altdeutschen sehr häufig, besonders wenn es die relative Bedeutung von wie hat, die mit al (all) zusammengesetzte Form also gebraucht z. B. „alſo wola" (so wohl) „alſo Leo" (wie ein Löwe) †). Dieses also, das in dieser Form jetzt als Demonstrativ insgemein in einer kausalen Bedeutung, und nur sehr selten z. B. „Er sprach also" (wie folgt) in der Bedeutung der Weise gebraucht wird, hat später die Form als angenommen, die, wie früher also, im Mittelhochdeutschen die Bedeutung unseres wie hatte ††). Dieses als bezeichnet jedoch in dem jetzigen Sprachgebrauche nicht mehr das durch wie bezeichnete Verhältniß der Weise, sondern Intensitätsverhältnisse z. B. „so groß, als Du" „größer, als Du", und

---

*) S. Otfrid Ludovic. 2. 4. 12. 42. 67. 71. — Notker Ps. 1, 3 — 4, 2.
**) S. Notker Ps. 2, 5. — Luther Jes. 17, 9. — 19, 8. — 24, 9.
***) S. Otfrid I. 6, 3. — 8, 5. — Notker Ps. 1, 1. — 2, 12. — 4, 2. 4. — 5, 4. — 5, 8. — Luther Hiob 4, 3.
†) S. Notker Ps. 1, 3. — 4, 3. — 5, 6. — 7, 3. — 8, 1. 2. — 35, 7. 8.
††) S. Nibel. N. 24, 1. — 975, 4. — 1120, 1. — Luther Jes. 32, 2. — 41, 11. 12. — Hiob 40, 4.

insbesondere das Verhältniß der Identität Eines Seins mit dem Andern z. B. „Der Sohn als Erbe“ (S. §. 247. 275): auch wird es in der Bedeutung eines Zeitverhältnisses als Konjunktion gebraucht (S. §. 270). — All (ganz) bezeichnet in also (als), wie in: allein, allgemein, allmählich, Mittelhd. albalde (alsbald), albereit E. although, nur eine Verstärkung der Bedeutung.

In Hinsicht auf die Synonymik der demonstrativen Adverbien überhaupt ist besonders zu beachten, was oben (§. 156. 160) von den Pronomen überhaupt bemerkt worden, daß sie ihrer Natur nach einen mannigfaltigen Wechsel der Form und Bedeutung zulassen. Wir finden daher sehr häufig, daß dasselbe Demonstrativadverb mit oder ohne Veränderung seiner Form bald eine demonstrative, bald eine relative Bedeutung hat, und bald ein Raumverhältniß oder eine Weise, bald ein Zeit- oder kausales Verhältniß u. s. f. bezeichnet. Man darf daher auch keineswegs annehmen, daß diesen Adverbien diejenige Bedeutung, welche ihnen der jetzige Sprachgebrauch beilegt, ursprünglich und ausschließlich eigen war.

## §. 173.

In dem interrogativen Substantivpronom tritt besonders hervor, was oben (§. 167) schon bemerkt worden, daß die Pronomen überhaupt mehr Personen und Sachen, als das grammatische Geschlecht unterscheiden. In allen germanischen Sprachen hat nämlich das interrogative Substantivpronom keine besondere Form für das Femininum, sondern nur Eine Form für Personen (wer) und Eine für Sachen (was). Zwar hat die gothische Sprache die Form hvô für den Nominativ und Akkusativ des Femininums; aber im Gothischen wird das interrogative Substantivpronom, wie im Griechischen und Lateinischen, auch als Adjektivpronom gebraucht z. B. Mark. 11, 28. 29. in hvamma valdufnje (qua auctoritate); und in dieser Bedeutung unterscheidet es auch das grammatische Geschlecht, daher Matth. 5, 46. hvô mizdono (welchen Lohn), Joh. 18, 29. hvô vrohe (welche Anklage), Mark. 1, 27. hva sijai thata, hvô so laiseino so niujo (was das sei, welche neue Lehre). Auch das lateinische Interrogativ unterscheidet als Substantivpronom nicht das grammatische Geschlecht, sondern nur Person und Sache z. B. quis istaec est mulier?. Wenn es im Femininum gebraucht wird, so ist es als ein Adjektivpronom zu nehmen. Daß das griechische und lateinische Interrogativ, wie auch das lateinische Demonstrativ, mehr eine substantivische als adjektivische Flexion (§. 149) haben, scheint damit in Verbindung zu stehen, daß diese Pronomen mehr substantivisch Person und Sache, als adjektivisch das grammatische Geschlecht

unterscheiden. Da der Dativ eigentlich der Personenkasus ist (S. §. 240), und für Sachen insgemein nur in den Verbindungen mit Präpositionen gebraucht wird; so hat das Neutrum (was) keinen dem Dativ des Maskulinums (wem) entsprechenden Dativ, und man bedient sich nur für die Verbindungen mit Präpositionen besonderer Formen eines Dativs z. B. Ad. mit wiu (womit), fone wiu (wovon). Das interrogative Substantivpronom hat endlich, weil bei einem Sein, das nur in Frage gestellt wird, nicht von dem Zahlverhältnisse die Rede sein kann, keinen Plural. Alle diese Besonderheiten des interrogativen Substantivpronoms treten weit bestimmter in der deutschen Sprache hervor, die das Pronom nur als Substantivpronom gebraucht, als in den alten Sprachen, in denen es zugleich als Adjektivpronom gebraucht wird. Auch in den romanischen Sprachen unterscheidet dieses Pronom nur Person und Sache und wird nicht im Plural gebraucht. Auch werden fr. qui, que, quoi und It. chi als Interrogativpronomen, wie: wer was, nur substantivisch gebraucht: jedoch wird It. che (was) auch adjektivisch, und zwar sowol für Personen als für Sachen gebraucht.

Das interrogative Substantivpronom deklinirt im Altdeutschen, wie folgt:

| | |
|---|---|
| N. huer (wer) | huaz (waz) |
| G. hues (wes) | hues (wes) |
| D. huemu (wemu) | (huiû hiû) |
| A. huenan (huen, wen) | huaz (waz) |

Das Mittelhochdeutsche hat die Formen: wer, wes, wem, wen, und waz, wes, (wiu), waz. Erst später hat sich der Genitiv wes, der noch in: weßhalb und weßwegen vorhanden ist, zu wessen erweitert. Luther gebraucht für das sächliche Geschlecht noch weß z. B. „Weß das Herz voll ist, deß gehet der Mund über" Matth. 12, 34.

Für die Verbindungen des interrogativen Substantivpronoms im Dativ des Neutrums mit einer Präposition hatte die altdeutsche Sprache, wie für dieselben Verbindungen des Demonstrativs (§. 166), zwei unterschiedene Formen. Sie ließ entweder den Dativ (huiû, hiû) der Präposition nachfolgen z. B. zi hiû Mhd. zwiu (wozu) *) oder sie gebrauchte statt des Kasus, und zwar für den Akkusativ, wie für den Dativ, die adverbiale Form wara oder war (wo) und ließ sie der Präposition vorangehen z. B. wara zuo (wozu), war ana (woran). Die letztere Form, welche sich in den zusammengezogenen Formen:

*) S. Otfrid II. 5, 2. — 17, 8. — IV. 18, 3. — Nibel. N. 766, 2. — 1069, 2.

woran, worin, womit, wozu u. s. f. erhalten hat, wird in der interrogativen und relativen Bedeutung jetzt immer gebraucht, wenn das Pronom als Substantivpronom eine Sache bezeichnet, und wo den Kasus von was vertritt z. B. „Wovon spricht er?“ „Wovon er spricht, davon weiß ich nichts“. Man gebraucht diese Formen zwar häufig auch statt der Verbindung des relativen Adjektivpronoms mit einer Präposition z. B. „das Messer, womit (statt: mit welchem) ich schneide“: aber da wo in diesen Formen den Kasus von was vertritt, und was überall nur als Substantivpronom und nicht als Adjektivpronom gebraucht wird; so ist dieser Gebrauch, wenn er auch bei klassischen Schriftstellern vorkömmt, nicht zu rechtfertigen. Auf eine ganz anomale Weise kommen mundartisch auch die interrogativen Formen: zu was, mit was u. s. f. vor *). Statt warum sagt man auch wol bloß was, wie im Lateinischen quid und im Griechischen τί statt cur und διά τί z. B. „Was hältst Du meinen aufgehob'nen Arm?“ „Waz toufist thu thanne?“ Tatian 13, 22.

Im Altdeutschen findet sich ein von huer (wer) gebildetes Interrogativpronom huedar, dem πότερος und l. uter in der Bedeutung, wie in ihrer Abkunft, vollkommen entsprechen. Von diesem Pronom, das sich in E. whether erhalten hat, sind uns nur die von ihm abstammenden Konjunktionen entweder und weder und das unbestimmte Zahlwort jedweder geblieben.

## §. 174.

Das Substantivpronom wer wird nicht, wie τίς und quis, zugleich als interrogatives Adjektivpronom gebraucht; die deutsche Sprache gebraucht als Adjektivpronom immer das von wie (Ad. huiû) vermittelst der Endung lich gebildete Interrogativ welch (Ad. huelih huêolih, welih wielih). Dieses Pronom bezeichnet fragend das Attribut eines Seins, und, weil die Attribute eines Seins seine Art ausmachen, die Art desselben. Das Interrogativ welcher (von wie) ist daher als das Korrelativ von solcher (von so) (§. 171) anzusehen, und entspricht dem gr. ποῖος, ὁποῖος und l. qualis. Wir bezeichnen zwar oft durch welcher nicht sowol die Art, als das Individuum z. B. „Welches Pferd reitet er, den Schimmel oder den Braunen?“ und diese Unterscheidung wird in der Sprache nicht immer genau beachtet; so steht z. B. das lateinische quis, welches in dem eben angeführten Beispiele unserm welcher entsprechen würde, oft auch statt qualis z. B. quis vir? (Was für ein Mann?). Auch kann diese Unterscheidung überhaupt nur bei Gemeinnamen, nicht aber

---

*) S. Schmeller a. a. O. 757.

bei Stoffnamen und Abstrakten Statt finden; und man würde z. B. statt τίνα μισθόν (Matth. 5, 46.) auch ποῖον μισθόν sagen können. Im Altdeutschen bezeichnet welcher zuweilen auch das Individuum z. B. Tatian 38, 3. „welih Iwer" (welcher von euch); aber es bezeichnet meistens die Art z. B. „welih wari thaz Wolaqueti" (qualis esset ista salutatio); und diese Bedeutung tritt überall als die Grundbedeutung hervor *).

Wie die Demonstrativen so und solcher in der Bedeutung von tam und tantus (§. 171. 172), so bezeichnen auch ihre Korrelativen wie und welcher in der Bedeutung von quam und quantus, ὁπόσος, ὅσος häufig ein Intensitätsverhältniß z. B. „Wie groß?" „Welcher Sturm!" **).

Das Pronom welcher kömmt im Altdeutschen nur als Interrogativpronom (in einer eigentlichen Frage und in interrogativen Nebensätzen), aber nie als Relativpronom vor. Es ist schon oben bemerkt worden, daß das Demonstrativ der im Altdeutschen als relatives Substantivpronom gebraucht wurde (§. 166. 173). Dieses Pronom wird aber im Altdeutschen auch, wie noch jetzt in der niederdeutschen Volkssprache, ausschließlich als relatives Adjektivpronom gebraucht. Noch Luther gebraucht insgemein das Demonstrativ; nur selten kömmt bei ihm welcher als relatives Adjektivpronom vor ***), und wir ersehen daraus, daß welcher erst sehr spät als Relativ gebraucht worden.

## §. 175.

Da die deutsche Sprache früher nur Ein interrogatives Adjektivpronom (welcher) hatte, durch welches Individuum und Art nicht eben so, wie z. B. durch quis und qualis, konnten unterschieden werden (§. 174); so hat sie später durch Zusammensetzung die Formen was für ein und welch ein gebildet, durch welche sie die Art auf eine unterscheidende Weise bezeichnet: und diese Formen sind nach ihrer Bedeutung eben so als die eigentlichen Korrelativen von solcher, wie qualis als das Korrelativ von talis, anzusehen. Beide Formen sind mit dem für sich nur die Art des Seins bezeichnenden unbestimmten Artikel ein (§. 129) zusammengesetzt, und stellen so ausdrücklich die Art in Frage. Der Artikel wird jedoch in was für ein vor Stoffnamen und im Plural ausgelassen z. B. „Was für ein Baum?" „Welch ein Haus?" „Was für Wein?". Auch nimmt der

*) S. Notker Ps. 6, 6. — 8, 2. 3. 8. — Tatian 3, 3. — 32, 4. 5. — 52, 7.
**) S. Tatian 53, 14. „Welihhu (quanta) ther Heilant teta".
***) S. 2. Mos. 22, 9. — 25, 35. — 29, 30. — 32, 35. — 34, 1. 7.

Artikel in was für ein, wenn das Substantiv ausgelassen wird, wieder Bedeutung und Form eines unbestimmten Pronoms an (was für einer).

Welch ein ist in der Grundbedeutung (qualis) wol nicht von was für ein unterschieden. Man gebraucht Ersteres jedoch meistens in der Bedeutung des Intensitätsverhältnisses (quantus) und daher besonders, wenn man die Verwunderung über etwas Ungemeines ausdrücken will z. B. „Welch ein Sturm!" „Welch ein Unglück!" „Welch ein Aufwand!".

## §. 176.

Wie von dem demonstrativen Substantivpronom die Adverbien da, dann und so (§. 172), so werden von dem interrogativen Substantivpronom die Interrogativadverbien: wo (Ad. huâr, Mittelhd. wâ), wann (Ad. hwanne, wanne, wenne) und wie (Ad. huiû, hiû, wiû) als Korrelativen von: da, dann, so gebildet z. B. „Wo wohnt er?" „Wann kömmt er?" „Wie spricht er?"; und diese Adverbien werden auch als Relativen gebraucht z. B. „da, wo er wohnt" „dann, wann er kömmt" „so, wie er spricht". Sie stehen statt des mit einer Präposition verbundenen relativen Adjektivpronoms in Ausdrücken, wie: „der Ort, wo er wohnt" „die Zeit, wann er ankömmt" „die Weise, wie er spricht" (statt: an welchem, zu welcher, auf welche): man erlaubt sich diesen Gebrauch der Adverbien jedoch insgemein nur bei den allgemeinen Benennungen: Ort (Stelle), Zeit, Weise (Art).

Statt wann (Ad. wanne) kömmt im Mittelhochdeutschen meistens wenne vor; und diese Form hat sich in der Konjunktion wenn (si) erhalten.

Wie bezeichnet, wie so, nicht nur die Weise, sondern auch die Intensität, und entspricht sowol dem l. ut, quomodo, als dem quam z. B. „Wie spricht er?" „Wie groß ist er?". Wie bezeichnet jedoch nur als Interrogativ die Intensität; als Relativ wird zur Bezeichnung der Intensität als gebraucht (§. 172. S. §. 275).

Von den Interrogativen: πότερος, l. uter, Ad. huedar (§. 173) sind die interrogativen Adverbien πότερον, utrum, Ad. huedar gebildet. Diese Adverbien bezeichnen an sich fragend von zwei Dingen überhaupt Eines mit Ausschließung des Andern; und sie werden als interrogative Adverbien des Modus gebraucht, indem sie gleichsam unter der Wirklichkeit und Nichtwirklichkeit des Prädikates Eines mit Ausschließung des Andern in Frage stellen. Die Adverbien ἤ, l. an, num, d. ob, welches im Altdeutschen (oba) auch in interrogativen Hauptsätzen (Otfrid II. 4, 29), und, wie im Englischen (if), auch

in der Bedeutung von wenn gebraucht wird *), müssen, was auch ihre Abkunft sei, nach ihrer Bedeutung ebenfalls als interrogative Adverbialpronomen angesehen werden.

## §. 177.

Die Eigenthümlichkeit der unbestimmten Pronomen (§. 157) in Hinsicht auf ihre Bedeutung besteht darin, daß sie, wie das interrogative Substantivpronom — jedoch nicht fragend — substantivisch ein Sein in einem nicht entschiedenen Gegensatze darstellen, und so ein nach seiner Individualität unbestimmtes Sein bezeichnen, daß sie, wie dasselbe, nur Person und Sache unterscheiden, und eben so nur im Singular gebraucht werden (§. 170). Daher werden vorzüglich die interrogativen Substantivpronomen theils für sich allein, theils in mancherlei Zusammensetzungen als unbestimmte Pronomen gebraucht z. B. τὶς, τὶ, οὔτις, οὔτι, l. quis, siquis, aliquis, quisquis, Etwas. Es scheint sogar, daß die Sprache früher nur Formen der substantivischen Interrogativen als unbestimmte Pronomen gebraucht und erst später auch von Begriffswörtern solche Pronomen gebildet hat, wie l. nemo, nihil, Jemand, Niemand, Nichts, denen τὶς, οὔτις, οὔτι, aliquis u. s. f. entsprechen. Der Unterschied zwischen den unbestimmten Pronomen und unbestimmten Zahlwörtern ist oben (§. 157) schon bezeichnet, und zugleich bemerkt worden, daß unbestimmte Pronomen, wenn sie adjektivisch gebraucht werden, häufig zu unbestimmten Zahlwörtern werden, und umgekehrt.

Im Altdeutschen werden nicht nur die Interrogativen wer und was eben so, wie τὶς, τὶ und quis, quid, als unbestimmte Pronomen gebraucht **), sondern auch von wer und huedar (§. 173) mannigfaltige Formen von unbestimmten Pronomen und Zahlwörtern gebildet, wie: sô wer, swer, (quisquis), etheswer (aliquis), ioweder (uterque), sô weder, sweder (utercunque), niweder (neuter), deweder (alteruter) u. m. A. Wer und was haben sich als unbestimmte Pronomen nur noch in der Volkssprache erhalten. Wir haben außerdem nur noch Etwas und die unbestimmten Zahlwörter jeder, jedweder und etwelche (S. §. 182), die von den Interrogativen gebildet sind. Etwas und etwelche sind, wie Ad. ethes wer (aliquis), mit et (Ad. ethes, eddes), das dem l. ali in aliquis

*) S. Tatian 167, 5. „Oba wer in mir ni wonet" (wenn Einer in mir nicht bleibt).

**) S. Tatian 167, 5. „Oba wer in mir ni wonet" (wenn Einer in mir nicht bleibt). — 168, 2. „thaz wer sin Ferah sezze" (daß Einer sein Leben hingebe). — 17, 3. „Fon Nazareth mah sih waz guotes wesan?" (Kann von Nazareth etwas Gutes kommen?).

entspricht; und jeder jedweder (Ad. iogiwedar, iewcder), wie Ad. êowiht (aliquid) und Jemand (Ad. Eoman), mit je (Ad. êo, io) zusammengesetzt, das noch als Zeitadverb (je) vorhanden ist. Die Gebilde et, je, l. ali u. s. f. haben in den Zusammensetzungen eine pronominale Bedeutung. Dem je entspricht auch das ein unbestimmtes Zeitverhältniß bezeichnende immer, E. ever, das wir eben so, wie das ein unbestimmtes Raumverhältniß bezeichnende irgend, gebrauchen, um bei dem Pronom das Verhältniß der Unbestimmtheit hervorzuheben z. B. „wer immer“ E. whoever „wer irgend“. Es ist zu bemerken, daß die Sprache häufig, wie bei immer, das Verhältniß der Unbestimmtheit nicht von dem Verhältnisse der Allheit und Gesammtheit unterscheidet z. B. in: Jemand und jedweder (Ad. ioweder) E. ever (zu irgend einer Zeit und: immer), E. any (any one und virtue is worth any (jeden) price), E. either (entweder und jeder); und dies erklärt sich wol daraus, daß sowol Unbestimmtheit als Allheit mit der individuellen Bestimmtheit in einem Gegensatze stehen.

An die Stelle der von dem Interrogativ gebildeten unbestimmten Pronomen sind häufig von Begriffswörtern gebildete oder mit ihnen zusammengesetzte Formen getreten, wie: Jemand (τὶς, l. quis), Niemand (l. nemo οὔτις), Nichts (οὔτι), Jedermann (quisque), man fr. on. Diese Pronomen werden nur substantivisch gebraucht, indeß die von dem Interrogativ gebildeten auch adjektivisch als unbestimmte Zahlwörter gebraucht werden. Da indessen im Altdeutschen sowol die unbestimmten Zahlwörter, als die unbestimmten Pronomen, meistens nur substantivisch mit einem Genitiv des Attributes gebraucht werden (S. §. 232); so ist in den Ausdrücken „Etwas Gutes“ „Nichts Neues“, die schon im Altdeutschen in derselben Form vorkommen *), das Pronom ursprünglich nicht als Attribut des substantivisch gebrauchten Adjektivs, sondern Letzteres als ein Genitiv und als Attribut des Ersteren anzusehen (aliquid boni, nihil novi).

Wie Niemand (Ad. nioman) und Ad. neweder (E. neither, l. neuter) von den unbestimmten Pronomen Jemand (Ad. ioman) und weder (l. uter); so ist Nichts (Ad. niwiht) durch Zusammensetzung mit dem verneinenden ni von wiht gebildet, das als Begriffswort Sache bedeutet, und im Altdeutschen theils für sich, theils in der Zusammensetzung mit io (iowiht) als unbestimmtes Pronom (aliquid) gebraucht wurde. Im Mittelhochdeutschen wurde das Pronom in niht zusammengezogen. Statt dieser Form des Pronoms, die sich in dem Ausdrucke „zu Nichte machen“ erhalten hat,

---

*) S. Tatian 17, 3. „waz guotes“.

wurde demnächst die Form Nichts — wahrscheinlich der Genitiv von Nicht —, und nicht nur als verneinendes Adverb gebraucht.

Ganz eigenthümlich ist der deutschen Sprache das unbestimmte Pronom man (von Mann); es wird schon im Altdeutschen sehr häufig gebraucht *), und das französische on von homo **) ist offenbar dem deutschen man nachgebildet. Es mangelt der englischen Sprache, obgleich es in der angelsächsischen noch vorhanden war ***). Die Eigenthümlichkeit dieses Pronoms besteht darin, daß es nicht eigentlich, wie z. B. τὶς, quis und wer, den unbestimmten Begriff einer Person bezeichnet, sondern, wenn in der Rede eine Thätigkeit ohne ein hinzugedachtes Subjekt der Thätigkeit soll ausgesagt werden, eben so, wie das Pronom es bei den unpersönlichen Verben, nur die Stelle eines grammatischen Subjektes einnimmt (§. 87): man unterscheidet sich von diesem es nur dadurch, daß es die prädizirte Thätigkeit überhaupt als eine Thätigkeit von Personen bezeichnet. Daher kann man nur für den Nominativ des Subjektes gebraucht werden, und unterscheidet nicht den Singular und Plural des logischen Subjektes. Sprachen, welche keine besondere Form haben, durch welche sie ein bloß grammatisches Subjekt bezeichnen können, gebrauchen bald die zweite Person des Singulars, bald die erste oder dritte Person des Plurals z. B. l. si dicas (wenn man sagt), si cogitemus (wenn man bedenkt); ferunt, E. they say (man sagt): aber sie bedienen sich vorzüglich einer unpersönlichen Form des Passivs oder Reflexivs, durch welche ein Prädikat ohne ein bestimmtes Subjekt dargestellt wird z. B. l. curritur, E. it is said, It. si dice (§. 87). Im Altdeutschen, dem der Gebrauch der Passivform weniger geläufig ist, wird die mit man gebildete Form überhaupt sehr häufig gebraucht, wo die lateinische Sprache das Passivum hat z. B. „sentit man thih in Carcari" (mitteris in carcerem) †).

Die Zahlwörter ein (S. §. 179) und kein (S. §. 182) nehmen häufig, indem sie substantivisch gebraucht werden, die Bedeutung von unbestimmten Pronomen an, so daß Ersteres so viel, als τὶς, wer, Jemand, und Letzteres so viel, als οὔτις, Niemand bedeutet. Sie können als unbestimmte Substantivpronomen nur Personen bezeichnen und als solche nur im männlichen Geschlechte und im Singular gebraucht werden z. B. „Wenn Einer das wüßte" „Keiner

---

*) S. Otfrid I. 1, 69. — 3, 50. — 11, 10. — 17, 14. — 23, 14. — II. 2, 37. — 3, 27.

**) S. M Raynouard Gramm. rom. p. 146.

***) S. Hickes a. a. O. p. 65.

†) S. Tatian 18, 1. — 27, 2. — 39, 3. — 40, 4. — 44, 7.

weiß künftige Dinge". Man gebraucht jedoch in dieser Bedeutung auch das Neutrum Eins in dem Ausdrucke „Unser Eins". Wie τὶς, so wird ein auch in der pronominalen Bedeutung adjektivisch gebraucht: es drückt alsdann nicht das Zahlverhältniß aus, sondern bezeichnet, wie das adjektivische τὶς (γυνή τις), das Sein als ein ganz unbestimmtes z. B. ein Baum, eine Blume; und es dient uns in dieser Form, wie τὶς, als unbestimmter Artikel (§. 129).

Alle unbestimmte Pronomen sind nach ihrer Grundbedeutung als Substantivpronomen anzusehen; und sie werden alle, wenn man das oben bezeichnete ein ausnimmt, jetzt in der deutschen Sprache nur substantivisch gebraucht. Jedoch werden in den alten Sprachen die aus den Interrogativen hervorgegangenen unbestimmten Pronomen z. B. τὶς, l. quis, quidam, und im Altdeutschen die aus huedar (uter) — nicht aber die aus huer (wer) — hervorgegangenen Pronomen auch adjektivisch gebraucht; sie bezeichnen alsdann die Unbestimmtheit als ein Attribut des durch ein Begriffswort ausgedrückten Seins, und unterscheiden dann Geschlecht und Numerus.

Von den unbestimmten Pronomen (oder auch von den Interrogativen) werden unbestimmte Adverbialpronomen gebildet, welche auf eine unbestimmte Weise Ort, Zeit, Weise u. s. f. bezeichnen z. B. πού (irgendwo), ποτέ (einst), πώς (irgend wie), l. alicubi, ubique, ubivis, utrubi, utrimque, aliquando, quandoque, quondam, utcunque u. m. A. Auch im Altdeutschen finden sich solche Adverbien z. B. wanne und iowanne (aliquando), niewanne (nunquam), iogiwanne (undique), etewes (aliquo modo). Wir haben jetzt als eigentliche unbestimmte Adverbialpronomen nur noch: etwa, weder, entweder, einst, irgend, nirgend, und das schon erwähnte nicht. Etwa von Etwas bezeichnet als Adverb des Modus, wie vielleicht, überhaupt eine Möglichkeit z. B. „wenn er Dir etwa begegnet" „Er ist etwa zwanzig Jahre alt". Weder ist, wie das ihm entsprechende englische neither aus A. nathor, aus Ad. neweder (neuter) durch Abschleifung des verneinenden ne hervorgegangen, und wird, wie entweder, das aus dem Altdeutschen einweder (alteruter) hervorgegangen ist, als Konjunktion gebraucht. Das von dem unbestimmten Pronom ein gebildete einst (Ad. eines) bezeichnet auf eine unbestimmte Weise, wie l. olim, einen künftigen oder vergangenen Zeitpunkt. Irgend (Ad. wergin, iergen) und das verneinende nirgend von dem im Nordischen vorhandenen Pronom hvärigr (quisque) *) bezeichnen auf unbestimmte Weise das Ortsverhältniß. Irgend hat aber in der deutschen Sprache eine so

*) S. J. Grimm d. Gr. Th. III. S. 36.

unbestimmte Bedeutung angenommen, daß es in Verbindung mit einem andern unbestimmten Pronom oder auch mit dem Artikel auch jedes andere Verhältniß auf dieselbe Weise bezeichnet; es wird überhaupt gebraucht, wenn die Unbestimmtheit eines Verhältnisses soll hervorgehoben werden, und es entspricht in dieser Bedeutung dem l. ali in: aliquis z. B. irgendwo (alicubi), statt dessen in der Volkssprache auch wo allein gebraucht wird, „irgend Einer“ (aliquis) „irgend Etwas“ (aliquid) „irgend ein Mal“ (aliquando) „auf irgend eine Weise“ (aliquo modo). Auch gebrauchen wir oft irgend allein, um die Unbestimmtheit eines Verhältnisses zu bezeichnen z. B. „Wenn Du irgend Geld brauchst“ „Wenn es irgend möglich ist“. Nirgend, statt dessen auch die adverbiale Genitivform nirgends gebräuchlich ist, wird nur in der Ortsbedeutung gebraucht.

Wir haben außerdem die Adverbien: je, nie, immer und nimmer, die nach ihrer Bedeutung ebenfalls als unbestimmte Adverbialpronomen anzusehen sind. Je, Ad. êo, io, das im Gothischen in der Form aiv als Adverb in der Zusammensetzung niaiv (nunquam) und auch als Substantiv in der Bedeutung von Zeit (aevum) vorkömmt, wird im Altdeutschen eben so, wie im Lateinischen ali in aliquis u. s. f., in zusammengesetzten unbestimmten Pronomen gebraucht z. B. êoman (Jemand), êowiht (Etwas), iowanne (jemals). Dieses je bezeichnet jetzt als Adverb auf unbestimmte Weise eine künftige oder vergangene Zeit; und es wird zugleich, wie die Interrogativen, aus denen die unbestimmten Pronomen insgemein hervorgehen, in relativer Bedeutung gebraucht z. B. „je (quo) reicher Einer ist“. Nie (Ad. nio, aus ni und io) bezeichnet die Verneinung von je. Das Adverb je (Ad. io) ist in immer (Ad. iomêr) und nimmer (Ad. niomêr) mit mêr zusammengesetzt, das nichts Anderes als das unbestimmte Zahlwort mehr (amplius) zu sein scheint; auch wurden immer und nimmer früher nur für die zukünftige Zeit, und nicht, wie jetzt, auch für die Vergangenheit gebraucht *). Es ist oben schon bemerkt worden, daß immer ursprünglich wol nur „zu irgend einer Zeit“ bedeutete; und daß es, wie das mit G. aiv und Ad. io verwandte englische ever und wie irgend, auch gebraucht wird, um überhaupt die Unbestimmtheit eines Verhältnisses zu bezeichnen z. B. „Wer immer“ „wo immer“ „wie immer“ (E. whoever, wherever, however), wo es dem l. cunque in: quicunque, ubicunque, utcunque entspricht.

---

*) S. J. Grimm d. Gr. Th. III. S. 223.

## Fünftes Kapitel.

## Von den Zahlwörtern.

### §. 178.

Da die Zahlwörter nicht Begriffe eines Seins oder einer Thätigkeit, sondern nur Verhältnisse ausdrücken, in welchen der Sprechende das Sein in der Anschauung auffasset; so gehören sie zu den Formwörtern (§. 10. 13). Obgleich sich kaum Spuren finden, welche auf eine bestimmte Weise auf die Abkunft der Zahlwörter von Begriffswörtern hinweisen; so haben wir doch Ursache, sie für abgeleitete Formwörter zu halten.

Da wir uns Zahl und Menge als Attribute des Seins denken, so müssen wir die Zahlwörter nach ihrer Bedeutung als adjektivische Formwörter ansehen: es ist indessen eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß die Zahlwörter überall in der Sprache in einer mehr substantivischen als adjektivischen Form hervortreten, und daß sie sich in dieser, wie in manchen andern Hinsichten, verhalten, wie die Substantivpronomen. Unter den Grundzahlwörtern, von denen hier zunächst die Rede ist, haben nur die drei ersten (ein, zwei, drei) im Altdeutschen, wie im Altslavischen *) und ein und zwei im Lateinischen eine Geschlechtsflexion. Die Formen τρεῖς τρία, τέσσαρες τέσσαρα und l. tres tria können nicht eigentlich als Formen der Geschlechtsflexion angesehen werden (§. 149); dasselbe gilt von den Formen εἷς ἕν, denen das Femininum μία ursprünglich nicht angehört**). Auch ist bei den Grundzahlwörtern, in so fern sie überhaupt dekliniren, die substantivische Deklinationsform vorherrschend. Im Altslavischen haben die Zahlwörter von fünf bis zehn substantivische Deklination ***); und auch l. unus und duo haben, obgleich sie die Geschlechtsflexion haben, mehr oder weniger substantivische Kasusformen (unius, uni, duobus). Im Altdeutschen sind die Kasusformen, welche an den Zahlwörtern von vier bis zehn vorkommen, ebenfalls substantivisch. Insbesondere tritt aber ein substantivischer Charakter in dem syntaktischen Gebrauche der Zahlwörter hervor. Im Altdeutschen werden nicht nur die unbestimmten Zahlwörter, wie: viel, wenig, sondern auch die bestimmten Zahlwörter sehr häufig substantivisch mit dem als Attribut im Genitiv stehenden Begriffsworte

*) S. J. Dobrowsky a. a. O. S. 337.
**) Vergl. R. Kühner Ausführliche Gramm. der griech. Sprache S. 404.
***) S. J. Dobrowsky a. a. O. S. 507.

gebraucht z. B. „ein thero sibino thero Gotes Botono" (εἷς τῶν ἑπτὰ τῶν θεοῦ ἀγγέλων *); und diese Gebrauchsweise kömmt auch in den alten Sprachen vor. Besonders merkwürdig ist in dieser Hinsicht, daß im Altslavischen die Grundzahlwörter, mit Ausnahme von: ein, zwei, drei, vier, nicht nur mit dem attributiven Genitiv verbunden werden, sondern daß auch, wenn sie in dem Satze als Subjekt stehen, das Verb, wie im Altdeutschen bei viel und mehr (S. §. 182), immer im Singular steht **); und daß im Russischen mit: zwei, drei und vier, wenn sie im Nominativ stehen, immer ein attributiver Genitiv im Singular verbunden wird. Es kann nicht als etwas Zufälliges angesehen werden, daß bei den Zahlwörtern der substantivische Charakter vorherrscht; und es verdient besonders deßwegen hier bemerkt zu werden, weil der substantivische Gebrauch der Zahlwörter in den syntaktischen Verbindungen, der auch der deutschen Sprache sehr geläufig ist (S. §. 229), mit der Gebrauchsweise der andern Sprachen einen gemeinsamen tiefer liegenden Grund haben muß. Vielleicht erklärt sich dieser Gebrauch daraus, daß die Zahlwörter, wie die noch jetzt als Zahlwörter gebrauchten Substantiven: Paar, Mandel, Schock u. s. f., ursprünglich substantivische Benennungen von Dingen sind, an denen auf irgend eine Weise das Verhältniß der Zahl in die Sinne fiel.

In so fern die Zahlwörter substantivisch genommen werden, bezeichnen sie eben so, wie die Substantivpronomen, das Sein selbst nach seinen Beziehungen zu dem Sprechenden; und sie unterscheiden sich von ihnen nur dadurch, daß sie ein Beziehungsverhältniß anderer Art ausdrücken, als z. B. die Personal-, Demonstrativ- und Interrogativpronomen. Vermöge dieser nahen Verwandtschaft gehen aber leicht, wie oben schon bemerkt worden (§. 157), Pronomen in Zahlwörter, und Diese in Jene über. Auch wird in einigen Sprachen z. B. der serbischen und gaelischen durch Zahlwörter eben so, wie durch Pronomen, der Unterschied von Person und Sache bezeichnet ***).

Wir nennen diejenigen Zahlwörter, welche, wie: drei, vier, fünf, eine bestimmte Zahl von Individuen ausdrücken, bestimmte, und diejenigen, welche, wie: jeder, mancher, eine unbestimmte Zahl von Individuen oder auch, wie: etwas, viel, wenig, die Menge eines ohne Unterscheidung von Individuen gedachten Seins ausdrücken, unbestimmte Zahlwörter. Die bestimmten Zahlwörter

---

*) S. Otfrid I. 4, 59. — 14, 12. 24. — II. 4, 3. — 9, 19.

**) S. J. Dobrowsky a. a. O. S. 598.

***) S. W. Stephanowitsch kleine Serb. Gramm. S. 49. — A. Stewart Elements of Gaelic Grammar p. 68.

machen eine große Familie von Wörtern substantivischer, adjektivischer und adverbialer Form aus, die sich, mit Ausnahme von hundert und tausend, sämmtlich aus zehn Grundformen, nämlich aus den von ein bis zehn fortlaufenden Zahlwörtern entwickelt haben. Man nennt jedoch nicht nur diese Grundformen, sondern auch alle Zahlwörter, welche, wie sie, schlechtweg eine Zahl ausdrücken z. B. dreizehn, zwanzig, Grundzahlwörter (Numeralia cardinalia). Die unbestimmten Zahlwörter sind theils, wie: jeder, etwelche, von Pronomen (S. §. 182), theils, wie: viel, wenig, von Begriffswörtern gebildet.

## §. 179.

Unter den Grundzahlwörtern haben in den ältern Sprachen nur ein, zwei und drei, im Griechischen jedoch auch vier und im Altslavischen auch die andern Grundzahlwörter eine mehr oder weniger vollständige Flexion. Diese Flexion hat sich bei ein auch in den neuern Sprachen theils bloß als Geschlechtsflexion, wie in den romanischen, theils auch als Deklination, wie in der deutschen, erhalten, indeß sie sich bei allen andern bis auf einige Überreste verloren hat. Das Zahlwort ein eine ein (Ad. einêr einu einaz) hat im Altdeutschen die Adjektivflexion alter Form. Es wird jedoch im Altdeutschen auch, wie l. unus, in der Bedeutung von allein (l. solus) gebraucht, und deklinirt alsdann in der neuen Form *). Späterhin gebrauchte man statt ein in dieser Bedeutung die mit all (§. 172) zusammengesetzte adverbiale Form allein **). Ein und das mit ein zusammengesetzte nihein (kein) kommen schon im Altdeutschen sehr häufig in dem Nominativ und Akkusativ ohne Flexionsendung vor, und zwar in allen Geschlechtern und auch dann, wenn sie substantivisch gebraucht werden ***). Wie der Abfall der Flexionsendungen bei ein und kein zu erklären sei, ist oben (§. 155) schon angedeutet worden. Daß im Neudeutschen ein und kein, wenn sie substantivisch gebraucht werden, und dadurch ihre Betonung gehoben wird, immer die Endungen behalten, deutet auf die im Neudeutschen mehr durchgreifende Herrschaft des Tones.

Es ist oben (§. 177) schon bemerkt worden, daß das Zahlwort ein in der deutschen Sprache auch in der Bedeutung eines unbe-

---

*) S. Otfrid I 5, 22. — II. 2, 2.

**) S. J. Grimm d. Gr. Th. II. S. 651.

***) S. Otfrid I. 3, 17. — 4, 2. — 15, 1. — 16, 1. — II. 4, 1. — 12, 1. 7. und (nihein): I. 5, 38. — 9, 32. — 11, 10. — 12, 8. — 17, 1. — 23, 53. — II. 12, 7.

stimmten Pronoms substantivisch und adjektivisch gebraucht wird z. B. „Wenn Einer sagte“ „Die Störche sind angekommen, ich habe Einen (Storch) gesehen“, wo ein die Bedeutung von τὶς, l. quis, aliquis hat. Das als unbestimmtes Adjektivpronom gebrauchte ein hat nun in der deutschen Sprache zugleich die Bedeutung des unbestimmten Artikels angenommen z. B. Otfrid I. 4, 2. „In Dagon eines (cujusdam) Kuninges was ein (quidam) Ewarto“. Außerdem hat ein in der deutschen Sprache auch eine demonstrative Bedeutung angenommen, und zwar auf zwiefache Weise. Es wird nämlich adjektivisch in der Bedeutung von derselbe (§. 168) gebraucht z. B. „Eine (dieselbe) Stadt hat uns geboren“ In dieser Bedeutung hat ein, wie die Demonstrativen, immer den vollen Ton; auch wird die demonstrative Bedeutung oft durch Hinzusetzung des Demonstrativs derselbe mehr hervorgehoben z. B. „Eine und dieselbe Stadt“. Zugleich wird ein, ebenfalls mit vollem Ton, demonstrativ gebraucht im Gegensatze gegen ander z. B. „Einer lacht, der Andere weint“ „Der eine Bruder ist lahm, der andere blind“. In dieser Bedeutung wird es adjektivisch und substantivisch und häufig mit dem bestimmten Artikel gebraucht.

Das Zahlwort zwei unterscheidet im Altdeutschen im Nominativ und Akkusativ die drei Geschlechter durch die Formen: zuênê, zuô, zuei (Mittelhd. zwêne, zwô, zwei); es hat im Genitiv für alle Geschlechter zueiô (auch zueiêrô) (Mittelhd. zweier) und im Dativ eben so zuêm (Mittelhd. zwein). Eine ältere Form dieses Zahlwortes, von der auch Ad. zuiro (Mittelhd. zwir) E. twice (zweimal) gebildet sind, hat sich in den Zusammensetzungen: zwiefach, Zwieback, Zwietracht, Zwiespalt, Zwielicht (E. twilight), und in: Zwilling erhalten.

An dem Zahlworte drei werden im Altdeutschen ebenfalls im Nominativ und Akkusativ die drei Geschlechter unterschieden durch die Formen driê (drî, Mittelhd. drî), driô (Mittelhd. drî) und driu (Mittelhd. driu); es hat im Genitiv driô (Mittelhd. drîer) und im Dativ drim (Mittelhd. drin).

Die Zahlwörter von vier aufwärts bis zwölf unterscheiden im Altdeutschen durch die Flexion nur den Dativ z. B. Ad. viorim, vinvim, sehsim, sibunim. Für den Nominativ und Akkusativ finden sich aber im Alt- und Mittelhochdeutschen insgemein zwei Formen, nämlich Eine ohne Flexionsendung z. B. vior, vinf, sehs und Eine mit einer Flexionsendung. Diese Endung ist nach der Bedeutung unterschieden, nämlich i (e), wenn Personen, und iu, wenn Sachen bezeichnet werden. Der Gebrauch dieser Formen folgt im Altdeutschen und auch im Mittelhochdeutschen einem bestimmten Gesetze: wenn

nämlich das Zahlwort mit einem Substantiv verbunden ist, und daher untergeordnete Betonung hat, so wird es nicht flektirt z. B. „vinf Brôt“ „sehs Jâro“ „vier Kint“ *); wenn aber das Zahlwort ohne nachfolgendes Substantiv allein steht, so wird die flektirte Form gebraucht z. B. „iro warun viari“ „in fieru“ (vier Theile) „thero warun sibini“ **). Dasselbe Gesetz hat sich für den Gebrauch dieser Zahlwörter auch im Neudeutschen erhalten: wir sagen z. B. „vier Brüder“ „fünf Schwestern“ „mit sechs Pferden“ „vor acht Tagen“, hingegen „unser sind viere“ „Ich kenne alle fünfe“ „mit sechsen fahren“ „Ich weiß von achten“. Nur sieben wird wegen der tonlosen Endung im Nominativ und Akkusativ insgemein ohne Flexion gebraucht. — Auf die Zahlwörter zwei und drei findet das eben bezeichnete Gesetz im Neudeutschen nur bei dem Dativ eine Anwendung z. B. „Man kann nicht zwei (drei) Herren dienen“ und: „Man kann nicht zweien (dreien) dienen“. Für den Nominativ gilt nur Eine Form (zwei, drei), welche als nicht flektirt anzusehen ist. Für den Genitiv wird auch dann, wenn das Zahlwort mit einem Substantiv verbunden ist, die flektirte Form gebraucht, es sei denn, daß der Kasus schon durch den vorangehenden Artikel oder durch ein vorangehendes Pronom bezeichnet ist z. B. „in dem Munde zweier oder dreier Zeugen“ und: „in dem Munde der (dieser) zwei oder drei Zeugen“.

Die mit zehn zusammengesetzten Zahlwörter wurden im Altdeutschen eben so, wie zehn flektirt z. B. N. sibunzehan, und sibunzehinî D. sibunzehinim. Auch unterscheidet die Volkssprache noch häufig eben so, wie bei vier, fünf u. s. f., eine zweifache Form des Nominativs und Akkusativs und den Dativ; diese Unterscheidung ist jedoch dem Hochdeutschen nicht mehr geläufig.

Die Zahlwörter elf (Ad. einlif) und zwölf (Ad. zuelif) sind mit lif zusammengesetzt, das, abgeleitet von G. leiban (bleiben, übrig sein), soviel als über bedeutet: so bedeuten elf und zwölf: ein, zwei über zehn. — Zwanzig, dreißig u. s. f. sind mit zig (G. tigus, Ad. zuc) zusammengesetzt, das soviel als zehn bedeutet. Im Altdeutschen wird auch zehenzech statt hundert gebraucht.

Hundert (Ad. hunt) und tausent (Ad. dûsunt) werden theils adjektivisch ohne Flexion, theils substantivisch mit Flexion gebraucht

---

*) S. Otfrid I. 1, 49. 88. — 3, 36. — 22, 1. — III. 6, 28. — 14, 85. — IV. 6, 32. — Parzival 230, 1. — 234, 3. 23. — 235, 13. — 236, 3.

**) S. Otfrid II. 4, 20. — III. 14, 66. — IV. 7, 65. — 12, 6. — 28, 2. — V. 14, 20. — Parzival 16, 28. — 233, 5. 11. 15. 26. — 234, 2. 29. — 235, 8. 12. — 236, 16. — 707, 8.

z. B. „in hundert, in tausend Jahren“ und „die Hunderte“ „die Tausende“.

Die deutsche Sprache hat neben zwei das dem lateinischen ambo und gr. ἄμφω entsprechende Zahlwort beide, das durch alle Kasus deklinirt, und im Altdeutschen durch die Formen: pêdê, pêdô, pêdju (pêdu) auch die Geschlechter unterscheidet. Dieses Zahlwort drückt nicht sowol die Zahl, als den aufgehobenen Gegensatz von zwei Individuen aus, welches Verhältniß im Französischen durch tous les deux bezeichnet wird. Es bezeichnet, daß von zwei Dingen sowol das eine als das andere gemeint ist. Daher wird im Englischen both sehr häufig statt: sowol-als gebraucht z. B. both by sea and land, both in time of peace and war; und dieselbe Gebrauchsweise kömmt auch sehr häufig im Mittelhochdeutschen und noch bei Luther vor z. B. „Des mohte er wol gewinnen beidiu Liute unde Lant“ *). Von ἄμφω, l. ambo, d. beide, E. both muß man unterscheiden ἀμφότερος, l. uterque, Ad. iogahuedar, Mittelhd. jeweder (S. §. 182), E. either, welche so viel bedeuten als jeder von zweien. Die Letztern verhalten sich in der Bedeutung zu den Ersteren, wie jeder zu Alle (S. §. 182). — Die vollkommnere Flexion und die mannigfaltigen Formen, die sich für die Einzahl, besonders aber für die Zweizahl in allen Sprachen entwickelt haben, scheinen ihren Grund darin zu haben, daß in der Einzahl der Gegensatz gegen die Mehrzahl, und in der Zweizahl der Gegensatz gegen die Einzahl am schärfsten hervortritt.

## §. 180.

Die Ordnungszahlwörter (Ordinalia) werden von den Grundzahlwörtern (Cardinalia) gebildet: die von zwei bis neunzehn durch die Endung t (Ad. to, do), und die von zwanzig aufwärts durch die Endung st (Ad. osto) z. B. der vierte, fünfte, vierzigste, fünfzigste (Ad. fiordo, fimfto, fiorzugosto, finfzugosto). Im Altdeutschen haben beide Glieder der zusammengesetzten Zahlwörter die Endung der Ordinalzahl z. B. sibunto-zehanto, finfzugosto sehsto (der siebenzehnte, sechs und fünfzigste).

Wie die andern Sprachen, so hat auch die deutsche das Ordnungszahlwort für die Einzahl nicht von ein gebildet, sondern gebraucht statt dessen die Superlativform erst (Ad. êristo), von der sich der Positiv in dem gothischen air (frühe) und in E. early, und

*) S. Nibel. N. 26, 4. — 56, 4. — Parzival 3, 29. — 36, 12. — 112, 14. — 115, 1. 9. — Sprichw. 15, 3. — Sirach 10, 25. — Matth. 12, 22.

der Komparativ in eher (Ad. êr) vorfindet. Man vergleiche πρῶτος (von πρωΐ) l. primus (neben prior) G. frumists (neben fruma früher) A. fyrst (vorderst).

Eben so hatte die deutsche Sprache in Übereinstimmung mit den andern Sprachen früher kein von zwei gebildetes Ordnungszahlwort, sondern gebrauchte statt dessen ander (Ad. andar). Man vergleiche ἕτερος, l. alter und secundus (von sequor). Erst sehr spät wurde im Deutschen auch von zwei ein Ordinale gebildet. Luther gebrauchte noch immer ander statt unseres zweit. Die deutsche Sprache bezeichnet jetzt durch ander und zweit eben so, wie die griechische durch ἕτερος und δεύτερος und die lateinische durch alter und secundus, unterschiedene Bedeutungen. Der zweite δεύτερος und secundus sind nämlich, wie der dritte, vierte, als die eigentlichen Ordinalien anzusehen, welche überhaupt die Stelle eines Dinges in einer Reihe bezeichnen, und daher das Ding eben sowol von dem vierten, fünften u. s. f., als von dem ersten unterscheiden: dagegen sind ander, ἕτερος und alter nicht als Ordinalien, sondern als unbestimmte Pronomen anzusehen, die, wie l. uter und neuter, die Zweizahl voraussetzend, unter zwei Dingen nur das eine von dem andern in einem Gegensatze unterscheiden. Sie beziehen sich nicht auf das Verhältniß einer Reihe, und können daher eben sowol das erste, als das zweite bezeichnen; daher bezeichnet die lateinische Sprache auch häufig sowol das eine als das andere von zwei Dingen durch alter z. B. alter altero pejor. Die deutsche Sprache bezeichnet den Gegensatz zwischen zwei Dingen bestimmter durch: der Eine und der Andere z. B. „Der Eine ist schlimmer, als der Andere" *). Das Zahlwort ein wird hier ebenfalls, wie ander, als unbestimmtes Adjektivpronom gebraucht: es hat aber, den Gegensatz gegen ander bezeichnend, eine besondere Bedeutung, welche von derjenigen, in der es sonst als unbestimmtes Pronom gebraucht wird z. B. „Wenn Einer sagte", unterschieden ist. Ander wird zugleich in der erweiterten Bedeutung von verschieden gebraucht z. B. „auf andere Weise" „andere Menschen". Die lateinische Sprache gebraucht in dieser Bedeutung nicht alter, sondern alius und zwar oft auf eine eigenthümliche Weise z. B. aliud aliis videtur optimum („Verschiedene halten Verschiedenes für das Beste, der Eine Dieses, der Andere Jenes"), alius alio modo interpretatur. Das von ander gebildete Adverb anders wird, wie l. aliter, nur als Adverb der Weise in der letzteren Bedeutung gebraucht. — In der zusammengezogenen Form einander haben ein und ander die oben bezeichnete pronominale

---

*) S. Kero 2. „einer meer denne andrer".

Bedeutung, und einander bezeichnet das reziproke Verhältniß einer Thätigkeit zwischen zwei Personen oder Sachen z. B. „Sie hassen einander“ „Sie sind einander ähnlich“ „Vergleiche sie mit einander“. In dieser Form ist ein als Nominativ oder auch als Kasus des Objektes mit ander als Kasus des Objektes zusammengezogen (Einer den [dem] Andern, Einen mit dem Andern); auch geht die zu ander gehörige Präposition der zusammengezogenen Form voran z. B. „Sie sprechen mit einander“ (E. one with another). Einander wird nicht, wie das ihm sonst entsprechende ἀλλήλων, flektirt *).

Es verdient bemerkt zu werden, daß in allen Sprachen die Ordinalien der Zweizahl z. B. ἕτερος, δεύτερος, alter, ander in der Form mit den Komparativformen, und die Ordinalien der andern Zahlen, wie πρῶτος, l. primus, septimus, decimus, vigesimus, d. der erste, der zwanzigste, der dreißigste, der hundertste, mehr oder weniger mit den Superlativformen zusammenfallen. Auch δέκατος, εἰκοστός u. s. f. und dritter, vierter, fünfter u. s. f. scheinen ursprünglich Superlativformen zu sein **). Sie haben daher auch, wie die Komparative und Superlative (§. 153), im Altdeutschen immer die Flexion neuer Form, ausgenommen ander, das immer die Flexion alter Form hat. Die Ordinalien bezeichnen die Stelle eines Dinges in einer Reihe, die ursprünglich auf räumliche Weise so vorgestellt wurde, daß der erste den einen, und jedes andere Ordinale z. B. der zehnte den andern Endpunkt der Reihe bezeichnete. Nun haben wir schon oben (§. 155) gesehen, daß die Sprache bei Verhältnissen, die als Verhältnisse eines Gegensatzes zwischen zwei Punkten im Raume aufgefaßt werden, wie bei oben und unten, die größere oder größte Annäherung zu dem einen oder zu dem andern Punkte durch Komparationsformen bezeichnet; und wie die Komparativformen: der obere, der untere die größere Nähe zu entgegengesetzten Punkten im Raume, so bezeichnen die Superlativformen der erste und der zehnte die größte Nähe zu den Endpunkten einer Reihe, nämlich die Endpunkte selbst. Bei der Zweizahl aber werden, weil die Reihe nur aus zweien besteht, wie in: δεξιτερός, ἀριστερός, die auch sonst insgemein auf die Zweizahl bezogenen Komparativformen gebraucht. Auch die von den Ordinalien gebildeten Adverbien: erstens, zweitens, drittens u. s. f. haben die Form der von Superlativen gebildeten: höchstens, meistens, schönstens u. s. f.

---

*) Über die dem einander im Altdeutschen entsprechenden Formen S. J. Grimm d. Gr. Th. III. S. 83.

**) S. J. Grimm d. Gr. Th. III. S. 637 u. flg.

## §. 181.

Statt lei (Mittelhd. leige), womit unsere Gattungszahlwörter zusammengesetzt sind, gebrauchte man im Altdeutschen Slahta und im Mittelhochdeutschen auch Hande, die eben so, wie Leige, so viel als Art bedeuten. Von Hande, das noch bei Tauler in dreierhand, viererhand u. s. f. vorkömmt, hat sich nur allerhand erhalten.

Die mit fach und fältig zusammengesetzten Zahlwörter, denen διπλοῦς, τριπλοῦς, l. duplex, triplex entsprechen, sind in der Bedeutung nicht unterschieden. Wir gebrauchen jetzt in diesen Zusammensetzungen fach; in: einfältig, mannigfaltig, hundertfältig und Dreifaltigkeit u. s. f. hat sich jedoch das im Altdeutschen gebräuchliche falt (z. B. zuifalt, drifalt, manacfalt), das mit der später angenommenen Endung ig Luthern noch sehr geläufig ist *), erhalten.

Die Zahladverbien der Frequenz werden im Griechischen und Lateinischen durch besondere Endungen gebildet z. B. δίς, τρίς, τετράκις, l. bis, ter, quater. Im Altdeutschen werden von den zwei ersten und im Angelsächsischen und Englischen auch von dem dritten Zahlworte auf dieselbe Weise Adverbien gebildet, nämlich Ad. eines (semel), zuiro (Mittelhd. zwir) und A. thriva, E. thrice. Das altdeutsche eines hat die Form einst und zugleich eine pronominale Bedeutung (aliquando) angenommen. Statt mal, womit jetzt die Zahladverbien der Frequenz zusammengesetzt werden, und das, wie E. time in: three times, Zeit bedeutet, wurde im Altdeutschen Stunt (Zeitpunkt, Stunde) gebraucht z. B. thriu Stuntôn (dreimal). Von dem Zahladverb einmal (semel), in welchem ein den Hauptton hat, muß man einmal (aliquando) unterscheiden, das den Hauptton auf mal und eine pronominale Bedeutung hat.

Unter den Bruchwörtern wird für die Zahl zwei statt der aus dem Ordinale und tel (Theil, μόριον in τριτημόριον) zusammengesetzten Form (zweittel) das Adjektiv halb gebraucht, das mit halb und halben — in: oberhalb, unterhalb, meinethalben und mit dem niederdeutschen Halbe (Seite) verwandt zu sein scheint. Dieses Zahlwort kömmt im Altdeutschen, wie manche andere Zahlwörter (§. 155), häufig im Nominativ und Akkusativ sächlichen Geschlechtes ohne Flexion vor z. B. Otfrid I. 5, 1. „ein halb Jâr"; es wird in der Volkssprache noch jetzt oft eben so gebraucht z. B. „ein halb Glas Wein". Dieser Gebrauch hat sich jedoch im

*) S. Hiob 42, 10. — Pred. 4, 12.

Hochdeutschen nur bei den sächlichen Städte- und Ländernamen erhalten, wenn kein Artikel und kein Pronom vorangeht.

Bei den aus dem Ordinale und halb zusammengesetzten Zahlwörtern, denen die griechischen Formen τέταρτον ἡμιτάλαντον, ἕβδομον ἡμιτάλαντον entsprechen, gebrauchen wir statt: zweitehalb immer anderthalb, worin ander noch die ursprüngliche Bedeutung eines Ordinale hat (§. 180).

Wir finden bei den zusammengesetzten Zahlwörtern noch mehr, als bei den Grundzahlwörtern (§. 179), die Abwerfung der Flexionsendungen, durch welche sich die in der deutschen Sprache eigenthümlich vorherrschende Richtung auf die rhythmische Abrundung der Formen kund thut (§. 155). Dieselbe Richtung offenbaret sich auch darin, daß im Deutschen Formen, deren Glieder in andern Sprachen und auch im Altdeutschen noch getrennt sind und flektirt werden, sich als Ein Wort darstellen, das ohne Flexion als Adverb oder als Adjektiv gebraucht wird. So haben wir statt der altdeutschen Genitive: dero drio Slahtôn, drîer Hande, drîer leige, die Formen: zweierlei, dreierlei u. s. f., welche jetzt für Adjektiven gelten, die keiner Flexion fähig sind, und für welche die meisten Sprachen keine entsprechende Formen haben. Eben so haben wir statt der altdeutschen Kasusformen: thrin Stuntôn, thriô Stunt und statt fr. trois fois, E. three times die Formen: dreimal, viermal, welche für Adverbien gelten; und die Formen: der dritte, vierte Theil haben sich in: Drittel, Viertel zusammengezogen.

## §. 182.

Die unbestimmten Zahlwörter (§. 178) werden zum Theile, wie die unbestimmten Pronomen (§. 177), von Interrogativpronomen gebildet, und sie unterscheiden sich von den unbestimmten Pronomen dadurch, daß sie nicht substantivisch oder adjektivisch die Unbestimmtheit des Seins selbst, sondern adjektivisch eine unbestimmte Zahl oder Menge des Seins bezeichnen. So sind z. B. quis und aliquis unbestimmte Pronomen in: Si quis dicat, forte aliquis dicat; aliqua mulier (irgend eine); dagegen ist aliquot ein unbestimmtes Zahlwort z. B. aliquot dies (einige): und dasselbe Wort ist oft entweder als Pronom oder Zahlwort anzusehen, je nachdem es entweder die Unbestimmtheit des Seins überhaupt oder ein unbestimmtes Zahl- oder Mengeverhältniß bezeichnet z. B. „Schenke mir (irgend) Etwas“ und „Gib mir nur Etwas“ (tantillum). Zu den von dem Interrogativ gebildeten unbestimmten Zahlwörtern gehören: jeder, jedweder, etwelche und etwas; jeglicher und etliche sind von den Adverbien pronominaler Bedeutung je und et (§. 177) gebildet.

Jedweder Ad. êogahuedar, iogiwedar, ioweder, Mittelhochd. iegeweder, ieweder, ietweder ist zusammengesetzt aus je (Ad. êo) (§. 177) und dem Interrogativ huedar (uter) (§. 173), und bedeutet im Altdeutschen so viel als: jeder von zweien (uterque), nahm aber später die Bedeutung von jeder (quisque) an. Auch wurde später ieweder in jeder zusammengezogen. So haben wir jetzt zwei Zahlwörter, die ursprünglich Eines und dasselbe sind. Jedweder und jeder werden jetzt in der Bedeutung kaum unterschieden. Beide bezeichnen, wie Alle, die Gesammtheit einer bestimmten oder unbestimmten Zahl, unterscheiden sich aber von Alle dadurch, daß sie die unter dieser Zahl begriffenen Individuen gesondert darstellen; und sie werden daher insgemein nur im Singular gebraucht z. B. „Alle sind beschäftiget, jeder oder jedweder in seinem Berufe". Nur in dem Ausdrucke „Alle und Jede" gebraucht man auch den Plural von jeder. Wie indessen in der Form von jedweder noch die Abkunft von huedar (uter) kenntlich geblieben, welche in jeder verschwunden ist, so scheint die Sprache auch jetzt noch die Bedeutung in so fern zu unterscheiden, daß jeder ohne Unterschied für jegliche bestimmte oder unbestimmte Zahl, jedweder aber vorzüglich für die Zweizahl oder doch nur für bestimmte oder solche Zahlen gebraucht wird, die als bestimmte gedacht werden. So sagen wir z. B. Jedermann, jedesmal, jederzeit, „Das weiß ein Jeder" „jedes Jahr" „jeden Morgen" „Es liebt ein Jeder, frei sich selbst zu leben"; hingegen: „Seine zwei (drei) Schwestern kamen und jedwede brachte ihm ein Geschenk" „Er war drei Tage in der Stadt und jedweden Tag eingeladen" „Beide haben mir genützt, jedweder auf seine eigene Weise" „Du konntest spielend Deine Pflichten üben, jedwedem schönen Triebe Genüge thun" „Jedwede nächste Stunde brütet ein neues ungeheures Schreckbild aus" „Des Kaisers Acht gibt sein fürstlich Haupt jedwedem Mordknecht preis, der sich den Lohn der Blutthat will verdienen". Auch wird die Sonderung der Individuen durch jedweder mehr hervorgehoben, als durch jeder. In den eben angeführten Beispielen könnte man ohne merkliche Veränderung statt jeder — nicht aber statt jedweder — auch wol alle gebrauchen. Die englische Sprache gebraucht sehr häufig das unserm jeder entsprechende every, wo wir alle gebrauchen z. B. every day (alle Tage), every thing (Alles), in every place (aller Orten); dagegen gebraucht sie each, welches ursprünglich ebenfalls nur für die Zweizahl galt, nur in der für jedweder eben bezeichneten Bedeutung z. B. they are two, I will give each of them a little; each of us; each of the family.

Jeglicher Ad. êogalîhher Mittelhd. iegelîch ist, wenn es nicht aus Ad. êogahuelih (unusquisque) hervorgegangen, aus dem Adverb pronominaler Bedeutung je (Ad. êo) (§. 177) und lich (Ad. lîh, galîh) zusammengesetzt. Dieses lich kömmt in altdeutschen Zusammensetzungen häufig in der Bedeutung von alle vor z. B. mannolîh, iomannogilîh (Jedermann), wîbilîh (jede Frau), boumolîh (alle Bäume), in zîtelîh (zu allen Zeiten); und es hat sich in männiglich, jedermänniglich und wahrscheinlich auch in täglich (takalihhin Kero 4. 7.), jährlich, welche dem Ad. zîtelîh ganz analog sind, erhalten. Jeglicher hat mit jedweder gemein, daß es die Sonderung der Individuen mehr hervorhebt, als jeder; es unterscheidet sich aber von jedweder dadurch, daß es mehr für unbestimmte, als für bestimmte Zahlen gebraucht wird z. B. „Alle waren da, und jeglicher erhielt sein Theil" „So viele der Gäste auch waren, so fand doch jeglicher eine gute Bewirthung", und bei Luther 1. Mos. 1, 11. „und fruchtbare Bewme, da ein jglicher nach seiner Art Frucht trage" 12. „Gras und Kraut, das sich besamet, ein jgliches nach seiner Art" 21. „allerley Thier, das da lebt und webt, ein jgliches nach seiner Art".

Etwelche Ad. etheswelîh (l. aliquis) ist zusammengesetzt aus et Ad. ethes (§. 177) und dem Interrogativ welcher. Statt etwelche gebraucht man jetzt gewöhnlich etliche Ad. etheslîh, eteslîh (mundartisch auch etzlich), welches vielleicht aus etwelche hervorgegangen ist. Beide werden insgemein nur im Plural gebraucht. In der Volkssprache wird statt etwelche auch welche gebraucht, jedoch nur dann, wenn das Substantiv ausgelassen wird, und es entspricht dann meistens dem französischen en z. B. „Willst Du Kirschen? Ich habe welche" (j'en ai) „Es ist kein Geld vorhanden — So schaffe welches".

Wir gebrauchen Etwas, welches substantivisch als unbestimmtes Pronom eine ganz unbestimmt gedachte Sache bezeichnet (§. 177), auch in der Form eines nicht flektirten Adjektivs, um eine geringe Menge einer Sache zu bezeichnen z. B. „etwas Wein" „etwas Brod". Die andern Sprachen gebrauchen die dem Etwas entsprechenden Formen nicht in dieser Bedeutung.

Von dem Zahlworte ein (§. 179) sind die unbestimmten Zahlwörter einige und kein gebildet. Einige (Ad. einac, einec) bedeutet im Altdeutschen so viel als l. unicus, wofür später die Form einzig aufgenommen; und es bezeichnet jetzt eine kleine Anzahl von Individuen. — Kein (Ad. nihein, nihhein) ist aus der Zusammensetzung des Zahlwortes ein mit dem im Gothischen noch vorhandenen nih (neque) hervorgegangen, die sich im Mittelhochdeutschen in kein verkürzt hat. Da keiner soviel bedeutet als nicht einer, so sollte

es eigentlich, wie das Zahlwort einer, als verneinendes Zahlwort nur in Beziehung auf das Zahlverhältniß von Individuen und daher nur bei Gemeinnamen gebraucht werden z. B. „kein Pferd" „kein Baum". Man gebraucht indessen kein auch bei Stoffnamen und Abstrakten, um verneinend die Menge eines stoffartig gedachten Seins zu bezeichnen, obgleich hier ein nicht Statt finden kann z. B. „kein Geld" „kein Wein" „keine Liebe" „Gallas hat kein Glück". Das Zahlwort kein wird endlich auf eine Weise gebraucht, welche, obgleich sie bei klassischen Schriftstellern vorkömmt, nicht zu loben ist, indem man sich desselben auch dann bedient, wenn weder Zahl noch Menge eines Seins verneint, sondern nur die Verneinung des Prädikats oder eines Attributs bezeichnet wird, so daß kein nicht mehr die Bedeutung eines Zahlwortes hat z. B. „Es ist jetzt keine (statt nicht) Zeit zum Scherzen" „Er ist kein (st. nicht) Professor" „Er trinkt keinen Wein, sondern Wasser" „Du kennst mich, daß ich keine Memme bin" „Das ist kein Schmuck für ein jungfräulich Haupt" „Ein Gesicht, wie dies, ist keines Heuchlers Larve" „Er bewohnt kein (st. ein nicht oder: nicht ein) großes Haus" „Es ist keine kleine Arbeit". Man darf in dieser Hinsicht nicht übersehen, daß kein nur dann so viel als nicht ein bedeutet, wenn ein als Zahlwort, nicht aber wenn es als Artikel gebraucht wird. Auch ist in den andern Sprachen z. B. in der lateinischen, der eben bezeichnete Gebrauch des verneinenden Zahlwortes nicht zulässig; und richtiger sind gewiß Ausdrücke, wie: „So tragen wir nicht fremdes Joch" „Mich treibt nicht eitles irdisches Verlangen".

Das Zahlwort all (Ad. al und ellu) bezeichnet im Altdeutschen nicht nur die Gesammtheit einer Zahl oder Menge, sondern auch, wie l. omnis und fr. tout, die Gesammtheit aller an einem Dinge unterschiedenen Theile, welche wir jetzt durch ganz bezeichnen z. B. „allan Lib iro" (ihr ganzes Leben) *). Von alle wird im Altdeutschen das Adverb alles (gänzlich) gebildet **), welches in dem Mittelhochdeutschen die Bedeutung von allezeit angenommen ***) und sich in dem mundartisch noch gebräuchlichen als („Er spricht als" §. 90) erhalten hat. — Auch wird all im Altdeutschen häufig in der Bedeutung des Intensitätsadverbs sehr mit Adjektiven verbunden z. B. „ala festi" (sehr fest) „ala zioro" (sehr schön) †); und diese

*) S. Otfrid I. 23, 1. 14. 32. — IV 7, 59. — Notker Ps. 30, 1. — Kero 1 — Nibel. N. 39, 1. — 1570, 1.

**) S. Kero 7. — 11. — 60.

***) S. Nibel. N. 589, 6. — 1491, 4. — 2229, 2. — Iwein 3092. — 4396. — 4990. — 6556.

†) S. Otfrid IV. 15, 48. -- V. 1, 15. — Nibel. N. 947, 1.

Verbindung hat sich in: allgemach, allmählich, allgemein und einigen andern erhalten.

Manche hat im Altdeutschen die Bedeutung, welche wir jetzt durch viele bezeichnen; und es wird in dieser Bedeutung theils adjektivisch, theils substantivisch gebraucht. Es kömmt adjektivisch vor im Singular z. B. „manageru Ziti" (mancher Zeit) *) und im Plural z. B. „fon managen Herzen" **); substantivisch wird es im Plural theils für sich allein manage (Viele) ***), theils mit einem Genitiv gebraucht z. B. „Manage thero pharisaeorum" †). Manche wird im Neudeutschen auf dieselbe Weise gebraucht; aber die Bedeutung ist nicht ganz dieselbe geblieben. Es bezeichnet zwar noch, wie im Altdeutschen, eine Zahl von Individuen und nicht die Menge eines Stoffes; aber es bezeichnet das Zahlverhältniß nicht eigentlich als eine Vielheit. Dieses Verhältniß — der Gegensatz gegen wenige — für welchen im Altdeutschen ebenfalls manag gebraucht wurde, wird jetzt durch viele bezeichnet; und manche bezeichnet nur überhaupt eine unbestimmte — größere oder auch kleinere — Zahl, und entspricht nicht nur dem l. multi und E. many, sondern auch dem l. nonnulli und E. some. Das Zahlverhältniß tritt sogar, besonders wenn mancher im Singular substantivisch gebraucht wird, dergestalt in den Hintergrund, daß es gewissermaßen die Bedeutung eines unbestimmten Pronoms annimmt z. B. „Mancher dünkt sich weise" „Mancher glaubt das nicht" „Das fällt Manchem nicht ein" (l. sunt, qui etc.).

Wie im Altdeutschen manche die Vielheit als Zahl, so bezeichnete viel (Ad. filu) die Vielheit als Menge z. B. „filu sprehhan" „Hlahtar filu" (viel Gelächter) „filu fasteta" (fastete viel) ††). Viel wurde nicht flektirt und insgemein als ein Substantiv im Singular mit einem Genitiv gebraucht z. B. „filu Mannô (viel der Männer) „iro ist filu irwortan" „filu thesses Liutes" (viel dieses Volkes) †††). Insbesondere wurde filu häufig, wie E. much, als Adverb der Intensität in der Bedeutung von sehr gebraucht z. B.

---

*) S. Otfrid I. 5, 60. — 4, 49. — 15, 2. — 16, 1. — II. 4, 30. 32.
**) S. Otfrid I. 1, 11. — Tatian 7, 8.
***) S. Otfrid I. 15, 29. — 22, 39. — Notker Ps. 3, 1. 2. 3. — 4, 6. — Kero 2. — Tatian 7, 8.
†) S. Tatian 2, 6. — 13, 13.
††) S. Kero 4. — 6 — 7. — Otfrid I. 16, 11.
†††) S. Otfrid I. 1, 1. 31. — 4, 37. — II. 16, 20. — 19, 23. — III. 10, 25. — V. 22, 13. — Notker Ps. 24, 11.

filu manag" (sehr viele) „filu reini" (sehr rein)*); und diese Bedeutung hat sich in vielleicht erhalten. Auch im Mittelhochdeutschen wird viel in derselben Bedeutung und auf dieselbe Weise gebraucht**): es hat überall die Form eines nicht flektirten Substantivs, und das Verhältniß der Menge tritt als die Grundbedeutung hervor. In dieser Bedeutung steht es entweder allein z. B. swie vil, sô vil (quantum, tantum), oder mit einem Substantiv im Genitiv des Singulars z. B. „Wunders vil" „aller Kurzewîle heten si dô vil". Es wird zwar auch für das Verhältniß der Zahl gebraucht; aber es stellt dann als Substantiv im Singular die Zahl gewissermaßen als Menge dar, und nur das andere Substantiv steht im Plural z. B. „Dô was sô vil der Geste komen". Luther gebraucht viele schon sehr häufig, sowol adjektivisch als substantivisch, wenn die Vielheit als Zahl bezeichnet wird. Wenn viel substantivisch mit einem Genitiv verbunden die Stelle des Subjektes einnimmt, setzt er das Verb noch zuweilen, wie im Altdeutschen, in den Singular z. B. Ps. 3, 2. „Wie ist meiner Feinde so viel"; aber meistens gebraucht er schon den Plural z. B. „elender Nacht sind mir viel worden" ***). Eben so kömmt es häufig als substantivisch gebrauchtes Adjektiv mit dem Plural vor z. B. „und viel würden für dir flehen" †): aber auch, wenn es adjektivisch gebraucht wird z. B. „Sie brachten viel Besessene zu im", wird es, wie bei dem substantivischen Gebrauche, insgemein nicht flektirt ††). Sehr selten kömmt bei Luther der flektirte Dativ vielen vor z. B. Ps. 71, 7. „Ich bin für vielen, wie ein Wunder": erst später hat viel auch für die andern Kasus die adjektivische Flexion angenommen, und der Volkssprache ist noch jetzt bei dem adjektivischen Gebrauche z. B. „viel Bäume" die nicht flektirte Form geläufiger.

Mehr hat im Altdeutschen häufig die Bedeutung von größer und wird dann adjektivisch flektirt †††); auch kömmt in dieser Bedeutung die Form mêriro (§. 155) vor. In der Bedeutung von

---

*) S. Otfrid I. 1, 20. 21. 27. 63. 67. — 4, 30. 31. — 9, 3. 9. — 17, 49. — II. 3, 5.

**) S. Nibel. N. 1, 1. — 481, 2. — 528, 4. — 540, 12. und: 481, 4. — 492, 2. — 531, 2. — 532, 4.

***) S. Hiob 7, 3. — Matth. 7, 13. — Joh. 21, 11.

†) S. Hiob 11, 19. — Ps. 3, 3. — Matth. 7, 22. — 8, 11. — 24, 5.

††) S. Hiob 3, 17. — 9, 17. — Matth. 6, 7. — 8, 16. — 13, 5. 58. — 15, 30. — Mark. 8, 19. — Joh. 14, 2.

†††) S. Otfrid I. 20, 15. 16. — II. 3, 7. — 7, 71. — IV. 23, 43. — 31, 32. — Tatian 64, 7. — 165, 7. — 168, 2. — Notker Ps. 20, 6. — Kero 2. — 5. — 45. — 46. — 61.

mehr (plus und plures) wird mêra oder auch mêr, wie filu, als ein nicht flektirtes Substantiv gebraucht und oft mit dem Genitiv verbunden z. B. „thes mêra" (dessen mehr) „zellu ih iu mêr" (erzähle ich euch mehr) „iro mera" (eorum plures) *); und wenn es mit dem Genitiv eines Gemeinnamens oder Pronoms die Stelle des Subjektes einnimmt, steht das Verb im Singular z. B. Otfrid II, 14, 115. „giloubta iro ouh tho filu harto mêra" (es glaubten ihrer viel mehr). Es wird in derselben Form auch als Adverb (magis, amplius) gebraucht z. B. „thaz Suht ni derre uns mêra" (daß Krankheit uns nicht mehr schade) „mêr inti mêr" (mehr und mehr) **). Im Mittelhochdeutschen wird mêre oder mêr (auch mê) ganz auf dieselbe Weise gebraucht***). Später wurde mehr eben so, wie viel, auch adjektivisch gebraucht z. B. „mehr Menschen" „mit mehr Menschen"; aber noch jetzt läßt mehr, wenn es den Komparativ von viel bezeichnet, keine Flexion zu. Die Versuche einiger neuern Grammatiker, die Flexion des Komparativs mehr einzuführen z. B. mehre, mehren sind, wie alle Versuche, grammatische Formen geltend zu machen, die in der Sprache gar nicht vorhanden sind, verwerflich. Wenn man sich auf die im Altdeutschen vorkommende Flexion beruft, übersieht man, daß dort die Flexion nur dann Statt fand, wenn mehr die Bedeutung von größer hatte, nicht aber, wenn es den Komparativ von viel bezeichnete. Von dem Komparativ mehr muß man das flektirte unbestimmte Zahlwort mehrere unterscheiden, welches zwar in der Form, aber nicht in der Bedeutung mit Ad. mêriro (größer) zusammenfällt, und in Form und Bedeutung dem französischen plusieurs entspricht.

Wenig Ad. wênac, wird im Altdeutschen in der Bedeutung von klein und von arm, schwach gebraucht und adjektivisch flektirt: es kömmt in dieser Bedeutung auch noch im Mittelhochd. vor †). Statt wenig in der jetzigen Bedeutung wurden im Altdeutschen und häufig auch noch im Mittelhochd. luzil (Mittelhd. lützel) und fôhê gebraucht. Luzil (parum) wird eben so, wie filu, nicht flektirt und substantivisch mit einem Genitiv verbunden ††) fôhê (pauci E. few) hat adjektivische

*) S. Otfrid I. 3, 30. — 17, 5. 67. — 27, 43. — II. 3, 50. — 6, 2. — 20, 14. — 21, 24 — IV. 6, 9. — 16, 6. 8. — 19, 66.

**) S. Otfrid II. 14, 41. — 18, 23. — III. 5, 6. — 9, 10. — 10, 8. — Kero 2. — 6. — 8. — 40.

***) S Nibel. N. 34, 4. — 93, 3. — 317, 4. — 493, 4. — 849, 2. — Jwein 2416. — 3135. — 7537. — 7639. — 8014. — 8165.

†) S. Otfrid I. 17, 51. — II. 6, 24. — IV. 30, 9. — Notker Ps. 136, 8. — Nibel. N. 1861, 3.

††) S. Otfrid II. 9, 25. 26. — Notker Ps. 38, 5. 31. Tit. — Nibel. N. 42, 1. — 369, 4. — 429, 6. — 627, 7. — 667, 4.

Flexion *). Erst im Mittelhochdeutschen kam wenig in der jetzigen Bedeutung in Aufnahme und wurde, wie viel, ohne Flexion theils substantivisch mit dem Genitiv, theils adjektivisch gebraucht **). Luther setzt noch bei wenig, wo es eine Zahl bedeutet, das Verb in den Singular z. B. Ps. 12, 2. „Und der Gläubigen ist wenig unter den Menschenkindern". Man hat sich so sehr gewöhnt, diesem Zahlworte eine substantivische Bedeutung zu unterlegen, daß man es sehr häufig selbst dann, wenn es Adverb ist, mit dem unbestimmten Artikel verbindet z. B. „ein wenig Wein" „Er schläft ein wenig" „Er ist ein wenig eitel". Die Sprache bezeichnet jedoch durch diese Form einen Unterschied der Bedeutung: ein wenig bezeichnet nämlich, wie l. paulum, nicht mehr den Gegensatz gegen viel, den wenig, wie l. parum, ausdrückt z. B. „wenig Wein" „Er schläft wenig" „Er ist wenig eitel". Statt des Komparativs weniger wird im Altdeutschen und auch im Mittelhochdeutschen insgemein min (minder) theils substantivisch mit dem Genitiv, theils adverbial gebraucht ***). Erst später wurde weniger in der jetzigen Bedeutung aufgenommen und nach der Analogie von: viel, mehr und wenig ebenfalls insgemein nicht flektirt. Auch widerstrebt der Flexion bei weniger insbesondere die rhythmische Form des Wortes.

Genug wird im Alt- und Mittelhochdeutschen, wie l. satis, als ein nicht flektirtes Substantiv mit dem Genitiv gebraucht: wenn es die Stelle des Subjektes hat und eine Zahl bezeichnet, steht das Verb im Plural †).

Ganz, welches im Altdeutschen als Begriffswort unverletzt (l. integer) und daher auch gesund bedeutet ††), und in dieser Bedeutung noch in der Volkssprache vorkömmt z. B. „Das Glas ist ganz" (nicht zerbrochen), bezeichnet jetzt als unbestimmtes Zahlwort die Gesammtheit aller an einem Dinge unterschiedenen Theile z. B. „der ganze Garten". Es wird adjektivisch gebraucht, wirft aber, wie halb, vor sächlichen Städte- und Ländernamen die Flexionsendung ab.

Wenn die Adverbien: allein, beiläufig, ungefähr, fast, beinahe, kaum und nur mit einem Substantiv verbunden sind; so

---

*) S. Kero 7. — 49. — 58. — Tatian 40, 10.

**) S. Nibel. N. 880, 4. — 1353, 4. — 1628, 4. — 1681, 2.

***) S. Otfrid IV. 2, 32. — Kero 2. — Nibel. N. 1063, 3.

†) S. Otfrid II. 11, 23. — 16, 24. — V. 9, 55. — Nibel. N. 64, 4. — 941, 1. — 1516, 2. — Jwein 2418. 6196.

††) S. Otfrid III. 2, 22. 32. — 4, 14. — Vergl. Niederd. heel (heil), welches auch ganz bedeutet. Brem. Wörterb. Th. 2. S. 615.

bezeichnen sie auf attributive Weise ein Größenverhältniß (Zahl oder Menge) eines Seins und sind nicht Adverbien, sondern müssen als unbestimmte Zahlwörter angesehen werden z. B. „Gott allein“ „Beinahe, kaum, nur ein Jahr ist verflossen“. Unserm allein entspricht in der Verbindung mit einem Substantiv das lateinische unus und solus, welche eben so, wie das im Altdeutschen eben so gebrauchte einer (§. 179), adjektivische Form haben und flektirt werden. Allein und nur bezeichnen die Beschränkung einer Zahl oder Menge. In allein scheint ein, wovon allein gebildet ist (§. 179), diejenige Bedeutung zu haben, vermöge deren es dem ander entgegengesetzt ist (§. 180). Es schließt jedes andere Individuum aus und hat mehr die Bedeutung eines unbestimmten Pronoms, als eines Zahlwortes: nur hingegen schließt eine größere Zahl oder Menge aus und ist ein Zahlwort. Man sagt daher z. B. „Gott allein (kein Anderer) ist allwissend“ „Ich habe es Dir allein (keinem Andern) gesagt“ und: „nur drei (nicht mehr) Gäste“ „nur drei (nicht mehr) Wochen“ „nur eine Woche“ (nicht mehr). Nur wird auch noch als beschränkende Konjunktion gebraucht (S. §. 261) z. B. „Er war billig genug, um gern zu sehen, wenn Jeder von seinem Handwerke aufs beste dachte; nur mußte man ihm das Seine, dem er sich mit Leidenschaft gewidmet hatte, unangefochten lassen“. Die adjektivische Form alleinig bezeichnet, wie ausschließlich, ein adverbiales Verhältniß und ist als ein adjektivisch gebrauchtes Adverb anzusehen z. B. „der alleinige Erbe“ „der alleinige Besitzer“ (der allein erbt, besitzt).

Ungefähr und beiläufig bedeuten: etwas mehr oder weniger; beinahe und fast: nur etwas weniger, und kaum (aegre), verwandt mit Kummer, daß eine Zahl oder Menge nur mit Mühe erreicht wird. Beinahe und fast deuten auf viel; kaum auf wenig z. B. „beinahe oder fast hundert Jahre alt“ und „kaum zehn Wochen alt“.

Es ist oben (§. 155) schon bemerkt worden, daß Formwörter überhaupt leicht die Flexionsendungen abwerfen; und bei keiner Wortart findet die Abwerfung der Endungen so häufig und in so ausgedehntem Umfange Statt, als bei den Zahlwörtern. Was die unbestimmten Zahlwörter insbesondere betrifft, so findet sie nicht nur Statt bei: viel, wenig, mehr, weniger; sondern sie kömmt im Alt- und Mittelhochdeutschen auch sehr häufig vor bei: alle*), mancher**),

---

*) S Otfrid I. 1, 7. 52. 80. 99. 105. — 2, 42.

**) S. Otfrid I. 9, 3. 9. — 15, 2. — 16, 1. — 17, 49. — Nibel. N. 25, 2. — 46, 3. — 144, 4. — 531, 2.

jeglicher *) und etliche **). Auch haben sich im Neudeutschen und besonders in der Volkssprache manche nicht flektirte Formen erhalten z. B. „Ich weiß von all dem nichts" „Manch blutig Treffen wird um Nichts gefochten". Man sieht leicht, daß bei den unbestimmten Zahlwörtern ein innerer Grund vorhanden sein muß, warum sie überhaupt sich zur Ablegung der Flexion hinneigen; und man muß darnach die nicht flektirten Formen im Besondern beurtheilen. Wenn Grammatiker, diesen innern Grund der mangelnden Flexion nicht beachtend, nur darauf ausgehen, überall regelrechte Formen herzustellen, wenn sie die nicht flektirten Formen schlechtweg als mangelhaft bezeichnen und glauben, sie verbessern zu müssen; so verkennen sie gänzlich den organischen Charakter in der Entwickelung der Sprache. Wir haben oben (§. 155) das Tonverhältniß als den inneren Grund bezeichnet, durch den bei den Formwörtern überhaupt leicht die Abwerfung der Flexionsendungen herbeigeführt wird. Da das Tonverhältniß von dem Werthe der Bedeutung abhängt; so muß die Abwerfung der Flexion um desto mehr eintreten, je mehr der Werth der Bedeutung bei Formwörtern herabsinkt. Nun scheint bei den unbestimmten Zahlwörtern gerade die Unbestimmtheit des Größenverhältnisses, welche sie ausdrücken, den Werth ihrer Bedeutung herabzusetzen und so die Abwerfung der Endungen zu begünstigen. Auch hängt der Werth der Bedeutung und somit die Ablegung der Flexion von der größeren oder geringeren Unbestimmtheit und zugleich von der Art des Seins ab, dessen Größenverhältniß bezeichnet wird, ob es nämlich Person oder Sache sei, und ob eine Zahl von Individuen oder die Menge eines Stoffes bezeichnet werde. Die Abwerfung der Endungen findet häufiger Statt z. B. bei: viel, wenig, all, als bei: jeder, jedweder und etliche, häufiger beim sächlichen, als bei den Personengeschlechtern und, wie wir sogleich sehen werden, häufiger, wenn eine Menge, als wenn eine Zahl bezeichnet wird.

## §. 183.

Alle Sprachen unterscheiden durch die unbestimmten Zahlwörter mehr oder weniger die Zahl von Individuen von der Menge eines stoffartig gedachten Seins (§. 10). Diese Unterscheidung wird theils durch unterschiedene Zahlwörter, theils durch unterschiedene Formen desselben Zahlwortes bezeichnet. Durch unterschiedene Zahlwörter wird Zahl und Menge in vielen Sprachen insbesondere bei

---

*) S. Otfrid II. 23, 25. — IV. 7, 45. — Notker Ps. 32, 8. — Tatian 3, 8. — 26, 2. — 28, 1. — 62, 12. — Parzival 778, 1.

**) S. Parzival 587, 24. — 777, 11.

viel und wenig unterschieden: so finden wir im Lateinischen pauci, pauciores, tot, quot und parum, minus, tantum, quantum, im Altdeutschen manage und filu, fôhê (pauci) und luzil (parum) (§. 182) und im Englischen many und much, few und little. Durch die Form des Zahlwortes wird die Menge von der Zahl im Deutschen auf zwiefache Weise unterschieden, nämlich durch den Singular und durch den Mangel der Flexion.

Da Stoffnamen ihrer Natur nach keinen Plural zulassen; so kann das Verhältniß der Menge nur durch den Singular bezeichnet werden. Wir unterscheiden auf diese Weise die Menge bei dem Zahlworte alle z. B. „aller Wein" „alles Fleisch". Wie alle verhält sich das englische some z. B. some books (einige Bücher) und some water (etwas Wasser). Die substantivisch gebrauchten Singularformen: Einiges und Mehreres bezeichnen, wie Manches, nicht eine Menge, sondern eine Zahl (einige Dinge, mehrere Dinge). Der Singular von l. omnis bezeichnet zwar ebenfalls die Menge z. B. aqua omnis, vinum omne; aber er wird auch in Verbindung mit Gemeinnamen gebraucht, und bedeutet dann soviel als jeder z. B. omnis arbor, quae etc. (jeder Baum), omnis miles. Auch der Singular von l. multus, plurimus, plerusque und paucissimus bezeichnet die Menge z. B. multa, paucissima aqua, plurimus fumus, pleraque juventus: jedoch ist bei multus und plurimus, wie bei plus und minus, der substantivisch gebrauchte Singular des Neutrums im Nominativ und Akkusativ geläufiger z. B. multum, plus, plurimum aquae.

Wir bezeichnen bei: viel, mehr, wenig und weniger das Verhältniß der Menge durch die nicht flektirte Form des Zahlwortes: da jedoch diese Zahlwörter früher überhaupt nur in der nicht flektirten Form gebraucht wurden (§. 182), so werden sie noch jetzt auch dann meistens nicht flektirt, wenn das Verhältniß der Zahl bezeichnet wird; und mehr und weniger lassen überhaupt keine Flexion zu.

Viel und wenig werden, wenn sie eine Menge bezeichnen, insgemein nur in der nicht flektirten Form gebraucht z. B. „Mit wenig Witz und viel Behagen" „Viel Geschrei und wenig Wolle". Nur wenn der bestimmte Artikel oder ein Pronom vorangeht, und der Stoffname dadurch gewissermaßen als ein Gemeinname dargestellt wird, gebraucht man die flektirte Form z. B. „Der viele Wein" „mit dem wenigen Wasser". Auch bedient man sich der flektirten Form — jedoch nur im Dativ —, wenn das Zahlwort substantivisch gebraucht wird und daher volltonig wird, und wenn es adjektivisch gebraucht den Redeton hat (§. 155) z. B. „Mit Vielem hält man

Haus, mit Wenigem kömmt man aus" „von vielem Weine berauscht" „bei wenigem Gelde froh".

Wenn viel und wenig eine Zahl bezeichnen, und in dieser Bedeutung substantivisch oder auch mit dem nur hinzugedachten Substantiv adjektivisch gebraucht werden, so nehmen sie immer die Flexion an z. B. „Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt" „Wie viel Gäste hast Du? Ich habe viele (Gäste) eingeladen; aber nur wenige (Gäste) sind gekommen".

Auch Vieles und Weniges bezeichnen, wie Einiges und Manches, nicht eine Menge, sondern eine Zahl z. B. „Er weiß Vieles, und erzählt nur Weniges" (viele, wenige Dinge), und unterscheiden sich dadurch von den substantivisch gebrauchten viel und wenig z. B. „Er trinkt Viel oder Wenig". Wenn viel und wenig in der Bedeutung des Zahlverhältnisses adjektivisch mit einem nachfolgenden Substantiv im Plural gebraucht werden, so werden sie meistens ebenfalls nicht flektirt, wenn nicht der bestimmte Artikel oder ein Pronom vorangeht z. B. „viel Häuser" „wenig Menschen" „die vielen Menschen" „seine wenigen Bücher". Jedoch ist hier der Sprachgebrauch schwankend; und man spricht auch: „viele Häuser" und „wenige Bücher", und es scheint, daß der Gebrauch der flektirten Formen hier theils von dem Begriffe des Substantivs, theils von dem Tonverhältnisse abhängt. Wenn nämlich das Substantiv ein Personen- oder auch ein Thiername ist, so gebraucht man häufiger die flektirte Form; wenn es aber ein Sachname ist, und wenn es insbesondere Dinge bezeichnet, deren Individualität weniger unterschieden wird, so wird insgemein, wie bei Stoffnamen, die nicht flektirte Form gebraucht z. B. „viele Väter und wenige Mütter" „Er hat viele Schüler, aber auch viele Gegner" „wenige Diener" „Viele Hunde sind des Hasen Tod" und: „viel Bücher" „viel Steine" „viel Bäume und wenig Äpfel" „viel Sorgen und wenig Hoffnungen". Man gebraucht indessen auch bei Sachnamen die flektirte Form, wenn eine Sonderung und Unterscheidung der Individuen soll bezeichnet werden z. B. „Er hat viele Ämter und viele (unterschiedene) Geschäfte" „Ich habe es für wenige Groschen gekauft" „Man sieht in der Landschaft viele Dörfer und wenige alte Burgen" „Mit wenigen Broden kann man viele Hungrige sättigen": dagegen bedient man sich auch bei Personen- und Thiernamen der nicht flektirten Form, wenn man die Zahl ohne Sonderung der Individuen gleichsam als eine Menge darstellen will z. B. „Es gibt in dem Lande viel Bettler, aber auch viel reiche Leute" „Man sieht hier viel Kaufleute und wenig Soldaten" „Viel Jäger und wenig Hasen" „Er hat wenig Freunde". Endlich gebraucht man auch die flektirte

Form meistens, wenn das Zahlwort den Redeton hat z. B. „Viele Gedanken in wenigen Zeilen“ „So wenige Äpfel und so viele Bäume“ „Er hat in wenigen Stunden viele Briefe geschrieben“.

---

## Sechstes Kapitel.

### Von den Adverbien.

#### §. 184.

Das Adverb bezeichnet nicht, wie das Verb, Substantiv und Adjektiv, eine besondere Begriffsform (§. 3); auch drückt es nicht, wie z. B. das Zahlwort und die Präposition, ein besonderes Beziehungsverhältniß der Begriffe aus. Die Grammatik hat unter dieser Benennung Wörter von ganz verschiedenartiger Bedeutung zusammengestellt, die nur mit einander gemein haben, daß sie, wie schon der Name (adverbium) anzeigt, ein Beziehungsverhältniß zum Verb, und zwar ein nicht ergänzendes objektives Beziehungsverhältniß (§. 11) bezeichnen: Substantiven und Adjektiven, Pronomen und Zahlwörter können zu Adverbien werden, wenn sie in ein solches Beziehungsverhältniß treten. In Hinsicht auf die Form beschränkt die Grammatik den Begriff des Adverbs auf diejenigen Formen der Substantiven, Adjektiven, Pronomen und Zahlwörter, welche als der Flexion nicht mehr empfängliche Formen in den Wortvorrath der Sprache übergegangen sind.

Wir unterscheiden die Adverbien nach ihrer Bedeutung zuerst in Begriffswörter und Formwörter. Die adverbialen Begriffswörter unterscheiden meistens die Weise als eine besondere Unterart des Thätigkeitsbegriffes z. B. „Er spricht leise“ „Er spricht laut“ „Er tanzt schön“. Die adverbialen Formwörter dagegen führen den Begriff der Thätigkeit durch eine Beziehung zu dem Sprechenden auf einen individuellen Begriff zurück, und bezeichnen besonders Orts-, Zeit- und Modusverhältnisse des Prädikates z. B. „Herauf zum Saal klein Roland blickt, herein zum Saal er tritt“ „Schon krähen jetzt die Hähne dem nahen Morgen zu“ „Ihr seid wol von einer besonderen Rasse?“. Wie die Adverbien der Weise die besondere Art der Thätigkeit nach Gegensätzen, die in dem Artbegriffe der Thätigkeit liegen, unterscheiden (§. 11); so entwickeln sich die adverbialen Formwörter in Gegensätzen der Beziehungen (S. §. 187. 188) z. B. vorwärts und rückwärts, hinauf und hinab, oben und unten;

vorher und nachher, jetzt und damals, oft und selten; so und anders; kaum und beinahe, höchst und mindest; ja und nicht, wirklich und keineswegs; vielleicht und durchaus.

Obgleich die Adverbien jetzt als nicht flexible Wörter angesehen werden, so sind sie doch ursprünglich meistens flektirte Formen der Substantiven, Adjektiven, Pronomen und Zahlwörter; und wir müssen diejenigen Endungen, durch welche Adverbien gebildet werden, im Allgemeinen schon darum als Flexionsendungen und nicht als Ableitungsendungen ansehen, weil die Formen der Adverbien nicht Begriffsformen, sondern Beziehungsformen bezeichnen (§. 27). In sehr vielen Adverbien erkennt man noch die Kasusform z. B. ἀγχοῦ, ἐξῆς, ποῦ, σπουδῇ, ἄλλῃ, προῖκα, l. cito, perpetuo, subito, mane, repente, sponte, forte, d. flugs, links, rechts, stäts, besonders, vergebens, anders: in vielen andern haben sich in früherer Zeit gebräuchliche Kasusformen erhalten z. B. οἴκοι, πεδοῖ, l. diu, noctu, partim, foras, olim, qui (wie), ubi, ibi, quum, tum, tam. Auch die Adverbialendungen gr. ως (καλῶς) l. e (longe), im (privatim), Ad. o (lango, lûto), welche das Verhältniß der Weise bezeichnen, stehen nach Form und Bedeutung den Flexionsendungen näher als den Ableitungsendungen. Nur die Endungen l. ter (breviter), d. lich und ähnliche sind nach ihrer Form als Ableitungsendungen anzusehen (§. 27). Sehr viele zusammengesetzte Ausdrücke gehören, nachdem sie als Ausdrücke besonderer Beziehungsverhältnisse in den Wortvorrath aufgenommen worden, zu den Adverbien, und sind durch Zusammenziehung des Substantivs mit seinem Attribute, des Kasus mit der Präposition oder Eines Adverbs mit dem andern zu Einem Worte geworden z. B. l. quotidie, quotannis, imprimis, interea, eatenus, allezeit, allerdings, keineswegs, zuweilen, ohngefähr, insbesondere, vielleicht, obenhin. Da die adverbialen Formwörter als Ausdrücke bloßer Beziehungen untergeordnete Betonung haben; so werden sie leicht zusammengezogen: und wir bemerken hier besonders die durch Zusammenziehung mit dem verneinenden ne gebildeten nie (altd. nieo, nio), nimmer (altd. niomer), nicht (von ni und altd. wiht Ding), nein (von ein), nirgend, noch (von auch), nur (von altd. neware), so wie die mit all gebildeten: allhier, allda, allwo, allein, allzu, allgemach, also.

In der deutschen Sprache sind die Orts- und Zeitadverbien meistens Genitivformen z. B. links, rechts, jenseits, vorwärts, rings, allerwegen und: stets, morgens, abends, nachts, anfangs, allerseits, allerdings, ehemals, einst (Ad. eines). Zeit und Ort wurden im Altdeutschen sehr häufig durch den Genitiv bezeichnet; und manche dieser Genitive sind zu Adverbien gleichsam erstarrt. Seltener sind Akkusative, wie: fern

(Ad. ferron), gestern (Ad. gesteron), alleweil, allezeit. Unter den Adverbien der Weise finden wir zwar ebenfalls einige Genitive z. B. anders, stracks, flugs, vergebens, durchgehends; die Adverbien dieser Art werden aber insgemein von Adjektiven und von Substantiven abstrakter Bedeutung durch die Endung lich (Ad. liho und Mittelhd. liche, lichen), und im Altdeutschen von Adjektiven durch die Endung o gebildet z. B. hôho (hoch), paldo (kühn), rehto (recht), snello (schnell), pitaro (bitter), harto (hart). Die Adverbialendung lich ist oben (§. 62) schon erwähnt worden. Durch die Endung o, die dem gr. ως und l. e entspricht, wurde im Altdeutschen von jedem Adjektiv ein Adverb der Weise gebildet; sie verflachte sich im Mittelhochdeutschen in e z. B. balde, snelle, gerne, welches sich im Neudeutschen gänzlich abgeschliffen hat: nur in lange (diu), welches wir noch unterscheiden von lang (z. B. Der Faden ist lang), hat sich das mittelhochdeutsche e noch erhalten. Die Abschleifung der Endung e hatte schon im Mittelhochdeutschen angefangen; und dies veranlaßte wol, daß im Mittelhochdeutschen bis zu Luthers Zeit der Gebrauch der Form lich für die adjektivalen Adverbien immer mehr geläufig wurde. Da aber späterhin auch die Form lich bei den adjektivalen Adverbien bis auf einige Ausnahmen, wie: treulich, klüglich, weislich, wahrlich, außer Gebrauch gekommen; so fehlt es jetzt der deutschen Sprache an einer Form, durch welche sie das adjektivale Adverb z. B. „Der Vogel singt schön" von dem prädikativen Adjektiv z. B. „Der Vogel ist schön" unterscheiden könnte: und Adelung hat sogar, indem er nur die Form der Wörter in dem jetzigen Sprachgebrauche ansah, das Adjektiv und das Adverb als nicht unterschieden dargestellt.

## §. 185.

Unter den adverbialen Begriffswörtern finden sich wenige Zeitadverbien — meistens erstarrte Genitive (§. 184) — z. B. nachts, morgens, abends. Die anomale Genitivform nachts (Ad. nahtes) kömmt als Adverb schon im Altdeutschen vor *). Noch seltener sind Ortsadverbien dieser Art — meistens Zusammensetzungen — wie: ostwärts, westwärts, bergan. Dagegen sind alle Adverbien der Weise, wenn man etwa: so, wie, als, anders ausnimmt, Begriffswörter. Die Adverbien der Weise werden daher insgemein durch die oben bezeichneten Formen (§. 184) von Adjektiven und von Substantiven abstrakter Bedeutung gebildet. Im Deutschen

*) S. Otfrid I. 19, 13. — II. 12, 5.

werden jetzt alle Adjektiven mit Ausnahme der nur prädikativ gebrauchten, wie: gedenk, kund, leid, heil u. s. f. (§. 148), auch als Adverbien der Weise gebraucht.

Auch die Partizipien werden in der deutschen Sprache, wie andere Adjektiven, als Adverbien gebraucht z. B. „Er sprach lachend“ „Er kam geputzt herein“. Diese Adverbien werden eben so, wie die andern adjektivalen Adverbien, im Altdeutschen durch die Endung o gebildet, welche sich im Mittelhochdeutschen zu e verflacht und im Neudeutschen abgeschliffen hat z. B. Ad. folgendo, horendo, furhtendo, betondo, vergebeno und Mittelhd. slâfende, weinende, unwizzende, vergebene *). Man muß aber zwei Arten von partizipialen Adverbien unterscheiden. Es ist oben (§. 98. 101) bemerkt worden, daß manche Partizipien die eigentliche partizipiale Bedeutung aufgegeben und gänzlich die Bedeutung von Adjektiven angenommen haben. Wenn diese Partizipien als Adverbien gebraucht werden, so bezeichnen sie, wie andere adjektivale Adverbien, das Verhältniß der Weise z. B. „Er spricht gelehrt“ „Er spricht verlegen“ „Er handelt vermessen, verwegen, besonnen“. Auch manche Partizipien, die nicht auf dieselbe Weise zu Adjektiven geworden sind, bezeichnen, als Adverbien gebraucht, die Weise z. B. „Sie singt reizend“ „Er fragt scherzend“ „Er spricht stammelnd“ „Er bittet flehend“; und manche Adverbien dieser Art haben im Neudeutschen die Endung s angenommen z. B. eilends, vergebens, zusehends, unversehens, durchgehends, schweigends. Von den partizipialen Adverbien dieser Art muß man diejenigen unterscheiden, welche noch gänzlich die partizipiale Bedeutung haben, vermöge deren sie die Beziehung eines Objektes auf ihren Begriff zulassen (§. 98) z. B. „Nichts Böses ahndend, reisete ich ab, und kaum in der Stadt angekommen, erfuhr ich u. s. f.“. Diese Adverbien unterscheiden sich von den eben bezeichneten insbesondere dadurch, daß sie nicht, wie diese, das grammatische Verhältniß der Weise, sondern in der Form eines grammatischen Verhältnisses ein logisches Verhältniß ausdrücken, welches wir (§. 11) als das Verhältniß einer mit dem Prädikate verbundenen Thätigkeit unterschieden haben. Diese Partizipien lassen sich insgemein in einen Hauptsatz verwandeln z. B. „Ich reisete ab und ahndete nichts Böses“. Weil die partizipialen Adverbien dieser Art sowol in der deutschen, als in allen andern Sprachen sich in ihrem ganzen Verhalten und besonders in dem syntaktischen Gebrauche (S. §. 252) von andern Adverbialformen unterscheiden; so

---

*) S. Notker Ps. 6, 7. 8. — 13, 1. — 17, 4. — Parzival 250, 29. — 795, 20.

muß auch die deutsche Grammatik sie als besondere Formen unterscheiden: und wir nennen sie Gerundien. Man sieht jedoch leicht, daß die durch diese Benennung bezeichnete Form nicht dem Gerundium der lateinischen Grammatik, sondern dem Gerundium der andern z. B. der romanischen Sprachen entspricht.

## §. 186.

Die Adverbien der Weise sind eben so, wie die Adjektiven, der Komparation fähig; und die deutsche Sprache unterscheidet in dem Superlativ, wie bei den Adjektiven, die Verhältnisse des vergleichenden und absoluten Superlativs (§. 154) durch besondere Formen z. B. „Er tanzt am schönsten" und: „Er grüßt aufs freundlichste" „Er dankt höflichst" „Er dankt schönstens" „Er beträgt sich höchst anständig". In den mit Präpositionen gebildeten Formen (am schönsten, aufs freundlichste) ist der Superlativ des Adjektivs substantivisch gebraucht; und aufs freundlichste steht offenbar statt: auf die freundlichste Weise. Die mit Präpositionen gebildeten Formen scheinen aber, wie die Formen: schönstens, bestens u. s. f., erst spät in Gebrauch gekommen zu sein.

Für den vergleichenden Superlativ haben wir nur die mit der Präposition an gebildete Form, welche allgemein gebräuchlich ist. Für den absoluten Superlativ haben wir hingegen vier Formen. Unter diesen ist die mit höchst zusammengesetzte Form dem jetzigen Sprachgebrauche am meisten geläufig; jedoch zieht man ihr bei manchen Adjektiven die mit den Adverbien sehr, überaus u. s. f. gebildeten Formen vor und sagt lieber z. B. „Er tanzt sehr (überaus) schön" „Er reiset sehr schnell" als: höchst schön, höchst schnell. Der Gebrauch der andern Formen ist sehr beschränkt. Der einfache Superlativ wird insgemein nur bei Sproßformen gebraucht z. B. innigst, freundlichst, höflichst, gehorsamst, gefälligst, ergebenst; der Genitivformen: schönstens, bestens, längstens u. s. f., in denen in Folge des in dem Superlativ liegenden Gegensatzes und der dadurch hervorgerufenen Verstärkung des Tones eine Verdoppelung der Endung Statt findet, haben wir nur wenige, die alle von Stämmen gebildet sind; und die mit auf zusammengesetzte Form ist uns nur dann geläufig, wenn das Adverb die Weise persönlicher Handlungen oder auch persönlicher Zustände bezeichnet z. B. „Er hat mich aufs gütigste, aufs freundlichste behandelt" „Er erfüllt seine Pflicht aufs gewissenhafteste" „Er erklärt aufs bestimmteste" „Der Vorfall hat ihn aufs empfindlichste gekränkt" nicht aber z. B. „Die Rose blühet aufs lieblichste" „Das Messer schneidet aufs schärfste".

## §. 187.

Von den adverbialen Begriffswörtern sind die adverbialen Formwörter durch ihre Bedeutung aufs bestimmteste geschieden. Diese drücken nicht, wie Jene, Begriffe, sondern nur Verhältnisse des Prädikates aus, welche als Beziehungen auf den Sprechenden (§. 10) gedacht werden z. B. hier, dort, jetzt, eben, bald. Wir unterscheiden daher nach den besondern Arten dieser Beziehungen (§. 10) bei den adverbialen Formwörtern nicht nur Adverbien des Ortes, der Zeit und der Weise, sondern auch Adverbien der Intensität z. B. sehr, kaum, nur, fast, und Adverbien des Modus z. B. nicht, vielleicht, schwerlich, und außerdem Adverbien der Frequenz (der Wiederholung in der Zeit) z. B. zweimal, oft, selten. Die ältere Grammatik hat die adverbialen Formwörter meistens unter den sehr unbestimmten Begriff der Partikeln zusammengestellt, und sie weder überhaupt von den Begriffswörtern, noch auch die besondern Arten derselben untereinander bestimmt unterschieden. Wie wenig eine solche Behandlung zu einem wahrhaften Verständnisse dieser Formwörter und ihrer grammatischen Bedeutung führen konnte, ersieht man unter Anderm daraus, daß man häufig adverbiale Formwörter von bestimmter Bedeutung — besonders Adverbien des Modus und der Intensität, wie: δή, πού, μέν, οὖν, πέρ, γέ — als bedeutungslose Füllwörter (Expletiva) ansah.

Die adverbialen Formwörter sind theils von Pronomen und Zahlwörtern gebildet z. B. hier, her, hin, da, dort, dann, einst, einmal, anders, etwa; theils sind sie aus Begriffswörtern hervorgegangen, die früher in einer adverbialen Form Begriffe ausdrückten, demnächst aber diese Bedeutung verloren und nur noch die eben genannten Beziehungsverhältnisse bezeichneten z. B. jüngst, neulich, bereits, kaum, zwar (Ad. zi wâre), vielleicht.

Es verdient besonders bemerkt zu werden, daß die adverbialen Formwörter die Individualität des prädizirten Begriffes durch Gegensätze der Beziehungsverhältnisse bezeichnen und hervorheben, und einander daher meistens in einem Gegensatze entsprechen. Wir haben schon gesehen, daß die Demonstrativpronomen und also auch die von ihnen abgeleiteten Adverbien immer in Gegensätzen gedacht werden, wie auch, daß besonders die unbestimmten Pronomen den Gegensatz der Bejahung und Verneinung in sich aufnehmen; wir haben gesehen, wie die Ortsadverbien, außer dem demonstrativen Gegensatze, auch noch den Gegensatz der Richtung in sich aufnehmen (§. 159); und wir werden weiter unten sehen, daß besonders die Präpositionen, von denen, oder wenigstens von deren Wurzeln viele Adverbien gebildet

werden, den Gegensatz des Dimensionsverhältnisses ausdrücken. Aber auch viele Adverbien, die ursprünglich von Begriffswörtern abgeleitet sind, bilden mit einander Gegensätze der Bedeutung, wie: morgen und gestern, schon und erst, eben und längst, oft und selten, beinahe und kaum, allerdings und keineswegs; und wenn auch nicht immer ein den Gegensatz bestimmt bezeichnendes adverbiales Formwort in der Sprache vorhanden ist, so drücken doch die adverbialen Formwörter insgemein einen Gegensatz aus, wie: jetzt den Gegensatz gegen Vergangenheit und Zukunft, doch, nun, zwar, freilich den Gegensatz gegen die verneinte Wirklichkeit, sonst irgend einen Gegensatz nach Raum, Zeit oder Weise.

Die Bedeutung der besondern Arten von adverbialen Formwörtern ist im Allgemeinen durch die Benennungen — Orts-, Zeitadverbien u. s. f. — bezeichnet. Die Adverbien der Intensität und des Modus stellen sich in allen Sprachen als besondere durch ihre Bedeutung bestimmt geschiedene Gruppen von adverbialen Formwörtern dar; und die Grammatik muß sie, wie z. B. die Orts- und Zeitadverbien, als besondere Arten derselben unterscheiden. Als Adverbien der Intensität sind in den alten Sprachen zu bezeichnen: *ἄγαν, λίαν, μάλα, σφόδρα, πάνυ, πάντη, πάντως, σχεδόν, μόνον, μόνον οὐ, μικροῦ, γέ, μόγις, μόλις*; l. valde, perquam, admodum, fere, ferme, vix, tantopere, quantopere, multo, longe, penitus, nimis und Ähnliche. Adverbien des Modus sind: *ναί, οὐκ, μή, οὐδαμῆ, μέν, μήν, οὖν, δή, ἄν, ἦ, ἦπου, ἴσως, ὄντως, τάχα*; l. utique, immo, nae, non, neque, haud, sane, nimirum, quidem, profecto, neutiquam, vere, scilicet, fortasse und Ähnliche. Was die Bedeutung der Modusadverbien insbesondere betrifft, so bezeichnen sie immer logische Verhältnisse des Prädikates, nämlich entweder die bejahte oder verneinte Wirklichkeit des Prädikates z. B. ja, doch, zwar, und: nicht, weder; oder die Möglichkeit des Prädikates (Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit) z. B. wol, vielleicht, schwerlich; oder endlich die Nothwendigkeit des Prädikates (Gewißheit) z. B. allerdings. Nur das der deutschen Sprache eigenthümliche Formwort gern (von [be]gehren), welches als gerno schon bei Otfrid (II. 17, 14) vorkömmt, bezeichnet eine moralische Möglichkeit des Prädikates (die Geneigtheit zu einer Thätigkeit); und es verdient bemerkt zu werden, daß gern in einigen Gegenden Niederdeutschlands (in Meklenburg und Holstein), wie im Mittelhochdeutschen (Iwein 2524. 6295), ebenfalls eine logische Möglichkeit bezeichnet und so viel als vielleicht bedeutet z. B. „Das kann sich gern (vielleicht) zutragen".

Die adverbialen Formwörter sind, wenn man etwa: selten, oft, bald und gern ausnimmt, vermöge ihrer Bedeutung keiner Kompa-

ration fähig. Statt der Komparationsstufen von bald gebraucht man eher, am ehesten und ehestens (§. 180); und: lieber, am liebsten statt der Komparationsstufen von gern.

## §. 188.

Es ist schon mehrmals bemerkt worden, daß die Beziehungsverhältnisse der Begriffe in unserer Vorstellung nicht so bestimmt geschieden werden, als die Begriffe selbst, und daß daher die Bedeutung der Formwörter überhaupt nicht so scharf begränzt ist, als die der Begriffswörter. Dies findet nun besonders seine Anwendung bei den adverbialen Formwörtern. Ihre Bedeutung wird insbesondere dadurch unbestimmt und wandelbar, daß oft ein Beziehungsverhältniß durch ein anderes verwandtes Verhältniß, ein Zeitverhältniß durch ein Raumverhältniß z. B. da, die Intensität durch das Verhältniß der Weise z. B. so, die logische Möglichkeit durch eine reale bezeichnet wird z. B. vielleicht, schwerlich. So geschieht es, daß oft dasselbe Formwort zugleich unterschiedene Beziehungsverhältnisse ausdrückt z. B. die Pronominaladverbien da, so, wie, als (§. 172. 176). Auch sind in jeder besondern Sprache die durch die besondern Formwörter ausgedrückten Beziehungsverhältnisse häufig auf eine ganz eigenthümliche Weise gefaßt und bestimmt, so daß sich für in der Einen Sprache vorhandene Formwörter in einer andern Sprache oft keine ganz gleichbedeutende Formwörter aufweisen lassen. Als Beispiele mögen hier l. quidem, vero, nimirum, E. rather, d. gern, wol, freilich, erst, und insbesondere die früher als Expletiva bezeichneten Formwörter angeführt werden. Die Bedeutung und der Gebrauch der adverbialen Formwörter im Besondern gehört daher vorzüglich zu denjenigen Dingen, welche das Idiom der besondern Sprachen ausmachen. Im Deutschen verdienen in dieser Hinsicht eine besondere Aufmerksamkeit manche Zeit- und Modusadverbien.

Sonst (altd. so ne ist, wenn es nicht ist) bezeichnet auf allgemeine Weise einen Gegensatz z. B. „Er hat Zahnschmerzen, ist aber sonst (außer dem) gesund" „Ein Bedienter, oder sonst (außer ihm) Jemand" „Willst Du noch sonst (außer dem) Etwas?" „Wie war die Aufnahme sonst (in allem Übrigen) am Hofe?". In dieser Bedeutung wird daher statt sonst im Oberdeutschen auch anders, im Lateinischen alioqui und im Englischen otherwise oder else gebraucht. In der besondern Bedeutung eines Zeitadverbs bezeichnet es eine andere Zeit, jedoch, unterschieden von einst und l. olim, nur die vergangene Zeit im Gegensatze zur Gegenwart und zwar als Zeitraum z. B. „Sonst pflegte mich die Königin immer ihre liebe Muhme zu nennen".

Neulich, kürzlich und jüngst bezeichnen ebenfalls eine vergangene Zeit, aber als einen Zeitpunkt, welcher der Gegenwart nicht lange Zeit, jedoch auch nicht unmittelbar vorangegangen ist. Neulich (in der neuen Zeit) bezeichnet nur den Gegensatz gegen eine sehr entfernte (alte) Vergangenheit, und daher zwar eine nahe aber nicht gerade eine sehr nahe; kürzlich (vor kurzer Zeit) hingegen, und jüngst (in der jüngsten Zeit) die nächste Vergangenheit z. B. „Ich habe ihn neulich (vor zwei Monaten), kürzlich oder jüngst (vor acht Tagen) gesehen". Kürzlich hebt die Nähe des Zeitpunktes mehr hervor als jüngst z. B. „Ich habe ihn erst oder noch kürzlich (nicht erst oder noch jüngst) gesehen".

Eben, welches in seiner sinnlichen Bedeutung die Gleichheit einer Fläche ausdrückt, bezeichnet auch überhaupt das Verhältniß der Gleichheit z. B. in: Ebenbild, Ebenmaß, ebenbürtig. Als Adverb bezeichnet eben überhaupt die Identität von Verhältnissen der Zeit, Weise, oder Intensität, oder auch in der Verbindung mit Substantiven oder Substantivpronomen die Identität eines Seins z. B. „Ich schrieb eben, als er hereinkam" „Mache es eben so, wie ich" „eben so alt" und: „eben das Haus" „eben der, den Du meinest". In der letzteren Verbindung bedeutet es so viel, als derselbe; und das englische even wird in diesem Sinne statt selbst gebraucht z. B. even his brother („selbst sein Bruder"). Als Zeitadverb bezeichnet eben insbesondere die der Gegenwart des Sprechenden unmittelbar vorangegangene Vergangenheit, indem diese auch gewissermaßen in die Gegenwart gestellt wird z. B. „Er kömmt eben an" „Er ist eben (E. just now) angekommen" „So eben bringt ein Eilbot' uns die Nachricht". Eben unterscheidet sich auf diese Weise von: jüngst, kürzlich und neulich, welche nicht die der Gegenwart unmittelbar vorangegangene Vergangenheit bezeichnen. Die Gegenwart bezeichnet eben nur in Beziehung auf eine andere Thätigkeit z. B. „Ich schreibe eben an Dich" (indem Du hereintrittst). Als Adverb des Modus hebt eben die Wirklichkeit des Prädikates hervor z. B. „Ich mag ihn eben nicht" „Wir gehen eben nicht mit" „Der alte Respekt war eben fort". Man gebraucht statt eben — jedoch nicht in der Bedeutung eines eigentlichen Zeitadverbs — auch gerade; und dieses bezeichnet die Identität der Verhältnisse nachdrücklicher und bestimmter, als eben z. B. „gerade, als er hereintrat" „gerade so" „gerade der, den Du meinest" „was ich gerade fand".

Die Bedeutung der Adverbien erst, schon und noch ist unterschieden, je nachdem sie auf das Prädikat selbst — den Thätigkeitsbegriff —, oder nur auf ein Verhältniß des Prädikates — Zeit, Frequenz, Intensität —, oder auf ein Verhältniß eines Seins — Zahl

oder Menge — bezogen werden. Werden sie auf das Prädikat selbst bezogen, so sind sie Zeitadverbien; und diese Bedeutung ist als die Grundbedeutung anzusehen. Sie bezeichnen nämlich Zeitverhältnisse der Thätigkeit zu einer andern Thätigkeit, und schon und noch auch Verhältnisse zu der Gegenwart des sprechenden oder besprochenen Subjektes. Erst bezeichnet das Vorangehen der Thätigkeit im Gegensatze zu der nachfolgenden; und dieser Gegensatz wird durch den Ton angedeutet z. B. „erst lernen und dann lehren". Schon bezeichnet einen früheren Zeitpunkt im Gegensatze gegen eine spätere Zeit z. B. „Er arbeitete schon (nicht später), als ich bei ihm war" „Er schläft schon". Indem schon gewissermaßen das Zukünftige (Mögliche) in die Gegenwart (Wirklichkeit) versetzt, bezeichnet es häufig, wie die Zeitformen des Verbs (§. 10), ein Modusverhältniß (die Gewißheit) z. B. „Er wird sich schon fügen" „Es wird schon kommen". Noch bezeichnet die längere Fortdauer der Thätigkeit im Gegensatze gegen eine kürzere z. B. „Er schlief noch, als ich abreisete" „Er schläft noch". Werden aber diese Adverbien auf Verhältnisse einer Thätigkeit oder eines Seins bezogen, so haben sie ganz andere in Beziehung auf das deutsche Idiom bemerkenswerthe Bedeutungen. Erst — mit untergeordneter Betonung — hat alsdann eine durch den Gegensatz beschränkende Bedeutung in Hinsicht auf Zeit, Raum, Zahl und Menge z. B. „erst jetzt" (nicht früher) „erst eine halbe Meile" (nicht weiter) „erst zehn Jahre" (nicht länger) „Er hat erst Ein Glas getrunken" (nicht mehr). Schon hingegen hat eine erweiternde Bedeutung in Hinsicht auf Zeit, Raum, Zahl und Menge z. B. „schon jetzt" (nicht erst morgen) „schon eine Meile" (nicht weniger) „schon zehn Jahre" „schon eine ganze Flasche". Wenn noch mit einer Zeitbestimmung verbunden ist, so beschränkt es den Zeitraum in der Zukunft sowol als in der Vergangenheit z. B. „Ich werde ihn noch heute, noch diese Woche sehen" (nicht später) „Ich habe ihn noch gestern, noch vor drei Tagen gesehen" (nicht längerhin). Wird noch aber auf eine Zahl oder Menge bezogen, so bezeichnet es eine Zugabe zu der schon vorhandenen Zahl oder Menge z. B. „Trinke noch (E. another) ein Glas Wein" „Gib mir noch etwas Geld". Es hebt in der Verbindung mit einem Komparativ oder mit dem Intensitätsadverb so die Steigerung der Intensität hervor z. B. „Er ist noch reicher, als sein Bruder" „Wenn er auch noch so reich ist". Mit diesem Adverb noch (G. nauh) ist übrigens das verneinende noch (G. nih, l. nec) keineswegs verwandt.

Von jetzt, welches immer das Zeitverhältniß — die Gegenwart des Sprechenden — bezeichnet, muß man nun unterscheiden, das

ursprünglich, wie noch E. now, wol nur das Zeitverhältniß bezeichnete, aber demnächst eine kausale Bedeutung angenommen hat, und in dieser Bedeutung schon im Gothischen *) vorkömmt. Die Sprache bezeichnet nämlich sehr häufig die Verhältnisse von Grund und Wirkung als Zeitverhältnisse; und so deutet nun immer auf einen Grund, und zwar insgemein auf einen realen oder moralischen Grund z. B. „Er lebte unmäßig, und nun wurde er krank" „Er hat sein Unrecht erkannt; nun will ich ihm verzeihen".

---

## Siebentes Kapitel.

### Von den Präpositionen.

### §. 189.

Die Präpositionen gehören, weil sie nicht Begriffe ausdrücken, sondern nur Raumverhältnisse eines Seins zu einer Thätigkeit bezeichnen, zu den Formwörtern. Es ist an einem andern Orte entwickelt worden, warum die Präpositionen nicht als ursprüngliche, sondern als von Begriffswörtern abgeleitete Formwörter anzusehen sind **). Die Präpositionen unterscheiden sich, wenn sie mit einem Substantiv verbunden sind, von den Adverbien (adverbialen Formwörtern) dadurch, daß sie nicht, wie diese z. B. oben, unten, für sich allein ein Raumverhältniß ausdrücken (§. 187), sondern nur, wie die Deklinationsendungen, die Beziehung eines Seins auf die Thätigkeit bezeichnen. Sie haben daher eigentlich nur in der Verbindung mit einem Substantiv oder Substantivpronom eine Bedeutung und können nicht, wie die Adverbien, für sich allein ein Glied des Satzes ausmachen. Daß sie die Beziehung des Seins auf die Thätigkeit bezeichnen, haben sie mit den Kasusendungen des Substantivs gemein; daher wechseln die Präpositionen in allen Sprachen leicht mit den Kasus, und vertreten die Kasus gänzlich, wenn in einer Sprache die Flexion des Substantivs verloren gegangen. Nur in der Zusammensetzung mit Verben (§. 74) können die Präpositionen als Adverbien angesehen werden.

Wir unterscheiden in der Bedeutung der Präpositionen den Ort (das Wo) z. B. „Er wohnt in der Stadt" und die Richtung (das

---

*) S. Ulfila Matth. 5, 19. — Mark. 12, 9.

**) S. das Wort in seiner organischen Verwandlung. §. 84.

Wohin und Woher) z. B. „Er geht in die Stadt" „Er kömmt aus der Stadt". Es scheint indessen, daß ursprünglich alle Präpositionen nur Verhältnisse der Richtung ausdrückten, und auch den Ort (das Wo) als eine Richtung darstellten. Die Präpositionen als abgeleitete Formwörter müssen wol, wie die Wurzelverben, von denen sie abstammen, ursprünglich eine Thätigkeit und zwar eine sinnlich vorgestellte Thätigkeit d. h. eine Bewegung ausdrücken; auch scheint es natürlich zu sein, daß die durch die Präpositionen bezeichneten Verhältnisse — als räumliche Verhältnisse der Thätigkeit (Bewegung) zu einem Sein — vorzüglich als Richtungsverhältnisse aufgefaßt wurden. Auch spricht für diese Ansicht, daß die Präpositionen in ihrer Bedeutung den Kasusformen sehr nahe verwandt sind, welche, wie wir weiter unten sehen werden, immer eine Richtung ausdrücken. Bei einigen Präpositionen läßt es sich noch nachweisen, daß sie früher eine Richtung, und erst später den Ort bezeichneten. So drückt: zu — wahrscheinlich von ziehen — offenbar ursprünglich im Gegensatze mit von eben so, wie fr. à von l. ad *), die Richtung wohin aus, und kömmt daher im Altdeutschen auch noch mit dem Akkusativ vor **); beide Präpositionen bezeichnen aber demnächst z. B. bei Ortsnamen auch das Wo. Eben so bezeichnete bei, welches jetzt nur noch in den Zusammensetzungen herbei, vorbei, beitragen u. s. f. die Richtung Wohin bezeichnet, früher auch außer der Zusammensetzung diese Richtung und wurde noch von Luther in dieser Bedeutung mit dem Akkusativ gebraucht ***). Auch hat sich die ältere Vorstellungsweise, nach welcher das Wo und auch das dem Wo in der Zeit entsprechende Wann durch die Richtungen Wohin und Woher bezeichnet wird, vielfältig in zusammengesetzten Präpositionen und besonders in manchen Ausdrücken für Zeitbestimmungen erhalten. So hat die französische Sprache vermittelst à und de, welche Richtungen bezeichnen, avant und devant (aus l. ante), arrière und derrière (aus l. retro), après und d'après (aus l. prope), dans und sogar dedans (aus l. in) gebildet †). Eben so wird in l. de die (bei Tage), de tertia vigilia, ad vesperum, fr. demain (von mane), au jour d'hui, à présent, span. a-yer (gestern), a-noche (abends), E. to day, to morrow, Nd. van Dage (heute), van Avend, van Morgen, van Nachte (diesen Abend, diesen Morgen u. s. f.), Ad. ze Abande, zen Nahtin, ze Ostron und in: zu Nacht, zu Ostern,

---

*) S. M. Raynouard Gramm. rom. p. 251.

**) S. Graff althochdeutsche Präpositionen S. 242.

***) S. 1. Mos. 37, 18.

†) S. M. Raynouard l. c. p. 248. 258. 261. 304.

zum zweiten Male, zur Zeit, zuerst, zuletzt u. m. A. das Wann durch eine Richtung (woher oder wohin) bezeichnet.

Die Richtung tritt als die ursprüngliche Bedeutung der Präpositionen noch sehr bestimmt in den Zusammensetzungen hervor, indem auch diejenigen Präpositionen, welche sonst den Ort (die Ruhe) bezeichnen, in der Zusammensetzung mit Verben fast durchgängig eine Richtung ausdrücken z. B. bei in: beitreten, beispringen, beistimmen, beitragen, und in (ein), auf, an in: einnehmen, eintreten, einbringen, einstimmen, eintragen; aufnehmen, auftreten, auftragen; annehmen, antreten, anbringen, ansehen u. s. f. (§. 73). Da die Richtung nicht kann gedacht werden ohne ein Sein als Ziel (terminus quo) oder Ausgangspunkt (terminus a quo) der Richtung; so fordern die mit Präpositionen zusammengesetzten Verben zur Ergänzung ihres Begriffes ein Objekt z. B. beispringen, (Einem), eintreten (in das Haus), abgehen (von Einem), absprechen (Einem). Da die Vorsilben ursprünglich Präpositionen sind (§. 75), so gilt dasselbe von den mit Vorsilben zusammengesetzten Verben z. B. bedecken, erlauben, verbieten. Das den Begriff des zusammengesetzten Verbs ergänzende Objekt wird jetzt zwar nicht immer bestimmt gedacht, und daher auch nicht immer ausgedrückt; und dies ist insbesondere der Fall, wenn das Objekt das Subjekt des Verbs selbst ist z. B. bei: annehmen und abgeben: aber jedes mit einer Präposition oder Vorsilbe zusammengesetzte Verb fordert nothwendig ein die Richtung ergänzendes Objekt.

Unter den Präpositionen bezeichnen einige, wie: an, bei, mit, nach nur schlechtweg den Ort als Nähe oder die Richtung einer Thätigkeit auf ein Sein z. B. „Er steht an dem Ufer“ „Er geht an das Ufer“ „Der Hut liegt bei dem Mantel“; andere aber, wie: über, unter, vor, hinter, in, außer bezeichnen außer dem Orts- oder Richtungsverhältnisse zugleich diejenigen Beziehungen des Raumverhältnisses zu dem Sprechenden, welche wir oben (§. 10) als Dimensionsverhältnisse bezeichnet haben z. B. „Das Bild hängt über dem Tische“ „Der Hund schläft unter dem Tische“. Keine der deutschen Präpositionen scheint ursprünglich nur ausschließlich das Wo zu bezeichnen. Daß bei früher auch eine Richtung ausdrückte, ist oben schon bemerkt worden; auch mit kömmt im Altdeutschen mit dem eine Richtung bezeichnenden Akkusativ vor *); unter bezeichnete früher, wie aus, eine Richtung **); und binnen ist erst später von in, wie nebst von neben, gebildet. Dagegen bezeichnen: aus, von, nach, für, gegen, wider, durch und eigentlich auch zu ausschließ-

*) S. Graff a. a. O. S. 110. 123.

**) Daselbst S. 63.

lich eine Richtung. Die andern Präpositionen, wie: an, auf, in, vor u. s. f., drücken bald das Wo, bald die Richtung Wohin aus. Wenn man die Bedeutung der Präpositionen in den alten Sprachen genauer betrachtet, so wird man finden, daß sie sich eben so verhalten; und es ist in dieser Hinsicht bemerkenswerth, daß in der griechischen Sprache, welche die Richtungen (Woher und Wohin) und den Ort (Wo) am bestimmtesten durch die Kasus unterscheidet (S. §. 191), nur die einzige Präposition *σύν*, ausschließlich das Wo bezeichnend, mit dem Dativ gebraucht wird; und auch diese Präposition drückt in den Zusammensetzungen z. B. *συγκαλέω, συμβάλλω, συμβιβάζω* meistens eine Richtung aus.

## §. 190.

Nach der sinnlichen Vorstellungsweise, welche der Entwickelung der Sprache zum Grunde liegt, werden die Thätigkeitsbegriffe überhaupt als Bewegungen im Raume, und die Verhältnisse derselben zu einem Sein als Raumverhältnisse und zunächst als Verhältnisse räumlicher Richtungen gedacht und dargestellt. Diese räumlichen Verhältnisse der Thätigkeiten zu einem Sein machen die Grundbedeutung der Präpositionen aus. Die Sprache bezeichnet durch Präpositionen auch manche nicht räumliche Verhältnisse; aber diesen Bezeichnungen liegt immer die Vorstellung eines räumlich gedachten Verhältnisses zum Grunde. Durch die Präpositionen werden auf diese Weise folgende Verhältnisse bezeichnet:

a. das Zeitverhältniß. Die Sprache stellt nämlich das nicht sinnliche Zeitverhältniß auf sinnliche Weise als ein Raumverhältniß dar (§. 11), und bezeichnet die Gleichzeitigkeit durch die räumliche Nähe und räumliches Zusammensein z. B. „Er arbeitet am Sonntage, bei Tage, in der Nacht", und die Aufeinanderfolge in der Zeit durch die Aufeinanderfolge im Raume z. B. „Er steht auf vor Sonnenaufgang" „Auf Regen folgt Sonnenschein" „Vom Morgen zum Abend".

b. die Verhältnisse der Ursache und Wirkung. Diese Verhältnisse werden häufig als Zeitverhältnisse, nämlich die Ursache als das in der Zeit Vorangehende, und die Wirkung als das in der Zeit Nachfolgende gedacht, und daher eben so, wie das Zeitverhältniß, auf sinnliche Weise durch Raumverhältnisse dargestellt (§. 11) z. B. „von dem Weine berauscht" „zum Vergnügen reisen" „aufs Wort glauben". Oft werden aber auch kausale Verhältnisse nach besondern räumlich gedachten Beziehungen durch Präpositionen bezeichnet z. B. „Etwas durch List erlangen" „Etwas aus Neid thun" „vor Furcht zittern".

c. die Weise. Dieses Verhältniß wird auf sinnliche Weise als ein Zusammensein der Thätigkeit mit einer andern als ein Sein gedachten Thätigkeit darstellt z. B. „Er tanzt mit Anstand" „Er bittet in Demuth".

d. die Verhältnisse eines das Prädikat ergänzenden Objektes (§. 11). Diese Verhältnisse, deren eigentliche Ausdrücke die Kasus sind, werden, wie wir in der Syntax sehen werden, ebenfalls als Richtungsverhältnisse gedacht. Obgleich nun die durch die Kasus bezeichneten Richtungen nicht eigentlich räumliche Richtungen räumlicher Bewegungen sind; so muß man doch annehmen, daß sie nach der sinnlichen Vorstellungsweise, von welcher die ganze Entwickelung der Sprache ausgeht, als räumliche Richtungen gedacht wurden. Daher werden zur Bezeichnung dieser Verhältnisse in allen Sprachen mehr oder weniger statt der Kasus auch Präpositionen gebraucht, besonders wenn eine nicht sinnliche Thätigkeit durch ihr sinnliches Gegenbild dargestellt wird z. B. „Einen von seinen Pflichten entbinden" „Einen an sein Versprechen erinnern" „vor einer Sache erschrecken" „nach einer Sache verlangen"; und in denjenigen Sprachen, in denen die Flexion der Substantiven verloren gegangen, vertreten die Präpositionen überhaupt die Stelle der Kasus z. B. „content de quelque chose" „donner à quelqu'un".

e. die attributive Beziehung. Dieses Verhältniß, welches die ältern Sprachen durch den der Richtung Woher entsprechenden Genitiv ausdrücken, wird in der deutschen Sprache oft auch durch die derselben Richtung entsprechende Präposition von bezeichnet z. B. „der König von Frankreich"; und diejenigen Sprachen, welche der Deklination ermangeln, gebrauchen statt des Kasus insgemein die unserm von entsprechende Präposition z. B. fr. Roi de France, E. King of France.

Die Präpositionen sind, weil sie als Formwörter nur Beziehungsverhältnisse und zwar solche Verhältnisse ausdrücken, die in unserer Vorstellung nicht immer scharf geschieden werden, vorzüglich Veränderungen ihrer Bedeutung unterworfen; und dieselbe Präposition hat häufig in verschiedenen Zeiten, Sprachen und Mundarten unterschiedene Bedeutung. So wird im Altdeutschen in auch in der Bedeutung von an, nach in der Bedeutung von bei, wider in der Bedeutung von gegenüber, außer statt unseres aus gebraucht; und das deutsche an hat in dem englischen on zugleich die Bedeutung von auf. Auch bezeichnet oft die Eine Sprache durch Eine Präposition Verhältnisse, welche in einer andern Sprache durch mehrere Präpositionen unterschieden werden: so hat die deutsche Sprache statt Ad. aba (ab), vona (von) und vram und statt l. a und de nur von, und statt

E under, below und among und fr. entre, au dessous und parmi nur unter. Eine große Verschiedenheit herrscht besonders in der Weise, wie dieselben Präpositionen in verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Sprachen zur Bezeichnung der nicht räumlichen Verhältnisse gebraucht werden. So hat im Altdeutschen bei die kausale Bedeutung von durch; und bei und durch haben die kausalen Bedeutungen, welche wir durch wegen, von, aus, um bezeichnen; auch wird um, einen Gegenstand des Denkens bezeichnend, statt unseres von (l. de) gebraucht. Das den Begriff des Passivums ergänzende Objekt, welches durch das deutsche von und das ihm entsprechende l. a bezeichnet wird, bezeichnet die griechische Sprache durch ὑπό und παρά, die französische durch par (l. per) und die englische durch by (bei); und sehr mannigfaltige Verhältnisse des ergänzenden Objektes, welche zwar alle in der Richtung Woher gedacht, aber im Deutschen durch mannigfaltige Präpositionen unterschieden werden z. B. „stolz auf“ „sich freuen über“ „zufrieden mit“ „erinnern an“, werden im Französischen durch de und im Englischen durch of ausgedrückt. Man wird überhaupt, wenn man die Präpositionen unterschiedener Sprachen vergleicht, kaum Präpositionen finden, die einander in dem Umfange der Bedeutung und der Gebrauchsweise vollkommen entsprechen. Der Gebrauch der besondern Präpositionen gehört daher vorzüglich unter diejenigen Dinge, durch welche sich das Idiom der besondern Sprachen unterscheidet. Was die deutsche Sprache insbesondere betrifft, so tritt in dem Gebrauche der Präpositionen, wenn wir ihn geschichtlich verfolgen, auf eine auffallende Weise hervor, wie bei fortschreitender Entwickelung nicht nur die Begriffe, sondern auch die Beziehungsverhältnisse immer mannigfaltiger und bestimmter unterschieden und bezeichnet werden. Offenbar sind im Neudeutschen durch die Präpositionen die Raumverhältnisse und besonders die durch sie bezeichneten nicht räumlichen Verhältnisse mannigfaltiger und zugleich bestimmter unterschieden, als im Altdeutschen; und die vorherrschende logische Richtung der deutschen Sprache offenbart sich besonders darin, daß sie in dem Gebrauche der Präpositionen die Beziehungsverhältnisse mannigfaltiger unterscheidet und die Unterscheidungen schärfer und anschaulicher bezeichnet, als die meisten andern Sprachen: diese Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache verdient in Beziehung auf das Idiom eine besondere Beachtung.

## §. 191.

Da die Präpositionen ursprünglich die räumlichen Richtungen der Thätigkeiten ausdrücken (§. 189), eine Richtung aber nur als Richtung von oder nach einem Sein gedacht werden kann; so fordert

jede Präposition zur Ergänzung ihrer Bedeutung ein Objekt z. B. „Er geht auf den Berg" „Er kömmt von dem Berge". Das Verhältniß des die Richtung ergänzenden Objektes und die besondere Art der Richtung wird an dem mit der Präposition verbundenen Substantiv eben so, wie an dem Substantiv, welches den Begriff des Verbs selbst ergänzet, durch den Kasus bezeichnet; und wir sagen daher, daß die Präposition, wie ein objektives Verb, einen Kasus regirt. Daß die Präpositionen auch in der Zusammensetzung mit Verben eigentlich ein die Richtung ergänzendes Objekt fordern und daher eigentlich einen Kasus regiren, ist oben (§. 189) schon angedeutet worden.

Es wird in der Syntax gezeigt werden, daß der Kasus die eigentliche Form des den Begriff des Verbs ergänzenden Objektes ist, daß das Verhältniß des ergänzenden Objektes immer als ein Richtungsverhältniß gedacht wird, und daß die besondern Richtungen (Woher und Wohin) durch die besondern Kasus unterschieden werden. Der Genitiv bezeichnet aufs bestimmteste die Richtung Woher, und der Akkusativ eben so bestimmt die Richtung Wohin; weniger bestimmt ist der Gegensatz der Richtungen geschieden in dem Dativ (S. §. 239. 240). Im Allgemeinen unterscheiden nun die von den Präpositionen regirten Kasus die Richtung auf dieselbe Weise, wie die von dem Verb regirten Kasus: der Genitiv bezeichnet die Richtung Woher und der Akkusativ die Richtung Wohin. Obgleich sich dieses Gesetz nicht mehr bei jeder Präposition in jeder besondern Sprache nachweisen läßt, so tritt es doch im Allgemeinen, besonders wenn man in dieser Hinsicht die älteren Sprachen vergleicht, sehr bestimmt hervor. Der Akkusativ als Kasus der Richtung Wohin bedarf keiner nähern Nachweisung. Der Genitiv tritt eben so bestimmt als der eigentliche Kasus der Richtung Woher hervor in der griechischen Sprache — bei ἀπό, ἐκ und bei κατά, παρά, ὑπό, wenn diese Präpositionen so viel als von (l. a, ab, de) bedeuten. Eben so regiren in den slavischen Sprachen die unserm aus und von entsprechenden Präpositionen z. B. R. is (aus), ot und ſsui (von) den Genitiv. Da die lateinische Sprache bei dem ergänzenden Objekte zur Bezeichnung der Richtung Woher überhaupt statt des Genitivs den Ablativ gebraucht; so bezeichnet sie auch bei den Präpositionen a, ab, de, ex diese Richtung durch den Ablativ. Auch regiren ἄνευ und R. bes (ohne), deren nicht mehr räumliche Bedeutung der Richtung Woher entspricht, den Genitiv, wie l. absque und sine den Ablativ. Endlich fordern manche Präpositionen, deren räumliche Grundbedeutung nicht der Richtung Woher entspricht und daher keinen Genitiv fordert, wenn sie in einer dieser Richtung enſprechenden Bedeutung

gebraucht werden, den Genitiv z. B. ὑπέρ, περί, πρός. Die deutsche Sprache bedient sich zwar bei den Präpositionen der Richtung Woher des Dativs; es scheint jedoch, daß die germanischen Sprachen bei diesen Präpositionen früher ebenfalls den Genitiv gebraucht haben, der sich noch im Gothischen bei fram (von), inuh (wegen), utana und utathrô (außerhalb), im Altnordischen bei innar (innerhalb), utan (außerhalb) und an (ohne), und im Altdeutschen bei ûzana (außerhalb) und aftar (post) vorfindet.

Das richtungslose Wo bezeichnet die griechische, wie die deutsche Sprache durch den in Hinsicht auf die Richtung weniger bestimmten Dativ bei ἐν, σύν; und sie unterscheidet bei παρά, πρός, ὑπό die drei Richtungsverhältnisse (Woher, Wohin und Wo) sehr bestimmt durch die drei Kasus (Genitiv, Akkusativ und Dativ). Die lateinische Sprache bezeichnet das Wo, ohne von dem Woher zu unterscheiden, durch den Ablativ, der in der Bedeutung dem Genitiv, aber in der Form dem Dativ am nächsten steht; eben so bezeichnen die slavischen Sprachen das Wo durch den Lokativ und Instrumentalis, die in der Form ebenfalls dem Dativ verwandt sind. Nehmen wir nun nach dieser vergleichenden Zusammenstellung an, daß bei den Präpositionen im Allgemeinen der Genitiv das Woher, der Akkusativ das Wohin und der Dativ das Wo bezeichnet; so weicht die deutsche Sprache von diesem Gesetze darin ab, daß sie auch das Woher durch den Dativ bezeichnet. Es kommen jedoch im Besondern manche Abweichungen vor, die wir wol darum nicht zu erklären vermögen, weil wir die ursprüngliche Bedeutung der besondern Präpositionen nicht hinlänglich kennen z. B. der Genitiv bei slav. do (an, bis an), der Akkusativ bei l. apud, der Dativ bei zu und der Genitiv bei in in: indessen (Ad. innan des) und bei unter in: unterdessen, unterweges.

Es scheint, daß die Sprache früher die Richtungsverhältnisse nicht nur durch den Kasus des regirten Substantivs, sondern auch, wie an den pronominalen Ortsadverbien z. B. illinc, illic, illuc, Ad. hinân hiar hera (§. 159), durch die Form der Präposition selbst unterschieden hat. Wir finden noch sehr viele Spuren einer solchen Unterscheidung, welche uns berechtigen anzunehmen, daß sie früher allgemeiner Statt gefunden hat z. B. gr. ἐν und ἐς; l. in und inter, intra; ex und extra; prae und praeter; cum und contra; sub und super, supra, subter. Die Formen inter, intra, extra u. s. f. drücken zwar oft auch das Wo aus; aber wir ersehen daraus, daß sie sämmtlich den Akkusativ regiren, daß sie ursprünglich das Wohin ausdrückten. Wie l. ex und extra u. s. f. scheinen sich ursprünglich auch ab (Ad. aba, G. af) und Ad. aftar (nach) zu verhalten; und unser wider

(A. wither) verhält sich nach Form und Bedeutung zu Ad. bit (A. with mit) ganz so, wie l. contra zu cum. Im Altdeutschen bezeichnet endlich immer oba (ob) mit dem Dativ das Wo, und ubar (über) mit dem Akkusativ das Wohin. Zugleich sehen wir, daß den meisten dieser Präpositionen, die zugleich ein Dimensionsverhältniß ausdrücken, die Woherform fehlt. Je entschiedener nämlich das Richtungsverhältniß hervortritt, um so mehr tritt das Dimensionsverhältniß in den Hintergrund; der Gegensatz der Richtung tritt aber am entschiedensten in der Richtung Woher hervor. Daher gibt es nicht in allen Sprachen Präpositionen, die zugleich die Richtung Woher und ein Dimensionsverhältniß ausdrücken, wie z. B. aus, l. de; wol aber Präpositionen, die bloß die Richtung Woher ausdrücken, ohne ein Dimensionsverhältniß zu bezeichnen z. B. von, l. a, E. from. Die finnische Sprache unterscheidet bei den meisten Präpositionen die drei Richtungsverhältnisse nicht durch den Kasus, sondern durch drei unterschiedene Formen der Präpositionen z. B. luonda (von) luoxi (zu) luonna (bei), sisästä (aus) sisään (in εἰς) sisässä (in ἐν). Daß hier die Wohinform sehr bestimmt von der Woherform, aber die Woform nur sehr wenig von der Woherform unterschieden ist, verdient bemerkt zu werden, weil in andern Sprachen z. B. in der lateinischen und deutschen das Wo mit dem Woher durch Einen und denselben Kasus bezeichnet wird.

Im Deutschen kommen Präpositionen zuweilen ohne einen regirten Kasus vor, und zwar auf zwiefache Weise. Zuweilen drückt die Präposition das Prädikat aus; und alsdann ist das Partizip eines Verbs hinzugedacht, mit welchem die Präposition zusammengesetzt ist z. B. „Das Jahr ist um" (gelaufen) „Die Thür ist zu" (geschlossen) „Er ist wieder auf" (gestanden) „Der Tanz ist aus" (getanzt). Zuweilen hat aber die Präposition die Stelle eines adverbialen Objektes; und dann muß die Bedeutung der Präposition durch einen hinzugedachten Kasus ergänzt werden z. B. „Er ist mit (den Andern) eingeladen" „Er ist nach (dem Unfalle), wie vor (demselben) sehr vergnügt". Eben so sind: nach und nach, um und um u. m. A. zu denken. In beiden Fällen hat die Präposition, weil sie zugleich den hinzugedachten Begriff ausdrückt, vollen Ton. Auch in: bergan, bergauf, bergab, bergunter muß die ebenfalls volltonige Präposition durch ein hinzugedachtes Partizip in adverbialer Bedeutung — etwa: fahrend — ergänzt werden.

Als eine Besonderheit des deutschen Idioms verdient bemerkt zu werden, daß sehr häufig die durch eine Präposition bezeichnete Richtung, wenn die Präposition nur die Richtung und nicht zugleich ein Dimensionsverhältniß ausdrückt, durch eine andere dem Kasus nachfol-

gende Präposition näher bestimmt wird z. B. „von Grund aus“ „von Kindheit auf“ „von Anfang an“ „nach dem Berge zu“ „Der Liebe gehört von heute an das ganze Leben“ „Die Fackel der Kultur wird von diesen Staaten aus einen Weg sich öffnen“. Soll die Richtung von oder nach dem Sprechenden bezeichnet werden; so läßt man dem Kasus das Adverbialpronom hin oder her nachfolgen, welche auch in den Formen: dahin, daher, wohin, woher die Bedeutung von Präpositionen haben (§. 172) z. B. „nach der Stadt hin“ „von der Stadt her“.

Die eigentliche Bedeutung und der Gebrauch der besondern Präpositionen wird leichter verstanden werden, wenn man sie nicht, wie gewöhnlich geschieht, nach den formellen Verhältnissen des regirten Kasus, sondern nach den oben (§. 189) unterschiedenen Momenten der Bedeutung zusammenstellt. Wir unterscheiden demnach:

a. diejenigen Präpositionen, welche die Richtung oder den Ort (Wo) bezeichnen und zugleich das Dimensionsverhältniß (§. 10) unterscheiden, nämlich: über, ob, auf, unter, in, aus, außer, vor, hinter, durch, um.

b. diejenigen Präpositionen, welche ohne Unterscheidung eines Dimensionsverhältnisses nur den Ort als Nähe und die Richtung als Annäherung bezeichnen, nämlich: an, bei, mit.

c. diejenigen Präpositionen, welche ohne Unterscheidung eines Dimensionsverhältnisses und ohne das Verhältniß der Nähe zu bezeichnen, nur eine Richtung ausdrücken, nämlich: von, zu, nach, gegen, wider, für.

## §. 192.

Die Präpositionen auf, über, ob und unter bezeichnen den Ort und die Richtung und zugleich das dem Gegensatze von oben und unten entsprechende Dimensionsverhältniß. Es verdient hier bemerkt zu werden, daß G. uf, gr. ὑπό und l. sub das Unten, und die ihnen etymologisch verwandten Präpositionen über, gr. ὑπέρ und l. super das Oben ausdrücken. Wir finden hier in der Bedeutung der Präpositionen einen Wechsel entgegengesetzter Raumverhältnisse, den wir schon oben bei den Vorsilben er und ver bemerkt haben (§. 77. 78). Die Möglichkeit eines solchen Wechsels der Bedeutung ist im Allgemeinen mit der Verschiedenheit des Standpunktes gegeben, von dem aus dieselbe Bewegung kann betrachtet werden. In diesem besondern Falle aber kann man auch ὑπέρ und super als Wohinformen (nach oben), und ὑπό und sub als Woherformen (von oben) desselben Dimensionsverhältnisses fassen, um die entgegengesetzte Bedeutung zu erklären.

Auf (Ad. ûf), das in einer sinnlichen Bedeutung eine unmittelbare Berührung von oben bezeichnet, wurde im Altdeutschen nur mit dem Akkusativ gebraucht, und drückte immer das Wohin aus: die Formen ufan und uffen hingegen bezeichneten, je nachdem sie mit dem Dativ oder Akkusativ gebraucht wurden, das Wo und das Wohin *). In der Bedeutung der Präposition auf ist die unmittelbare Berührung das vorwaltende, und das Dimensionsverhältniß (das Oben) ein untergeordnetes Moment: daher entspricht unserm auf oft l. in und E. on. Die sinnliche Bedeutung einer unmittelbaren Berührung liegt dem Gebrauche der Präposition auf bei der Bezeichnung mancher nicht sinnlichen Verhältnisse zum Grunde. So bezeichnet auf mit dem Akkusativ, die Richtung bezeichnend, Bestimmungen nach Zeit, Weise und Maß und, in Verbindung mit bis, Gränze und Ziel z. B. „auf den Glockenschlag" „auf die Minute" „auf deutsche Weise" „aufs freundlichste" „auf ein Haar" „auf die Hälfte" „auf den Tod krank" „aufs äußerste" „bis aufs Mark" „Alle bis auf Einen". Insbesondere stellt auf das Verhältniß des Gewünschten und Gewollten als eine räumliche Berührung dar in: „auf Etwas hoffen, harren, vertrauen, rechnen, vertrösten, sinnen, gefaßt sein". Die Zeitfolge wird ebenfalls durch auf als räumliche Berührung dargestellt z. B. „Auf Regen folgt Sonnenschein". Die deutsche Sprache bezeichnet auf eine eigenthümliche Weise durch auf die Beziehung eines Ortes zu den dem Orte entsprechenden Verrichtungen und Geschäften; und die Präposition drückt in dieser Bedeutung sowol mit dem Dativ das Wo, als mit dem Akkusativ das Wohin aus z. B. „auf dem Fechtboden" „auf dem Rathhause" „auf der Schule" „auf dem Lande" und: „auf die Post, auf die Bühne gehen". Auf dieselbe Weise wird auf mit Abstrakten verbunden, welche die Verrichtung selbst ausdrücken, und bezeichnet alsdann eine Absicht z. B. „Er ist auf der Jagd, auf der Flucht" „Er geht auf die Freite, auf den Ball" „Er zieht auf Abenteuer aus".

Die Präposition über, Ad. ubar, umfaßt mehrere Bedeutungen, die in andern Sprachen durch besondere Präpositionen z. B. l. super, supra, trans, ultra unterschieden werden. In ihrer Grundbedeutung drückt sie, im Gegensatze mit unter, und zwar auf bestimmtere Weise, als auf, das Dimensionsverhältniß aus; sie bezeichnet daher auch nicht, wie auf, eine unmittelbare Berührung z. B. „Das Bild hängt über dem Tische" und „Das Buch liegt auf dem Tische". Die Grundbedeutung dieser Präposition hat sich aber erweitert, indem sie nicht nur

*) S. Graff a. a. O. S. 170 u. flg.

den Gegensatz des Oberen zu dem Unteren, sondern auch überhaupt das Hinausschreiten über ein gegebenes Raumverhältniß ausdrückt. So bezeichnet über die Verbreitung über eine Fläche, wobei zugleich eine unmittelbare Berührung gedacht wird: es wird in dieser Bedeutung jedoch nur mit dem Akkusativ gebraucht z. B. „ein Tuch über den Tisch ausbreiten“ „einen Schuh über einen Leisten schlagen“ „einen Schleier über das Gesicht ziehen“. Die Bedeutung der räumlichen Verbreitung geht in die Bedeutung der Zeitdauer über in: „über (während) Nacht“ (per noctem) und (mit nachfolgender Präposition): „die Nacht über“ „den Sommer über“. Als räumliche Verbreitung werden durch über auch die nicht sinnlichen Beziehungen eines Objektes zu unserm Empfinden, Wollen und Denken dargestellt in: „über Etwas trauern, sich freuen, sich wundern, sinnen, denken“ „über Einen walten, herrschen, verfügen“. — Der Bedeutung des Hinausschreitens über ein gegebenes Raumverhältniß liegt die Bedeutung hinüber (l. trans) sehr nahe z. B. „über den Fluß gehen“ „über einen Graben springen“. In dieser Bedeutung wird über ebenfalls insgemein nur mit dem Akkusativ gebraucht: der Dativ z. B. „über dem Rheine“ „über dem See“ ist weniger gebräuchlich. Indem diese Bedeutung auf das Zeitverhältniß übertragen wird, bedeutet über so viel als nach (post), wird jedoch nur für das dem Sprechenden Zukünftige gebraucht z. B. „übers Jahr“ „übermorgen“. Auch hier steht immer der Akkusativ. Endlich wird auch die Überschreitung einer Zahl oder eines Maßes als ein räumliches Hinausschreiten dargestellt z. B. in: „über hundert Jahre alt“ „über eine Elle“ „über meine Erwartung“, wo ebenfalls der Akkusativ gebraucht wird.

Im Altdeutschen hatte nicht nur ubar, sondern auch obar und oba (ob) sowol die Bedeutung von über, als die von auf; ubar wurde immer mit dem Akkusativ, oba immer mit dem Dativ und obar in der Bedeutung von über immer mit dem Akkusativ, in der Bedeutung von auf hingegen mit dem Dativ und Akkusativ gebraucht. Ob (oba) kömmt noch in der Bedeutung von über mit dem Dativ vor; der Gebrauch dieser Präposition ist jedoch veraltet.

Die Präposition unter (G. undar, Ad. untar) scheint eben so aus dem gothischen und (an, bis an) hervorgegangen zu sein, wie l. inter aus in und slav. pod (unter) aus po (an). Sie drückt in ihrer Grundbedeutung den Gegensatz von über aus, in so fern Letzteres ebenfalls in seiner Grundbedeutung genommen wird z. B. „unter den Baum treten“ „unter dem Tische“. Aus dieser Grundbedeutung geht die räumliche Darstellung des Zeitverhältnisses z. B. in: „unter der Predigt“, so wie die Bedeutung eines Größen=

oder Zahlenverhältnisses hervor, indem unter eben so das Weniger, wie über das Mehr ausdrückt, z. B. „unter meiner Erwartung" „Kinder unter sieben Jahren". In diesen Bedeutungen wird unter jedoch nur mit dem Dativ gebraucht. In der lateinischen Sprache heben supra und infra den Gegensatz von Oben und Unten bestimmter hervor, als super und sub z. B. supra montes und super terram (auf der Erde), infra (unterhalb) arcem und sub jugum mittere; daher werden supra und infra zur Bezeichnung des Größen- und Zahlenverhältnisses gebraucht z. B. supra vires und infra tres annos. Neben sub und infra haben die Lateiner inter, dessen Bedeutung im Deutschen ebenfalls durch unter bezeichnet wird z. B. „Saul unter den Propheten".

## §. 193.

Die Präpositionen in, aus und außer bezeichnen einen Gegensatz des Raumverhältnisses in Beziehung auf einen eingeschlossenen Raum z. B. „in der Stadt" und „außer der Stadt" „Er geht in die Stadt" und „Er kömmt aus der Stadt".

In (Ad. in, auch innan) bezeichnet, das Wohin ausdrückend (mit dem Akkusativ), den Gegensatz gegen aus und, das Wo ausdrückend (mit dem Dativ), den Gegensatz gegen außer. Diese Präposition stellt auf räumliche Weise auch das Zeitverhältniß dar, in so fern es auf einen abgemessenen (eingeschlossenen) Zeitraum bezogen wird z. B. „in der Woche" „im Mai" „in (nach) drei Tagen". Auch bezeichnet sowol in, als aus und außer nicht räumliche Verhältnisse in Beziehung auf Zustände, welche auf räumliche Weise mit Unterscheidung eines Innen und Außen gedacht werden z. B. „im Schlafe" „in Armut" „in Noth" „in Gefahr" „in Sorgen" „in Demuth" „in Zweifel" und: „aus dem Schlafe wecken" „aus der Noth, aus dem Elende herausziehen" „außer Gefahr" „außer Zweifel". Die Beziehung auf einen innern Zustand liegt auch dem Gebrauche der Präpositionen in und aus zum Grunde, wenn sie eine Verwandlung bezeichnen z. B. „in Geld umsetzen, verwandeln" „in drei Theile theilen" „aus Steinen Gold machen" „aus Holz ein Bild schnitzen" „aus Äpfeln Wein bereiten". — Im Altdeutschen wird in sehr häufig, wie im Lateinischen (in fronte, in cruce, in arbore, in monte), statt an und auf gebraucht *).

Die Präposition in hat in einer spätern Zeit in den Zusammensetzungen mit Verben die Form ein angenommen z. B. eingehen, eingießen, einleiten, einblasen, statt Ad. ingangan, ingiozan, inleitan, inplâsan. In einigen Zusammensetzungen mit Substantiven z. B.

*) S. Graff a. a. O. S. 11 u. flg.

Inbegriff, Insasse, Inland hat sich die Form in erhalten. Da die Präposition in, wie alle andere Präpositionen, in der Zusammensetzung mit Verben insgemein eine Richtung ausdrückt (§. 189); so kann man wol nicht annehmen, daß gerade hier durch die Form ein das Wohin von dem Wo soll unterschieden werden. Auch bezeichnet ein in Einwohner und Eingeweide das Wo.

Statt aus (Ad. ûz), welches, wie l. ex, das Woher ausdrückt, wurde im Altdeutschen gewöhnlich außer (Ad. ûzar) gebraucht; und die Form ûzan, mit dem Genitiv, die noch jetzt in der Schweiz statt außer vorkömmt, wurde für das Wo gebraucht, das wir durch das dem l. extra entsprechende außer bezeichnen. Der Genitiv hat sich in „außer Landes" erhalten; auch findet sich bei Opitz noch „außer Weges". In der nicht räumlichen Bedeutung von praeter wird ûzan im Altdeutschen mit dem Akkusativ gebraucht; und bei Schottelius kömmt außer in dieser Bedeutung noch mit dem Dativ und Akkusativ vor: doch ist jetzt nur der Dativ gebräuchlich z. B. „Ich habe außer ihm Niemanden gesehen" „außerdem" (praeterea).

## §. 194.

Die Präpositionen vor und hinter bezeichnen einen Gegensatz des Raumverhältnisses in Beziehung auf die räumliche Stellung des Sprechenden zu den Dingen um ihn z. B. „Er steht vor mir" oder „hinter mir" „vor dem Baume" oder „hinter dem Baume".

Die Präposition vor G. faura Ad. fora und vora ist ursprünglich nicht etymologisch unterschieden von für G. faur Ad. furi und vuri: auch sind die jetzt im Deutschen durch vor und für, so wie im Englischen durch before und for unterschiedenen Bedeutungen nicht geschieden in πρό und l. pro. Im Altdeutschen sind vora und vuri in der Bedeutung zuerst wenig unterschieden; vuri wird noch in der räumlichen Bedeutung unseres vor, und vora in der nicht räumlichen Bedeutung unseres für gebraucht. Jedoch wurde vora nur mit dem Dativ und vuri mit dem Akkusativ gebraucht; auch bezeichnet vuri immer die Richtung Wohin, und vora, wenn auch nicht immer, doch mehrentheils das Wo *): es scheint daher, daß der Unterschied der Form zuerst den Unterschied des räumlichen Richtungsverhältnisses bezeichnete; und an diese Unterscheidung des räumlichen Richtungsverhältnisses knüpfen sich die unterschiedenen nicht sinnlichen Bedeutungen, die wir jetzt durch diese Präpositionen bezeichnen. Das räumliche Verhältniß ist daher die Grundbedeutung der Prä-

---

*) S. Graff a. a. O. S. 130 u. flg.

position vor, und die deutsche Sprache bedient sich dieser Präposition, um nicht nur ein Zeitverhältniß z. B. „vor Ostern", sondern auch andere nicht sinnliche Verhältnisse, wie das des Vorzuges z. B. „vor Andern begabt", kausale Beziehungen z. B. „vor Kälte zittern", und ergänzende Beziehungen bei den Verben: bergen, schützen, hüten, warnen u. s. f. auf sinnliche Weise darzustellen.

Der Gegensatz von vor wird in der räumlichen Bedeutung durch hinter und in der Zeitbedeutung durch nach bezeichnet z. B. „hinter dem Baume" „nach Ostern". Im Altdeutschen wird statt hinter und nach in der Zeitbedeutung meistens aftar gebraucht. Hinter scheint mit hin von dem verschollenen Pronom hir (§. 157) abzustammen und ursprünglich nur die von dem Sprechenden abgewendete Richtung zu bezeichnen.

Die Präpositionen: durch (Ad. durah) und um (Ad. umpi) bezeichnen einen Gegensatz der Richtung in Beziehung auf das Innere und Äußere der Dinge z. B. „Er geht durch die Stadt" und „Er geht um die Stadt". Beide Präpositionen regiren den Akkusativ; und wir müssen daher auch für um, wie für durch, die Richtung Wohin als die Grundbedeutung annehmen, obgleich um auch zur Bezeichnung des Wo gebraucht wird z. B. „Er trägt eine Binde um die Stirn".

Die Präposition durch, die in ihrer Grundbedeutung nur die Richtung einer räumlichen Bewegung durch das Innere eines Dinges ausdrückt, bezeichnet auch, indem sich ihre Bedeutung erweitert, wie l. per, die Verbreitung durch alle Theile eines Dinges z. B. „Er bettelt durch das ganze Land" „Man erzählt durch die ganze Stadt". Durch hat insbesondere diese Bedeutung, wenn es als Vorsilbe mit Verben zusammengesetzt ist z. B. durchsuchen, durchdringen (§. 82). Aus dieser Bedeutung ist wol die Bedeutung des Intensitätsverhältnisses hervorgegangen, welche durch, wie l. per, hat in: Ad. thuruhhlutar (praeclarus), thuruhluzû (perparvus), A. thurhbittor (peramarus), thurhbeorht und durchlaucht (perillustris). Auch bezeichnet durch auf sinnliche Weise das Verhältniß des Mittels als eines zwischen dem Subjekte und dem Zwecke gleichsam in der Mitte liegenden Dinges, durch welches man hindurchgeht, um zum Zwecke zu gelangen z. B. „Der Arzt heilet durch Bäder". Im Altdeutschen bezeichnet durch, indem die sinnliche Vorstellung einen weitern Umfang annimmt, überhaupt die Verhältnisse eines Grundes, und weil der Zweck auch kann als ein Beweggrund gedacht werden (§. 11), auch das Verhältniß eines Zweckes z. B. „duruh forahtun" (aus Furcht) „thuruh thiu werk" (wegen, um

der Werke willen) thuruh mînan namon" (um meines Namens willen) „Ih ni scrîbu thuruh ruam" (um Ruhm) *).

Die Präposition um drückt in ihrer Grundbedeutung wol nur die Richtung einer Bewegung aus, welche der mehr oder weniger kreisförmigen Außenseite eines Dinges entspricht z. B. „Die Erde bewegt sich um die Sonne" „Er geht um die Stadt". Sie bezeichnet jedoch, wie ἀμφί, περί und circa, auch den Ort (Wo) als Nähe in Beziehung auf den ganzen Umfang eines Dinges; wir gebrauchen daher um nur dann, wenn eine größere Ausdehnung oder doch eine Unbestimmtheit des Ortes soll angedeutet werden z. B. „Um das Dorf liegen Wiesen" „Es liegen um das Dorf drei Mühlen" „Es liegt irgendwo um das Dorf eine Mühle" (unterschieden von: „Bei dem Dorfe liegt eine Mühle"). Dieses räumliche Verhältniß einer unbestimmten Nähe liegt dem Gebrauche dieser Präposition bei der Bezeichnung mancher nicht sinnlichen Verhältnisse zum Grunde. So bezeichnet um nicht nur ein unbestimmtes Zeitverhältniß z. B. „um Ostern", und ein Größenverhältniß z. B. „um zwei Zoll länger", sondern auch das Objekt des Begehrens bei: bitten, spielen, losen, werben, streiten u. s. f. Im Altdeutschen bezeichnet um auch häufig den Beweggrund, den wir durch wegen bezeichnen z. B. „Umbe unreht irrafstost du den menniscen" (propter iniquitatem corripuisti hominem) „Umbe mîne fienda lôse mih" (propter inimicos meos erue me) „Umbe iro unreht sint sie ferloren" (perierunt propter iniquitatem suam) **). Wir gebrauchen noch in dieser Bedeutung um bei: weinen, klagen, trauern, sich grämen u. m. A.; und sie hat sich erhalten in warum und darum. Der Beweggrund wird in unserer Vorstellung und in der Form des Ausdruckes nicht scharf von dem Zwecke unterschieden; daher bezeichnet um auch den Zweck z. B. „Ih cham umbe urteil (zum Gerichte) hera in werlt" ***). Nicht nur Sachen, sondern auch Personen werden durch um, statt dessen wir jetzt meistens um-willen gebrauchen, als Zweck bezeichnet z. B. „Er gibet lieht, regen, wint umbe die erdwuochera" (fructus terrae) Notker 102, 11. „Um Lohn dienen" „Ich gäbe Etwas darum" „daz Christus umbe unsih (für uns) leid" Notker 34, 16. „do er sih selben umbe sie opherota" Notker 2, 8. An diese Bedeutung schließt sich zunächst die Bezeichnung des Preises z. B. „Alles ist Euch feil um Geld"

---

*) S. Otfrid III. 15, 1. — 22, 39. — V. 25, 44. — Tatian 22, 15. — 44, 14.

**) S. Notker Ps. 38, 12. — 68, 19. — 72, 19.

***) Daselbst 80, 5.

„Auge um Auge, Zahn um Zahn". Im Altdeutschen bezeichnet um auch, wie περί, den Gegenstand des Denkens und Sprechens z. B. „Waz tunchet iu umbe Christ?" (de Christo) Notker 77, 2. Wir gebrauchen um in dieser Bedeutung nur noch bei wissen z. B. „Er weiß um die Sache". — Durch die räumliche Richtung längs des Umfanges eines Dinges wird ferner der Wechsel dargestellt in: „Einer um den Andern" „Einen Tag um den Andern" und in den Zusammensetzungen: umpflügen, umkleiden, umarbeiten u. s. f. Eben so wird ein Verlust durch um dargestellt als ein Vorbeigehen an und neben einem Dinge in: „um sein Vermögen kommen" „Einen um sein Geld bringen".

## §. 195.

Die Präpositionen an, bei und mit drücken auf unterschiedene Weise die Nähe aus, ohne, wie z. B. über und unter, den Gegensatz eines Dimensionsverhältnisses zu bezeichnen z. B. „an dem Baume" „bei dem Baume" mit dem Baume" u. s. f.

Die Präposition an Ad. ana bezeichnet das Verhältniß der Nähe als unmittelbare Berührung, und zwar mit dem Akkusativ als Richtung (Wohin) und mit dem Dativ als Ort (Wo) z. B. „Hänge das Bild an die Wand" „Das Bild hängt an der Wand". Obgleich diese Präposition an sich kein Dimensionsverhältniß ausdrückt, so schließt sie doch diese Verhältnisse nicht aus; und sie wird daher im Altdeutschen auch sehr häufig statt auf und in gebraucht z. B. „an (auf) dero Muoter Armen" „an (auf) dînemo Stuole" „gieng an (auf) dien Wellon" „an Buochen" (in den Büchern) und: „an (in) Diemôti" „an dero Nôte"*). Daher wechselt an noch wol mit in z. B. „Ich habe an (und in) ihm einen Freund" „Ich habe an (und in) ihm viel verloren". Durch an werden nun auch manche nicht räumliche Verhältnisse auf sinnliche Weise als Verhältnisse einer unmittelbaren Berührung dargestellt: so bezeichnet an ein Amtsverhältniß in: „Er steht an der Schule, an der Kirche, an dem Theater"; ein beiläufiges Zahlenverhältniß z. B. „an die zehn Jahre" „an die hundert Thaler"; ein Intensitätsverhältniß in: „Er tanzet am schönsten (§. 186); das Verhältniß einer Reihe z. B. „Es ist an mir, und nicht an ihm" (die Reihe); ein Zeitverhältniß z. B. „am Morgen" „am Ende"; das Verhältniß eines Grundes bei Verben logischer Bedeutung z. B. „an der Farbe sehen, kennen"; und insbesondere manche Verhältnisse des

*) S. Notker Ps. 9, 10. — 39, 5. — 49, 5. — 59, 2. — 130, 2. — 131, 12.

den Begriff des Prädikates ergänzenden Objektes z. B. „an Etwas Gefallen, Freude haben" „an Etwas denken, glauben, erinnern" „sich an Einem rächen" „an Etwas mangeln" „schwach an Geiste" „reich an Witz" „ähnlich an Gestalt" „gleich an Jahren" „an der Gicht leiden".

Die Präposition bei Ad. pî, be bezeichnet die räumliche Nähe auf die unbestimmteste Weise. Nur wenn die Nähe auf eine größere Längen- oder Flächenausdehnung bezogen ist, wird sie als unmittelbare Berührung dargestellt durch an z. B. „am Rheine" „an der Straße" „an der Wand" „an der Meeresfläche". Diese Präposition, welche jetzt, nur das Wo bezeichnend, immer mit dem Dativ gebraucht wird, bezeichnete im Altdeutschen und noch bei Luther auch das Wohin und wurde dann mit dem Akkusativ gebraucht z. B. 1. Mos. 37, 18. „Ehe dann er nahe bei sie kam". Das Zeitverhältniß wird als ein räumliches Beisammensein dargestellt in: „bei Nacht" „bei Sonnenaufgang" und in Ausdrücken, wie: „bei Wasser und Brod" „bei großem Mangel vergnügt sein" „bei schlechtem Wetter ausgehen". In den Ausdrücken: „Einen beim Ohre fassen" „Einen bei den Haaren fortziehen" „bei dem Rocke festhalten" u. s. f. bezeichnet bei nicht sowol eine räumliche Nähe, als die Weise oder das Mittel. Im Altdeutschen wird diese Präposition insbesondere sehr häufig statt: von, durch, wegen, aus und für gebraucht, indem sie kausale Verhältnisse auf sinnliche Weise als Raumverhältnisse darstellt *); und bei (by) wird auf diese Weise noch im Englischen gebraucht: im Deutschen hat sich bei in der Bedeutung von durch (l. per) nur bei: schwören und beschwören erhalten. Auch bezeichnet bei im Altdeutschen häufig, wie unser mit, die Weise z. B. „pi rehte" „pi unrehte" „pi mezze"; und der Ausdruck: „bei Namen nennen" gehört hierher, wenn nicht bei auch hier die Bedeutung von durch hat.

Die Präpositition mit kömmt im Altdeutschen auch in der Form bit vor und scheint mit N. mot (contra) und mit A. with (mit) und wither (contra), wie l. cum mit contra, verwandt zu sein. Sie drückt in ihrer Grundbedeutung nicht bloß, wie bei, die Nähe als ein nur räumliches Beisammensein aus, sondern bezeichnet zugleich, wie l. cum und σύν, ein nicht bloß räumliches Verhältniß, nämlich eine Verbindung und eine Gemeinschaft z. B. „Wein mit Wasser mischen" „die Kuh mit dem Kalbe kaufen" „das Unkraut mit der Wurzel ausrotten". Daher fordern die Verben der Bedeutung: verbinden und vereinigen insgemein diese Präposition.

*) S. Graff a. a. O. S. 104.

Das Verhältniß einer Gemeinschaft wird als Theilnahme mehrerer thätigen Subjekte an Einer und derselben Thätigkeit gedacht; es findet daher vorzüglich bei Personen Statt, und wird alsdann als Gesellschaft bezeichnet. Dieses Verhältniß einer gemeinsamen Thätigkeit wird in allen Sprachen als ein besonderes Verhältniß von dem bloß räumlichen Beisammensein unterschieden, und durch besondere Präpositionen — in der deutschen durch mit — bezeichnet z. B. „mit Einem gehen, studiren, wachen, essen, trinken" unterschieden von: „bei Einem stehen, studiren, wachen, schlafen, essen, trinken", wo eine eigentliche Gesellschaft d. h. eine gemeinsame Thätigkeit nicht Statt findet. Wir bezeichnen durch die Präposition mit auch manche andere Verhältnisse; aber immer liegt dem Gebrauche derselben die Vorstellung einer Verbindung oder einer gemeinsamen Thätigkeit zum Grunde. So bezeichnet mit eine Gleichzeitigkeit z. B. „mit der Zeit" „mit Tages Anbruch" „mit dem Glockenschlag", und die Weise d. h. das Verhältniß einer Thätigkeit, die in eine andere Thätigkeit aufgenommen und mit ihr Eins geworden ist (§. 11) z. B. „mit Anstand tanzen" „mit Fleiß arbeiten". Wird die Weise einer Thätigkeit durch ein konkretes Sein dargestellt, so nennen wir dieses Sein ein Werkzeug; und dieses wird als ein gleichsam Mitthätiges ebenfalls durch mit bezeichnet z. B. „mit dem Hammer klopfen" „mit Pulver sprengen". Durch diese Präposition wird endlich die ergänzende Beziehung des Objektes als Verbindung dargestellt bei den Verben: füllen, schmücken, versehen, versorgen u. m. A. und bei: bemalen, bekränzen, besetzen und andern mit der Vorsilbe be zusammengesetzten Verben.

## §. 196.

Die Präpositionen von, zu und nach bezeichnen nicht, wie z. B. bei und an, einen Ort (Wo), auch nicht, wie z. B. über und unter, ein Dimensionsverhältniß, sondern nur eine räumliche Richtung; sie nähern sich dadurch der Bedeutung der bloßen Kasus, und sie sind dadurch vorzugsweise geeignet, kausale Verhältnisse und Verhältnisse eines ergänzenden Objektes auszudrücken. Dies gilt vorzüglich von den Präpositionen von und zu; und in den neuern Sprachen vertreten die ihnen entsprechenden Präpositionen (fr. de und à, E. of und to), nur die Richtung bezeichnend, gänzlich die Stelle der Kasus.

Die Präposition von Ad. vona bezeichnet die Richtung Woher nicht, wie z. B. aus, in Beziehung auf ein besonderes Dimensionsverhältniß, sondern auf die allgemeinste und unbestimmteste Weise (§. 191). Sie steht daher, wenn man in ausnimmt, welches seinen

Gegensatz in aus hat, mit allen Präpositionen, welche die Richtung Wohin bezeichnen, im Gegensatze; und man sagt ohne Unterschied z. B. „von einem Freunde, von Frankfurt, vom Rheine, von dem Berge", obgleich man bei der Richtung Wohin unterscheidet z. B. „zu einem Freunde, nach Frankfurt, an den Rhein, auf den Berg gehen". Die Präposition von unterscheidet nicht insbesondere die Richtung von Oben: denn man sagt auch: „von Unten nach Oben" „von der Erde zum Himmel". Sie bezeichnet überhaupt den Ausgangspunkt räumlicher Bewegungen und nicht räumlicher Thätigkeiten und den Anfangspunkt jeder Ausdehnung in Raum und Zeit z. B. „Er kömmt von London, vom Kap" „von Einem abstammen" „Einem von Herzen Glück wünschen" „vom Rheine bis an die Elbe" „von Ostern bis Pfingsten" „von Kindheit an". Auch gehören hierher die Ausdrücke: „Etwas von Einem haben, empfangen, lernen, erfahren, leiden" „von Etwas trennen, befreien" u. s. f. und der Gebrauch dieser Präposition bei dem Passivum z. B. „von Einem geschlagen werden", so wie die Bezeichnung des realen Grundes und des Stoffes, aus dem Etwas gemacht wird z. B. „vom Regen naß werden" „vom Weine berauscht werden" „von seiner Hände Arbeit leben" „von Dornen eine Krone flechten". Ferner bezeichnet von einen Theil einer Zahl oder Menge, indem der Theil als gleichsam von der ganzen Zahl oder Menge ausgehend dargestellt wird z. B. „Einer von dem Volke" „von den Kirschen, von dem Brode essen" „von dem Weine trinken": der mit de zusammengesetzte articulus partitivus der romanischen Sprachen gehöret hierher. Endlich bezeichnet von, wie l. de, das Objekt des Erkennens und Sprechens, indem das Erkennen als von dem Objekte ausgehend dargestellt wird z. B. „von Etwas glauben, urtheilen, sprechen."

Im Altdeutschen finden sich neben vona auch die Präpositionen aba (ab) und fram, welche sich in E. of und from erhalten haben. Im Deutschen wird die Präposition ab jetzt nur in Zusammensetzungen statt des in der Zusammensetzung nicht gebräuchlichen von gebraucht z. B. abgehen, abstoßen, ablösen. Der frühere Gebrauch derselben hat sich noch mundartisch im Oberdeutschen z. B. „ab dem Wege" und in: abhanden, abseiten erhalten. Diese Präposition drückt in ihrer Grundbedeutung, wie von, die Richtung Woher auf eine allgemeine Weise aus; sie bezeichnet jedoch zugleich auf bestimmtere Weise das von Oben in: herab, bergab, abwärts, absteigen u. m. A.

Die Präposition zu Ad. zi, ze drückt in ihrer Grundbedeutung im Gegensatze zu von, und, wie diese Präposition, kein Dimonsions-

verhältniß unterscheidend, die räumliche Richtung Wohin aus. Diese Bedeutung tritt vorzüglich in den Zusammensetzungen z. B. zuführen, zufallen, zugeben, und besonders in den Ausdrücken: „Fahre zu" (vorwärts) „Er kam, er lief auf mich zu" hervor. Auch bezeichnet zu im Altdeutschen diese Richtung nicht bloß bei Personennamen, sondern auch bei Sachnamen und insbesondere bei den Städte- und Ländernamen, bei denen wir jetzt nach gebrauchen z. B. „Ist thiu akus zi theru wurzelun gisezzit" (an die Wurzel) „zi erdu" (ans Land) „zi wege" (auf den Weg) „zi hanton" (in die Hände) „zi Hierusalem" „zi Bethaniu" „zi Galileam" (nach Jerusalem u. s. f.)*). Der Gebrauch dieser Präposition zur Bezeichnung des räumlichen Wohin bei Sachnamen hat sich im Neudeutschen nur in einigen Ausdrücken erhalten z. B. „zum Himmel, zur Hölle fahren" „zu Grunde gehen" „zu Boden fallen" „zur Welt kommen" „zu Füßen fallen"; und wir gebrauchen sie in dieser Bedeutung jetzt insgemein nur bei Personennamen z. B. „zum Vater gehen". Nur wenn der Gegensatz der Richtungen soll hervorgehoben werden, wird auch bei Sachnamen zu gebraucht z. B. „von Haus zu Haus" „von Land zu Land" „vom Himmel zur Erde" „von Anfang zu Ende". Im Altdeutschen wird diese Präposition zwar insgemein ebenfalls mit dem der Richtung Wohin nicht entsprechenden Dativ gebraucht; man findet jedoch bei Kero auch den dieser Richtung entsprechenden Akkusativ **). Durch die räumliche Richtung der Bewegung, welche die Grundbedeutung der Präposition zu ausmacht, werden nun besonders die nicht sinnlichen Verhältnisse der Wirkung und des Zweckes auf sinnliche Weise dargestellt z. B. „Einen zum Sklaven machen" „zu Staube, zu Wasser werden" „zu Theile werden" „zu Leide thun" „zu Hülfe kommen" „zum Pfande setzen" „zum Lohne" „zum Nutzen" „zum Schaden": auch das deutsche Supin (§. 100) gehört nach seiner Grundbedeutung hierher. In den Ausdrücken: „zu Bette, zu Tische, zur Schule, zu Markte gehen" „zu Felde ziehen" u. s. f., in denen zu ursprünglich wol nur die räumliche Richtung ausdrückte, bezeichnet die Präposition jetzt zugleich eine Absicht. — Im Gegensatze mit von, das, wie oben bemerkt worden, die Ausscheidung eines Theiles von einer Zahl oder Menge ausdrückt, bezeichnet zu eine Verbindung in: „der Garten gehöret zu dem Hause" „zum Fleische Brod essen" „Wasser zum Weine gießen" u. s. f. Im Altdeutschen bezeichnet zu in der Bedeutung Wohin auch, wie

*) S. Otfrid I. 23, 51. — II. 13, 8. — IV. 2, 5. — 4, 1. — 12, 12. — V. 13, 18. — Tatian 6, 4. — 7, 11. — 13, 15. — 53, 2.

**) S. Graff a. a. O. S. 242.

unser nach und l. ad, die Gemäßheit z. B. „du habest unsih getân zi dînemo Bilde (gemacht nach deinem Bilde) „ze dero Gelichnisso" (nach deren Gleichnisse) *); und an diese Bedeutung schließt sich die des Maßes und der Weise z. B. „zi themo mezze" (quem ad modum) „ze drin Malen" (zu drei Malen) „zi thero wîsen" (nach der Weise) „ze ubelero wîs" „zi flîze (fleißig) **). Dieser Gebrauch der Präposition hat sich erhalten in: „zum Theile" „zur Hälfte" „zum wenigsten" „zu Tausenden" „zur Noth" und in: „zunächst" „zum schönsten" „zu deutsch" und „zwar" (Ad. zi wâre).

Wie die lateinische Präposition ad, bei welcher der Akkusativ das Wohin als die Grundbedeutung beurkundet, auch das Wo bezeichnet z. B. ad ripam (am Ufer); so bezeichnet auch zu schon im Altdeutschen das Wo nicht nur bei den Eigennamen der Städte, sondern auch bei Gemeinnamen z. B. (statt bei) „zi disge, ze wine, zi zolle sizzan" und (statt an) „zi then duron, zi themo grabe, zi themo fîgboume stân" „ze demo Altare opheron" ***). Daß jedoch das Wo nicht die Grundbedeutung der Präposition ist, offenbaret sich noch darin, daß sie unterschieden von allen andern Präpositionen, die das Wo bezeichnen, weder, wie auf und in, ein Dimensionsverhältniß, noch, wie bei und an, ein besonderes Näheverhältniß unterscheidet. Auch ist es auffallend, daß im Altdeutschen zu in dieser Bedeutung fast nur gebraucht wird, wenn das Wo in Beziehung auf Personen und persönliche Thätigkeiten bezeichnet wird; und es ist vielleicht hieraus zu erklären, daß im Neudeutschen zu in dieser Bedeutung im Allgemeinen nur bei den Eigennamen der Städte gebraucht wird. Auch wird zu bei Städtenamen vorzüglich dann gebraucht, wenn der Ort von Personen und persönlichen Thätigkeiten soll bezeichnet werden: man sagt z. B. „der Pabst zu Rom" „Er studirt zu Rom", aber nicht: „die Peterskirche zu Rom" „Die Pest ist zu Konstantinopel" „Die Nächte sind zu Madrid kühl". Bei Haus wird nur, wenn es die Heimat bedeutet, zu gebraucht. Der Gebrauch dieser Präposition zur Bezeichnung des Wo hat sich außerdem nur noch in sehr wenigen besondern Ausdrücken erhalten z. B. „zu Tische" „zur Seite" „zur Rechten" „zur Linken" „zu den Füßen" „zur Hand" „hier zu Lande" „zu Anfang" „zu Ende". Die Ausdrücke: „zu Pferde" „zu Fuße" „zu Wagen" „zu Wasser" u. s. f., die ursprünglich wol nur das räumliche Verhältniß

*) S. Notker Ps. 4, 7. — 90, 4.

**) S. Tatian 76. 142. — Notker Ps. 37, 13. — 103, 20. — Otfrid IV. 27, 4.

***) S. Tatian 20, 1. — 186, 2. — 221, 1. — Otfrid II. 7, 64. — III. 1, 23. — Notker Ps. 68, 13. — 75, 6.

ausdrückten, bezeichnen jetzt zugleich die Weise einer Thätigkeit, die jedoch insgemein eine persönliche ist. — Durch die Präposition zu wird auch das Zeitverhältniß — das Wann — auf sinnliche Weise als ein Ortsverhältniß (Wo) dargestellt z. B. „zu Abend" „zu Nacht" „zur Stunde" „zur Zeit" „zuweilen" (E. to day, to morrow, to night).

Die Präposition nach G. nêhva Ad. nâh aus dem Adverb nahe (Ad. nâh) bezeichnet ursprünglich, wie unser bei, auf unbestimmte Weise die Nähe, und zwar als Ort (Wo); und sie regirt daher den Dativ. Sie hat im Altdeutschen noch diese Bedeutung z. B. „stuont nâh themo wâge" (an dem Teiche) „sizzente nâh (an) themo Wege" „saz nâh truhtines fuozun" (zu des Herrn Füßen)*); sie wird aber auch schon in der Bedeutung der Richtung Wohin sowol bei Personennamen, als bei Sachnamen gebraucht z. B. „fielun nâh (an) themo wege" „ganganti nâh themo sewu" (an den See) und „quam nâh imo" (zu ihm) „Er neiget sih nâh uns" **). Im Neudeutschen wird nach in der räumlichen Bedeutung Wohin insgemein nur bei den Eigennamen der Länder, Städte, Dörfer, Flüsse und Berge gebraucht. Haus in der Bedeutung der Heimat verhält sich auch hier, wie die Eigennamen. Bei andern Benennungen wird diese Präposition nur dann gebraucht, wenn nur die Richtung auf ganz unbestimmte Weise — ohne Unterscheidung eines besondern Dimensions- oder Näheverhältnisses — bezeichnet wird z. B. „nach der Stadt, nach dem Walde, nach Osten, nach Westen gehen" „nach der Scheibe zielen": bei Personennamen wird zu gebraucht. Das Begehren wird durch nach auf sinnliche Weise als eine räumliche Richtung dargestellt bei: verlangen, sich sehnen, trachten, fragen, forschen u. m. A.: und in den Ausdrücken: „nach Einem schlagen" „nach dem Schwerte greifen" „nach dem Arzte schicken" bezeichnet die Präposition eine Absicht. — Die Präposition nach bedeutet auch, wie Ad. aftar, E. after, l. post und fr. après (von l. prope), so viel als hinter in: „Einem nachstehen, nachtragen, nachgehen, nachlaufen" und in dem Ausdrucke: „der Erste nach dem Könige" eine Abstufung. In dieser Bedeutung wird nach eben so, wie Ad. aftar, l. post, E. after und fr. après, gebraucht, um ein Zeitverhältniß zu bezeichnen z. B. „nach der Messe"; und in derselben Bedeutung bezeichnet diese Präposition, wie Ad. aftar, E. after und fr. après, auch die Gemäßheit z. B. „nach meiner Gewohnheit" „nach den Gesetzen". — Da die Präposition nach ursprünglich das als Präposition

---

*) S. Tatian 19, 4. 115. — 63, 2.

**) S. Tatian 19, 1. — 71, 2. — 128. — Willeram 2, 9.

gebrauchte Adverb nahe ist, so gehört sie eigentlich zu den uneigentlichen Präpositionen. Auch folgt sie in der Bedeutung einer Gemäßheit oft, wie andere uneigentliche Präpositionen, dem Kasus nach z. B. „dem Scheine nach“ „den Gesetzen nach“.

## §. 197.

Die Präposition wider Ad. widar und gegen Ad. kakan drücken eben so, wie zu und nach, die Richtung Wohin ohne Unterscheidung eines Dimensionsverhältnisses aus: sie unterscheiden sich aber von den Präpositionen zu und nach dadurch, daß sie nicht, wie diese, zugleich eine wirkliche Annäherung zu dem Objekte ausdrücken z. B. „wider den Strom schwimmen“ „gegen den Wind segeln“; und vermöge dieser Bedeutung sind sie besonders geeignet, auf sinnliche Weise die nicht sinnlichen Verhältnisse sowol der Zuneigung und Liebe, als die der Abneigung und des Hasses darzustellen. Die räumliche Bedeutung, die sich noch z. B. in: „wider die Wand rennen“ „sich gegen Osten wenden“ darstellt, ist als die Grundbedeutung dieser Präpositionen anzusehen. Statt kakan wird im Altdeutschen auch inkakan, und zwar sehr häufig in derselben räumlichen Bedeutung gebraucht, welche es noch jetzt in der veränderten Form entgegen hat. Diese Form wird jetzt nur noch statt gegen in der Zusammensetzung gebraucht z. B. entgegengehen, entgegenstehen, bezeichnet aber dann immer eine wechselseitige Richtung. Im Altdeutschen wird wider bald mit dem Dativ, bald mit dem Akkusativ; und gegen fast immer mit dem Dativ gebraucht *). Noch bei Luther wird gegen mit dem Dativ gebraucht, und bezeichnet dann in der Bedeutung des jetzigen gegenüber den Ort (Wo) z. B. „Er saß gegen der Thür des Hauses“ „Da standen drei Männer gegen ihm“ 1. Mos. 18, 2. In der nicht sinnlichen Bedeutung bezeichnete wider im Altdeutschen, ohne die Bedeutungen von l. contra und erga zu unterscheiden, eben so wol ein freundliches, als ein feindliches Verhältniß; und nur wider war überhaupt in allgemeinem Gebrauche, indeß gegen nur bei einigen Schriftstellern vorkömmt. Auch bei Vergleichungen, wo wir jetzt immer gegen gebrauchen, wurde neben gegen auch wider gebraucht z. B. „dero friste luzzel si wider dero êwicheite“ Notker 101, 23. (der Zeit sei wenig gegen die Ewigkeit) **). Erst später wurde der Gebrauch der Präposition wider auf das Verhältniß eines feindlichen Widerstrebens beschränkt, und die Präposition an sich bezeichnet jetzt eine feindliche Richtung gegen ein

*) S. Graff a. a. O. S. 192. 198. 200.
**) Daselbst S. 192. 197. 201.

Widerstrebendes, wie mit, dem es etymologisch verwandt ist, eine gegenseitige Verbindung und Gemeinschaft bezeichnet (§. 195), z. B. „Er spricht wider mich" „wider Gewissen handeln" „wider Willen"; indeß gegen nur überhaupt die Richtung bezeichnet, die nicht durch die Präposition, sondern durch den Begriff des Prädikates oder des Objektes als eine freundliche oder feindliche unterschieden wird z. B. „gegen Einen freundlich sein" „gegen Einen streiten" „gegen Freund und Feind gerecht".

Es ist oben (§. 194) schon bemerkt worden, daß die Präposition für Ad. vuri ursprünglich von vor Ad. vora nicht unterschieden ist, und im Altdeutschen noch in räumlicher Bedeutung gebraucht wurde. Jedoch bezeichnete für immer die Richtung Wohin und nicht, wie vor, den Ort (Wo); und dies ist als die Grundbedeutung anzusehen, aus welcher die jetzt durch für ausgedrückten Bedeutungen herzuleiten sind. Diese Präposition unterscheidet sich nämlich in ihrer jetzigen Bedeutung von allen andern Präpositionen dadurch, daß sie nicht mehr ein räumliches Verhältniß ausdrückt, sondern nur nicht räumliche Verhältnisse bezeichnet, indem sie dieselben auf sinnliche Weise als Verhältnisse der Richtung Wohin darstellt. Sie bezeichnet auf diese Weise eine nicht mehr räumliche Richtung auf ein Objekt, ohne eine besondere Art derselben zu unterscheiden, in den Ausdrücken: „für die Ewigkeit arbeiten" „Es ist für dich eine Lehre, ein Unglück, wichtig, unerwartet u. s. f." „ein Pflaster für alle Schäden" „ein Trunk für den Durst" „ein Gefühl für das Schöne" „für mich zu theuer, zu schwer, unerträglich u. s. f." Wenn in diesen und ähnlichen Ausdrücken das Objekt als Person gedacht wird, so vertritt die Präposition den Dativ (S. §. 249). Das besondere Verhältniß einer Beschränkung in den Ausdrücken: „Ich für meine Person" „für jetzt" „für heute" „fürs Erste" „für dieses Mal" wird nicht sowol durch die Präposition, als durch den Ausdruck des Objektes bezeichnet; und die Präposition bedeutet hier dasselbe, was sie z. B. in „für immer" „für alle Mal" bedeutet. Sie drückt aber eine besondere Art einer nicht mehr räumlichen Richtung aus, indem sie diese im Gegensatze zu wider als die freundliche Richtung einer Thätigkeit zum Vortheile eines als Person gedachten Objektes bezeichnet z. B. „für Einen sorgen, fechten, sprechen" „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns". Sie bezeichnet ferner eine Stellvertretung und in dieser Bedeutung auch sowol den Preis, als das für den Preis Erkaufte z. B. „für Einen predigen" „den Willen für die That nehmen" „Er kauft für zehn Thaler Bücher" und „Er hat für die Bücher zehn Thaler gegeben". Die Bedeutung der Stellvertretung geht unmittelbar in die des logischen

Faktitivs (S. §. 247) über z. B. „Einen für einen Betrüger halten" „Einen für einen Freund ansehen, erkennen". — Da die Präposition für im Neudeutschen nicht mehr eine räumliche Richtung bezeichnet; so wird sie auch nicht mehr in der Zusammensetzung mit Verben gebraucht (§. 73): und wo sie früher gebraucht wurde z. B. in: furisezzan, furifaran, hat vor ihre Stelle eingenommen.

## §. 198 u. 199.

Manche Substantiven und Adverbien haben, indem sie — Erstere in Verbindung mit einem attributiven Genitiv, und Letztere in Verbindung mit einem regirten Kasus — Orts-, Zeit- oder kausale Verhältnisse ausdrückten, dadurch daß sie sehr häufig in derselben Verbindungsform und in derselben Bedeutung gebraucht wurden, zuletzt mehr oder weniger die Bedeutung von Präpositionen angenommen z. B. „statt seines Bruders" (für seinen Bruder) „sammt seinem Bruder" (mit seinem Bruder). Diese Wörter drücken jetzt nicht mehr den eigentlichen Begriff des Wortes (Statt, gesammt) aus, sondern bezeichnen nur als Formwörter ein Beziehungsverhältniß; und wir bezeichnen sie als uneigentliche Präpositionen oder Afterpräpositionen. Die uneigentlichen Präpositionen finden sich in allen Sprachen z. B. in der lateinischen: loco, causa, gratia, prope, coram, clam u. m. A.; und der Gebrauch derselben hat seinen natürlichen Grund in der immer mehr fortschreitenden logischen Entwickelung, die eine mannigfaltigere und bestimmtere Unterscheidung der Beziehungsverhältnisse fordert. Sie gehören daher im Allgemeinen den späteren Perioden der Sprachentwickelung an: die deutschen Afterpräpositionen sind größtentheils erst im Mittelhochdeutschen in Gebrauch gekommen. — Häufig werden aus mehreren Wörtern zusammengesetzte Ausdrücke als uneigentliche Präpositionen gebraucht z. B. E. in the room of, instead of, for the sake of, for the purpose of, by means of, on account of (statt: für, um, zu, durch, wegen). Die deutsche Sprache zieht jedoch vermöge ihrer rhythmischen Richtung solche Ausdrücke immer in Ein Wort zusammen z. B. statt, anstatt, innerhalb, diesseits, zufolge.

Die uneigentlichen Präpositionen unterscheiden sich von den eigentlichen Präpositionen durch ihre Form und durch ihre Bedeutung. In der Form unterscheiden sie sich dadurch, daß sie mehr oder weniger noch die mehr ausgebildete und durch Ableitung oder Flexion entwickelte Form des Begriffswortes haben, aus dem sie hervorgegangen sind z. B. l. prope, loco, causa und: gemäß, sammt, während, nächst, längs, diesseits. Auch folgen manche derselben dem regirten Kasus nach, indem sie noch jetzt in der Wortfolge diejenige Stelle einnehmen, welche sie früher als Begriffswörter hatten, und entweder als Beziehungswort ihrem

Attribute, oder als Adverb dem regirten Kasus nachfolgen z. B. „Ehren halber" „der Leute wegen" und „dem Gesetze gemäß". In der Bedeutung unterscheiden sie sich noch bestimmter dadurch, daß sie nicht die ursprünglich räumliche Bedeutung der eigentlichen Präpositionen haben. Die meisten uneigentlichen Präpositionen drücken überhaupt keine Raumverhältnisse aus; und diejenigen, welche eine räumliche Bedeutung haben, wie: oberhalb, diesseits, l. prope, drücken nicht eine räumliche Richtung aus, die als die ursprüngliche Bedeutung aller eigentlichen Präpositionen anzusehen ist (§. 189).

Diejenigen uneigentlichen Präpositionen, welche ursprünglich Substantiven sind, regiren noch jetzt den Genitiv, der ursprünglich das Attribut des Substantivs bezeichnet z. B. „statt (anstatt) Geldes" „kraft meines Amtes" „diesseits (auf dieser Seite) des Rheins". Sie haben ursprünglich die Form eines Kasus, der entweder für sich allein in adverbialer Bedeutung gebraucht wurde, wie: diesseits, jenseits, halben (Dativ Plur.), innerhalb, außerhalb (Akkusativ Sing.)*) und: mittelst, vermittelst (statt: mittels, E. by means), oder von einer Präposition regirt wurde. Diese Präpositionen haben sich erhalten in: von wegen (von Rechts wegen) an-statt, um-willen; kraft hatte früher die Präposition in (in kraft), und statt zwischen wurde untar zuiskêm, en zwischen (unter zweien, von zwiske, l. bini) gebraucht**): die Form en zwischen hat sich in der Konjunktion inzwischen erhalten. — Vermöge scheint aus dem substantivisch gebrauchten Infinitiv Vermögen hervorgegangen zu sein.

Unter den als Präpositionen gebrauchten Adverbien regiren: binnen (aus be [Ad. bi] und Ad. innan), sammt (von sammen), nächst, gemäß, seit, so wie die zusammengesetzten Präpositionen gegenüber und zuwider den Dativ, unweit und längs den Genitiv und: sonder, ohne und bis den Akkusativ. Ohne (Ad. âno. âne) kömmt jedoch im Altdeutschen auch mit dem Dativ vor, der sich in ohnedem erhalten hat. Die Präpositionen während und ungeachtet sind Partizipien, die, ursprünglich mit ihrem Subjekte im Genitiv stehend, ein adverbiales Verhältniß bezeichnen; und „während des Krieges" scheint aus „währendes Krieges" (durante bello) hervorgegangen zu sein. — Längs, statt dessen die Niederdeutschen langs sprechen, scheint, wie das gleichbedeutende entlang nicht aus Länge, sondern aus lang hervorgegangen zu sein.

Bei einigen uneigentlichen Präpositionen ist der Sprachgebrauch in Hinsicht auf den regirten Kasus schwankend; und dies hat seinen Grund wol

*) S. J. Grimm d Gr. Th. III S. 267.
**) Daselbst S. 268.

darin, daß man in der Präposition späterhin nicht mehr bestimmt die Wortart unterschied, der sie ursprünglich angehört, und daher nicht mehr klar erkannte, ob das Wort als Substantiv einen attributiven Genitiv fordert, oder als Adverb einen andern Kasus regirt. So werden *trotz*, *längs* und *zufolge* mit dem Genitiv und dem Dativ, und *entlang* mit dem Genitiv und Akkusativ gebraucht. Bei *zufolge* und *entlang* macht der Sprachgebrauch den Unterschied des Kasus davon abhängig, ob er der Präposition vorangeht oder nachfolgt.

Mit der Präposition *bis* wird insgemein noch eine andere Präposition verbunden, welche die Richtung *Wohin* ausdrückt z. B. „*bis an* oder: *auf* den Berg“ „*bis in* die Kirche“ „*bis vor* das Thor“. Nur bei den Eigennamen der Städte und bei den Zeitbenennungen wird *bis* auch allein gebraucht z. B. „*bis* Frankfurt“ „*bis* Ostern“.

Die Bedeutung der uneigentlichen Präpositionen ist, weil der Gebrauch derselben überhaupt durch das Bedürfniß einer genauern Unterscheidung der Beziehungsverhältnisse herbeigeführt worden, sehr scharf bestimmt: sie bezeichnen sämmtlich *ganz spezielle* sehr bestimmt gefaßte Verhältnisse, und jede derselben drückt nur *Ein* Verhältniß der Art aus. So bezeichnen: diesseits, jenseits, oberhalb, unterhalb, innerhalb, außerhalb, längs, entlang, unweit, gegenüber und zwischen besondere *Ortsverhältnisse*, welche auch durch: vor, über, unter, in, außer, an, bei, gegen ausgedrückt, aber in ihrer Besonderheit nicht eben so bestimmt durch diese Präpositionen unterschieden werden. Nur *bis* bezeichnet das Ziel und die Gränze einer Ausdehnung (so weit und nicht weiter) sowol in der Zeit, als im Raume, und wird auch bei andern Größenverhältnissen gebraucht z. B. „*bis* Frankfurt“ „*bis* Ostern“ „*bis* zur Ohnmacht“ „*bis* zur Narrheit“. — *Statt* bezeichnet eine *Stellvertretung*, und *nächst* ein Stufenverhältniß: Ersteres wird auch durch *für*, und Letzteres auch durch *nach* ausgedrückt, jedoch weniger bestimmt, weil diese Präpositionen auch andere Verhältnisse ausdrücken. — Die Präposition *neben* kömmt im Altdeutschen in der Form *in eben* vor *); und ihre Abkunft von *eben* (gleich) erklärt ihre Bedeutung, indem sie den Ort in *gleicher Linie*, und so eine besondere Bestimmung der durch *bei* und *mit* ausgedrückten Verhältnisse bezeichnet z. B. „Seine stolzen Öhme standen *neben* ihm“ „Habt Ihr nicht höhern Stolz, als *neben* diesen Hirten zu regiren?“ „Setze Dich *neben* mich“. *Neben*, das jetzt, je nachdem der Ort (Wo) oder die Richtung soll ausgedrückt werden, den Dativ oder den Akkusativ regirt, bezeichnete im Altdeutschen nur das

---

*) S. *Notker* Ps. 62, 9. — 134, 5.

Wo und wurde nur mit dem Dativ gebraucht. — Die Präposition nebst scheint, wie einst aus Ad. eines, aus einer adverbialen Genitivform von neben hervorgegangen zu sein, die in Nl. nevens noch vorhanden ist. Nebst und sammt bezeichnen, wie mit, eine Verbindung: aber sammt deutet zugleich an, daß die verbundenen Dinge schon auf irgend eine Weise einander angehören; und die eigentliche Verbindung wird oft noch besonders durch mit bezeichnet z. B. „das Schiff mit sammt dem Steuermann". Dagegen bezeichnet nebst eine bloße Zusammenstellung von Dingen, die einander auf keine Weise angehören z. B. „eine Uhr nebst einem Ringe". — Zuwider bezeichnet ein Verhältniß, welches auch durch wider ausgedrückt wird; es bezeichnet aber dieses Verhältniß als ein moralisches, nämlich als das Verhältniß einer freien Handlung zu dem Willen eines Andern z. B. „Er hat meiner Warnung, meinem Verbote zuwider gespielt".

Alle Sprachen haben mehr oder weniger uneigentliche Präpositionen für besondere kausale Verhältnisse z. B. die lateinische: causa, gratia, ergo und die englische: on account, in consequence, for the sake, for the purpose, by means. Auch in der deutschen Sprache hat ein großer Theil der uneigentlichen Präpositionen eine kausale Bedeutung, nämlich: wegen, halben, um-willen, kraft, vermöge, laut, zufolge, vermittelst, ungeachtet und troß. Den Gebrauch dieser kausalen uneigentlichen Präpositionen, wie den der uneigentlichen Präpositionen für das Zeitverhältniß (binnen, während und seit) und für das Verhältniß der Weise (gemäß) werden wir weiter unten besprechen (S. §. 251. 253. 254).

Die Präposition ohne bedeutet im Altdeutschen, wie ûzan, das häufig statt ohne gebraucht wird, zugleich außer und ohne*). Die Bedeutung außer hat sich nur in: „sechs Personen ohne die Kinder" „die Reisekosten ohne die Trinkgelder" und ähnlichen Ausdrücken erhalten. Die Bedeutung dieser Präposition läßt sich überhaupt darauf zurückführen, daß sie im Gegensatze zu mit die durch diese Präposition bezeichneten Verhältnisse, und zwar nicht nur das Verhältniß der Verbindung und der Gesellschaft, sondern auch die Verhältnisse einer Weise und eines Werkzeuges (§. 195) verneinet. Wir sagen z. B. „Wein ohne Wasser" „der Vater ohne seinen Sohn" „Er tanzet ohne Anstand" „Er schneidet ohne Messer" im Gegensatze zu: „Wein mit Wasser" „der Vater mit seinem Sohne" u. s. f. Auch das jetzt im Gebrauche veraltete sonder drückt im Gegensatze zu der durch mit bezeichneten Verbindung eine Sonderung aus.

*) S. Graff a. a. O. S. 67. 276.

# Achtes Kapitel.

## Von den Konjunktionen.

### §. 200.

Wie in den Satzverhältnissen zwei Begriffe zu Einem Begriffe, so werden auch zwei Gedanken zu Einem Gedanken nur dann verbunden, wenn sie zu einander in irgend einem Beziehungsverhältnisse stehen. Zwei Gedanken, welche nicht mit einander in Beziehung stehen, wie etwa: „Das Haus ist bequem" und: „Der Elephant ist das größte Landthier" können nicht zu einer Einheit verbunden werden. Die Beziehungsverhältnisse, durch welche die Verbindung von zwei Gedanken zu Einem Gedanken möglich wird, sind aber zwiefacher Art, nämlich: das Verhältniß der Kausalität und des Gegensatzes (§. 12), die wir als logische Verhältnisse unterschieden haben.

Der eigentliche Ausdruck für die logischen Verhältnisse der Sätze ist die Betonung und die ihr entsprechende Stellung. Flexion und Formwörter, die ja Beziehungen der Begriffe ausdrücken, können nicht wohl Beziehungen der Gedanken bezeichnen. Betonung und Stellung aber bezeichnen nur die logische Form des zusammengesetzten Satzes nach den Verhältnissen des größeren oder geringeren Werthes seiner Bestandtheile; die besondere Art des logischen Verhältnisses der verbundenen Sätze ergibt sich aus dem Inhalte derselben, und kann nicht eigentlich dargestellt werden. Alle Darstellung geht nämlich darauf aus (§. 8), die Begriffe und ihre Verhältnisse auf die Besonderheiten der sinnlichen Anschauung zurückzuführen. Verhältnisse von Gedanken aber lassen sich nicht auf die sinnliche Anschauung zurückführen, sondern, wie sie mit den Denkformen gegeben sind, so werden sie von dem Hörenden auch nur verstanden, indem sie von ihm wieder in die (von den Formen der sinnlichen Anschauung unabhängigen) Denkformen zurückgeführt werden. Es gibt jedoch in allen Sprachen gewisse adverbiale Formwörter, welche ursprünglich Verhältnisse der Begriffe, nämlich die des Prädikates ausdrücken, und durch das Verhältniß des Prädikates die logischen Verhältnisse der Gedanken andeuten; man nennt diese Formwörter Konjunktionen. Alle Konjunktionen sind entweder pronominale Adverbien, wie: denn, weder, oder, darum, daher, oder Begriffswörter, die zu adverbialen Formwörtern geworden sind, wie: auch, aber, sondern, ferner; und sie drücken Verhältnisse von

Thätigkeitsbegriffen aus z. B. Zeitverhältnisse, wie: *aber*, *dennoch*, *endlich*, oder Raumverhältnisse, wie: *außerdem*, *überdies*, oder Modusverhältnisse, wie: *doch*, *noch*. Die meisten Konjunktionen haben noch immer die Bedeutung von Adverbien, und deuten nur durch ein Beziehungsverhältniß des Prädikates das logische Verhältniß des Gedankens zu dem mit ihm verbundenen Gedanken an. Diese Konjunktionen nennen wir *konjunktionelle Adverbien*, und unterscheiden von ihnen die *reinen Konjunktionen*, welche jetzt nicht mehr ein Beziehungsverhältniß des Prädikates, sondern nur noch das logische Verhältniß der verbundenen Gedanken bezeichnen.

Die reinen Konjunktionen waren ursprünglich wol ebenfalls Adverbien und als solche Glieder des Satzes, wie z. B. *aber*, das ursprünglich *wieder* bedeutet, und *auch*, statt dessen im Englischen das Adverb also gebraucht wird. Sie bezeichnen aber jetzt nicht mehr als Adverbien eine Bestimmung des Prädikates, sondern nur das Verhältniß des Gedankens überhaupt zu dem anderen Gedanken. Sie stehen daher insgemein an der Spitze des Satzes, ohne die Inversion der Wortfolge zu bewirken. Dagegen haben die konjunktionellen Adverbien noch immer die Bedeutung von Adverbien und nehmen in der Wortfolge auch die Stelle des Adverbs vor dem Prädikate ein, oder bewirken doch, wenn sie, wie andere Adverbien, an die Spitze des Satzes treten, die Inversion der Wortfolge z. B. „Er ist *jedoch* vorsichtig" und: „*Jedoch* ist er vorsichtig". Zu den reinen Konjunktionen gehören: *und*, *auch*, *aber*, *allein*, *sondern*, *entweder*, *oder*, *denn*; alle andere Konjunktionen sind konjunktionelle Adverbien, wie: *erstlich*, *ferner*, *zwar*, *doch*, *dennoch*, *daher*, *darum*, *demnach*. Da die konjunktionellen Adverbien eigentlich Beziehungsverhältnisse des Prädikates bezeichnen; so kann in demselben Satze mit einem konjunktionellen Adverb noch eine reine Konjunktion verbunden werden z. B. und doch, und daher, aber doch, aber nicht wohl Eine reine Konjunktion mit einer andern, und auch nicht wohl Ein konjunktionelles Adverb mit einem andern. Die Konjunktionen *auch*, *aber* und *entweder* sind hier zu den reinen Konjunktionen gezählt, in so fern sie nicht sowol das Verhältniß des Prädikates, als vielmehr das Verhältniß des *Gedankens* bezeichnen z. B. „Die Todesnachricht hat ihn sehr betrübt, *auch* war er darauf nicht vorbereitet" „Er war schon angekommen, *aber* Niemand wußte es" „*Entweder* wir werden heute von ihm einen Brief erhalten, oder er wird selbst kommen". Sie stehen jedoch auf eine besondere Weise zwischen den reinen Konjunktionen und konjunktionellen Adverbien in der Mitte, indem sie häufig den *Begriff* des Prädikates, oder auch, wie die Adverbien: *nur*, *kaum*, *beinahe* u. s. f. (§. 182), den *Begriff* des Subjektes

oder eines Objektes durch einen Gegensatz hervorheben z. B. „Er hat gespielt und auch getanzt" „Auch er war hier" „Er ist reich, aber sparsam; der Bruder aber ist ein Verschwender" „Er ist entweder ein Betrüger, oder ein Betrogener" „Gib es entweder ihm, oder mir". Sie sind daher auch in der Wortfolge von den reinen Konjunktionen unterschieden: auch verhält sich in der Wortfolge, wie die konjunktionellen Adverbien; aber und entweder können auch bei dem Prädikate stehen; jedoch bewirkt aber, wenn es an der Spitze des Satzes steht, keine Inversion; und entweder wird an der Spitze des Satzes bald mit, bald ohne Inversion gebraucht.

## §. 201.

Die Grammatik hat früher die besondern Arten der Konjunktionen auf sehr mannigfaltige Weise in kopulative, adversative, konzessive, kontinuative, illative, kausale, disjunktive, explanative, exclusive und partitive Konjunktionen unterschieden. Weil die Eintheilung aber nicht von einem höheren und mehr allgemeinen Theilungsgrunde ausgeht und nur alle Besonderheiten hervorheben will; so wird durch sie die Auffassung der Konjunktionen nach ihren Arten und das eigentliche Verständniß der Unterschiede mehr erschwert, als erleichtert. Wir unterscheiden nach den oben (§. 12) erörterten logischen Verhältnissen der verbundenen Gedanken zu einander Konjunktionen des Gegensatzes und Konjunktionen der Kausalität. Die Konjunktionen des Gegensatzes sind meistens Adverbien des Modus, und wir unterscheiden sie als rein aufhebende (verneinende), und beschränkende oder adversative (§. 12). Zu den aufhebenden rechnen wir die Konjunktionen: sondern (vielmehr), entweder — oder, sonst, denn (es sei denn); zu den adversativen die Konjunktionen: aber, allein, hingegen, doch, jedoch, dennoch, gleichwol, dessenungeachtet, nichtsdestoweniger, indessen. Die kausalen Konjunktionen, meistens adverbiale Formen des Demonstrativs, sind: daher, deßwegen, deßhalb, darum, demnach, mithin, also, so, folglich und denn. Von diesen Demonstrativformen, die ein logisches Verhältniß der Gedanken bezeichnen, muß man Formen, wie: da, dann, unterdessen, darauf, nachher, seitdem, ebenso, unterscheiden; diese drücken nur ein in der sinnlichen Anschauung aufgefaßtes Verhältniß des Prädikates (Raum, Zeit oder Weise) aus, und verbinden Sätze in beiordnender Form, die nicht in einem logischen, sondern nur in einem grammatischen Verhältnisse stehen.

Mit den Verhältnissen des Gegensatzes und der Kausalität sind die logischen Verhältnisse der Gedanken zu einander erschöpft. Nun

gibt es aber noch eine Verbindung, nämlich die kopulative, durch welche ebenfalls zwei und mehr Gedanken zu einer Einheit verbunden werden. Das kopulative Verhältniß unterscheidet sich von den eigentlich logischen Verhältnissen des Gegensatzes und der Kausalität dadurch, daß es die Gedanken äußerlich, nach Analogie der besondern sinnlichen Erscheinung, nebeneinander stellt. Da die kopulativ verbundenen Gedanken als räumlich oder zeitlich Geschiedenes gedacht und als solches nur nebeneinander gestellt werden; so ist die Einheit der kopulativ verbundenen Gedanken auch nicht eine vollkommene, wie die der in einem Gegensatze oder in einem kausalen Verhältnisse verbundenen Gedanken: und während nur zwei Gedanken mit einander logisch können verbunden werden, finden wir, daß der in einem kopulativen Verhältnisse zusammengesetzte Gedanke aus einer größeren Anzahl von Gliedern bestehen kann. Da jedoch die kopulativ verbundenen Sätze immer zu einer Einheit des Gedankens verbunden sind; eine wirkliche Einheit der Gedanken aber nur bei adversativ oder kausal verbundenen Gedanken Statt findet: so müssen wir die kopulative Verbindung auf Eines der logischen Verhältnisse zurückführen; und wir werden weiter unten (S. §. 259) sehen, daß die kopulativ verbundenen Sätze in der Regel zu einem ausgedrückten oder hinzugedachten Gedanken in einem kausalen Verhältnisse stehen. Da in dem kopulativen Verhältnisse die mit den Denkformen gegebenen Gegensätze nicht eben so bestimmt hervortreten, als in den andern Verhältnissen, und daher das kopulative Verhältniß an sich ein unvollkommneres Verhältniß der Gedanken ist; so ist auch in der Darstellung seine Form eine unvollkommnere, und die kopulativ verbundenen Sätze stehen nicht immer in einem Gegensatze des Tonverhältnisses, sondern haben oft gleichen logischen Werth. Wegen dieser Unvollkommenheit des Tonverhältnisses, und weil die besondere Art des logischen Verhältnisses sich nicht immer sogleich deutlich aus dem Inhalte der Gedanken ergibt, finden sich in der Sprache für das kopulative Verhältniß die meisten Konjunktionen. Die kopulativen Konjunktionen sind, da die kopulative Verbindung die Gedanken als räumlich oder zeitlich Geschiedenes darstellt, meistens Orts- oder Zeitadverbien.

## §. 202.

Wir begreifen unter den kopulativen Konjunktionen nicht nur: und, zudem, außerdem, überdies, auch, nicht nur (nicht allein, nicht bloß) — sondern auch, sowol — als, weder — noch, die mit Ausnahme der zuletzt genannten gewöhnlich unter dieser Benennung begriffen werden, sondern auch: erstens,

erstlich, dann, ferner, endlich, die man als ordinative, und theils — theils, die man als partitive Konjunktionen unterschieden hat.

Die Konjunktion auch Ad. auh, ouh — von Ad. ouhhôn (l. augeo) vermehren — bezeichnet das Verhältniß einer Steigerung. Dies Verhältniß wird nachdrücklicher und bestimmter ausgedrückt durch die Konjunktionen: nicht nur, nicht allein, nicht bloß — sondern, welche die Steigerung durch einen Gegensatz hervorheben. Die unterschiedenen Bedeutungen dieser drei Konjunktionen ergeben sich aus der Bedeutung von nur, allein und bloß. Nur bedeutet so viel als nicht mehr (§. 182); nicht nur verneint daher die Beschränkung eines Größenverhältnisses und deutet auf eine Zugabe, die mehr ist z. B. „nicht nur ein Haus, sondern ein ganzes Gut“ „Er hat ihm nicht nur gedroht, sondern ihn wirklich geschlagen“. Allein schließt jedes Andere aus (§. 182); nicht allein verneint daher die Beschränkung auf Individuum und Art und deutet auf eine Zugabe, die etwas Anderes ist z. B. „Er hat nicht allein eine Wiese, sondern auch einen Weinberg gekauft“ „Er hat nicht allein große Fähigkeiten, sondern auch viel Pflichttreue“. Bloß bezeichnet die Beschränkung der Ausdehnung, in welcher ein Begriff zu nehmen ist z. B. „ein bloßer Flintenlauf“ (ohne Schaft); und nicht bloß verneint daher die Beschränkung der Ausdehnung, in welcher ein Begriff oder Gedanke zu nehmen ist z. B. „Er hat nicht bloß den Titel, sondern auch die Amtsverrichtungen eines Rathes“ „Er hat mir nicht bloß seine Dienste angeboten, sondern mir auch Dienste geleistet“.

Die Konjunktion sowol-als gehört der Form nach zu den unterordnenden Konjunktionen: das Demonstrativ so und das Relativ als bezeichnen die unterordnende Verbindung; und die Konjunktion bezieht sich insgemein auf ein besonderes Glied des Satzes z. B. „Ich habe sowol den Vater gesehen, als den Sohn“ (als ich den Sohn gesehen habe) „Er ist sowol zu Hause, als außer dem Hause sehr vergnügt“. Man zählet jedoch diese Konjunktion nach ihrer Bedeutung zu den kopulativen Konjunktionen. Sie unterscheidet sich von den kopulativen: nicht nur-sondern, nicht allein-sondern dadurch, daß sie nicht, wie diese, eine Steigerung, sondern eine Gleichsetzung bezeichnet und diese durch die Aufhebung eines Gegensatzes besonders hervorhebt. Daher wird im Englischen, wie auch im Mittelhochdeutschen (§. 179), häufig both (beide) gebraucht z. B. „I saw both the father and the son“ „both within and without doors“.

Dieselbe Hervorhebung des logischen Verhältnisses der Gedanken durch die Aufhebung eines Gegensatzes wird bei verneinender Aussage durch die Konjunktionen weder — noch bezeichnet z. B. „Ich habe weder den Vater, noch den Sohn gesehen" „Er ist weder zu Hause, noch außer dem Hause vergnügt" „Er hat mich weder gefragt, noch habe ich ihm geantwortet". Weder (E. neither) ist durch Abschleifung des verneinenden ni (ne) aus dem altdeutschen niwedar (neuter) von huedar (uter) hervorgegangen und hebt, wie both, den Gegensatz der Zweizahl auf *). Noch kömmt im Altdeutschen in derselben Bedeutung, in welcher wir es gebrauchen, als verneinendes Adverb sowol für sich allein (noh) als in Zusammensetzungen, wie nohhein (kein), vor, und muß von dem Zeitadverb noch (adhuc) unterschieden werden.

Die ordinativen Konjunktionen: erstens, zweitens u. s. f., erstlich, dann, ferner, endlich unterscheiden sich dadurch, daß sie als kopulative Konjunktionen Sätze in einer Folge, die als Zeitfolge dargestellt wird, aber keine Zeitfolge ist, zu Einem Gedanken verbinden, von den konsekutiven Konjunktionen: erst, zuerst, nachher, zuletzt, die eine wirkliche Zeitfolge ohne Einheit des Gedankens bezeichnen. Dann wird auch konsekutiv gebraucht z. B. „Höre erst, und dann antworte".

Auch die partitiven Konjunktionen: theils — theils gehören, weil sie die verbundenen Sätze als Bestandtheile Eines sie umfassenden Gedankens darstellen, zu den kopulativen Konjunktionen. Theils — theils sind jedoch nur alsdann als kopulative Konjunktionen anzusehen, wenn sie, wie l. et — et, Sätze verbinden und gewissermaßen zwei oder mehr Gedanken als die Theile Eines Gedankens darstellen z. B. „Der Brief ist theils unleserlich geschrieben, theils dunkel abgefaßt" „Die Reise ist theils sehr kostspielig, theils mit Gefahr verbunden". Wenn sie aber einen Theil eines Dinges bezeichnen z. B. „Das Gut besteht theils aus Weinbergen, theils aus Wiesen" „Er hat sein Vermögen theils in liegenden Gütern, theils in Staatspapieren angelegt"; so sind sie nicht als Konjunktionen, sondern als Adverbien anzusehen: und man gebraucht in diesem Falle zur Unterscheidung richtiger zum Theile.

Das explanative: nämlich (von Name) verbindet eigentlich nicht Sätze (Gedanken), sondern bezeichnet nur nähere Bestimmungen der Begriffe, indem ein allgemeiner Begriff auf einen besondern zurückgeführt wird z. B. „Der Bruder, nämlich der

*) S. J. Grimm d. Gr. Th. III. S. 65.

jüngste" „Er ist krank, er hat nämlich einen Schnupfen". Nämlich kann daher nicht als eine eigentliche Konjunktion angesehen werden.

Die explanativen: wie und als, deren man sich bedient, wenn die Art eines Dinges soll durch Beispiele näher bezeichnet werden, gehören eigentlich zu den unterordnenden Konjunktionen z. B. „große Städte, wie London und Paris" (wie London und Paris sind) „die edeln Metalle, als Gold und Silber". Als, das in dieser Weise seltener gebraucht wird, ist hier in der Bedeutung von wie nicht unterschieden.

## §. 203.

Die pronominalen Adverbien: daher, deßwegen, deßhalb und darum bezeichnen einen realen oder moralischen Grund; die Konjunktionen: denn, also, so, folglich, demnach und mithin, welche mit Ausnahme von folglich, ebenfalls demonstrative Adverbien sind, bezeichnen einen logischen Grund.

Die Konjunktion denn Ad. danta, statt deren im Altdeutschen auch häufig wanta und im Mittelhochdeutschen gewöhnlich wante oder wan gebraucht wird *), ist ursprünglich, wie dann, ein adverbiales Demonstrativ, und hatte wol, wie wanta und l. quia und quoniam, als Konjunktion die Bedeutung eines Relativs. Jedoch wird schon im Altdeutschen auch wanta, wie unser denn und l. nam, in der beiordnenden Verbindungsform gebraucht **). Wie die übrigen Konjunktionen des logischen Grundes die Übereinstimmung des Grundes mit der Folgerung als Übereinstimmung in der Weise darstellen (so, demnach u. s. w.); so stellt denn sie als Übereinstimmung in der Zeit dar. Der kausale Gebrauch des Demonstrativadverbs also ist erst nach Luther aufgekommen ***).

## §. 204.

Zu den aufhebenden Konjunktionen gehören: nicht-sondern, entweder-oder, sonst (§. 188) und denn (es sei denn).

Sondern Ad. suntar, suntir und sunder ist verwandt mit der Präposition sonder (ohne) und mit sondern; und man gebrauchte im Altdeutschen auch uzzan (außen) sowol in der Bedeutung der Konjunktion sondern, als in der Bedeutung von ohne. Auch

---

*) S. J. Grimm d. Gr. Th. III. S. 170. 183. 281.

**) S. Otfrid I 4, 4. — III. 5, 11. — IV. 20, 36. — 37, 44. — V. 13, 28.

***) S. J. Grimm d. Gr. Th. III. S. 282.

A. butan (be-utan) und E. but, die die Bedeutung von sondern haben, sind aus A. utan (außer) gebildet. Es ist der deutschen — und schon der altdeutschen *) — Sprache eigenthümlich, daß sie nach der Verneinung eine besondere Konjunktion gebraucht, indeß die andern Sprachen, ohne dieses Verhältniß zu unterscheiden, auch in diesem Falle die dem aber entsprechende Konjunktion — *ἀλλά*, l. sed, fr. mais, E. but — gebrauchen.

Entweder Ad. einweder, Mittelhd. eintweder ist zusammengesetzt aus ein und weder (E. whether, l. uter), und bedeutet ursprünglich so viel als Eins von beiden (alterutrum).

Oder Ad. odo, edô, eddo, auch alde, vielleicht verwandt mit et (Ad. ethes, eddes) **), drückt eigentlich dasselbe aus, was entweder ausdrückt; und die lateinische und nach ihr die romanischen Sprachen bezeichnen das durch entweder-oder ausgedrückte Verhältniß durch die Wiederholung derselben Konjunktion z. B. l. aut vincere aut mori, fr. ou vaincre ou mourir.

Unter den beschränkenden und adversativen Konjunktionen begreifen wir: aber, allein, nur, hingegen und dagegen (dem entgegengesetzt), indessen, gleichwol, doch, jedoch, dennoch (dann noch), dessenungeachtet, nichtsdestoweniger. Sie drücken entweder nur Raum- oder Zeitverhältnisse aus, wie: aber, hingegen, indessen, E. but (A. beutan von utan außer), dennoch, oder bezeichnen als Adverbien des Modus die logische Wirklichkeit des Prädikates, wie: doch, gleichwol, l. verum, vero, oder endlich Verhältnisse des Gegensatzes, wie: allein, nur, nichtsdestoweniger.

Die Konjunktion aber Ad. avar, avur hat ursprünglich, wie *αὐτάρ* und l. autem (von *αὖ*), die Bedeutung von wieder (iterum), die sich noch in abermals und in Ausdrücken, wie „nach hundert und aber hundert Jahren", erhalten hat, und scheint mit der altdeutschen Präposition aftar (nach) verwandt zu sein. Dem aber in seiner ursprünglichen Bedeutung entsprechen einigermaßen auch *ἀλλά* (von *ἄλλος*) und fr. mais (von l. magis).

Die Konjunktion doch leitet Grimm, wie das ihr entsprechende l. tamen (aus tam) von dem Demonstrativpronom her ***); und für diese Ableitung spricht insbesondere der Umstand, daß doch nicht nur in der beigeordneten Adversative, sondern im Altdeutschen, wie im Englischen (though, although), nach Art der andern Demonstrativen

*) S. Otfrid I. 2, 17. — 11, 38. — IV. 37, 29. — V. 25, 45. — Notker Ps. 55, 1. — 69, 3. — 80, 16. — 108, 7.

**) S. J. Grimm d. Gr. Th. III. S. 60.

***) S. J. Grimm d. Gr. Th. III. S. 176.

auch in der Bedeutung eines Relativs (quamquam, wenn gleich) in der untergeordneten Konzessive gebraucht wird *).

Die Konjunktion jedoch ist mit dem unbestimmten Adverbialpronom je (§. 177), und gleichwol mit dem Modusadverb wol (§. 188) zusammengesetzt.

Die Konjunktionen: zwar, freilich und wol stehen oft in dem durch den Adversativsatz beschränkten Konzessivsatze, um die logische Wirklichkeit des Letzteren gegen den Adversativsatz hervorzuheben, und wir unterscheiden sie als konzessive Konjunktionen.

---

*) S. Otfrid I. 2, 24. — 3, 21. — II. 3, 25. 31. — Notker Ps. 5, 6. — 8, 3. — 13, 3.

Ende des ersten Bandes.







